Am. A. 2417

<36634382760019

<36634382760019

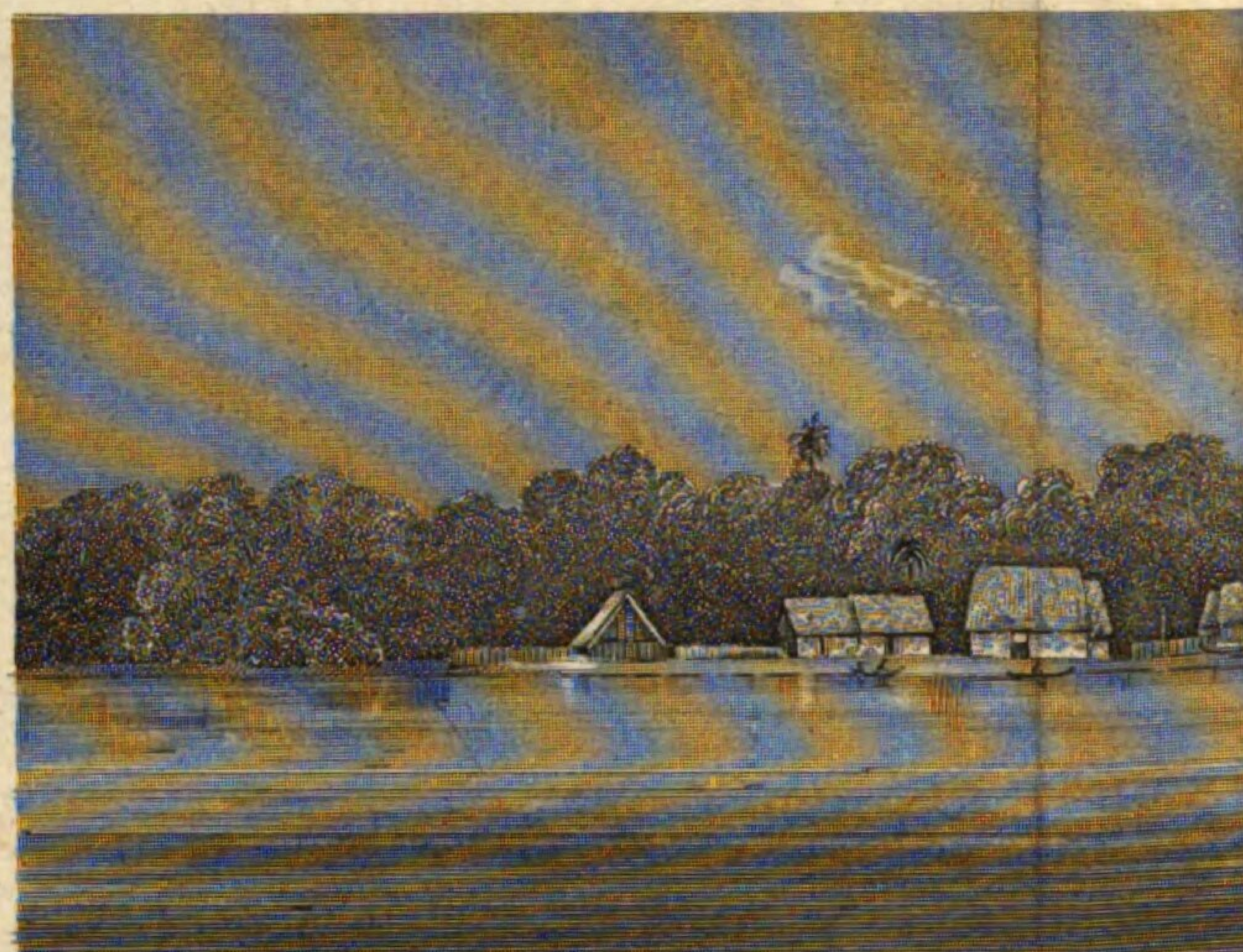
Bayer. Staatsbibliothek

erh. 26.3.65

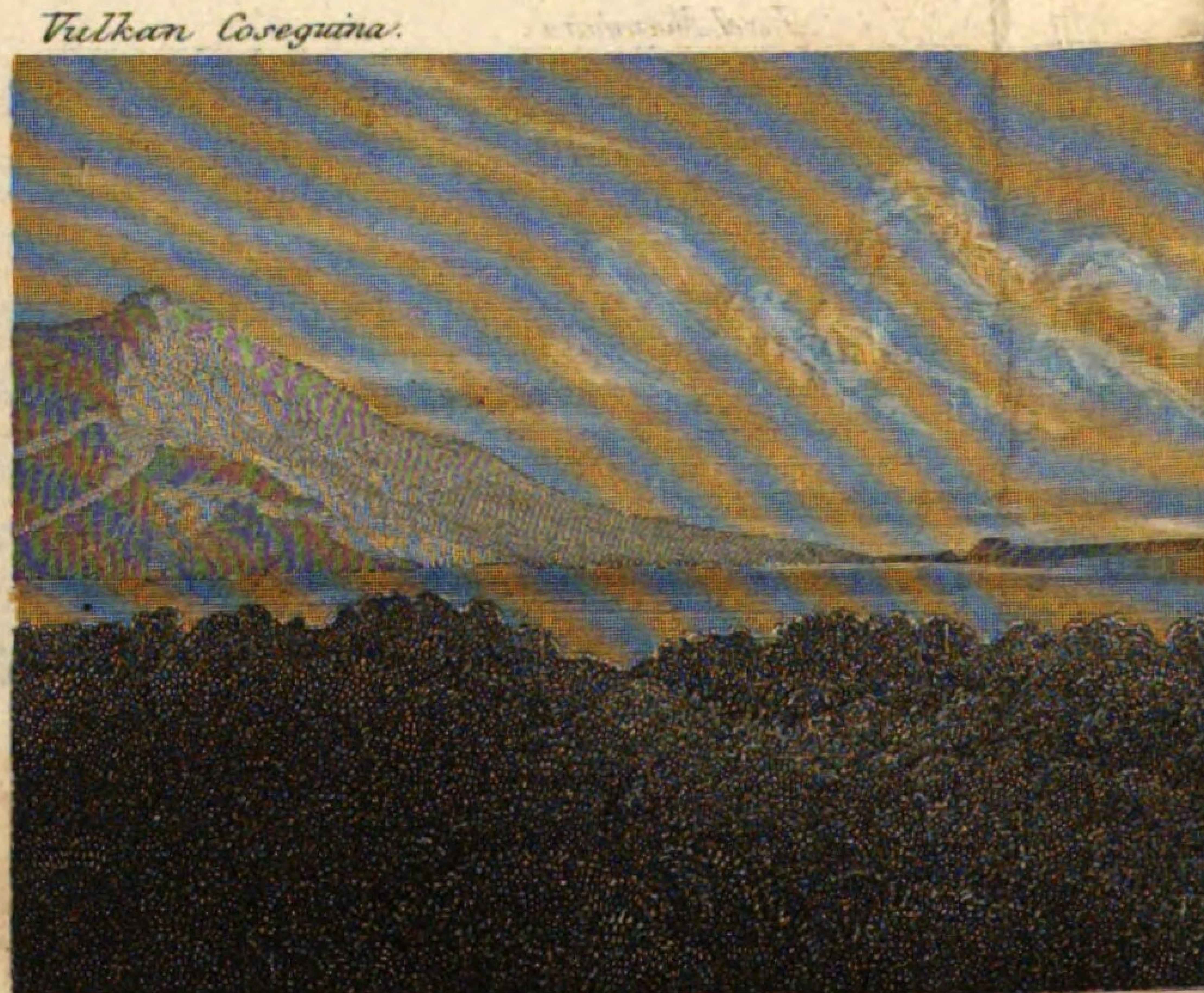
Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Squier
Nicaragua

91G



Vulkan Coseguina.



DER

CENTRALAMERIKANISCHE STAAT

NICARAGUA

IN BEZUG AUF

SEIN VOLK, SEINE NATUR UND SEINE DENKMAELER.

NEBST

EINER AUSFÜHRLICHEN ABHANDLUNG

ÜBER DEN PROJECTIRTEN

INTEROCEANISCHEN KANAL.

VON

E. G. SQUIER,

GEWESENEM GESCHÄFTSTRÄGER DER VEREINIGTEN STAATEN BEI DEN CENTRAL-AMERIKANISCHEN REPUBLIKEN.

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN

VON

EDUARD HOEPFNER

UND MIT EINEM VORWORTE BEGLEITET

VON

CARL RITTER.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN UND MEHREN KARTEN.

LEIPZIG,

DYK'SCHE BUCHHANDLUNG.

1854.

Wb/51/741

„Hic locus est gemini ianua vasta maris."

Ovid.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorwort Carl Ritters.

Dass wir dem Wunsche des Herrn Uebersetzers und Verlegers des nachfolgenden Werkes von E. G. Squier über Nicaragua leicht entsprechen konnten, dasselbe mit einem Vorworte zu begleiten, beweiset unsre schon frühzeitige Theilnahme und Werthschätzung der wichtigen von ihm in Nicaragua gemachten antiquarischen Entdeckungen von dort einheimischen Denkmalen der Sculptur, über welche uns der Entdecker selbst, im Jahr 1850, die damals noch ganz frischen Nachrichten zusandte, und welche wir zuerst in den Sitzungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde veröffentlichten, worauf sie dann auch in ihren Monatsberichten — Neue Folge, 8. Band, Berlin 1851, S. 15—22 — gedruckt worden sind. Seitdem ersc..en das vollständig ausgearbeitete Werk des Herrn Verfassers, 1852 in 2 Bänden, in New York wie in London, von welchem hiermit eine vollständige deutsche Uebersetzung geboten wird, die um so erfreulicher sein muss, da das kostbare Originalwerk doch nur wenige Verbreitung gewinnen konnte, die gewissenhaft gearbeitete Uebersetzung aber mit dem ganzen Apparat an inhaltreichen Kupfertafeln, in den getreuesten Kupferstichen und Lithographien Landkarten, Landschaften und Denkmale aller Art darstellend, nun eine allgemeinere Verbreitung und Kenntnissnahme seines Inhaltes möglich machen wird. Dieser Inhalt ist nicht nur sehr reichhaltig in jeder Hinsicht zu nennen, sondern auch dem grössten Theile nach ganz neu, indem er ein fast unbebaut gebliebenes Ländergebiet Centralamerika's, das selbst A. von Humboldt auf seiner peruanischen und mexicanischen Reise nicht hatte berühren können, dadurch fast nach allen Seiten in einem hellern Lichte als zuvor aus dem Dunkel einer langen Nacht hervorhebt, aus der uns öfter ganz dämonische Gestalten einer beginnenden Entwickelung von Urvölkern entgegentreten, deren Idole bis dahin vergraben geblieben.

Der Herr Verfasser, als Geschäftsführer der Unionsstaaten bei den Republiken Centralamerika's, wo er zugleich das politische Interesse seiner Heimat zu vertreten hatte, und damit eine genauere Untersuchung der möglichen Communicationslinien beider Oceane durch die Gewässer des Nicaragua, an denen die Union so lebhaften Antheil nimmt, zu verbinden wusste, konnte durch seinen längern Aufenthalt auf jenem Gebiete fruchtbarere Resultate für die umfassendere Kenntniss jener Landschaften und ihrer Bevölkerungen gewinnen, als diess

nur flüchtigen Reisenden möglich war. Man findet daher bei ihm in jeder Hinsicht befriedigende Nachrichten über die Natur des Landes, das so merkwürdig durch seine vulkanischen Erscheinungen ist, wie durch seine Seebecken, durch seine theilweise ungemeine Fruchtbarkeit, wie seine theilweise Zerstörung durch plutonische Gewalten, die, wie der geistreiche Maury bemerkt, vielleicht, wie diess im Lande der alten Etrusker der Fall war, nicht ohne Einfluss auf die düstere Mythologie ihrer Unterwelt und die Grausen erregenden Gestalten ihrer Idole gewesen sein mögen.

Die Volkszählung vom Jahr 1846 gibt nebst den daran geknüpften Nachrichten über die Verschiedenheiten der Bevölkerung, nach Abstammung, Civilisation, Lebensart, und Völkerstämmen einheimischer Racen, nach ihren Sprachen, Gestaltungen und Gebräuchen, wie der eingewanderten Fremdlinge sehr lehrreiche und wichtige Originalberichte. Der vernichtende und entmarkende Einfluss der Priesterschaft und ihr selbst durch Lüge und Betrug verschuldeter Verfall tritt daraus lehrreich für die jüngern verwirrten Zustände jener politisch zerrissenen Ländergebiete, statt ihnen Segen gebracht zu haben, deutlich hervor, und um so fester wurzelte der alte verfolgte heidnische Glaube, der sich in seinen alten Ceremonien und Festgeprängen durch Gewalt der Beherrscher höchstens nur in eine christlichscheinende Masquerade umwandeln liess, deren Hintergrund immer noch der Schrecken vor den alten Götzen und der Glaube an Montezuma geblieben, der ihnen noch nicht gestorben, sondern geheimnissvoll fortlebt. Ihre sehr eigenthümlichen, oft colossalen, oft sehr rohen, öfter auch nicht unkünstlichen, in harten Basalt gearbeiteten Idole, wie sie unter andern um die Teocallis, gleich Pandämonien, auf den Inseln des Nicaragua-Sees aus der Erde gegraben wurden, führen auf das anschaulichste in das innere schauerliche Leben jener dort einheimischen Völkerstämme zurück, wie es ihnen aus den Zeiten der Tolteken und Azteken überkommen, von denen, wie von andern indianischen Ur-Racen abzustammen, manches lehrreiche Datum, mancher Fingerzeig, manche Vermuthung von dem Verfasser angegeben wird. Zu einer Vorgeschichte Amerika's, zumal des Verhältnisses seiner Civilisation auf dem Isthmus welcher den Norden und Süden des Erdtheils durch seine Bevölkerungen erst in Verbindung bringt, ist das Werk ein unentbehrlicher, reichhaltiger Beitrag, der Jedem dem die Geschichte der Menschheit am Herzen liegt zu wichtigen Betrachtungen die Anregung und Veranlassung geben kann.

Berlin im Nov. 1853. Carl Ritter.

Vorrede des Verfassers.

Der Charakter eines beglaubigten Repräsentanten der Vereinigten Staaten, in welchem ich Nicaragua besuchte, machte mich zum Zeugen vieler ausserordentlicher Beweise von Achtung und Zuneigung zu meinem Vaterlande und liess mich zahlreiche und ausgezeichnete private und öffentliche Aufmerksamkeiten empfangen. Er gab mir auch Gelegenheit, das Land in einem sehr günstigen Lichte zu sehen, überall belebt von freudigen und begeisterten Versammlungen, welche die Erscheinung eines Gesandten der grossen Republik des Nordens mit leidenschaftlichen Hoffnungen auf ihres Vaterlandes künftigen Ruhm und künftiges Heil erfüllte. Da es nun mein Zweck ist, ein treues Gemälde nicht nur von dem Lande, sondern auch von dem Charakter, der Lage und den Beziehungen des Volks zu geben, so habe ich kein Bedenken getragen, viele Scenen und Begegnisse zu erzählen, in denen ich als Mann der Oeffentlichkeit vorzügliche Beweise von Gunst empfing. Dem verständigen Leser kann ich mich in diesen Schilderungen unbesorgt vor Missdeutung anvertrauen; ich bin aber sogar bereit, den Vorwurf der Eitelkeit auf mich zu nehmen, wenn es mir nur damit gelingt, im Herzen des amerikanischen Volks eine wahre Sympathie für ihre aufrichtigen aber unglücklichen Freunde und Verbündeten in Centralamerika zu erwecken, oder, wenn auch nur in schwachem Grade, dazu beizutragen, unsrer Nation die grosse Wahrheit einzuprägen und die Uiberzeugung beizubringen, dass der Vereinigte-Staaten-Bund das naturgemässe Haupt der grossen amerikanischen Familie und dass es seine Pflicht gegen Gott und Menschen ist, den zu Boden gedrückten und ringenden Republiken Centralamerika's seinen Rath zu ertheilen, sein ermuthigendes Wort zuzurufen und seine helfende Hand zu reichen.

Bei aller Breite aber, die ich in diesen Beziehungen mir zu geben mich nicht gescheut habe, giebt es doch eine Menge Dinge, die ich aus begreiflichen Gründen nicht mittheilen darf, während ein nichtofficieller Reisender, ohne damit anzustossen, ihrer gedenken und seine Bemerkungen darüber machen könnte. Ich kann daher in dem vorliegenden Buche nur einen sehr beschränkten Gebrauch von meinem Tagebuche

machen, das, welches auch sein zukünftiger Werth zur Erlaüterung der Uibergangsperiode des fraglichen Landes sein mag, nothwendiger Weise reich ist an Bezugnahmen auf politische Verhandlungen und Ereignisse, über die zu sprechen nicht meine gegenwärtige Absicht ist, sowie auf Personen, deren Namen hier zu nennen weder zart noch passend sein würde.

Ich habe mein Werk in fünf Theile oder Abtheilungen eingetheilt, nämlich in:

I) eine geographische und topographische Schilderung Nicaragua's und der übrigen Staaten Centralamerika's, mit Bemerkungen über ihr Klima, ihre landwirthschaftlichen und mineralischen Producte und ihre allgemeinen Hilfsquellen.

II) einen Reisebericht über meinen Aufenthalt in Nicaragua, enthaltend Nachrichten in Betreff meiner Nachforschungen nach seinen alterthümlichen Denkmälern, Bemerkungen über das Volk, dessen Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise, landschaftliche Schilderungen u. s. w. Dieser Reisebericht hätte bedeutend erweitert werden können; man meint aber, dass er genug enthalte, um den Leser in den Stand zu setzen, sich von der grossen Naturschönheit des Landes und dem Charakter und der Lage seines Volks eine sehr genaue Vorstellung zu bilden.

III) eine Schilderung der Geographie und Topographie Nicaragua's in Bezug auf den projectirten interoceanischen Kanal; eine historische Skizze der verschiedenen dieses Unternehmen betreffenden Verhandlungen, wie auch Betrachtungen über dessen wahrscheinliche commercielle und politische Folgen. Hier habe ich ohne Furcht, ohne Rückhalt und ohne alle Absicht, den eigennützigen Zwecken Irgendjemandes dienstbar zu sein, gesprochen. Ich meine, dass das beabsichtigte Werk von der allerhöchsten Bedeutung für unser Land ist, das von jedem Flecken blosser Speculation frei gehalten und von Denen, die sich daran betheiligen wollen, mit vollster Ehrlichkeit unternommen werden sollte. Jede Versündigung in diesem Betracht ist ein Verrath an den Interessen sowohl Nicaragua's als der Vereinigten Staaten, die der öffentlichen Verurtheilung preiszugeben Pflicht jedes Amerikaners sein würde. Auf die im Allgemeinen und in allen wichtigen Beziehungen vollständige Genauigkeit der in diesem Theile enthaltenen Thatsachen kann man sich verlassen. Sollten doch etwa einige Irrungen vorkommen, so möge man eingedenk sein, dass meine Untersuchungsmittel unvollkommen waren und dass ohne wirkliche und detaillirte Messungen immer nur eine annähernde Genauigkeit zu erlangen ist.

IV) Bemerkungen über die Urbewohner des Landes mit solchen sowohl eignen als zusammengetragenen Mittheilungen über ihre geographische Vertheilung, ihre gegenseitigen Beziehungen, Sprachen, Ein-

richtungen, Sitten, Gebraüche und Religion, die zur genauen Bestimmung ihrer ethnischen Stellung den andern halbcivilisirten Urvölkern dieses Continents gegenüber dienen werden.

V) einen Abriss der politischen Geschichte Centralamerika's seit dessen Losreissung von Spanien. Vor 1839 bildete Nicaragua ein Glied der Republik Centralamerika. Im genannten Jahre löste sich die Republik auf. Die Geschichte Nicaragua's ist aber sowohl vor als seit diesem Ereignisse auf eine so innige Weise mit derjenigen des Gesammtlandes verknüpft, dass ihre gesonderte Betrachtung unmöglich ist. Ich war daher genöthigt, einen Abriss der Geschichte des ganzen Landes zu geben, um die Ursachen zu zeigen, welche den fraglichen Staat in seine gegenwärtige unglückliche Lage gebracht haben. Zwar sind einige der hervorragendsten Helden in dem politischen Drama, dessen Schauplatz Centralamerika gewesen ist, noch am Leben; wie sehr ich aber auch bedauere, ihre Politik vor Gericht gezogen und ihre Grundsätze öffentlich gebrandmarkt zu haben, so bedauere ich doch noch mehr, dass diese Strenge von jeder Rücksicht auf Wahrheit und Unparteilichkeit gefordert ward. Dessenungeachtet habe ich Beziehungen auf Personen, auf lebende oder todte, so viel wie möglich gemieden und mich auf eine allgemeingehaltene Erzählung der Ereignisse beschränkt. Es würde eine sehr belehrende Arbeit sein, diese Skizze zu vervollständigen und das Wirken der Ursachen, die zur Vernichtung der centralamerikanischen Republik führten, genau aufzuzeigen — eine Arbeit, die zu übernehmen ich wohl selbst mich entschliessen dürfte, im Fall sie nicht von tüchtigern Händen ausgeführt werden sollte. Wenn es mir aber in dieser Skizze gelungen ist zu zeigen, dass die Zerrissenheit in den spanisch-amerikanischen Republiken nicht sowohl den sinnlosen Leidenschaften ihres Volkes, als vielmehr fremder Einmischung und den das Volk umgebenden ungünstigen Bedingungen zuzuschreiben ist und dass es in ihnen allen, insbesondere aber in den centralamerikanischen, eine grosse Masse hingebender, patriotischgesinnter und liberaler Männer giebt, die, um die Grundsätze der Selbstregierung und freier Institutionen zu retten, wider des Volkes Unwissenheit und Aberglauben und wider die Ränke und die gewissenlose Politik der Monarchisten und Oligarchisten daheim und im Auslande ankämpfen und die Unterstützung und Ermuthigung unsers Volks und unserer Regierung verdienen und sie erhalten sollten, — wenn, sage ich, mir diess zu zeigen gelungen ist, werde ich die Genugthuung haben, den Zweck erreicht zu haben, den ich im Auge hatte, als ich mit Ausschliessung anderer Materien von vielleicht allgemeinerem Interesse an die Ausarbeitung dieser Skizze ging.

Es war meine ursprüngliche Absicht, in der Form eines Anhangs Nachrichten über den unter dem Namen der „Mosquitoküste“ berufen

gewordenen Theil Nicaragua's mit aufzunehmen, wie auch über dessen rohe Bewohner, die Beziehungen Grossbritanniens zu ihnen, die Ansprüche, welches letzteres zu ihren Gunsten erhoben, und die Angriffe, die es, unter dem Vorwande jene zu schützen, gegen einen schwachen und harmlosen Staat verübt hat. Nicht minder hatte ich mir vorgenommen, die politischen Beziehungen zwischen Nicaragua und den Vereinigten Staaten seit den letzten drei Jahren, sowie den gegenwärtigen Stand derselben in Kürze darzustellen. Aber diese beiden Gegenstände schliessen Dinge von persönlichem und polemischem Charakter in sich und möchten zu Erörterungen führen, die ich im vorliegenden Werke hervorzurufen keine Neigung habe. Sollten Umstände oder Selbstrechtfertigung es erheischen, so werden sie in einer andern und wahrscheinlich geeignetern Form ihren Weg vor das Publikum finden.

Die im gegenwärtigen Werke enthaltenen Karten, Pläne u. s. w. sind von meiner eignen Hand, während die Illustrationen grösstentheils nach Originalzeichnungen des Herrn James M'Donough sind, der mich als Künstler nach Centralamerika begleitete. Es sind treue Copien nach der Natur, bei denen man mehr auf Genauigkeit als künstlerischen Effect gesehen hat.

In den Kapiteln von den Urbewohnern Nicaragua's habe ich ein von Herrn Julius Fröbel erhaltenes kurzes Verzeichniss von Wörtern aus dem District Chontales mitgetheilt (s. S. 484), die ich vermuthungsweise c h o n d a l i s c h genannt habe. Seit diese Kapitel dem Drucke übergeben wurden, habe ich einen Aufschluss darüber erhalten, der auf bündige Weise zeigt, dass diess die Sprache der W o o l w a - Indianer ist, die an den Quellen des Rio Escondido oder dem Blewfields-Flusse ihre Sitze haben.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung 1—32

Kap. 1. Centralamerika. Seine Geographie, Topographie, sein Klima u. s. w. 1

Kap. 2. Nicaragua. Seine Grösse, seine Bodengestaltung, sein Klima, seine Bevölkerung, seine Producte, Mineralien, Häfen u. s. w. . . 14

II. Reise durch Nicaragua 33—406

Kap. 1. Die Brigg „Francis" — Abreise von Neuyork— Santo Domingo — Die Küste Centralamerika's — Monkey Point — Scharfsinnige Vermuthungen — Ein nackter Pilot — Beinahe ein Schiffbruch — San Juan de Nicaragua — Musik des Ankertaues — Ein ceremoniöser Officiant — Uibergabe eines Empfehlungsbriefs — Wieder festes Land — *Naguas* und *Guipiles* — Die Stadt und ihre Lagune — Schlangen und Alligators — Praktische Gleichheit — Ein siecher Polizeidiener — Der britische Generalconsul für die Mosquitoküste — Unser Haus in San Juan — Eine Emeute — Die Schweine und die Polizei — Ein Vicomte auf einem Baumstumpf — Eine Serenade — Mosquito-Indianer — Ein Bild urzuständlicher Einfachheit 33

Kap. 2. Der Hafen San Juan de Nicaragua; seine Lage; sein Klima; seine Bevölkerung; die Haüser seiner Einwohner; seine Insecten; die Nigua, der Skorpion u. s. w.; seine Exporten und Importen; seine politische Lage; seine gegenwärtige und zukünftige Bedeutung; seine Besitzergreifung durch die Engländer u. s. w. — Mündung des Flusses San Juan — Die Colorado-Mündung — Der Taura — Beschiffung des Flusses — Bongos und Piraguas — Los Marineros — Entdeckung und früheste Geschichte des Hafens San Juan 47

Kap. 3. Die Magnaten von San Juan — Kapitän Samuel Shepherd — Königliche Verleihungen — Aergerliche Verzögerungen — Grossartige Abfahrt — Einfahrt in den Fluss San Juan — Das Entkleiden der Ruderer — Charakter des San Juan — Der Juanillo — Ein uralter Halteplatz — Die Bongos, deren Mannschaft und Vorräthe — Mahlzeiten — *Esprit de corps* unter den Bootsleuten — Das Gebet — Närrische Einfälle — Medio — Unsre Einrichtung auf dem Boote — Eine Nacht auf dem Flusse — Morgen-Scenen und -Eindrücke — Das Leben auf dem Bongo — Die Colorado-Mündung — Aenderung der Landschaft — Die Iguana — Eine einsam gelegene Pflanzung — Tropische Bequemlichkeit — Der Rio Serapiqui — Gefecht zwischen den Nicaraguanern und Engländern — „Ein glorreicher Sieg" — Der Rio San Francisco — Remolino Grande — Pittoreske Flussansichten — Die Hügel und der Pass von San Carlos — Gewitter — Die Machuca-Stromschnelle — Melchora-Indianer — Stromschnelle des Mico und Los Valos — Stromschnelle des Castillo — Insel Bartola — Wegnahme durch Lord Nelson — Das „Castillo Viejo" oder

Seite

Alte Castell San Juan — *„A Dios California!“* — Besteigung der Ruinen — Starke Werke — Wegnahme des Forts durch die Engländer im Jahre 1780 — Fehlschlagen der Expedition gegen Nicaragua; ein Stück Geschichte — Fahrt durch die Stromschnellen des Castells — Neuer Anblick des Flusses — Ein schwarzer Adler — Neunzig Meilen in sechs Tagen — Das Fort San Carlos — Der grosse Nicaragua-See — Landung bei San Carlos — Der Commandant — Herzlicher Willkommen — Neue Scenen — Alte Aussenwerke — Aussicht vom Fort — Der Rio Frio — Die Guatosos-Indianer — Ein Paradies für Alligators und einige gute Gewohnheiten derselben 56

Kap. 4. San Carlos — Diner beim Commandanten — Bekanntwerden mit den „Tortillas“ und „Fréjoles“ — Eine Siesta — Nachrichten von der versuchten Revolution — Wie es dem Commandanten nach unsrer Abreise erging — Abreise unter militärischen Salven — Anblick von San Carlos vom See aus — Fahrt auf dem See — Kartenspiel — Prachtvoller Sonnenuntergang — Ein Sturm um Mitternacht — San Miguelito und das „Bad der Najaden“ — Urzuständliche Einfachheit — Ein Tag auf dem See — El Pedernal — Ein Bad mit Alligators — Ein *„Empacho“* — Ein medicinisches Experiment und dessen grosser Erfolg — Zweite Nacht auf dem See — Die Vulkane Momobacho, Ometepec und Madeira — Vulkanische Natur — Die Küste von Chontales — Unsre Mannschaft über Politik — *„Timbucos“* und *„Calandracas“* oder ein Blick auf Parteiungen — Ankunft bei den „Corales“ — Mittheilungen über dieselben — Beunruhigende Nachrichten — Ein Kriegsrath — Vertrauen auf die Flagge der Vereinigten Staaten — Die Insel Cubi — Fernere Nachrichten und Wiederkehr des *„Empacho“* — Fernsicht von Granada — Unser Toilettemachen — Bienen — Landung am Fusse des zerfallenen alten Forts von Granada — Wie man hier landet — Aufregung unter der gaffenden Menge — Eintritt in die Stadt — Das verlassene Kloster San Francisco — Die Haüser der Einwohner — Erste Eindrücke — Soldaten und Barricaden — Gedrängtvolle Strassen — Señor Don Frederico Derbyshire — Unser Wirth — Ein Willkommen — Officielle Höflichkeiten — Unsre Wohnung — Erste Nacht in Granada . . . 78

Kap. 5. Empfangstag — Allgemeine Achtung und Bewunderung für die Vereinigten Staaten — Ein Abendritt — Der Hauptplatz — Kirchen — Hospital — Jalteva — Das verlassene Stadtviertel — Traurige Folgen des Parteikampfes — Das Arsenal — Natürliche Vertheidigungswerke der Stadt — Der Campo Santo — Ein Exdirector und seine Hacienda — Das Ufer des Sees bei Abend — Das Alte Castell — Das Abendgebet — Ein Abendbesuch bei den Señoritas — Eine Oper unter Orangenbaümen — *„Alerta“* und *„Quien vive?“* — Die Granadinerinnen zu Hause — Eine Episode über Frauen und Tracht — Herr Estivens — *„Los malditos Ingleses“* — Eine Antiquitätensammlerin — „Cigaritos“ — Indianische Mädchen — Landleute — Ein amerikanischer „Medico“ — Edle Gastfreundschaft gegen Fremde — Die Strassen von „Facciosos“ unsicher gemacht — Ein zurückgewiesener Amerikaner — Erwarteter Sturmangriff auf die Stadt und patriotischer Entschluss „unter dem amerikanischen Banner zu sterben“ — Eine Bemerkung über Pferde und Sättel — Besuch der Cacaopflanzungen „Las Malaccas“ — Der Cacaobaum — Phantasien — Beinahe ein Abenteuer — Arge Enttaüschung — Somoza, der Raüberhauptmann — Unsre Rüstkammer — Fieberhafte Aufregung des öffentlichen Geistes — Leben unter den Tropen — Ein erschrockner Amerikaner, welcher „Somoza gesehen,“ und seine Erzählung von diesem Zusammentreffen — Somoza's Liebe für die Amerikaner — Gute Nachrichten aus Leon — Anrücken des Obergenerals und eine bewaffnete amerikanische Escorte — Stand der öffentlichen Angelegenheiten — Proclamation des Oberdirectors — Regierungsdecrete — Officielle Bekanntmachungen und öffentliche Anreden — Wiefern sie den allgemeinen Geist zeigten — Nicaraguanische Rhetorik — Entschiedene Massnahmen zur Bewältigung der Insurgenten — Allgemeiner Aufruf zu den Waffen — Kriegsgesetz — Art der Bekanntmachung eines *„bando“* — Grosse Vorbereitungen zum Empfange des Obergenerals und seiner „Veteranos“ — Keine weitere

Seite

Furcht vor den „Facciosos" — Ein halsbrechender Ritt nach der „Laguna de Salinas" — Ein vulkanischer See — Hinabsteigen nach dem Wasser — Wie kamen Alligators hierher? — Der „Aguardiente" des Landes nicht zu verachten — Rückkehr nach der Stadt — Eine religiöse Procession — Die Hostie — Zunehmende Toleranz des Volks — Rüstungen für den morgenden Tag 95

Kap. 6. Entdeckung Nicaragua's im J. 1522; Gil Gonzalez de Avila und sein Einmarsch in das Land; landet bei Nicoya; erreicht Nicaragua und hat eine Zusammenkunft mit dessen Kaziken; wird scharf ausgefragt; marschirt nach Dirianga, wo er erst aufgenommen, dann aber angegriffen und zum Rückzug gezwungen wird; Einiges über die Urbewohner; ihr Reichthum; Ankunft des Francisco Hernandez de Cordova; er unterwirft das Land und gründet die Städte Granada und Leon; Rückkehr des Gonzalez; Zwistigkeiten zwischen den Eroberern; Pedro Arias de Avila der erste Gouverneur von Nicaragua; sein Tod; Roderigo de Contreras wird sein Nachfolger; sein Sohn Hernandez de Contreras empört sich wider Spanien; sinnt auf die gänzliche Unabhängigkeit des ganzen spanischen Amerika am stillen Meere; es gelingt ihm, Nicaragua zu erobern; er segelt nach Panama; erobert es; marschirt auf Nombre de Dios, stirbt aber unterwegs; Fehlschlagen seines kühnen und gigantischen Plans; nachfolgende Einverleibung Nicaragua's in das Vicekönigthum Guatemala — Die Stadt Granada im J. 1665 nach Thomas Gage, einem englischen Mönche; Nicaragua „Mohammeds Paradies" genannt; die Bedeutung Granada's zu jener Zeit; es wird 1668 von den Piraten angegriffen; wird niedergebrannt; ihre Erzählung davon; die Lage Granada's; Vorzüglichkeit dieser Lage; Bevölkerung; Handel; fremde Kaufleute; künftige Wichtigkeit — Der Nicaragua-See; seine Entdeckung und Erforschung; interessante Mittheilungen über ihn vom Chronisten Oviedo, geschrieben im J. 1541; sein Abfluss von Kapitän Diego Machuca entdeckt; die wilden Thiere an seinen Ufern; die Laguna von Songozana; Haifische im See, ihre Raubgier; vermeintliche Ebbe und Fluth im See; Erklärung dieses Phänomens 119

Kap. 7. Fortsetzung des Reiseberichts — Ankunft des Obergenerals — Die Armee — Feuerwerke bei hellem Tage — Gefangene — Zusammenkunft mit General Muñoz — Ankunft der californischen Escorte — „*Piedras antiguas*" — Der Stein mit dem Munde — „*El Chiflador*" — Andere Antiquitäten — Rüstungen zur Abreise — Karren und „*carreteros*" — Aergerliche Verzögerungen — Abreise — Wie ich unterwegs statt eines schlechten Maulthiers ein gutes Pferd erhielt — Fernansicht der Seen — Waldes-Freiheit — Ankunft zu Masaya — Grosser Einzug — Oeder Marktplatz — Eine militärische Hinrichtung — Eine „*Posada*" — „*Hijos de Washington*" — Der getaüschte Stadtrath — Wir entgehen einer Ovation — Strasse nach Nindiri — Anrede an Nindiri — „*Algo fresco*" — Die Umgebung des Vulkans Masaya — „*Mal Pais*" — Lavafelder — Ansicht des Vulkans — Seine Ausbrüche — „*El Infierno de Masaya*" — Oviedo's Bericht von seinem Besuche auf ihm im J. 1529 — Seine Thätigkeit zu jener Zeit — Der Hinaufweg — Der Krater — Das alte Weib vom Berge — Das Hinabsteigen des Mönchs Blas Castillo in den Krater 130

Kap. 8. Herrliche Landschaft — „*Relox del Sol*" — Ein Schreck; sein possierliches Ende — Ferne Glocken — Don Pedro Blanco — Managua — — Abermaliger grossartiger Einzug — Unsre Wohnung — Abendessen — Wie wir zu Löwen des Tages werden — Wirkungen des Aguardiente — Ein „*obsequio*" oder Fackelaufzug zu Ehren der Vereinigten Staaten — Ein Nationalgesang — Die Nacht mit ihren Flöhen — Der 4. Julius und ein patriotisches Frühstück — St. Jonathan — Abschied von Managua — Matearas — Privilegien eines „Compadre" — Der Managua-See — Prachtvolle Aussicht — Der Vulkan Momotombo — Ein einsamer Ritt — Geologische Verlegenheit — Nagarote — Die Posada — Verstossene Maulthiere — Ein kranker Californier — Bei einem Padre zum Abendessen — Die Santa Anita — Wirkungen eines Stückchens gestempelten Papiers — Ein Gewitter im Walde — Pueblo Nuevo — Fünf Töchter in Atlasschuhen — Ungestörter Schlaf — Wir nahen uns Leon — Ajusco — Ein

Seite

Zauberthal — Die grosse Ebene von Leon — Ein poetischer Anflug — Zusammentreffen mit dem amerikan. Consul — Eine Verlegenheit — Cavalcade zu unserm Empfange — Republikanische Einfachheit — Das Kloster — Eine Metamorphose — Der Bischof von Nicaragua — Forrest, Miss Clifton, Herr Clay — Kritik der Redekunst — Neun Vulkane in einer Reihe — Anblick der grossen Kathedrale aus der Ferne — Die Stadt — Grossartige Ehrenbezeigungen — Der Hauptplatz — Pantomimische Ansprache und Antwort — Die gütigen Damen Leons — Das Haus des amerikanischen Consuls — Ende der Feierlichkeiten — Wir wünschen uns Glück dazu — Eine Serenade — Kriegerischer Anblick der Stadt — Vorkehrungen der Regierung gegen mögliche Ruhestörungen . . . 149

Kap. 9. Die Stadt Leon — Ursprünglich an den Ufern des Managua-Sees erbaut — Ursache ihrer Verlegung — Ihre gegenwärtige Lage — Die Wohnungen ihrer Einwohner — Baustyl — Verwüstungen im Gefolge der Bürgerkriege — Oeffentliche Gebaüde — Die grosse Kathedrale — Ihre Bauart; ihr Inneres; prachtvolle Aussicht vom Dache — Das Zimmer der Bischöfe — Die Universität — Der bischöfliche Palast — Das Regierungsgebaüde — Das „*cuartel general*“ — Die Kirchen La Merced, Calvario, Recoleccion — Das Hospital Juan de Dios — Steinerne Brücke — Das indianische Stadtviertel Subtiaba — Leons Bevölkerungsstand — Die Indianer vorherrschend — Stammesunterschied — Vermischte Racen — Leons Gesellschaft — Die Frauen; ihre Tracht — Gesellige Zusammenkünfte; die „Tertulia“ — Bälle — Nationale Tänze — Persönliche Reinlichkeit des Volks — Allgemeine Mässigkeit — „*Aguardiente*“ und „*Italia*“ — Nahrung — „*Tortilla*“ — „*Fréjoles*“ — Pisangs — Die Märkte — Ursprüngliche Landesmünze — Mahlzeiten — Kaffee, Chocolade und „*Tiste*“ — Confecte — Leons Handel 171

Kap. 10. Die Umgebung von Leon — Das Bischofs-Bad — „Fuente de Ajusco“ — „Cerro de los Americanos“ — Ein militärischer Ball und ein civiles Diner — General Guerrero — Officieller Besuch von Seiten der indianischen Municipalität von Subtiaba — Simon Roque — Ein Geheimniss — Ansprache und Antwort — Erwiederter Besuch — Der Cabildo — Ein leerer Schatz — „Subtiaba, leal y fiel“ — Königliche Patente — Sie sind ein Wörterschatz — Eine „Décima“ — Die Indianer Nicaragua's; Körperbau; Hautfarbe; Gemüth; Tapferkeit; Gewerbfleiss; Geschick in den Künsten — Baumwollenfabrikation — Ursprüngliche Art des Spinnens — Die Purpurfarbe — Petates und Hängematten — Töpferarbeiten — „Aguacales“ und „jícaras“ — Tracht — Schmuck — Satzungen der Ureingebornen — Die Eroberung Nicaragua's — Abscheulichkeiten an den Indianern verübt — Gegenwärtige Lage der Indianer — Der Erfolg von Somoza's Aufstand — Die Schlachten von Obraje und San Jorge — Somoza's Gefangennehmung und Hinrichtung — Gemässigte Politik der Regierung — Rückkehr des General Muñoz — Denkmünzen — Friedensfest — Neue Procession — Ein schwarzer Heiliger 183

Kap. 11. Antiquitäten — Alte Statue auf dem Hauptplatze — Denkmäler auf der Insel Momotombita im Managua-See — Entschluss sie zu besuchen — Der Padre Pablo — Pueblo Nuevo und unsre alte Wirthin — Ein Nacht-Ritt — „Hacienda de las vacas“ — Eine Nacht unter den „vaqueros“ — Der See — Unser Bongo — Besuch der heissen Quellen des Momotombo — Versuch, eine der „infernales“ des Vulkans zu erreichen — Furchtbare Hitze — Aufgeben des Versuchs — Oviedo's Bericht von dem Vulkan — „Punta de los pájaros“ — Momotombita — Furcht vor Klapperschlangen — Die Denkmäler — Unser Entschluss, das grösste fortzuschaffen — Ein Skorpionennest — Angst unsrer Mannschaft — Schwere Arbeit — Wie wir das Götzenbild zu Schiffe brachten — Vortreffliche Wirkung des Aguardiente — Noch mehr „piedras antiguas“ — Die Insel einst bewohnt — Vermeintlicher Dammweg nach dem festen Lande — Eine gefährliche Nacht-Reise — Schwieriges Landen — Der Skorpionentanz — Eine Fusswanderung im Walde — Die „hacienda de las vacas“ abermals — Karges Abendessen — Rückkehr nach Leon — Das Götzenbild via Kap Horn nach Washington gesandt — Ein befriedigter Padre — Götzenbilder aus Subtiaba — Monströse Köpfe — Besuch eines alten

Seite

Tempels — Fragmente — Noch mehr Götzenbilder — Indianischer Aberglaube — „El Toro" — Ein zweibeiniger Blitz — Eine Jagd auf Pferde — Süsse Rache — „Capilla de la piedra" — Die Stätte des Götzenbildes — Der Fray Francisco de Bobadilla — Wie er die Indianer bekehrte — Wahrscheinliche Geschichte meiner Götzenbilder — Die alte Kirche „La Merced de Subtiaba" — Ihre Ruinen — Agarrapatas — Tropische Insecten — Schlangen und Skorpione contra Flöhe und Zecken 197

Kap. 12. Unterhaltungen in Leon — Hahnenkämpfe — Spiel — Stierhetze — „Una sagrada Funcion" — Ein Gedicht und ein Drama — „Una compañia de funámbulos" — Grosse Erwartungen — Ein neues Theater — Die Aufführung — „La Jovena Catalina" und der „excentrische Possenreisser Simon" — „Tobillos gruesos" — Feste und Heiligentage — Das St. Andreasfest — Tanz der Teufel — Höllenmusik — Allerheiligen — Ein Carneval in Subtiaba — Ein jäher Schluss 212

Kap. 13. Ein Ausflug aus Leon — Quesalguaque — Der Estero de Doña Paula — Der Monte de San Juan — Summarisches Verfahren gegen Raüber — „El Tigre," Jaguar oder Onze; Bemerkungen über ihn; wie er gejagt wird — „El Leon" oder Puma — Der „Coyote" — Posultega — Ein Muster von einem Padre — Die „Sobrinas" — Chichigalpa — Schweres Gewitter — Das Gebet — Die Hacienda von San Antonio — Chinandega — El Viejo — Vertrautes Meublement — Ein unternehmender Bürger und sein tragisches Schicksal — Eine Stadt im Verfall — Ein Besuch auf den Haciendas — Eine Indigopflanzung und ein Verwalter — Schöne Aussicht — Die Zuckerpflanzung von San Geronimo — Eine Junggesellenwohnung und ein Hacienda-Leben — Ein Obstgarten — Die Brotfrucht — Zuckermühlen und die Bereitung von Aguardiente — Eine sündhafte Siesta — Besuch von Seiten des Gemeinderaths — Ein Lied — Chinandega bei Tage — Realejo — Sein Hafen — Sein Aufschwung — Die projectirte neue Stadt Korinth — Rückkehr nach Leon 222

Kap. 14. Die Priesterschaft in Nicaragua — Sinkender Einfluss der Kirche — Verbannung des Erzbischofs — Aufhebung der Klöster — Verbot der päpstlichen Bullen — Legitimisirung der Kinder von Priestern — Die drei geraümten Klöster Leons — Der Padre Cartine, der Letzte der Franciscaner — Des Padre's Empfangs- oder Uhrenzimmer; seine Lieblingsthiere; sein Oratorium; seine Privatzimmer; seine Werkstätte — Ein Todtenkopf und seine Geschichte — Die Kirche Recoleccion — Der Padre als Wirth, als Maler, als Onkel, als Heirathsunterhändler — Ein günstiges Omen — Tod des Vicars der Diöcese von Nicaragua — Sein Leichenbegängniss — Eine Leichenrede — Priester-Beredtsamkeit — Allgemeine Leichenfeierlichkeiten — Der Tod als ein Engel des Erbarmens — Begräbnissgebraüche — Die „Capellanías", ihre Folgen und die Politik der Regierung in Betreff derselben — Bigotterie und Aberglaube des Volks — Eine alte Indulgenz — Kraft eines Stossgebets — Sündenvergebung — Bussübungen — Räsonnement über sie — Neue Bussen — Vortheilhafte Verwendung der Sünden — Gutes aus Bösem — System des Padre Cartine — Die Diöcese von Nicaragua und ihr Bischof — Allgemeine Erziehung — Oeffentliche Schulen — Die Universitäten Leon und Granada — Ein trauriges Gemälde 237

Kap. 15. Besuch der Hauptstadt Managua — Gesetzgebende Versammlung; Mittel, eine beschlussfähige Zahl zusammenzubringen — Botschaft der Regierung — Ratification des Vertrags mit den Vereinigten Staaten — — Antiquitäten — Der See Nihapa — Huertas — Scheiderücken — Spuren vulkanischer Thätigkeit — Ein Viehhof — Weite Aussicht — Erloschner Krater — Alte Malereien an den Felsen — Die symbolische gefiederte Schlange — Ein natürlicher Tempel — Aberglaube der Indianer — Der Salzsee — Laguna de las Lavadoras — Ein Eilbote — Das Ufer des Managua-Sees — Uralte Art des Fischfangs — Alte Schnitzelei — Bevölkerung von Managua — Fruchtbarkeit des umliegenden Landes — Kaffee — Bewohner — Besuch des Rio Tipitapa — Sonnenaufgang am See — Heisse Quellen — Ausfluss des Sees — Schlamm und Alligators — Trocknes Flussbett — Der Ort Tipitapa — Ein grämlicher Wirth — Salto de Tipitapa — Abermals heisse Quellen — Steinerne Brücke —

Seite

Ansicht des Landes — Nicaragua- oder Brasilienholz — Viehgehöft Pasquiel — Practischer Communismus — Der Matapalo oder Baumtödter — Landungsplatz und Aestuarium von Pasquiel oder Panaloya — Rückkehr — Tiefe des Managua-Sees — Verbindung zwischen den beiden Seen — Herrschende irrige Ansichten 254

Kap. 16. Zweiter antiquarischer Ausflug — Die Ufer des Managua-Sees abermals — Matearas — Don Henrique's Gevatterin — Eine Amazone — Santa Maria de Buena Vista — Ein „Charakter" im Weiberrocke — „La Negrita und La Blanquita" — Kauf von Buena Vista — Eine Yankee-Idee in einem nicaraguanischen Kopfe — Winke für Speculanten — Reiter-Rausch — Fischer — „Hay no mas" und „está aquí" als Fernbestimmungen — Managua — „Mal Pais", Nindiri und Masaya — Ein Bisschen kalt — Ein hochtrabender Alcalde — Wie man Verschwörer festnimmt — Palmblüthen — Hinabweg nach dem Masaya-See — Merkzeichen von Unglücksfällen — Las Aguadoras — Neue Art der Tiefensondirung — Ungezogene Affen — Traditionelle Gewohnheiten — Oviedo's Bericht von dem See — Sardinas — Der Marktplatz in Masaya bei Abend — Eine Yankee-Uhr — Ein Bisschen kälter — Ein Staats-Schlafzimmer für einen Minister — Alte Kirche — Ausfüllung eines Vocabulariums — „Quebrada de Inscripciones" — Felsen mit Sculpturen; ihr Charakter — Alte Aushöhlungen im Felsen — „El Baño" — Bemalte Felsen von Santa Catrina — Nächtlicher Ritt nach Granada — Die Laguna de Salinas bei Mondschein — Granada im Frieden — Was ist menschliches Glück? — Neue Wohnung und alte Freunde — Ein amerikanischer Matrose — Seine Abenteuer — „Siegen oder sterben" — Zuletzt noch glücklich . . 272

Kap. 17. Besuch der Insel Pensacola — Endeckung von Monumenten — Forschen nach andern — Erfolg — Abreise nach der Insel Zapatero — „La Carlota" — Los Corales — Isla de la Santa Rosa — Eine Nachtreise — Ankunft auf Zapatero — Suchen nach Monumenten — Falscher Schreck — Entdeckung von Statuen — Indianer von Ometepec — Grosse Kraftanstrengung — Weitere Nachforschungen — Toller Tanz — Ein erloschener Krater und ein vulkanischer See — Ein Opferstein — El Cañon — Beschreibung der Monumente und ihr wahrscheinlicher Ursprung — Leben auf der Insel 292

Kap. 18. Rückkehr nach Granada — Ein Ball zu Ehren des „Ministro" — Die Funámbulos — Abreise nach Rivas oder Nicaragua — Schlackenhügel — Das wahnsinnige Mädchen und der braune Samaritaner — Ein Götzenbild an der Landstrasse — Bergseen und fremdartige Vögel — Ein plötzlicher Schlagregen — Wir flüchten zu den „Vaqueros" — Ungastliche Aufnahme — Nacht-Ritt; Dunkelheit und Unwetter — Liebreiche Indianer — Der indianische Pueblo Nandyme — Die Hacienda Jesus Maria — Ein erstaunter Mayordomo — Wie man sich ein Abendessen verschafft — Jicorales — Ochomogo — Der Rio Gil Gonzalez — Der Ort Obraje — Rivas und seine Umgebung — Señor Hurtado — Seine Cacaopflanzung — Die Stadt — Wirkung von Erdbeben und Flintenkugeln — Somoza's Angriff — Wieder ein Amerikaner — Dessen Versuch, auf der Insel Ometepec Baumwolle anzupflanzen — Ermordung seiner Frau — Fehlschlagen seines Unternehmens — Ein Wort über Baumwollen-Politik — Die Alterthümer auf Ometepec — Begräbnissplätze der Urbewohner — Todtenvasen — Uiberreste von Metall — Goldene Götzenbilder — Eine kupferne Maske — Alte irdene Gefässe — Ein Frosch aus Ophicalcit — Krankheit eines meiner Reisegefährten — Der Ort San Jorge — Ufer des Sees — Reiterkunststücke — Geschicklichkeit im Gebrauch der Lanze — Besuch von Potosi — Ein andres merkwürdiges religiöses Uiberbleibsel der Urbewohner — Das Thal Brito — Ein indianisches Landgut — Anbau des Indigo — Das Dorf Brita — Eine herabgekommene Familie und eine verfallene Pflanzung — Eine alte Vase — Bemerkungen über den projectirten Kanal — Meine Rückkehr nach Granada — Depeschen — Ein forcirter Marsch nach Leon 314

Kap. 19. Die Vulkane Centralamerika's; ihre Zahl — Der Vulkan Jorullo — Der Isalco — Die vulkanische Kette der Marabios — Infernales — „La Baila de los Demonios" — Vulkanischer Ausbruch auf der Ebene

Seite

von Leon — Besuch des neuen Vulkans und Entkommen mit genauer Noth — Eine Vulkanstaufe — Ausbruch des Coseguina — Feier seines Jahrestages — Gleichzeitige Erdbeben — Neueste Erdbeben in Centralamerika — Der Vulkan Telica — Der Vulkan Viejo — Unterirdische Lavabetten — Thätigkeit der Vulkane Los Marabios im 16. Jahrhundert — Die Erscheinungen im Gefolge der Erdbeben — Das Erdbeben vom 27. Octbr. 1849 — Vulkanische Merkwürdigkeiten des Landes — Erloschene Krater — Vulkanische Seen — Der Vulkan Masaya oder Nindiri — Hinabsteigen des Fray Blas de Castillo in den Krater desselben — Ausserordentliche Schilderung 335

Kap. 20. Weihnachten — Nacimientos — Die Kathedrale am Weihnachtsabend — Mitternachtsfeier — Ein Schreckschuss — Revolutionsversuch — Kampf auf dem Hauptplatze — Triumph der Ordnung — Zwei Todte — Schmerzliche Scenen — Föderationsplan 351

Kap. 21. Der „Paseo al Mar" — Vorbereitungen dazu — Der Zug dahin — Stegreif-Wohnungen — Indianische Töpfer — Las Salinas — Das Lager — Erste Eindrücke — Contrabanda — Alte Freunde — Das Lager bei Mondlicht — Praktische Spässe — Ein kurzer Alarm — Tanz am Strande — Un Juego — Wohlfeile und romantische Wohnungen — Des Meeres Schlummerlied — Der Morgen — Das Seebad — Regeln des Paseo — Unterhaltungen — Rückkehr nach Leon 357

Kap. 22. Beabsichtigter Besuch in San Salvador und Honduras — Abreise von Leon — Chinandega — Ladrones — Der Kropf — Gigantische Waldbaüme — Der Hafen Tempisque — Der Estero real und seine Umgebung — Ein neues Zollhaus und sein Commandant — Eine Nacht auf dem Estero — Die Fonseca-Bai — Der Vulkan Coseguina — Die Tigerinsel — Der Hafen Amapala — Ansicht von der Insel — Einfahrt in die Bai — Sacate grande — Beunruhigende Nachrichten aus Honduras — Englische Befestigungen — Umfang, Vortheile und Bedeutung der Bai — Abreise nach dem Schauplatze des Krieges 366

Kap. 23. Abreise nach San Lorenzo — Morgenscenen — Neue Cavalcade — Eine Hochebene — Leben inmitten von Revolutionen — Nacaome — Militärischer Empfang — General Cabañas — Ein Alarm — Unterhandlungen — Britische Einmischung — Ein Waffenstillstand — Aussichten auf gütlichen Vergleich — Revue bei Abend — Das Militär — Ein Nacht-Ritt — Rückkehr nach San Lorenzo 378

Kap. 24. La Union — Austern — Amerikanische Bücher — Chiquirin — Die französische Fregatte „La Sérieuse" — Admiral Hornby von der „Asia" — Französische und englische Kriegsschiffe — Besteigung des Vulkans Conchagua — Ein Gebirgsort — Eigenthümlichkeiten der Indianer — Las Tortilleras — Der Vulkan San Miguel — Föhrenwälder — Ein alter vulkanischer Krater — Der Krater des Conchagua — Schlackenkegel — Aussicht vom Vulkan — Wolkenmantel — Gefahrvolles Herabsteigen — Yololtoca — Der Pueblo Conchagua noch einmal — Eine Ehrenbezeigung — Indianisches Willkommen — Die heilige Woche — Teufel — Guardiola's Unterwerfung — San Salvador — Dessen innere und aüssere Lage 389

Kap. 25. Abreise nach den Vereinigten Staaten — Ein amerikanisches Hôtel in Granada — Los Cocos — Reise über den See — Die Hinabfahrt auf dem San Juan — Die Stadt San Juan — Chagres — Die Heimath — Auszug der nicaraguanischen Constitution — Schluss des Reiseberichts 402

III. Der interoceanische Kanal . . 407—468

Kap. 1. Betrachtung über den geographischen und topographischen Charakter Nicaragua's in Rücksicht auf den projectirten interoceanischen Kanal . 409

Kap. 2. Historische Skizze der Verhandlungen über den projectirten Kanal 431

Kap. 3. Der interoceanische Kanal in seinen commerciellen und politischen Beziehungen betrachtet 454

Seite

IV. Die Urbewohner Nicaragua's . . 471—510

Kap. 1. Nicaragua's Urvölker; ihre geographische Vertheilung; ihre Sprachen und Denkmäler 471
Kap. 2. Bürgerliche, politische und gesellschaftliche Ordnung der Urbewohner Nicaragua's; ihre Sitten, Gebraüche und Religion 494

V. Abriss der politischen Geschichte Centralamerika's seit seiner Losreissung von Spanien 511—570

Kap. 1. Die spanisch-amerikanischen Republiken — Die Ursachen ihres Misslingens 513
Kap. 2. Die Revolution in Centralamerika — Kampf zwischen den Republikanern und Monarchisten — Triumph der Republik. 1821—1823 . 520
Kap. 3. Die Republik in Wirksamkeit — Hingabe ihrer Vertheidiger — Complott ihrer Feinde — Bürgerkrieg 1823—1828 527
Kap. 4. Francisco Morazan, das Bollwerk der Republik — Sturz der Servilen — Liberale Reformen — Demüthigung der Kirche — Elemente der Schwäche. 1828—1830 535
Kap. 5. Britische Einmischung — Neue Elemente der Zwietracht — Trennung — Die Liberalen unter sich entzweit — Düstere Aussichten für die Republik. 1830—1836 543
Kap. 6. Die Schreckensherrschaft — Kastenkrieg — Rafael Carrera — Auflösung der Republik — 'Morazans Sturz und Flucht — Anarchie. 1836—1841 551
Kap. 7. Carrera — Morazans Rückkehr — Sein Tod — Fernere Trennung der Staaten — Conföderationsversuche. 1841—1851 563

Verzeichniss der Karten und Illustrationen.

A. Karten.

Seite

1. Karte von Nicaragua, einem Theile von Honduras und der Mosquitoküste . 2
2. a) Karte und Sectionen des Rio Tipitapa 267
 b) Vergleichende Karte der vornehmsten Vulkane Centralamerika's . 335
3. a) Karte des Flusses San Juan;
 b) Karte des Hafens San Juan de Nicaragua;
 c) Karte des Isthmus zwischen der Mündung des Rio Sapoa am Nicaragua-See und dem Golf von Bolaños am stillen Meere;
 d) Vertikale Durchschnittsansicht des Landes zwischen dem Hafen San Juan und dem Estero Real der Fonseca-Bai;
 e) Section zwischen der Mündung des Rio Lajas am Nicaragua-See und dem Hafen San Juan del Sur am stillen Meere;
 f) Section zwischen der Mündung des Rio Sapoa und dem Golf von Bolaños . 409
4. Karte der Ebene von Leon und der Fonseca-Bai 423

B. Illustrationen.

I. Octav-Platten.

1. a) San Juan de Nicaragua;
 b) Eingang zur Bai von Fonseca von der Tigerinsel aus . . *Titelkupfer*
2. Das alte Kastell von Granada 90
3. Die Kirche des heil. Franciscus in Granada 96
4. Der Vulkan Momotombo vom Ufer des Managua-Sees aus 156
5. Der hintere Hof unsers Hauses in Leon 172
6. Die Kathedrale von St. Peter in Leon 174
7. Die Kirche La Merced und der Vulkan El Viejo 177
8. Götzenbild aus Subtiaba No. 4. (colorirt) 209
9. Chichigalpa . 226
10. Gemalte Felsen bei Managua, 2 Figuren (Buntdruck) 260
11. ,, ,, ,, ,, 6 ,, ,, ... 261
12. Felsen mit Sculpturen bei Masaya, Taf. I. 287
13. ,, ,, ,, ,, ,, ,, II. 287
14. Götzenbild von Pensacola, No. I. (colorirt) 294
15. ,, ,, ,, ,, II. ,, ... 295
16. Götzenbild aus Subtiaba, No. 3. (muss heissen **„aus Pensacola“**) (colorirt) 296
17. Einschiffungsplatz auf der Insel Zapatero 304
18. Götzenbilder auf Zapatero, No. 1. 305
19. ,, ,, ,, ,, 2. 3. 306
20. ,, ,, ,, ,, 4. 5. 306
21. ,, ,, ,, ,, 6. 7. 309
22. ,, ,, ,, ,, 10. 310
23. ,, ,, ,, ,, 11. 12. 311
24. ,, ,, ,, ,, 15. 16. 311
25. Die Tigerinsel . 373

II. Vignetten.

Figur	Tafel	Seite	Figur	Tafel	Seite	Figur	Tafel	Seite
1.	I.	43	22.	III.	198	42.	VII.	327
2.	I.	46	23 a. b.	IV.	205	43.	VIII.	327
3.	I.	59	24.	IV.	205	44.	VI.	329
4.	I.	68	25 a. b.	IV.	207	45.	VI.	332
5.	I.	70	26 a. b.	IV.	207	46.	VI.	333
6.	I.	72	27.	V.	208	47.	VII.	374†)
7.	II.	66	28.	V.	211	48.	VII.	381††)
8.	II.	80	29.	IV.	227	49.	VIII.	394†††)
9.	II.	90	30.	IV.	259	50.	VII.	421
10.	II.	134	31.	V.	264	51.	VIII.	492
11.	II.	135	32.	III.	265	52.	VIII.	493
12.*)	II.	173	33.	VI.	286	53.	VIII.	493
13.**)	II.	173	34.	V.	288	54.	VIII.	493
14.	II.	177	35.	V.	297	55.	VIII.	493
15.	III.	174	36.	V.	307	56.	VIII.	493
16 a. b.	III.	181	37.	V.	307	57.	VIII.	493
17.	III.	188	38.	VI.	310	58.	VIII.	493
18.	III.	188	38 b.	VI.	311	59.	VIII.	493
19.	III.	188	39.	VI.	312	60.	VIII.	494
20.	III.	190	40 a. b.	VII.	327	61.	VIII.	494
21.	III.	191	41 a. b.	VII.	327***)	62.	VII.	494

*) Wo man auf der Vignetten-Tafel statt „Fig. 13 b.“ lese: **Fig. 12.**
) Wo man statt „Fig. 13 a.“ lese: **Fig. 13.
***) Wo man statt „41 c. d.“ lese: **41 a. b.**
†) Wo man statt „44“ lese: **47.**
††) Wo man statt „49“ lese: **48.**
†††) Wo man statt „46“ lese: **49.**

I.

Einleitung.

I.

Einleitung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Centralamerika. Seine Geographie, Topographie, sein Klima u. s. w.

Die Eroberung Asiens oder die Erwerbung seines Handels ist von den frühesten Zeiten der Geschichte an bis zur gegenwärtigen Stunde das Ziel der verschiedenen Generationen gewesen, denen um ihrer Tapferkeit oder ihres sieggekrönten Ehrgeizes willen nachfolgende Jahrhunderte den Ehrentitel von Heroengeschlechtern zugestanden haben. Zwischen den nomadischen Horden auf den Steppen der Tatarei, den Bewohnern der Kaschmirthäler, den kühnen Gebirgsvölkern des Kaukasus, den sonnengebraünten Myriaden Hindostans und der Bevölkerung des räthselhaften chinesischen Reichs (in welches die Tataren-Wildheit tiefer eindrang als alle schmeichelnden Künste der Civilisation) — zwischen diesen einerseits, und andrerseits den westlichern Nationen, die eine höhere Staatsordnung, umfassendere Combinationsfähigkeiten in Anspruch nahmen und von grösserer Habgier nach Macht und Sucht nach Vergrösserung beherrscht wurden, hat seit vielleicht mehr Jahrtausenden als der gemeine Glaube der Währung der Geschichte zuerkannt hat, ein ununterbrochner Krieg bestanden. Die Macht Assyriens erschöpfte sich in den tatarischen und indischen Eroberungen des Nimrod und der Semiramis. Die achaiischen Republiken suchten in der Unterjochung des Perserreichs ihren Machteinfluss auf die traditionelle Wiege der Menschheit zu behaupten. Alexander, Ammons Sohn, führte seine Heerschaaren bis zum Indus und zum Fusse des Himalaja; und die Eroberungsfluth zog sich von dem glänzenden aber unglücklichen Osten nicht eher zurück als bis Rom den Ehrgeiz der Welt nach dem Westen Europa's und zu den Gestaden Karthago's und Aegyptens lenkte. Und als in der Folgezeit der Staub der Uiberlieferung auf den Trümmern des römischen Reichs lag, als das auf ihm gegründete Gebaüde der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung vor dem Unternehmungsgeiste schismatischer Republiken und rivalisirender Reiche aus den Fugen zu gehen und zu zerfallen begonnen, da erwachte Alexanders Traum von Neuem. Die Republiken Venedig und Genua traten miteinander in einen Ringkampf um den Zwischenhandel mit persischen und indischen Shawls und den Edelsteinen und Spezereien, welche vom kaspischen Meere bis zum Kap Komorin den Boden durchglitzern und die Luft durchduften. Und wie dann die Obergewalt über den ganzen Boden Europa's von Gebiet zu Gebiet und von Volksstamm zu Volksstamm wanderte, fiel dem mächtigsten unter ihnen durch Besiegung seiner Rivalen allezeit jene unfehlbare Quelle des Reichthums und der Macht zu — der östliche Handel.

In der That ist die Fähigkeit, die Schätze des grössten Continents der Erde zu gebrauchen oder zu missbrauchen, in der ganzen neuern Geschichte der Probirstein des Supremats unter den der Civilisation sich rühmenden Nationen gewesen. Als Venedig und Genua im Parteikampfe sich aufgerieben, traten rasch Holland und Spanien als Rivalen an Indiens Gestaden auf. Auch Portugal mischte sich in den Streit und gründete seine Factoreien und warf seine Besatzungen auf die Küsten der südasiatischen Halbinsel. Die Unterjochung und Ausplünderung der indischen Nationen schien zur Zeit als die allesverdunkelnde Papstgewalt Niederlands Bürgern und dem ehrsüchtigen Frankreich in etwas gewichen war, das einzige Ziel und Streben der europäischen Reiche zu sein. Mit Frankreichs Grösse trat ein neuer Nebenbuhler auf den Kampfplatz, für den sich mit Mazarins Verwaltung und dem Sturze des Feudaladels durch Ludwig XIV. ein neues Feld der Eroberung in Pondichery und auf den Inseln des östlichen Archipelagus fand. Aber die Pläne Ludwigs des Grossen sanken mit seinem Tode dahin. Frankreich kam in die schwächlichen Hände seines weiberlüsternen Nachfolgers und die Eroberungen der französischen Waffen verfielen den kräftigern und nicht gewissenhaftern Händen jener Insulaner, die nacheinander die Fabrikmonopole Hollands über den Haufen geworfen, das Seeübergewicht Spaniens vernichtet und in der neuen Welt einen unvergänglichen Glanz für ihre Waffen gewonnen hatten.

Jetzt erhob sich Englands Seemacht zu einem grossartigen und kräftigen Dasein. Gibraltar, das Kap der Guten Hoffnung, Schutzhäfen vor Sturm und Feinden und Versorgungs- und Ausrüstungshäfen längs der ganzen Wasserstrasse nach dem grossen Ostlande, fielen nacheinander in seinen Besitz, und die Flagge, die in den Tagen Ferdinands und Isabella's in die engen Gränzen Englands eingepfercht war, flatterte alsbald triumphirend von den Citadellen von Kalkutta und Madras herab. Die Herrschaft der kleinern oder ältern Rivalen verschwand vom Boden des seinem Schicksal verfallenen Ostens. Die damals fast zahllosen und unbesiegten Völkerschaften Hindostans wurden einer Gesellschaft Londoner Kaufleute, die, nur gierig nach Gold und gewinnreicher Herrschaft, über alle Bedenken der Gerechtigkeit, über alle Gefühle des Mitleids hinaus waren, zur Ausplünderung und Knechtung in Pacht gegeben. Schrittweise aber sicher breiteten sich die Gewebe des Ehrgeizes und der Habsucht von den Factoreien an der Küste aus. Durch Ränke und Kriege fiel Königreich auf Königreich unter Englands Botmässigkeit, und das von Clive und Hastings begonnene und von Wellington fortgeführte Werk sehen wir in unsern Tagen an den Ufern des Sutledsch und am Fusse des gewaltigen Himalaja durch die rachevollen Siege eines Gough und Napier vollendet. Aber diese Eroberungen wurden von England nicht ohne Rivalen hinausgeführt. Als Frankreich, nachdem es sich durch die nothwendige Strafe einer Revolution aus dem Zustande unnatürlicher Schwäche und vorzeitigen Hinwelkens, worein es die Sünden der Monarchie gebracht, wieder erhoben, von Neuem die Haltung eines herausfordernden, stolzen und starken Reichs angenommen hatte, stürzte sich Napoleon, diese grosse Verkörperung seines kriegerischen Republikanismus, auf Asiens Küsten, entschlossen, gleich Alexander seine Standarten triumphirend von den Beduinenwüsten bis zur Mündung des Ganges zu tragen. Doch an der Feste von Akre zerschellten seine glänzenden Pläne, und zurück nach Europa wälzten sich geschlagen und versprengt die Trümmer

jener ruhmsüchtigen Armee, welche noch einmal die Geschicke der Welt durch Waffengewalt neu zu gestalten versucht hatte. Mit dem Sturze des Kaiser-Soldaten war von dem englischen Reiche im Osten der Schrecken einer Invasion gewichen. Aber mit seinem Falle erhob sich eine andere und selbst noch riesigere Macht im fernen Norden, deren Ziel ist, wenn List fehlschlägt, mittelst gleicher Gewalt das Herrscherheft über die ganze Menschheit an sich zu reissen, — deren grimmig drohende Flagge sich jetzt in den Fluthen des Mittelmeers spiegelt und mit wechselndem Glücke auf der Höhe des Kaukasus aufgepflanzt ist. Zwischen den zwei Grossmächten der alten Welt, England und Russland, liegt gegenwärtig der Streit um die Beherrschung der Ostwelt vor, ein Streit, der, wenn auch nicht geradezu die Existenz des erstern, doch wenigstens seine Obermacht unter den Nationen in sich begreift.

Aber die Geschicke der Menschen werden nicht einzig und allein durch Waffengewalt beherrscht, noch sind sie es je geworden. Seit drei Jahrhunderten sind zum Theil nur vom phantastischen Traümer geschaute, in ihrer grossen Herrlichkeit bis auf unsere Tage unerkannte Kräfte thätig gewesen, deren Endziel dahin gerichtet war, die alte Welt und alle ihre Reiche der Herrschaft über Asien zu berauben und dessen Handel und Reichthum auf eine jüngere Welt, ein Reich von neuerm Datum und einer gerechtern Politik zu übertragen. Es würde eine grosse Lehre der Geschichte für uns verloren sein, wenn wir vergässen, die künftige Grösse der Vereinigten Staaten mehr noch als ihre gegenwärtige Stellung jenem ehrsüchtigen Streben nach Gewinn und jenem Handelsunternehmungsgeiste zuzuschreiben, welche die Spanier, die Holländer und die Engländer vor drei Jahrhunderten zum Waffenkampf und zu kühnen Seefahrten antrieben, die Einen, um den Besitz der Centralpunkte des orientalischen Handels zu behaupten, die Andern, um ihren Besitz zu erlangen. Raschheit und Bequemlichkeit des Transports müssen unter seefahrenden Nationen allezeit die Bedingungen commercieller Suprematie sein: daher das Suchen nach jener „Durchfahrt nach dem Osten,“ welche der Traum des Enthusiasten und der Ehrgeiz rivalisirender Reiche gewesen war, — jenes Suchen, das zur Entdeckung einer neuen Welt durch Columbus führte, wie zu den Seereisen Cabots und Vespucius', Raleighs und Verrazzano's vom Hudsonflusse südwärts bis zum Kap der Stürme und nordwärts bis zu den noch undurchdringlichen Feldern des arktischen Eises. Zwar schlug diesen abenteuernden Kapitänen die vielgeliebte Hoffnung fehl, eine Wasserstrasse durch den amerikanischen Continent aufzufinden; doch dafür hat eine allmächtige, aber ungesehene Hand Das, was sie andern und ältern Nationen vorenthalten, den Nachkommen jener geraden und kühnen Republikaner zugewährt, die in der neuen Welt Zuflucht und Schutz vor der Ungerechtigkeit und Treulosigkeit der alten suchten. Diese Hand hat eine ewige Scheidelinie zwischen den Menschen und den Satzungen, den Tyranneien und den Wahnlehren gezogen, die von Roms Untergange bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts und in der ganzen nachfolgenden Geschichte und Zeit schwer auf der Menschheit lasteten; und es scheint ins Buch des Schicksals eingezeichnet gewesen zu sein, dass Diejenigen, welche es wagen würden, die Systeme oder Ideen des alten Continents nach diesem neuen hinüberzutragen, das Schicksal der wilden Völker, die sie verdrängten, theilen und sammt ihnen für immer dahinschwinden sollten. Wohl haben spa-

nische Ritter feste und hohe Burgen an den Gestaden der beiden grossen Oceane aufgebaut, wohl hat Spanien all seine Streitmacht und Bigotterie nach Central- und Südamerika's Gebirgen und Flächen herübergebracht, wohl sind im Norden und Süden Colonialreiche gegründet worden, wohl haben die Lehren des Absolutismus und die Systeme des Feudalismus auf dem ganzen Continente um die Oberherrschaft gekämpft: — aber sie alle, alle sind verschwunden gleich dem Thau vor der Sonne, und den weisen und einfachen Republikanern, diesem Gemisch aus allen Nationen, Feinden des Aberglaubens wie der Tyrannei, ist die Herrschaft über die neue Welt zugefallen, wird auch die Gewalt über die alte zufallen.

Uns ist gegenwärtig — wenn wir sie nur sonst gebrauchen wollen — die Fähigkeit gegeben, die Herrschaft über die Ostwelt zu erlangen, den Drohungen und der Macht Englands wie Russlands Trotz zu bieten und in unsre unbewaffneten Hände jene Durchfahrt zu bringen, nach welcher Columbus vergebens emsig suchte, jene östlichen Eroberungen, um welcher willen Alexander vergöttert ward, jene Macht in Asien, welche Clive und Hastings eine schmachvolle Unsterblichkeit erwarb, jenen ungeheuern und unberechenbaren Handel, auf welchem vor Allem die Seemacht Englands, bis jetzt des gewaltigsten Reichs auf Erden, beruht. Das Kriegsglück hat unsre Adler am stillen Weltmeer aufgepflanzt: über den ganzen Continent hinweg, von Ocean zu Ocean, über fünfundzwanzig Breitengrade ist unsre Republik unumschränkte Gebieterin. Unsre schmucken, auf beiden Oceanen tanzenden Wassernymphen und in Verbindung mit ihnen riesige Dampfschiffe, welche die Wogen längs den Küsten des halben Continents zur Seite schleudern, schleppen auf dem einen Meere den Handel Europa's herein und tragen auf dem andern die Schätze des Morgenlandes der Mündung des Sacramento zu. Um die Welt wie mit einem Reife zu umspannen, um einen Strom amerikanischen Republikanismus über die Continente der Erde auszugiessen und damit todte Nationen zum Leben aufzurufen und die Menschheit aus der Knechtschaft zu erlösen, bedarf es weiter nichts als dass ein kleiner Fleck Erde frei bleibe von fremden Drohungen und Angriffen, auf dass er seine angebornen souveränen Rechte selbst ausübe. Der Schlüssel des Continents, der bestimmt ist, die Reichthümer zweier Hemisphären zu erschliessen, und welchen habgierige Nationen eben jetzt seinen rechtmässigen Besitzern mit gottloser Hand wegzuraffen trachten, liegt zwischen Mejico und der zerrissenen Republik Colombia. Nur wenn man die Freiheit und das Gebiet dieses kleinen Länderstrichs unverletzt bewahrt und ihn in den Stand setzt und ermuthigt, eine interoceanische Wasserstrasse zu eröffnen, kann die republikanische Welt hoffen, die Myriaden Asiens der Tyrannei und Knechtschaft zu entreissen, können die Amerikaner hoffen, jenen commerciellen und nationalen Vorrang zu erreichen, nach welchem zu streben sie ihre elastischen Institutionen und ihre individuelle Uiberlegenheit unter Volksstämmen von minderer Lebenskräftigkeit einladen und befähigen.

Dieser kleine Erdfleck — klein in Vergleich mit dem riesenhaften Continent, gross in Bezug auf seine geographische Position und künftige Bestimmung — ist unter dem Namen „C e n t r a l a m e r i k a" bekannt. Von der Zeit der Entdeckung Amerika's im fünfzehnten Jahrhunderte an, wo Balboa, seinen schmalsten Isthmus bei Darien überschreitend, mit Schild und Schwert in der Hand in die Gewässer der Südsee stürzte und deren fast gränzenlose Ufer für die Krone Castiliens und Leons in Anspruch nahm, bis zur gegenwärtigen Stunde ist dieses Land mit beständig steigendem Interesse betrachtet worden; einem Interesse, das die Erfordernisse des Handels und die jüngst erfolgten Erwerbungen und neuerdings entwickelten Hilfsquellen unsers Landes am stillen Meere nicht nur vermehrt, sondern auch in eine praktische Richtung geleitet haben. Columbus, der die Bedeutsamkeit seiner Entdeckungen noch nicht erkannte, fuhr längs den östlichen Küsten dieses Landes von der Hondurasbai bis zur Bucht von Darien hin, in gespannter Erwartung und vergeblichem Bemühen, eine Durchfahrt aufzufinden, durch welche die Schätze Indiens in Spaniens Schoos ausgeschüttet werden könnten. Derselbe reiche Lohn, aber an Werth erhöht im Verlaufe der Zeit und durch die Gewalt der Ereignisse, liegt dem unternehmenden Geiste der Welt noch immer vor. Asien mit seinen ungeheuern Bevölkerungen und seinen wachsenden Bedürfnissen bietet einen Markt dar, der des Wetteifers der Nationen werth ist. Neue und fortschreitend sich entwickelnde Staaten sind an der Stillenmeeresküste des amerikanischen Continents rasch ins Dasein getreten, die bestimmt sind, im Verlaufe der Zeit eine Grösse zu erreichen, dass sie mit den stolzesten Nationen Europa's werden wetteifern können. Die australische und polynesische Inselwelt hat sich durch den Doppelprozess der Colonisation und Civilisation bereits zur Bedeutung gehoben und spielt gegenwärtig bei den commerciellen und politischen Berechnungen der maritimen Welt eine wichtige Rolle. Eben jetzt legt an der Küste Neuhollands ein neues Reich seine Fundamente, und es bedarf keines ausserordentlichen Blickes in die Zukunft, um zu entdecken, dass es gar bald eine Stelle unter den unabhängigen Nationen einnehmen wird. Kurz, die grossen Strömungen der Civilisation, die seit drei Jahrhunderten vom europäischen Centrum aus majestätisch sich ostwärts nach Indien, westwärts nach der neuen Welt bewegen, begegnen sich jetzt in den Gewässern des stillen Weltmeers; sie haben die Erde umkreist, und die „kurze und bequeme Fahrt nach Indien," welche Columbus, von wissenschaftlichem Bedürfniss geleitet, suchte, ist zur grossen Nothwendigkeit des Jahrhunderts geworden. Ihrer allein bedarf es, um amerikanisches Uibergewicht auf dem stillen Meere für alle Zeiten sicherzustellen, — auf jenem stillen Meere, wo die Dampfschifffahrt ihre grössten Triumphe zu feiern, wo amerikanischer Unternehmungsgeist und amerikanischer Republikanismus ihre grossartigsten Erfolge davonzutragen bestimmt sind.

Die geographischen Entdeckungen zeigten schon frühe, dass der amerikanische Continent dieser „kurzen und bequemen Durchfahrt nach dem Osten" einen undurchbrochnen Wall entgegenstellt, der sich von den Ländern des Polareises bis zu dem von dem unruhigen antarktischen Meere bespülten Sturm-Kap im Süden erstreckt. Seit dieser Zeit hat des Menschen kühner Geist auf das titanische Unternehmen gesonnen, den Continent zu durchschneiden und eine künstliche Wasserverbindung zwischen den beiden grossen Oceanen zu eröffnen. Bereits zwanzig Jahre nach Amerika's

Entdeckung wurden die drei Wege angegeben, die man mit allgemeiner Uibereinstimmung seitdem als die allein möglichen für eine solche Verbindung anzusehen sich gewöhnt hat.*) Sie liegen sämmtlich in dem eigentlichen Centralamerika, und diejenige Route, welche besondere Vortheile zu diesem

*) Gomara, einer der frühesten Schriftsteller über Amerika, hielt gleich den besstunterrichteten Männern Spaniens die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere für eine keineswegs unausführbare Aufgabe. Wir fügen eine Uibersetzung seines kurzen Kapitels bei, welches überschrieben ist: „Die Möglichkeit einer kürzern Fahrt nach den Molukken". — „Die Fahrt von Spanien nach den Malacas (Molukken, Malaien-Inseln) durch die Magelhaens-Strasse ist so langwierig und gefährlich, dass ich bei meiner haüfigen Gelegenheit, über die Sache mit Männern zu sprechen, welche Indien genau kannten, oder mit Andern, die in der Geschichte bewandert waren und sich gern mit Untersuchungen beschäftigten, von einem andern guten, freilich auch langen Wege hörte, dessen Ausführung dem Unternehmer nicht weniger Ehre als Nutzen bringen würde. Dieser Weg würde quer durch das Festland von Meer zu Meer zu führen sein, und zwar auf derjenigen von folgenden vier Linien, die sich als die vortheilhafteste erweisen möchte: entweder auf dem Flusse Lagartos, der in Chagres, vier Leguas von Panama, welchen Strich Landes man mit Wagen befährt, entspringt und zur Seeküste von Nombre de Dios fliesst; oder auf dem Kanale, durch welchen der Nicaragua-See sich ins Meer ergiesst und welchen grosse Fahrzeuge auf und ab beschiffen, während der See nur drei bis vier Leguas vom Meere entfernt liegt. Auf diesen beiden Flüssen ist der Weg bereits vorgezeichnet und zur Hälfte fertig. Es giebt ferner noch einen andern Fluss, der von Vera Cruz nach Tecoantepec strömt und auf welchem die Bewohner Neuspaniens ihre Barken von einem Meer zum andern ziehen. Die Entfernung von Nombre de Dios bis Panama beträgt siebenzehn Leguas, vom Golf von Uraba bis zum Golf von San Miguel fünfundzwanzig Leguas, und es sind diess die zwei schwierigsten Linien. Hier finden sich freilich Gebirge, aber es giebt auch Hände genug. Man fasse nur den festen Entschluss, die Durchfahrt auszuführen, und sie kann ausgeführt werden. Sobald es am Willen nicht fehlt, wird es auch nicht an Mitteln fehlen: Indien, nach welchem der Weg führen soll, wird sie schon bieten. Einem Könige von Spanien, dem Indiens Reichthümer zu Gebote stehen, ist das Mögliche gewiss auch leicht, wenn das zu erreichende Ziel der Spezereihandel ist. Es schien eine reine Unmöglichkeit zu sein, und war auch wirklich eine, Brundisium mit Bellona durch einen zwanzig Leguas übers Meer zu führenden Dammweg zu verbinden; dennoch wollten und versuchten es Pyrrhus und Marcus Varro, blos um von Italien nach Griechenland zu Lande gehen zu können. Nicanor begann einen Kanal von mehr als hundert Leguas Länge zu Lande, die Flüsse ungerechnet, zu graben, um die Waaren vom kaspischen nach dem pontischen oder schwarzen Meere zu schaffen; in Folge seiner Hinrichtung durch Ptolemäus Keraunos aber blieb sein grossartiger und wahrhaft königlicher Plan liegen. Nitokris, Sesostris, Psammeticus, Darius, Ptolemäus und andere Könige beabsichtigten die Verbindung des rothen Meeres mit dem Nil mittelst eines Kanals, damit das Raücherwerk, die Spezereien und Arzneiwaaren ohne Unterbrechung zu Wasser nach dem Mittelmeere gelangen möchten; sie wurden indessen von dem Unternehmen abgeschreckt, weil sie fürchteten, das Meer möchte Aegypten durch Zertrümmerung der Aquäducte oder durch Uiberfülle des Wassers überschwemmen und dem Flusse, ohne welchen Aegypten nichts war, nachtheilig werden. Führte man den Weg, von welchem ich vorhin sprach, aus, so würde die Seefahrt nach den Molukken um ein Drittel ihrer Länge gekürzt werden, weil die dahin bestimmten Schiffe stets an den canarischen Inseln vorbei, unter dem Aequator hin, in einer warmen Breite, innerhalb der spanischen Gebiete und ohne Furcht mit einem Feinde zusammenzutreffen segeln würden; auch hätte unser Indien nicht weniger Vortheil davon, da man die Waaren nach Peru und andern Provinzen auf denselben Schiffen, die sie von Spanien brächten, befördern und auf diese Weise viel Kosten und Mühe ersparen würde." — *La historia de las Indias*, Fol. LVIII.

Auch Herrera, der Historiograph des Königs von Spanien, gedenkt bei Schilderung der Ereignisse des J. 1527 dieser Routen und des Projects einer

Zwecke zu bieten scheint, wenn anders sie nicht die einzige ist, die das Verdienst der Ausführbarkeit für sich hat, geht gerade durch die Mitte dieses interessanten Landes. Ja, in Rücksicht auf geographische Lage verwirklicht sie beinahe die alte Vorstellung von dem Mittelpunkte der Welt. Sie verbindet nicht nur die beiden grossen Abtheilungen des amerikanischen Continents, die nördliche und die südliche Hemisphäre, sondern es öffnen sich auch ihre Häfen nach Europa und Afrika im Osten, nach Polynesien, Asien und Australien im Westen. Auch schrumpft hier der Continent zu seinen schmalsten Gränzen zusammen und seine gewaltigen Gebirgswälle senken sich zu niedern und durchbrochnen Bergreihen herab. Der kühne Wanderer, der hier unter einem ewig sommerlichen Himmel und von der üppigen Fülle tropischer Vegetation umgeben steht, kann auf der einen Seite hinabblicken auf das ruhelose atlantische Meer, die grosse Handelsstrasse der alten Welt, und auf der andern Seite auf den breiten Spiegel des stillen Oceans, der seine Wogen ungetheilt um den halben Erdkreis wälzt. Diese Bedingungen bezeichnen unfehlbar dieses Land als den Schauplatz grosser Ereignisse und weisen ihm in der künftigen Weltgeschichte einen hervorragenden Platz an, der keinem gleichgrossen Erdstriche an Bedeutung nachstehen wird.

Werfen wir einen Blick auf die Karte, so sehen wir beim Isthmus von Tehuantepec im Norden den mejicanischen Golf dem westlichen Weltmeer um zweihundert Meilen*) sich nähern und die Gewässer des Flusses Coazacalco, der in den erstern sich ergiesst, mit den Gewässern des in das letztere fliessenden Chicapa sich vermischen. Diese Linie bietet gewisse Bequemlichkeiten des Transits dar, welche die Bewohner des grossen Mississippithales zu benutzen nicht verfehlen werden, da sie ihnen die leichteste und schnellste Verbindungsweise mit der Westküste des Continents darbietet. Sie würden sich auffallend nachlässig gegen ihre gegenwär-

zwischenseeischen Verbindung in folgender Weise: „Der Nicaragua-See ist merkwürdig wegen seines Umfangs, wegen der an und in ihm liegenden Städte und Inseln, wegen seiner Ebbe und Fluth und weil er, drei bis vier Leguas von der Südsee, sich ins nördliche Meer ergiesst. Diejenigen, welche dem Kaiser bei dessen beständigem Dichten und Trachten, einen Weg nach den Spezereiinseln aufzufinden, sich angenehm zu machen wünschten, sagten ihm, dass, da es in jenen Strichen — nämlich zwischen dem Golf von Uraba und dem Abzuge des Nicaragua — keine Meerenge gäbe, eine Wasserstrasse auf folgenden vier von ihnen vorgeschlagenen Routen auszuführen sein möchte: erstens auf dem Abzuge genannten Sees (dem San Juan), auf welchem grosse Boote auf und ab führen, wiewohl er einige gefährliche Fälle hätte, und dann auf einem durch den vier Leguas breiten Landstrich vom See bis zur Südsee zu grabenden Kanale; zweitens auf dem Flusse Lagartos (Chagres), welcher fünf bis sechs Leguas von Panama entspringt, wo bei der völligen Ebene des Landes ebenfalls ein Kanal zur Verbindung des Flusses mit dem Meere gegraben werden könnte; drittens über Vera Cruz nach Tecoantepec, auf welchem Wege man Boote von einem Meere zum andern führte; und viertens die Route von Nombre de Dios nach Panama, wo nach ihrer Behauptung trotz der Berge, die es hier gäbe, eine Wasserstrasse ohne Schwierigkeit herzustellen sein sollte. Vom Golf von Uraba, fügten sie hinzu, bis San Miguel wären nur fünfundzwanzig Leguas, und die Sache wäre freilich eine schwierige, indess läge der Macht eines Königs von Spanien nichts zu hoch und es würde ja dadurch ein weit kürzerer Weg nach den Spezereiinseln durch seine eignen Besitzungen und ohne allen Widerstand eröffnet werden." — *Geschichte von Amerika*, Bd. IV. S. 14.

*) Unter „Meilen" sind durchweg englische Meilen (*miles*) zu verstehen.

tigen und blind für ihre zukünftigen Interessen erweisen, wenn sie diesen Isthmus nicht für alle Zeiten in ihre Hände zu bekommen suchten. Unterhalb dieses Punktes weitet sich der Continent aus und umfasst die hohen Tafelländer Guatemala's im Westen und die breiten Ebenen von Tabasco, Chiapa und Yucatan im Osten. Indess schliesst die Hondurasbai diesen Länderstrich im Südosten ringsum ein und verengt den Continent wiederum auf weniger als zweihundert Meilen. Jedoch verliert das zwischen ihr und dem stillen Meere liegende Land seinen Hochgebirgscharakter und bildet zwei grosse Thalungen, durch welche der Motagua seinen Weg durch die Hondurasbai ins atlantische Meer findet, der Lempa aber in das westliche Meer sich ergiesst. Noch weiter hinab, jenseits des grossen Nicaragua-Bassins liegt die wohlbekannte schmale Landenge von Panama oder Darien, über welche der europäische Auswanderungsstrom binnen drei Jahrhunderten zweimal seine Fluthen ergossen hat, — das eine Mal auf Peru, das andre Mal auf die goldglitzernden Ufer Californiens.

Nicht weniger merkwürdig als seine geographischen sind die topographischen Züge Centralamerika's. In seiner natürlichen Physiognomie und seiner Bodengestaltung ist es, wie man ganz richtig bemerkt hat, ein Auszug aller andern Länder und Klimate der Erde. Hohe Gebirgsketten, isolirte vulkanische Piks, Hochlande, tiefe Thalungen, breite und fruchtbare Ebenen, weit ausgedehnte Flächen angeschwemmten Landes finden sich hier beisammen, anmuthig unterbrochen durch grosse und schöne Seen und majestätische Ströme, überall reich am animalischen und vegetabilischen Leben und ausgestattet mit aller klimatischen Mannichfaltigkeit, von der verdorrenden Hitze an bis zur kühlen und kräftigen Temperatur eines ewigen Frühlings. Die grosse Gebirgskette der Cordilleras streicht hier wie in Südamerika dicht an der Südseeküste hin, ist aber stellenweise unterbrochen und bildet dann gesonderte Bergzüge und isolirte Bodenerhebungen, sowie Hügel-Gruppen oder Knoten, zwischen denen die Flüsse aus dem Innern sich nach einem von beiden Meeren hindurchwinden. In Folge dessen gränzen die Niederungen vorzugsweise an den mejicanischen Golf und das caraibische Meer. Hier fällt der Regen in grösserer oder geringerer Menge das ganze Jahr hindurch; die Vegetation ist üppig und die Luft feucht und ziemlich ungesund. Die Passatwinde wehen aus Nordost, und die Feuchtigkeit, mit welcher sie gesättigt sind, verdichtet sich in den hochgelegenen Theilen des Continents und senkt sich zu dem atlantischen Meere herab. Daher ist der Abhang nach dem stillen Meere zu in Vergleich mit dieser Ostküste trocken und gesund, wie es auch das Hochland im Innern ist.*)

In topographischer Hinsicht bietet Centralamerika drei markirte Erhebungscentren dar, welche theilweise auch seine politische Eintheilung festgestellt haben. Das erste Centrum bildet die grosse Ebene, worin die Stadt Guatemala liegt und welche nahe an sechstausend Fuss über der See erhaben ist. Hier finden die grossen Ströme Usumasinta und Tabasco,

*) „Die Erfahrung“, sagt Herr Baily, „zeigt, dass diejenigen Orte in Centralamerika, welche der Gesundheit am nachtheiligsten sind, an der Nord- und Mosquito-Küste liegen, wo örtliche und Wechselfieber nicht selten sind. Die Westküste ist einer gleichhohen Temperatur ausgesetzt, aber bei weitem gesünder und wird selten von epidemischen oder ansteckenden Krankheiten heimgesucht.“

die nordwärts durch Chiapa und Tabasco in den mejicanischen Golf fliessen, ihren Ursprung, wo sie ihre Quellen mit denen des Motagua oder Gualan mischen, der östlich nach der Hondurasbai eilt, und mit den Flüsschen, die ihre Gewässer nach Westen hin ins stille Meer senden. Eine andere Hochebene nimmt die Mitte von Honduras ein und dehnt sich bis in den nördlichen Theil von Nicaragua aus, von wo hundert Gewässer nördlich und östlich ins caraibische Meer, südlich und westlich in die grossen Seen Nicaragua's und in das Südmeer strahlenförmig auslaufen. Unter ihnen sind die bemerkenswerthesten der Rio (Fluss) Escondido (von den Engländern *Blewfields River* genannt), der Vanks, der Coco oder Segovia, der Roman, der Poyais und der Guyapi auf der östlichen Abdachung; auf der westlichen aber der Lempa, der La Paz, der Nacaome und der Choluteca. Zwischen diesem und dem dritten grossen Erhebungscentrum in Costa Rica liegt das Becken der nicaraguanischen Seen mit seinen grünen Abhängen und sanft gewellten Ebenen. Der Kern der Erhebung in Costa Rica ist der Vulkan Cartago, der in deren Mitte sich emporthürmt. Hier nehmen die Cordilleras wieder ihren allgemeinen Charakter eines grossen undurchbrochnen Gebirgswalls an, senken sich aber bald wieder auf dem Isthmus von Panama zu niedern Bergzügen ab.

Diese Eigenthümlichkeiten der Bodengestaltung erklären die unendliche Verschiedenheit des Klimas, auf welche wir oben hindeuteten und welche nirgends so auffallend ist als in Centralamerika. Da das Land zwischen dem 8. und 17. Grade nördlicher Breite liegt, so würde ohne jene eigenthümlichen Bodenverhältnisse die allgemeine Temperatur um etwas heisser sein als diejenige von Westindien. So aber stimmt das Klima an der Küste beinahe mit dem Klima der genannten Inseln zusammen, ist ausserordentlich gleichförmig und wird nur durch die Gestalt und Lage der Küste, die Nähe der Gebirge und die herrschenden Winde ein wenig modificirt. Die Hitze an der Westküste ist indessen nicht so drückend wie an der atlantischen, weniger vielleicht wegen eines bedeutenden Unterschiedes in der Temperatur, als vielmehr in Folge grösserer Trockenheit und Reinheit der Luft.*)

*) Dunlap, der, wenn seine persönlichen Gefühle keine Gelegenheit sich zu zeigen haben, ein sehr guter Gewährsmann ist, giebt folgende richtige Bemerkungen über die bezüglichen Klimate an der Stillenmeeres- und der atlantischen Küste: „An der südwestlichen (Stillenmeeres-) Küste beginnen die Regen regelmässig im Anfange des Mai und währen, mit Ausnahme einer kurzen Pause (nur zu manchen Zeiten) von etwa zwanzig Tagen gegen das Ende des Julius oder den Beginn des August, bis zum Monat October fort, in manchen Strichen und Jahren auch bis zur Mitte des November. Im ganzen übrigen Theile des Jahres ist der Regen beinahe unbekannt, da selbst ein leichter Regenschauer, nicht genügend um den Staub zu löschen, nur sehr selten sich einstellt. Auf der nordöstlichen (atlantischen) Küste dagegen dauern die Regen fast das ganze Jahr hindurch mit einer drei- bis viermonatlichen, aber ungewissen Unterbrechung, und die trockenste Periode fällt in die Zeit vom Junius bis zum October, die nasseste in die Zeit vom October bis Mai. Wie man denken kann, ist die Folge davon, dass, während das Innere und die südwestliche Küste das ganze Jahr hindurch eine fast gleichmässige Temperatur besitzen, die Nordostküste während der Sommermonate eine aüsserst schwüle Hitze hat und sich wegen des Uibermasses an Feuchtigkeit als sehr ungesund zeigt, wogegen der übrige Theil der Republik mit einigen örtlichen Ausnahmen vielleicht gesünder ist als irgendein anderes Land innerhalb derselben Breitengrade.“ — *Travels in Central America* (1846), S. 257.

Im nördlichen Theile des Staates Guatemala und im Departement Los Altos (Hochland) steht die mittlere Temperatur tiefer als in irgendeinem andern Theile des Landes. In der Gegend von Quezaltenango, der Hauptstadt dieses Departements, fällt mitunter Schnee, der aber sofort wieder verschwindet, da der Thermometer selten, wenn jemals, bis auf den Gefrierpunkt sinkt. In der Nähe von Guatemala oscillirt der Thermometer zwischen 55° und 80° F. und hat im Mittel 72° F. Vera Paz, das zwischen Guatemala und Yucatan liegt, ist beinahe um zehn Grad wärmer und die Küste von Balize an um die Hondurasbai, welche die Häfen Santo Tomas und Isabel einschliesst, bis Omoa und Trujillo ist noch heisser und sehr ungesund. Der Staat San Salvador liegt völlig am stillen Meere. Er ist der kleinste unter den centralamerikanischen Staaten und besser bevölkert als sie alle. Er hat weniger Höhe als Guatemala oder Honduras und seine allgemeine Temperatur ist wahrscheinlich höher. Indess ist die Hitze niemals drückend, ausgenommen an einigen wenigen Punkten an oder in der Nähe der Küste, z. B. in Sonsonate, La Union und San Miguel. Letztrer Ort ist sehr eng von Gebirgen eingeschlossen und den herrschenden Winden unzugänglich, welchem Umstande man seine hohe Temperatur und seine sprüchwörtliche Ungesundheit hauptsächlich zuzuschreiben hat. Honduras hat, wie schon sein Name besagt (Plural von *hondura*, Tiefe), eine sehr mannichfaltige Bodengestaltung. Die Küstenstriche an beiden Meeren sind niedrig, während dagegen, wie wir bereits erwähnt, im Innern das Land hoch liegt und ein wahrhaft köstliches Klima hat, indem die mittlere Temperatur in Tegucigalpa und Comayagua, den Hauptstädten, etwa 75° F. beträgt. Das Departement Segovia in Nicaragua gränzt an Honduras und hat eine gleiche Oberfläche und Temperatur. Der Haupttheil von Nicaragua indess weicht in allen Beziehungen ab und hat Bodengestaltung und Klima ganz für sich. Diese werden den Gegenstand eines besondern Kapitels bilden. Hier wird es genügen zu bemerken, dass die Seen Nicaragua's ein grosses Binnenbassin bilden, mit breiten und wellenförmigen Abhängen, nur unterbrochen durch steil ansteigende vulkanische Kegel und einige Hügelreihen längs den Ufern des stillen Oceans; und dass, obgleich der Boden im Allgemeinen in Vergleich mit den andern Staaten Centralamerika's niedrig ist, sein Klima doch durch eine Menge von Ursachen so günstig modificirt wird, dass es dadurch nicht nur angenehm wird, sondern ebenso gesund ist wie irgendein Land von gleicher Ausdehnung unter den Tropen. Die Bevölkerung von Costa Rica concentrirt sich am westlichen, also nach dem stillen Meer gekehrten Abhange des grossen Vulkans Cartago, wo man daher, je nach der Höhe, jeden Temperaturgrad haben kann, von der intensiven Hitze beim Hafen Punta Arenas bis zum ewigen Frühlinge bei San José oder der Herbsttemperatur des Gebirgsgürtels über der alten, von Erdbeben verwüsteten Hauptstadt Cartago. Die östlichen Abhänge von Costa Rica kann man so gut wie unbewohnt nennen und die Küste von der Lagune Chiriqui nach Norden zu ist flach und ungesund;

Herr Baily bemerkt, dass „die Temperatur von Centralamerika vergleichsweise mild und im Ganzen genommen unzweifelhaft gesund genannt werden könne. Der Grad der absoluten Hitze differirt von den Küsten nach dem Innern bedeutend, aber nur an wenigen Orten der erstern wird sie als der Gesundheit im Allgemeinen nachtheilig gefunden.“ Herr Baily schätzt die durchschnittliche Wärme im Innern auf 68° F. und an der Küste auf 82° bis 84° F.

welche Bemerkung überhaupt von dem gesammten atlantischen Küstenstriche Centralamerika's gilt, der die ganze sogenannte „Mosquito-Küste" umfasst. Dennoch giebt es aber auch hier Punkte, die von Krankheit merkwürdig frei sind und wo die Einwohner in einem Umkreise von wenigen Meilen einer allgemein guten Gesundheit geniessen, während jenseits dieser engen Gränzen die Beweise von Ungesundheit unverkennbar sind. Die Küste hat indessen kaum einige Bewohner, mit Ausnahme weniger schmutziger Indianer vom caraibischen Stamm, unter denen die Moscos oder Mosquitos in Folge gewisser zweideutiger Beziehungen zu Grossbritannien am bekanntesten sind. Diese „Nation," wie sie titulirt wird, ist eine Bastardrace, die sich in jeglichem Mischungsgrade zwischen Negern und Indianern gekreuzt hat. Sie sind gering an Zahl und besitzen nur eine gemachte Bedeutung, denn die Masse der Indianer, welche den in der Geographie als „Mosquito-Küste" bekannten Landstrich bewohnen, erkennt sie weder als ihre Herren an, noch unterhält sie irgendwelche Verbindungen mit ihnen.

Ich habe gesagt, dass die Häfen Centralamerika's sich einerseits nach Europa und Afrika, andrerseits nach Asien, Polynesien und Australien zu öffnen. Kein Land könnte daher günstiger für den Handel gelegen sein. Guatemala hat östlich die Häfen Balize (jetzt mit Verletzung von Vertragsstipulationen von den Engländern besetzt), Santo Tomas und Isabel; Honduras die Häfen Cabo Caballo, Omoa, Coxenhole (Insel Roatan), und Trujillo; Nicaragua die Häfen Kap Gracias a Dios, Blewfields und San Juan; Costa Rica die Häfen Matina und Boca del Toro. Am stillen Meere liegen in Costa Rica: Golfo dulce, Punta Arenas und Caldera; in Nacaragua: die Buchten Culebra, Salinas, San Juan del Sur, Tamarinda und Realejo; in Honduras: Amapala und San Lorenzo; in San Salvador: La Union, Jiquilisco, Acajutla und Sonsonate (oder La Libertad); endlich in Guatemala: Istapa und Ocus. Sonsonate (Libertad) und Istapa sind mehr Rheden als Häfen. Acajutla mag wohl auch eine Rhede genannt werden, indess ist der Ankerplatz durch eine lange Klippenreihe, *Punta de los Remedios* geheissen, zum Theil geschützt. Das Landen ist daher ziemlich bequem und bei niedrem Wasser ganz und gar. Es ist auch noch zu erwähnen, dass das stille Meer weit weniger unruhig ist als das atlantische, so dass die Schiffe den grössern Theil des Jahres hindurch an allen diesen Punkten mit wenig Schwierigkeit ihre Güter ein- und ausladen können.

Ausser den Flüssen Centralamerika's, deren bedeutendste bereits namhaft gemacht worden, giebt es noch eine Anzahl grosser und schöner Seen, nämlich den Nicaragua und Managua in Nicaragua; den Guija und Ilopango in San Salvador; den Golfo dulce, Peten, Atitlan und Amatitan in Guatemala; endlich den Yojos in Honduras. Darunter sind der Managua- und der Nicaragua-See allein beschifflbar.

Der Flächeninhalt Centralamerika's kann in runder Zahl zu 150,000 Quadratmeilen geschätzt werden, — also beinahe so gross wie Neuengland und die Mittlern Staaten zusammengenommen und bedeutend grösser als Peru oder Chile, von denen ersteres zu 109,000, letzteres zu 127,000 Quadratmeilen geschätzt wird.

Zweites Kapitel.

Nicaragua. Seine Grösse, seine Bodengestaltung, sein Klima, seine Bevölkerung, seine Producte, Mineralien, Häfen u. s. w.

Das ehemalige Königreich oder Generalcapitanat Guatemala umfasste die Hauptprovinzen oder Intendantschaften Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica.*) Diese kündigten im Jahre 1821 Spanien den Gehorsam auf und traten, dem grossartigen Beispiele der britischen Kolonien in Nordamerika folgend, in die Reihe unabhängiger Staaten ein und vereinigten sich nachher zu einem Förderativ-Bunde unter dem Namen der „Republik Centralamerika," der sich aber in Folge von innern Zwistigkeiten und Parteikämpfen im Jahre 1839 praktisch auflöste, und seitdem haben die einzelen Staaten ihre ursprüngliche souveräne Gewalt als getrennte Republiken behauptet und ausgeübt. Drei derselben, nämlich Nicaragua, Honduras und San Salvador, haben jüngst Schritte gethan zu einem neuen Bündniss, sich über gewisse Unionsbasen geeinigt und eine constituirende Versammlung berufen.**)

Die Republik Nicaragua begreift daher dasjenige Gebiet in sich, welches als Provinz zu ihm gehörte. Ihre Gränzen sind im Osten das caraibische Meer von der unteren oder Colorado-Mündung des San-Juan-Flusses bis zum Kap Gracias a Dios, und im Westen das stille Weltmeer von der Nicoyabai bis zur Fonsecabai, von welcher letztern sie etwa ein Drittel in sich begreift. Die Nordgränze, die sie von Honduras scheidet, folgt dem Flusse Vanks oder Segovia von seiner Mündung beim Kap Gracias a Dios an, etwa zwei Drittel seiner Länge, laüft dann in gerader Linie nordwestlich zu Nord bis zur Quelle des Flusses Roman und hierauf, gleichfalls in gerader Linie, bis zu dem schon genannten Punkte an der Fonsecabai. Die Südgränze, die sie von Costa Rica trennt, geht in gerader Linie von der Mündung des Flusses Salto de Nicoya oder Alvarado, der sich in den Nicoyagolf ergiesst, zur untern Mündung des San-Juan-Flusses. Der Staat liegt daher zwischen 83° 20′ und 87° 30′ (von Greenwich; von Washington 6° 20′ u. 10° 30′) westlicher Länge und zwischen 9° 45′ und 15° nördlicher Breite und hat einen Flächenraum von etwa 59000 Quadratmeilen, mithin einen ziemlich gleichgrossen Umfang als die Neuenglands-Staaten mit Ausschluss von Connecticut und Rhode Island.

Mehr als die Hälfte dieses Gebiets ist von Grossbritannien zu Gunsten des vermeintlichen „Königs der Mosquitos" in Anspruch genommen worden.

*) Ich rede hier von den Hauptprovinzen. Zur Bequemlichkeit der Regierung und Verwaltung wurden kleinere Eintheilungen getroffen, welche Provinzen hiessen und zu verschiednen Zeiten verschiedne Gränzen hatten. Die grosse Provinz, die gegenwärtig als Staat Chiapa zur mejicanischen Republik gehört, bildete einen Bestandtheil des alten Königreichs Guatemala. Nach der Unabhängigkeitserklärung eignete sie Mejico sich zu, welches Land unter der kurzen Herrschaft Iturbide's den Versuch machte, das ganze Centralamerika mit sich zu vereinigen. Ein Theil des jetzigen mit Neugranada verbundenen Districts Veragua gehörte zu dem alten Königreich Guatemala. Das Land in nordwest-südöstlicher Richtung hatte daher nicht viel weniger als vierhundert Leguas oder zwölfhundert Meilen Länge.

**) Die Geschichte dieser Ereignisse ist dem Kapitel über die politische Geschichte Centralamerika's (am Schlusse dieses Werks) vorbehalten.

Die Gränzen dieses beanspruchten Landstrichs sind von Zeit zu Zeit erweitert worden, begreifen aber der letzten Bestimmung gemäss die ganze Küste Centralamerika's vom Kap Honduras bis zu den Nordgränzen Neugranada's, wie aus einem spätern Kapitel ersichtlich werden wird. Auf einen andern grossen Theil Nicaragua's, der das ganze Departement Guanacaste oder Nicoya (zwischen dem Nicaragua-See und dem Golf von Nicoya) in sich schliesst, sowie auf das ganze Land südlich vom ebengenannten See und dem San-Juan-Flusse hat neuerdings Costa Rica Anspruch erhoben. Aber weder die Ansprüche von Grossbritannien noch die von Costa Rica beruhen auf gutem Grunde, werden auch von Nicaragua nicht gelten gelassen, noch von den civilisirten Nationen anerkannt. Diess sind aber Punkte, die anderswo beleuchtet werden sollen.

Wie bereits bemerkt, so sind die geographischen und topographischen Verhältnisse Nicaragua's ebenso merkwürdig als interessant. Gäbe es eine genaue Karte von Centralamerika, so würde man daraus ersehen, wie in diesem Staate eine Trennung der grossen Cordilleras-Kette in zwei auseinanderlaufende Bergzüge stattfindet, die von geringerer allgemeiner Höhe als der grosse Gebirgsrücken selbst und hier und da theilweise unterbrochen sind. Diese Spaltung erfolgt im nördlichen Departement Segovia, wo der eine Arm sich gerade südöstlich nach dem atlantischen Meere hinzieht. Seine Auslaüfer senken sich bis hart ans Meer herab und bilden stark in die Augen fallende Landmarken an dieser Küste. Der Gebirgszug selbst kreuzt den San Juan etwa fünfzig Meilen oberhalb seiner Mündung. An seinem nördlichen Fusse und fast parallel mit ihm fliesst ein grosser und langer Strom, der Rio Escondido, bisweilen auf den Karten ,,Blewfields-Fluss" bezeichnet. Alle Gewässer auf der Südseite des Gebirgszugs fallen in den Managua- und Nicaragua-See oder in den San-Juan-Fluss. Die Kette setzt auf dem südlichen Ufer des San Juan seinen Lauf weiter fort, nimmt aber nunmehr eine fast rein südliche Richtung und vereinigt sich auf dem Hochlande von Costa Rica mit dem am stillen Meer hinstreichenden Zuge.

Der westküstliche Bergzug folgt der allgemeinen Richtung der Küste, erhebt sich zuweilen zu hochgethürmten vulkanischen Kegeln, wiewohl er im Ganzen den Charakter eines hohen Gebirgsrückens behauptet, und senkt sich stellenweise zu niedern Hügeln und Ebenen herab. Er behält eine beinahe gleichmässige Entfernung von zehn bis zwanzig Meilen vom Meere bei, weshalb denn auch auf der ganzen Länge seines Verlaufs keine bedeutenden Ströme ins stille Meer sich ergiessen. Wie schon bemerkt, so verbindet er sich in Costa Rica mit der östlichen Abzweigung. Sein Lauf scheint die Hauptlinie vulkanischer Thätigkeit gewesen zu sein, denn auf seiner ganzen Länge stösst man in kurzen Zwischenraümen auf erloschene Krater und Lavabetten. Die hochaufsteigenden Kegel der Vulkane Viejo, Santa Clara, Ajusco, Momotombo, Momobacho, Ometepec, Madeira, Orosi und Abogado, nicht zu gedenken vieler anderer, die als zu diesem Gebirgszug gehörig betrachtet werden können, sind stark vortretende Landmarken und geben dem landschaftlichen Bilde ein merkwürdiges Gepräge.*)

*) ,,Geht man von Realejo südwärts und westwärts, so findet man in der Entfernung weniger Leguas vom Meere eine Reihe Hügel, die nirgends von bedeutender Höhe sind, bis sie den Gränzen Costa Rica's nahen, wo sie sich zu Bergen von 5000 bis 11000 Fuss erheben. Zwischen diesem Bergrücken und

Die beiden hier erwähnten Züge der Cordilleras bilden mit ihren Abhängen ein grosses Innen-Bassin, das nahe an dreihundert Meilen lang und hundertundfünfzig Meilen breit ist und zum grossen Theil aus breiten, schönen und fruchtbaren Ebenen besteht. Die Gewässer dieses Landstrichs fallen in die bereits genannten Seen, deren einziger Abzug der Fluss San Juan ist. Viele der in diese Seen, besonders von Norden her sich ergiessenden Ströme sind von bedeutender Grösse und führen einen Wasservorrath herbei, der durch Ableitung zu künstlichen Zwecken nicht merkbar berührt werden würde.

Der Managua-See nähert sich an seinem nächsten Punkte bis auf vier oder fünf Meilen dem stillen Meere, von welchem er im Süden durch die bereits beschriebene Hügelreihe geschieden wird; aber zwischen seinem aüssersten Nordende und dem Meere liegen blos die breiten und prachtvollen Ebenen von Leon und El Conejo, aus deren Mitte die Vulkane Ajusco, Telica und El Viejo mit aller Regelmässigkeit der Pyramiden sich erheben.

Der Managua-See ist eine schöne Wasserfläche und von weit bedeutenderm Umfange als man bisher ihn dargestellt hat. Er hat gewiss nahe an fünfzig bis sechzig Meilen in seiner grössten Länge und fünfunddreissig Meilen in der Breite und wechselt zwischen einer Tiefe von zehn bis fünfzehn, ja sogar vierzig Faden. Die Landschaft an seinen Ufern sucht an Schönheit und Grossartigkeit ihres Gleichen. Am nördlichen und östlichen Ufer thürmen die Gebirge von Matagalpa ihre blauen zerrissenen Felsenhaüpter übereinander auf und gehen in die metallreichen Gebirge Segovia's über. Im Süden und Westen liegen breite und fruchtbare Lehnen und Flächen von üppigem Grün bedeckt und von fast schrankenloser Fruchtbarkeit. Kühn tritt gleich einem riesigen Wächter der Vulkan Momotombo in den See hinaus, den kahlen und geschwärzten Gipfel, den noch keines Menschen Fuss jemals betreten, mit leichtem kraüselndem Rauch bedeckt, welcher bezeugt, dass noch immer jene innern Feuer wirksam sind, die einst seine steilen Seiten mit brennenden Fluthen überströmten und auch jetzt noch heisse Schwefelquellen an seinem Fusse hervortreiben. Im See selbst erhebt sich der regelmässige Kegel des Momotombita, so regelmässig, dass er ein Werk der Kunst zu sein scheint, von einem dichten Wald bedeckt, in dessen tiefen Schatten und innersten Verstecken, von den Stürmen und Wettern der Jahrhunderte zernagt, die rohen und finstern Statuen der Götzen des uralten Aberglaubens stehen, die hier lange zuvor, ehe der Fuss des Europäers den Boden Amerika's betrat, aufgerichtet wurden und zu denen die Seele des getauften Indianers noch immer mit geheimnissvollem heiligem Schauer sich wendet.

Die Stadt Santiago de Managua, welche dem See seinen Namen giebt und der Versammlungsort der gesetzgebenden Kammern des Staates ist, liegt am südwestlichen Ufer. Einige ansehnliche Gewässer fliessen von Segovia her in den See und sein Niveau erleidet in den verschiedenen Jahreszeiten sehr unbedeutende Veränderungen. Die Stadt Leon war

dem See kann das Land mässig eben genannt werden und ist nicht stark gebrochen; das Gegentheil ist der Fall längs den Gränzen von Honduras, wo das Land von mehren hohen, in verschiedenen Richtungen verlaufenden Rücken durchschnitten wird." — Baily's *Central America*, p. 114.

ursprünglich am Gestade der nordwestlichen Spitze des Managua-Sees, an einem Orte, der jetzt Moabita heisst, erbaut, ward aber in der Folge an ihre gegenwärtige Stelle, inmitten der grossen Ebene von Leon, verlegt. Dieses Umstandes wegen heisst der fragliche See auch bisweilen der See Leon.

Die Hauptmerkwürdigkeit des Landes indessen ist der Nicaragua-See und unbestritten in allen Beziehungen eine der schönsten Wassermassen auf dem Continent, der nur leicht zugänglich gemacht zu werden braucht, um ein ebenso gefeierter Wallfahrtsort der Freunde des Grossartigen und Schönen in der Natur zu werden, wie irgendein anderer bekannter in der alten oder der neuen Welt. Gleich dem Managua-See ist seine Grösse eher unter- als überschätzt worden. Herr Baily berechnete seine grösste Länge zu hundert Meilen und seine grösste Breite zu vierzig bis fünfundvierzig Meilen. Wahrscheinlich genauer beträgt seine Länge hundert und zwanzig, seine Breite fünfzig bis sechszig Meilen. An seinem südlichen Ufer, nahe dem Kopfe des Sees, liegt die alte Stadt Granada, der wichtigste Handelspunkt in der Republik. Einige Meilen unterhalb Granada starrt der kühn in den See vortretende erloschene Vulkan Momobacho zu fast 5000 Fuss Höhe empor. An seinem Fusse im See liegt eine Gruppe zahlloser kleiner Inseln vulkanischen Ursprungs, die sich in Kegelgestalt von zwanzig bis hundert Fuss Höhe erheben und mit Grün überdeckt sind. Einige darunter, auf denen sich Erdreich angehäuft hat, werden von Indianern bewohnt, deren bedachte, von hohen schlanken Palmen überschattete Hütten mit einem dichten Hintergrunde von breitblätterigen Pisangs ein Bild geben, das man sich nicht malerischer denken kann. An demselben Ufer wie Granada, aber vierzig Meilen davon entfernt, liegt die Stadt Nicaragua oder Rivas, die Hauptstadt eines grossen, fruchtbaren und ziemlich gut angebauten Districts. Der übrige Theil des südlichen Gestades des Sees ist beinahe gar nicht bewohnt, ausgenommen von einigen wilden Indianern, *Bravos* genannt, die zwischen dem Gebirgsdistrict nach Costa Rica zu und dem Ufer hin und her ziehen. Die Nordküste, Chontales genannt, ist wellenförmiges Land und zur Weide gut geeignet. Hier liegen eine grosse Menge von Viehwirthschaften (*haciendas de ganado* oder *de las vacas*), von denen manche viele tausend Stück Vieh und Maulthiere in sich fassen. Der See enthält eine Menge ansehnlicher Inseln, deren grösste Madeira oder Ometepec ist, die fast einzig und allein von Indianern bewohnt wird, reich an Spuren der Beschäftigung und Kunst der Urbewohner ist, und sich durch zwei ungeheure, von allen Punkten des Sees und vom stillen Meere aus sichtbare Kegelberge auszeichnet. Diese Kegel führen den Namen Ometepec und Madeira. Der Ometepec ist der regelmässigste an Form unter allen die ich gesehen und, wie ich glaube, der höchste im Lande; sein Gipfel ist in der Regel in Wolken eingehüllt. Das Wasser des Sees nimmt an den meisten Stellen nach dem Lande zu an Tiefe ab, jedoch können an einigen Punkten Fahrzeuge der grössten Art bis dicht ans Ufer heran. Die Tiefe ist, ausgenommen in der unmittelbaren Nähe seines Ausflusses, für jegliche Schifffahrt hinreichend, indem sie von acht bis zwanzig, ja vierzig Faden wechselt. Die herrschenden Winde kommen von Nordost (die Richtung der Sommer-Passate an der Küste), und wenn die Brise stark ist, rollen die Wellen des

Sees mit der ganzen Regelmässigkeit und fast mit der Majestät der Meereswogen, und die Brandung am Strande bei Granada ist alsdann beinahe so hoch wie während eines frischen Windes an der Meeresküste bei Newport oder Kap May.

Der einzige Abfluss für dieses innere Becken und die eben beschriebenen Seen ist der Fluss San Juan, der bei dem jetzt wohlbekannten Hafen gleichen Namens ins atlantische Meer ausmündet. Dieser Fluss ist ganz gewiss ein prächtiger Strom, aber sein Werth ist doch bedeutend überschätzt worden. Er fliesst vom südöstlichen Ende des Nicaragua-Sees fast gerade nach Osten dem atlantischen Meere zu. Seine Länge hat man verschiedentlich geschätzt, von siebenzig bis hundert und vier Meilen. Die erstere Schätzung ist offenbar zu gering. Wahrscheinlich ziemlich nahe der Wahrheit kommt Hr. Baily, wenn er sie zu neunzig Meilen berechnete.

Der Wasserkörper, der durch diesen Strom fliesst, ist zwar zu allen Zeiten bedeutend, aber seine Masse wechselt sehr nach den verschiedenen Zeiten des Jahres. Er ist am grössten während der sogenannten „Regenzeit" im Innern, das heisst vom Mai bis zum October, zu welcher Zeit das Volumen seines Wassers beinahe verdoppelt ist. Diesem Umstande kann man zum Theil die grosse Differenz zuschreiben, die in den verschiedenen Angaben über die Tiefe und Breite des Flusses herrscht.

Es münden in den San Juan mehre ansehnliche Flüsse, worunter die vornehmsten der San Carlos und der Serapiqui sind, die beide südlich im Hochlande von Costa Rica entspringen. Die von Norden her in ihn fliessenden Gewässer sind ziemlich klein, zum Beweise, dass die Gebirge nach dieser Richtung hin nicht sehr fernab liegen und dass das Thalland auf dieser Seite ziemlich schmal ist. Der Serapiqui wird mit Booten aufwärts bis zu einem Punkte befahren, bei welchem die Strasse nach Costa Rica beginnt. Diess ist die Route, mittelst welcher Costa Rica mit dem San Juan seine Verbindung unterhält, und man ist jetzt bedacht, bis zu dem eben genannten Punkte eine Strasse für Maulthiere zu bauen, die bei der Hauptstadt San José anhebt. Die Ufer des San Juan vom Fort San Carlos beim Eintritte des Sees in den San Juan an bis zu den Stromschnellen del Toro — eine Strecke von zwanzig Meilen — sind im Allgemeinen niedrig und mit Palmen, Rohr und einer Art hohen, rauhen Grases, *gamalote* genannt, bedeckt. Der Fluss tritt hier zuweilen aus seinen Ufern, die eine bedeutende Strecke landeinwärts flach und sumpfig zu sein scheinen. Eine gleiche Erscheinung bieten die Ufer vom Hafen von San Juan aufwärts bis zum Abzweigungspunkte des Colorado, eine Entfernung von achtzehn Meilen. Uiberhaupt ist das ganze Land von diesem Punkte bis ans Meer flach, wie diess die Abzweigung des Colorado, des Juanillo und des Tauro, sowie die zahlreichen hier befindlichen Lagunen beweisen. Dessenungeachtet ist es fruchtbar und vermag Reis, Zucker und andere Producte, die einen feuchten und fruchtbaren Boden verlangen, in der üppigsten Fülle zu erzeugen. Vom Colorado bis zu den Stromschnellen des Toro — eine Strecke von mehr als fünfzig Meilen — haben die Ufer des Flusses abwechselnd eine Höhe von sechs bis zwanzig Fuss und sind dicht mit Holz bestanden, indem der Wald bis hart ans Ufer tritt und eine fast undurchdringliche grüne Mauer bildet. Der Wanderer, der

im Boote dahinfährt, ist so vollständig vom Grün eingeschlossen, dass er unmöglich den Charakter des einwärts liegenden Landes zu entdecken vermag. Hier und da zeigen sich Hügel und Anhöhen, die bisweilen bis hart an den Uferrand des Flusses treten. Bei der Mündung des San Carlos giebt es Hügel von zweitausend Fuss Höhe, und der Fluss wird hier sehr eingeengt. Der Eingang zu der Engfahrt zwischen ihnen von Westen her gleicht einigermassen der Oeffnung des Hochlandes des Hudson von Norden her.

An einigen Stellen sind die Ufer des Flusses felsig, im Uibrigen bei weitem nicht so ausgerissen und zerfallend wie die des Ohio, des Mississippi und anderer Flüsse der westlichen Staaten der Union. Diess haben sie vielleicht zum Theil den Wurzeln der Baüme und Pflanzen zu verdanken, welche den Boden in allen Richtungen durchdringen und ihm Halt geben. Das Bett des Flusses kann man als wesentlich sich gleich bleibend betrachten; dessenungeachtet ist es reich an Inseln, deren es Hunderte giebt. Einige derselben sind niedrig und mit *gamalote* oder mit Rohr bedeckt; aber die meisten haben gleiche Höhe mit dem Flussufer und sind auf dieselbe Weise bewaldet.

Die Breite des Flusses wechselt von hundert bis vierhundert Ellen *) und seine Tiefe von zwei bis zwanzig Fuss. Die durchschnittliche Wassermasse möchte ich etwa der des Flusses Connecticut oder des Hudson von da an, wo ihn die Ebbe und Fluth nicht mehr erreichen, gleichschätzen.

In Betreff des Klima's ist den im vorigen Kapitel hierüber gemachten Bemerkungen wenig hinzuzufügen. Am atlantischen Abhange ist es unzweifelhaft wärmer als im Innern oder am Küstensaume des stillen Oceans, wie auch feuchter und dem Regen mehr ausgesetzt. Auch ist das Land an der Küste hin flach, hat zahlreiche Lagunen und Buchten und wird in Folge dessen mehr von lästigen Insecten geplagt und von Fiebern heimgesucht. Dessenungeachtet aber ist das Klima gesünder als man unter bewandten Umständen vermuthen sollte, was daraus hervorgeht, dass in den Monaten März und April des Jahres 1849 von einer Gesellschaft amerikanischer Auswanderer, hundert und dreissig an Zahl, die länger als ein halbes Jahr an diesem Punkte verweilten, trotz des plötzlichen Uibergangs vom heftigsten Winter in die tropische Hitze, ungerechnet das ganz ungenügende Obdach und die nicht sonderliche Nahrung, kein Einziger von einer ernstlichen Krankheit befallen ward; wobei auch noch erwähnt werden mag, dass dieselbe Gesellschaft unter den ungünstigsten Umständen, der brennenden Sonne und der Unbill der Witterung sehr ausgesetzt, den San Juan hinauffuhr, bis zur Mitte des August im Innern und an der nördlichen Küste verweilte und trotzdem kaum von einer Krankheit heimgesucht ward, die wenigen vorgekommenen Fälle aber durchweg eine Folge von Sorglosigkeit oder Unmässigkeit waren.

Hat man das Thal des San Juan einmal passirt, dann ist das Klima so gesund, dass es in dieser Beziehung von keinem gleichgrossen Landesstriche unter den Tropen oder vielleicht in der Welt übertroffen wird. Das Jahr zerfällt — was dem Fremden ziemlich anomal erscheint — in

*) Unter „Ellen" sind durchweg englische Ellen (*yards*) zu verstehen.

zwei Jahreszeiten, in die nasse und die trockene, jene Winter, diese Sommer genannt. Die nasse Jahreszeit beginnt im Mai und dauert bis zum November, während welcher Zeit, in der Regel nur in der Nähe des Beginns oder Schlusses, gelegentliche Regen von mehrtägiger Dauer vorkommen, Schlagregen dagegen ganz gewöhnlich sind, aber selten eher als am späten Nachmittage (etwa um vier Uhr) oder Abends eintreten. Sie halten selten lange an, und es vergehen oftmals Tage und Wochen, ohne dass eine Wolke den Himmel trübt. Hieraus wird man ersehen, dass die allgemein herrschende Vorstellung von der „Regenzeit" eine irrige ist. Wahrscheinlich beträgt die Regenmenge in Nicaragua während dieser sechs Monate wenig mehr als die Hälfte des in der Breite von Neuyork während derselben Zeit fallenden Regens. Während dieser ganzen Periode zeigen sich die Baüme und Felder, die in der trocknen Jahreszeit dürr und welk dastehen, in voller Uippigkeit, und die Temperatur ist sehr gleichmässig, indem sie zwar in verschiedenen Strichen ein wenig differirt, aber im Allgemeinen im ganzen Lande, nur mit Ausnahme der Gebirgsdistricte, eine grosse Gleichförmigkeit behält. Der Thermometer wechselt von 78° bis 88° F., sinkt und steigt nur in seltenen Fällen auf 70° in der Nacht und auf 90° des Nachmittags. Während des Junius betrug in Granada die mittlere Thermometerhöhe 82° F., und 83° in Leon während der Monate Julius, August und September. Ausser dem Bereich der Sonne würde diese Temperatur den meisten Menschen angenehm erscheinen. Dazu weht beständig ein kühler und lieblicher Wind, meistens aus Nordost. Die Nächte sind köstlich und der Schlaf wird selten, wenn überhaupt, durch die Hitze gestört. Ganze Wochen lang zeigte der Thermometer 77° um 10 Uhr Morgens und 76° bei Sonnenaufgang. Während der trocknen Jahreszeit steht im Januar die Temperatur niedriger, die Nächte sind entschieden kalt und es wehen dann und wann durchkältende Winde; der Himmel ist wolkenlos und nur selten fallen kleine Regenschauer nieder; die Felder werden dürr und das Vieh wird zur Weide auf die Hügel und in die Wälder getrieben; in den Städten wird der Staub fast unerträglich, denn er dringt überallhin, findet selbst durch die Ziegeldächer seinen Weg und jagt in Wolken durch die glaslosen Fensteröffnungen herein. Ohne diese Staubplage würde man die trockene Jahreszeit nicht unangenehm nennen können. Sie gilt übrigens für gesünder als die nasse Jahreszeit.

Die Wirkung der trocknen Jahreszeit entspricht praktisch derjenigen unsers Winters und trägt ohne Zweifel wesentlich zur allgemeinen Gesundheit des Landes bei. Während dieser Zeit ist die Uippigkeit des Pflanzenwuchses gehemmt und die ephemere Vegetation, die dort, wo der Regen das ganze Jahr hindurch fällt, allmälig sich anhaüft und dichte, feuchte Junglen — die Heimat und Geburtsstätte der Fieberluft — bildet, ist gänzlich verdorrt; wie denn überhaupt in dieser Periode beinahe das ganze Land ausgetrocknet und verbrannt daliegt. Die Folge davon ist, dass die Wälder einen grossen Theil des Jahres hindurch fast ebenso offen und durchdringlich sind wie die unsrigen. Die günstigen Einflüsse dieser Bedingungen auf die allgemeine Gesundheit wird man ohne Mühe begreifen. *)

*) „Das Klima des ganzen Staates kann man gut und gesund nennen, es zeichnet sich aber wie in den andern Staaten durch grosse Mannichfaltigkeit

Nicaragua wird in sechs Departements eingetheilt, deren jedes mehre Gerichtsbezirke hat, wie folgt:

Departements.	Bevölkerung.	Districte.
1. Südliches . . .	20000	Rivas oder Nicaragua.
2. Oestliches . .	95000	Acoyapa oder Chontales, Granada, Masaya und Managua.
3. Westliches . .	90000	Leon und Chinandega.
4. Nördliches von Matagalpa	40000	Matagalpa.
5. Nördliches von Segovia	12000	Segovia.
6. Nicoya oder Guanacaste	7000	Guanacaste.
Summa	264000	

Die hier angegebene Bevölkerung ist in runden Ziffern das Ergebniss einer im Jahre 1846 versuchten Zählung. Sie hatte nur theilweisen Erfolg, weil das Volk vermeinte, sie sei die Vorlaüferin einer militärischen Conscription oder einer neuen Steuer.

Die Hauptstädte des Staates nebst ihrer veranschlagten Bevölkerung sind folgende:

Leon (die Hauptstadt) mit Einschluss von Subtiaba	30000	Pueblo Nuevo . . .	2900
Chinandega . . .	11000	Nagarote	1800
Chinandega Vieja . .	3000	Souci	2500
Realejo	1000	Managua	12000
Chichigalpa . . .	2800	Masaya	15000
Posultega . . .	900	Granada	10000
Telica	1000	Nicaragua . . .	8000
Somotillo . . .	2000	Segovia	8000
Villa Nueva . . .	1000	Matagalpa . . .	2000
		Acoyapa	500

Es ist ein merkwürdiges Factum, dass die Weiber an Zahl die Männer bedeutend übersteigen. Im westlichen Departement sind nach der Zählung die Verhältnisse wie Drei zu Zwei. Es ist schwer, diese Ungleichheit zu erklären, man müsste sie denn als eine Folge der bürgerlichen Unruhen ansehen, denen das Land so lange unterworfen gewesen ist.

Die Masse der Bevölkerung machen die civilisirten Indianer von Nicaragua und die mit ihnen gekreuzten Spanier und Neger aus. Die Weissen von rein europäischem Stamme bilden nur einen kleinen Theil des Ganzen

aus. In den innern oder gebirgigen Gegenden ist die Temperatur mild in Vergleich mit dem bevölkertsten Theile des Gebietes an der Seeküste, wo sie heiss und etwas feucht ist, eine Folge der Ausdünstung der Oberfläche zweier grossen Seen, die bei den vereinigten Wirkungen einer mächtigen Sonne und eines fast beständig über jene hinwehenden frischen Nordostwindes bedeutend sein muss. Klima wie Temperatur scheinen der allgemeinen Gesundheit sowohl der Eingebornen als der Ausländer aüsserst günstig zu sein, da der Ausnahmen in diesem wichtigen Punkte nur wenige sind und der Nachtheil, den diese mit sich führen, nur von geringem Belang ist. Der Jahreszeitenwechsel findet mit derselben fast unwandelbaren Regelmässigkeit statt wie in den andern Theilen Centralamerika's; nur halten die Regen hier oft um einen Monat länger an und die Menge des fallenden Regens scheint bedeutend grösser zu sein; auch sind zwischen den Seen, so wie zwischen den Seen und dem Meere gelegentliche Regenschauer ausserhalb der periodischen Gränzen nicht selten, die für den Pflanzenwuchs auf den angebauten Ländereien sehr wohlthätig sind.“ — Baily.

und sind Denen vom reinen Negerblut an Zahl beinahe gleich. Die ganze Bevölkerung lässt sich folgendermassen eintheilen:

Weisse	25000
Neger	15000
Indianer	80000
Mischlinge	130000
Summa	250000

Die grösste Zahl lebt in den Städten, worunter es Viele giebt, die zwei, vier, sechs Meilen weit täglich auf Feldarbeit ausgehen, wobei sie vor Tagesanbruch aufbrechen und Abends wieder heimkehren. Die Pflanzungen, *haciendas*, *hatos*, *huertas*, *ranchos* und *chacras* genannt, sind ziemlich gleichmässig über das Land verstreut und man gelangt oft auf Pfaden zu ihnen, die so versteckt sind, dass sie der Bemerkung des Reisenden fast ganz entgehen, der, wenn er durch einen scheinbar ununterbrochenen Wald von einer Stadt zur andern passirt, leicht die irrthümliche Ansicht gewinnt, das Land sei fast gänzlich unbewohnt. Die Wohnungen bestehen gewöhnlich aus Rohr, sind mit Palmenblättern überdeckt, oft an den Seiten offen und haben keinen andern Fussboden als die blosse Erde. Diese gebrechlichen Bauten entsprechen in Folge der Gleichmässigkeit und Milde des Klima's dem Schutze, den die Eingebornen für nöthig zu betrachten gewohnt sind. Einige darunter sind anspruchsvoller, haben mit Kalk beworfene und weiss angestrichene Rohrwände, mit Ziegeln belegte Dächer und andere Verschönerungen; ja, es giebt einige wenige, grossen Grundbesitzern angehörige, die aüsserst nett und wohlhäbig sind und unsern Vorstellungen von Wohnungen für menschliche Wesen näher kommen.

Ein grosser Theil der Haüser in den Städten sind sich so ziemlich gleich; indess sind die Wohnungen der bessern Klassen von ungebrannten Lehmsteinen (*adobes*) gebaut, haben Ein Gestock und schliessen grosse Höfe ein, zu denen man durch oft mit grosser Schönheit gebaute Arkaden gelangt. Dieser Hofraum hat in der Regel eine grosse Anzahl schattiger Baüme, gewöhnlich Orangen, die den Corridoren, auf welche alle Zimmer ausgehen, grossen Reiz verleihen.

Ich habe schon gesagt, dass die natürlichen Hilfsquellen Nicaragua's unermesslich sind, aber sie sind bis jetzt nur sehr unvollkommen entwickelt. Der dem Anbau übergebene Theil des Landes ist sehr klein, genügt aber vollkommen zur Ernährung seiner Bevölkerung. Es hat keine Schwierigkeit, den Ertrag ins Unbegränzte zu vermehren, da die Waldungen ohne Mühe zu beseitigen sind und die schöpferische Natur keines Zwangs bedarf, um reiche Ernten zu gewähren. Es giebt, namentlich in Chontales, Matagalpa und Segovia, viele Viehwirthschaften, welche grosse Strecken Landes bedecken und worunter manche nicht weniger als 10000 bis 15000 Stück Vieh jede haben. Das Vieh ist durchweg schön und gleicht ganz dem der Vereinigten Staaten.

Unter den Hauptproducten des Staates, die in grosser Vollkommenheit erzeugt werden, will ich erwähnen: Zucker, Baumwolle, Kaffee, Indigo, Tabak, Reis und Mais oder indianisches Korn.

Zucker. — Die in Nicaragua wachsende Art des Zuckerrohrs gehört dem Lande selbst an und unterscheidet sich gar sehr von dem asiatischen Rohr, das in Westindien und den Vereinigten Staaten angebaut wird. Es soll ebenso productiv sein wie die ausländischen Arten; das Rohr ist weicher und dünner und enthält im Verhältniss zu seiner Stärke mehr und stärkern Saft als die asiatische Gattung. Es werden im Jahre zwei (unter günstigen Umständen auch drei) Ernten gewonnen und das Rohr verlangt nur alle zwölf bis vierzehn Jahre eine Umpflanzung. Die besste Art des in den Zuckerplantagen erzeugten Zuckers ist fast so weiss wie der raffinirte Handelszucker und seine Krystalle sind gross und hart. Der grössere Theil des zum gewöhnlichen Verbrauch bestimmten Artikels ist die sogenannte *chancaca*, d. i. der blos bis zur Krystallisation gekochte und von den Melassen nicht gereinigte Rohrsaft. Eine Menge davon wird nach Peru und andern Punkten Südamerika's ausgeführt. Von der *chancaca* soll der Centner (101½ Pfd. engl.), fertig zum Verkauf, mit 1 Dollar 25 Cents Unkosten erzeugt werden können. Der gewinnreichste Theil der Zuckerfabriken ist die Bereitung des *aguardiente* oder *agua ardiente*, einer Art Rum. In Ermangelung von Daten ist es unmöglich, die Masse des in Nicaragua fabricirten Zuckers anzugeben; es ist vielleicht hinreichend zu wissen, dass er in unbeschränktem Maasse erzeugt werden kann. Die Ausfuhr ist auf 200000 Pfund (Gewicht) geschätzt worden.

Baumwolle. — Baumwolle von edlerer Art als die brasilische kann in Nicaragua in jeglicher Menge erzeugt werden. „In einem einzigen Jahre," sagt Dunlap, „sind aus diesem Staate an 50000 Ballen (jeder zu 300 Pfd.) rein gepresster Baumwolle ausgeführt worden; indess ist der Anbau gegenwärtig (1846) sehr herabgesunken." Dessenungeachtet werden davon bedeutende Quantitäten geerntet, die von den Eingebornen, vornehmlich aber von den Indianern, zu Hängematten, Segeltuch und ordinärem Tuch verarbeitet werden. Das einheimische Tuch ist grob, aber fest, sauber und dauerhaft. Herr Baily bemerkt über die Baumwolle von Nicaragua, „dass sie auf dem Markte zu Manchester bereits hoch im Preise stehe und, wenn nur erst ein guter Ausfuhrhafen am atlantischen Meere angelegt sein werde, den Landwirthen eine glänzende Speculation darbiete."

Kaffee. — Der Kaffee Nicaragua's, von ausgezeichneter Qualität und wahrscheinlich jedem andern in der Welt gleich, kann ebenfalls in unbeschränktem Maasse erzeugt werden; weil es aber bisher ausserordentlich schwierig war, ihn zu Markte zu bringen, so wird er nicht in bedeutendem Umfange angebaut. Die Pflanzungen, die ich gesehen, sind in einem sehr blühenden Zustande und die Besitzer finden sie durchaus ebenso gewinnbringend wie irgendwelche andere. Der beschränkte Anbau ist vielleicht auch eine Folge davon, dass Chocolade das gewöhnliche Getränk des Volkes bildet, und da der Kaffee niemals ein Handels- oder Ausfuhrartikel geworden, so ist er natürlich vernachlässigt worden. Es liegt kein Grund vor, warum ein guter Kaffee nicht hier ebenso wie in Costa Rica sollte erzeugt werden können, und guter Kaffee von Costa Rica gebietet auf dem englischen Markte über einen so hohen Preis wie irgendein anderer. Da er indessen gewöhnlich über das Kap Horn verschifft wird, so leidet er oft in Folge der langwierigen Reise. Trotzdem ist er die fast ausschliessliche

Quelle des Reichthums für Costa Rica geworden. Die Ernte von 1847 betrug 8000000 Pfund, die, den Centner zu 12 Dollars 50 Cents (der mittlere Preis auf dem englischen Markte) gerechnet, 1000000 Dollars als Gewinn ergiebt — eine ansehnliche Summe für einen Staat von weniger als 100000 Einwohnern und wo der Anbau nur erst seit vierzehn Jahren eingeführt ist. Die Productionskosten betragen bei dem jetzigen Stande der Löhne (25 Cents per Tag) etwa 2 D. 50 C. auf den Centner ($101\frac{1}{2}$ Pfd.). Sollte die Aufmerksamkeit der Bevölkerung Nicaragua's ernstlich auf die Kaffeeerzeugung geleitet werden, so würde sie ihnen zu einer Quelle grossen Gewinns werden.

Cacao. — Cacao, dem nur der von Soconosco an der Küste von Guatemala gleichkommt (der einst für den Gebrauch des königlichen Hofes in Spanien monopolisirt war), wird in Nicaragua in bedeutender Menge angebaut. Er ist indess ein allgemeiner Verbrauchsartikel unter den Einwohnern und gebietet eben darum über einen so hohen Preis, dass die Ausfuhr nicht rentiren würde, wenn er auch in der erforderlichen Menge zu erlangen wäre. Fast Alles, was davon seinen Weg ins Ausland findet, geht in Form von Geschenken von Freund zu Freund hinaus. Es ist kein Grund vorhanden, warum derselbe nicht ein bedeutender Handelsartikel und eine Quelle grossen Reichthums werden sollte. Die Ursache, warum seine Production nicht umfangreicher ist, liegt offenbar darin, dass, um eine Cacao-Pflanzung gewinnbringend zu machen, viel Zeit und grosse Auslagen nöthig sind. Wenige haben jetzt das erforderliche Kapital, und diese Wenigen sind in Folge des verworrenen Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten in zu fieberhafter Unruhe, um ihr Geld an irgendein Unternehmen zu wagen. Bei einer festen Lage der Dinge und wenn erst ein kurzer und bequemer Absatzkanal eröffnet sein wird, wird der Anbau des Cacao sich zur höchsten Bedeutung erheben. Die Baüme geben zwei Haupternten im Jahre. Der Cacao von hier wird mit 15 bis 20 Dollars der Centner verkauft, während der Guayaquil'sche nur 5 bis 6 D. bedingt.

Indigo. — Der Indigo ward früher in bedeutendem Umfange angebaut, ist aber in den letzten Jahren sehr gesunken, und es giebt eine Anzahl Indigo-Pflanzungen in verschiedenen Theilen der Republik, die mit allem ihrem Zubehör von ihren Besitzern ganz und gar aufgegeben worden sind. Die zur Bereitung des Indigo gebaute Pflanze ist die *Indigofera*, eine dreijährige Pflanze, die in Amerika einheimisch sein soll. Es giebt noch eine andere einheimische und dreijährige Pflanze, die in vielen Theilen Centralamerika's in Fülle wächst und einen Indigo von sehr ausgezeichneter Qualität liefert, aber weniger als die Hälfte des Gewichts, welches durch die angebaute Gattung gewonnen wird, hergiebt. Der Indigo von Nicaragua ist von sehr vorzüglicher Qualität und seine Ausfuhr stieg einmal auf 5000 Ballen, jeder zu 150 Pfd. Es ist unmöglich, über den gegenwärtigen Export etwas zu sagen; wahrscheinlich beträgt er nicht mehr als 1000 bis 2000 Ballen. Unter der spanischen Regirung producirte der Staat San Salvador 8000 bis 10000 Ballen jährlich. Ein Stück Landes von zwei Morgen trägt in der Regel etwa 100 bis 120 Pfund und verursacht einen Kostenaufwand von ziemlich 30 bis 40 Dollars, mit Einschluss der Kosten für die Bearbeitung des Feldes und aller andern Ausgaben.

T a b a k. — Tabak wird in Nicaragua in grosser Menge verbraucht, der sammt und sonders im Lande erzeugt wird. Eine beträchtliche Quantität ward im laufenden Jahre (1849) nach Californien verschifft. Er kann in jedem wünschenswerthen Umfange angebaut werden und ist von sehr vorzüglicher Qualität. Der Tabak von San Salvador und Honduras soll dem bessten Havana zu Cigarren gleich sein.

M a i s gedeiht in üppiger Fülle und es können auf demselben Grund und Boden drei Ernten jährlich gewonnen werden. Er bildet in ganz Centralamerika vorzugsweise den „Stab des Lebens", da er das Material ist, aus dem die ewige *tortilla* (Maistorte) besteht. Die grünen Stengel, *sacate*, bilden beinahe das einzige Futter für Pferde und Vieh im Lande und es wird davon täglich Zufuhr in alle bedeutenden Städte gebracht. Auf den Uiberfluss an dieser Körnerfrucht kann man aus dem Umstande schliessen, dass eine leonische *Fanega* (etwa fünf Bushels engl. entsprechend) ausgehülsten Korns im Jahre 1849 in der Hauptstadt nur einen Dollar kostete.

W e i z e n und alle andere Cerealien, sowie die Früchte gemässigter Klimate gedeihen in den hochgelegenen Districten Segovia's im nördlichen Theile der Republik, der an Honduras gränzt, wo in Bezug auf Klima wenig Unterschied von den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten zu bemerken sein soll, ausgenommen dass kein Schnee fällt.

R e i s giebt es in Nicaragua in Menge, wird stark verbraucht und kann gleich dem Mais in jedem wünschenswerthen Umfange angebaut werden. Er wird verkauft zu 1 Dollar 50 Cents bis 2 Doll. der Centner.

Kurz, beinahe alle Nahrungsmittel und Früchte der Tropenländer werden hier in grosser Vollkommenheit von der Natur erzeugt oder können angebaut werden; z. B. Pisangs, Bananen, Bohnen, Chile (span. Pfeffer), Tomates (Goldäpfel), Brotfrucht, Pfeilwurz, Ocra, Citronen, Orangen, Limonen, Ananas (sowohl die köstlichen weissen von Guayaquil, als auch die gelbe Art), Mammeis, Anonen oder Chirimoyas (Quittenart), Guajava (Granatbirn), Cocosnüsse und hundert andere Arten von Pflanzen und Früchten. Unter den vegetabilischen Handelsproducten mögen erwähnt werden: Sassaparilla, Anota, Aloe, Ipecacuanha, Ingwer, Vanille, Chinarinde (Quinquina), Stinkbohne, Kopal, Gummi arabicum, Copaybabalsam, Gummi elasticum, Drachenblut, Vanglo oder Oelpflanze. Unter den werthvollen Bäumen: Mahagoni, Campecheholz, Brasilienholz (Fernambuk), Lebensholz, Gelbholz, gelbes Sandelholz, Fichte (auf den Höhen), Drachenblutbaum, Seidenbaumwollenbaum, Eiche, Kopalbaum, Ceder, Knopfbaum, Eisenholz, Rosenholz, Nicaraguaholz, Calabassenbaum u. s. w. Von diesen finden sich Fernambuk, Ceder und Mahagoni in den Wäldern in wahrhaft unerschöpflicher Menge. Die Ceder ist ein grosser Baum und gleicht der rothen Ceder des Nordens in nichts als in der Farbe und Dauerhaftigkeit, in der Gedrungenheit und andern Beziehungen aber sehr genau der schwarzen Wallnuss. Von Fernambuk werden jährlich aus Realejo fünf bis sechs Schiffsladungen ausgeführt, etwas mehr aus San Juan. Auch von Cedernbohlen wird eine Menge nach Südamerika verschifft.

Einen sehr wichtigen Posten unter den Hilfsquellen Nicaragua's nehmen die Viehzucht und die Käsebereitung ein. Der Käse ist ein allgemeiner

Verbrauchsartikel und es werden grosse Quantitäten davon verzehrt, und grosse Heerden Rindvieh werden jährlich nach den andern Staaten geschafft, wo sie sehr hoch im Preise stehen. Dazu werden auch noch jährlich gegen 35000 bis 40000 Haüte ausgeführt.

Die mineralischen Hilfsquellen Nicaragua's sind ebenfalls sehr bedeutend. Gold, Silber, Kupfer, Blei und Eisen sind in verschiedenen Theilen des Landes in beträchtlichen Mengen zu finden, ganz besonders aber in Segovia, welcher District an mineralischem Reichthum vermuthlich von keinem gleichgrossen Striche des Continents übertroffen wird. Der Bergbau ist seit der Zeit der Spanier natürlich ungeheuer verfallen; dessenungeachtet wird noch immer bedeutend Viel zu Tage gefördert; aber irgend genügende statistische Nachrichten darüber zu erlangen, ist unmöglich. Ein Theil des Goldes und Silbers findet seinen Weg über Isabel nach Balize, ein andrer geht durch die Häfen Trujillo und Omoa in Honduras weiter, ein dritter, aber kleinerer Theil endlich erreicht die Häfen Nicaragua's.

Es besteht gegenwärtig keine Münze in Centralamerika, ausgenommen eine kleine in Costa Rica, die jährlich 50000 bis 100000 D. (= Pesos duros), hauptsächlich in Golddollars prägt. Diese sind nicht vollwichtig und nicht allgemein courant. Ihr wahrer Werth ist 93 Cents. Humboldt hat bei seiner Angabe der Production der verschiedenen Minen-Districte zu dem von Guatemala gesetzt „Nichts"; allein aus den Nachrichten Gage's und Anderer, wie auch der Boucanier, die eine Anzahl gewinnreicher Streifzüge nach den Minen-Districten machten, wird es zur Gewissheit, dass die kostbaren Metalle schon frühzeitig in beträchtlicher Menge zu Tage gefördert wurden. Aus einem Berichte des früheren Münzmeisters vom Jahre 1825 geht hervor, dass während der fünfzehn Jahre vor 1810 Gold und Silber im Betrage von 2,193,832 Dollars, und die fünfzehn Jahre nach 1810 im Betrage von 3,810,382 Dollars geschlagen worden ist. Dieser Beamte macht die Bemerkung dazu, „dass man hieraus nicht schliessen dürfe, dass diess Alles sei, was unsre Minen in dieser Zeit producirt haben, da ja auch grosse Massen des Metalls verarbeitet und in ihrem gediegenen Zustande ausgeführt worden wären." Er schätzt die wirkliche Production der Minen zu zehnmal so viel als das gemünzte Metall, was für die dreissig Jahre vor 1825 über 50,000,000 Dollars ergeben würde. Diese Schätzung wird wahrscheinlich einigen Abzug erleiden müssen.*)

*) Dunlap, welcher den Bergwerken und Mineralien Centralamerika's eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, bemerkt:

„Wenn schon die vegetabilischen Producte Centralamerika's so werthvoll sind, so sind seine verborgenen Schätze kaum von geringerem Werthe, und in keinem Theile der Welt findet man so viele Minen wie hier beinahe in jedem Districte. Viele derselben wurden nach der Eroberung und während der spanischen Herrschaft mit Erfolg gebaut. Ausser den Gold- und Silberminen giebt es auch noch andere, welche Blei in fast reinem Zustande enthalten, indem das Erz 90% Metall hergiebt. In manchen Stücken sollen dem Blei 25% Silber beigemischt sein." — „Beim Dorfe Patapa, neun Leguas von Santa Ana im Staate San Salvador, liegen einige reiche Eisengruben, welche ein reineres und geschmeidigeres Metall liefern als alles, was von Europa eingeführt wird. Das Erz liegt dicht an der Oberfläche und in sehr grosser Menge, und es befinden sich zugleich in der unmittelbaren Nähe ausgedehnte Waldungen zum Zwecke der Kohlenbereitung. Trotzdem aber entspricht die Menge des

Auch andre Mineralien giebt es im Uiberfluss. Aus den Vulkanen lässt sich Schwefel in rohem und fast reinem Zustande in grosser Menge gewinnen; auch Salpeter und Eisenvitriol werden ohne Mühe gewonnen.

fabricirten Eisens nur der Versorgung des Staates, wo 100 Pfund auf 10 Doll. oder die Tonne auf 200 D. zu stehen kommt. Gleich in der Nähe liegen mehre Silberminen, die zur Zeit der Spanier mit Glück bearbeitet wurden, gegenwärtig aber aus Mangel an Kapital zum Fortbau derselben verlassen stehen." — „Fünf Leguas nördlich von San Miguel liegen eine Anzahl Gruben, namentlich Silbergruben, von denen eine, La Carolina geheissen, vor etwa dreissig Jahren von einem Spanier gebaut ward. Dieser verwandte sein eignes Geld dazu, lieh noch 100,000 D., und war in weniger als sechs Monaten, nachdem die Mine in Arbeit genommen worden, im Stande, seine Schulden abzuzahlen, und hinterliess, obschon er bereits vor Ablauf des Jahres starb, 70,000 D. in Gold und Silber als Ertrag der Grube. Nach seinem Tode ward das Besitzthum streitig gemacht, die Werke verfielen und die Mine füllte sich mit Wildwasser, in welchem Zustande sie noch gegenwärtig liegt. Noch berühmter als diese hier waren die Gruben von Tabanco, die zur Zeit, als sie im Gange waren, über 1,000,000 D. jährlichen Ertrag gaben, obgleich sie nur auf eine rohe Weise und ohne Maschinen bearbeitet wurden. Die Hauptgrube gewährte einst ihren Besitzern 200,000 D. jährliche Ausbeute." — „In der Nähe der Stadt Tegucigalpa, der Hauptstadt von Honduras, giebt es eine Anzahl Minen, die noch immer eine beträchtliche Menge der edlen Metalle zu Tage fördern, wiewohl nicht mehr das Zehntel ihres frühern Ertrags. Alle Berge in der Nähe sind reich an Gold und Silber, die meistens vermischt erscheinen, und obgleich keiner derselben zu einiger Tiefe ausgegraben oder durch geeignete Maschinen bearbeitet worden ist, so haben sie doch in früheren Zeiten mehr als 2,000,000 D. jährlich geliefert, und gross würde das Erträgniss werden, würden europäisches Kapital und europäische Wissenschaft dabei verwendet. Nach Allem, was ich zu erfahren vermochte, scheint diese Gegend natürliche Vorräthe an edlen Metallen zu besitzen, die selbst die gefeierten Gruben von Potosi in Bolivia noch übertreffen. Für einen mit Theorie und Praxis ausgestatteten und von Kapital unterstützten Bergmann bieten sie wahrscheinlich die besste Speculation, die im spanischen Amerika zu machen ist. Die Erze enthalten gemeiniglich 12 bis 15 % Silber und 1 bis 1½ % Gold; das letztere Metall wird aber an vielen Orten gediegen gefunden; und überdiess wird im Sande der Flüsse von den Indianern Gold im Werthe von einigen tausend Dollars jährlich gesammelt, wobei man gelegentlich Stücke Goldes von 25 Pfund Gewicht entdeckt hat. — Es giebt einige reiche Goldwäschen in Matagalpa bei Segovia in Nicaragua, die nur von den Indianern besorgt werden, wobei sie jährlich einige Pfund ganz gediegenes Gold gewinnen und verkaufen. Auch einige Kupferbergwerke hat man hier entdeckt, deren Erz, nach England verschifft, 35 % Kupfer lieferte." — „Im Districte Nicoya in demselben Staate sollen sich viele Spuren der edlen Metalle vorfinden; da aber das Land fast gänzlich unbewohnt ist, so weiss man wenig von ihnen." — „Im Gebirge Aguacate in Costa Rica werden verschiedne einträgliche Goldminen noch jetzt mit schönem Gewinn bearbeitet." Dunlap's *Central America,* 1847, pp. 277. 284.

Ein englischer Reisender, Namens Byam, der, wiewohl ohne wissenschaftliche Kenntnisse, Nicaragua mit Rücksicht auf seine Bergwerke besucht zu haben scheint, sagt, dass die Silberminen, welche er gesehen, „schöne, breite, aber etwas unregelmässige Adern seien, deren Erz mit Schwefel und Blei verbunden sei. Das Erz sei hart, aber rein." — „Die Kupfererze", sagt er, „sind fast alle frei von Schwefel oder irgendwelcher andern Beimengung, welche zur Scheidung der Calcination bedarf. Sie können alle in einem gewöhnlichen Glühofen geschmolzen werden mit Hilfe einer gleichen Quantität Eisenstein, der in grosser Menge auf der Oberfläche des ganzen hügeligen Landes liegt. Sie bilden das sogenannte *metal de color* (farbiges Metall) der spanischen Bergleute, rothe und blaue Oxyde und grüne, kohlensaure Salze, dann und wann auch braune. Sie lassen sich ohne Mühe mit dem Messer

Die Art und Weise, wie man in Centralamerika den Bergbau betreibt, ist ausserordentlich roh, so dass man sich verwundern muss, wenn dennoch günstige Resultate erzielt werden. Die Silber- und Golderze werden in einem gemauerten Bassin zerklopft, in welchem sich eine gemeiniglich von einem horizontalen Wasserrade getriebene verticale Welle erhebt. Diese Welle hat zwei Arme und an jedem dieser hängt ein grosser Stein.

schneiden und liefern 25 bis 60 %. In der Regel laufen die Kupferadern vertical und die grössern streichen in östlicher und westlicher Richtung.“

Derselbe Schriftsteller macht über die Goldwäschen des Landes folgende Mittheilungen: „Während der trockensten Zeit des Jahres, wenn die Regen gänzlich aufgehört, ziehen abenteuernde Speculanten, in der Regel der allergemeinsten Klasse von Menschen nach Aussen wie nach Innen angehörend, auf zwei bis drei Monate nach den goldführenden Flüssen, welche den südlichen Theil von Honduras zunächst Segovia durchströmen. Ihr Reisegepäck ist sehr gering und wird bequem auf einem Esel oder halbverhungerten Maulthiere fortgeschafft; denn sie versorgen sich blos für sich und ihre weibliche Ehehälfte mit einer kleinen Ladung indianischen Korns, das für das Paar gerade ausreicht, etwas Tabak, einem kleinen Steine zum Mahlen des Korns, einer oder zwei irdnen Pfannen, einer Axt und einem kleinen Ledersacke zum Hineinthun des Goldes, *wenn sie welches finden.* Auch nehmen sie einige getrocknete halbe Kürbisse mit, um die Erde darin auszuwaschen, und eine Hängematte von Gras, die zu ihrem Bett dient. So brechen sie auf, ihre Thiere vor sich her treibend und jeder Mann mit seinem *machete* (kurzen Breitschwert oder Hackmesser), Manche auch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Der obengenannte Theil des Landes ist beinahe unbewohnt, und bei ihrer Ankunft an den unterschiedlichen Flüssen trennen sie sich in der Regel und jedes Paar wählt sich eine, oft Meilen weit abgelegene Stelle aus und beginnt hier seine Thätigkeit. Das Erste, was zu thun ist, ist die Errichtung einer *ramada* oder Hütte aus Zweigen, wie der Name schon zeigt (von *ramo,* Zweig); sie wählen aber stets einen solchen Ort, wo zwei Bäume von hübscher Grösse nahe genug beieinander stehen, um ihre Hängematten daran befestigen und sich zwischen ihnen schwingen zu können. Binnen zwei bis drei Stunden ist mittelst einiger Pfähle und Zweige, an denen noch das Laub sich befindet, die Hütte aufgerichtet, worauf der Mann einen Haufen trocknes Holz in der Nähe aufschichtet, die ganze Sorge für das Hauswesen aber dem Weibe überlässt, welches das Korn mahlt und täglich einige Kuchen (*tortillas*) bäckt, die wie dünne Pfannenkuchen aussehen und in einer flachen irdenen Pfanne über Holzasche gebacken werden. Ihr Getränk besteht in etwas mit Wasser vermischtem Maismehl und Cacao, die zusammengerieben und in einem Kürbiss umgerührt werden. Auf diese Weise vegetirt das Pärchen zwei bis drei Monate lang, von der Hoffnung getragen, zur Entschädigung den Rest des Jahres ein flottes Leben führen zu können. Der Mann weilt stets im Angesicht der Hütte, für den Fall, dass in dieser Wildniss sein Beistand nöthig sein sollte, und gräbt am Flusse Löcher in den Boden, schichtet einen Haufen Erde dicht am Ufer auf und wäscht sie in dem halben Kürbiss aus, wobei nach wiederholt eingegossenem frischem Wasser und wenn der gewählte Ort als gut sich ausweist, kleine feine Goldkörner im Kürbiss sichtbar werden. Es verlangt viel Sorgfalt im Rückwärts- und Vorwärts-, im Auf- und Nieder- und Umschwenken des Kürbisses, um die Erde herauszuspülen, und noch schwieriger ist es, bei der letzten Wäsche es so einzurichten, dass in dem zu allerunterst zurückbleibenden Bodensatze, der gewöhnlich von schwarzer oder dunkelgrauer Farbe ist, das Gold beisammenbleibt. Die Goldkörner sind oft so gross, dass sie nach ein- oder zweimaligem Waschen herausgenommen werden können, ja schon beim Graben zu entdecken sind; und ein Mann, dem das Glück wohlwill, kann in einer einzigen Woche so viel Gold finden, dass er das ganze Jahr gemächlich davon leben kann. Doch — wie gewonnen, so zerronnen, und so wird nach der Rückkehr des glücklichen Ehepaares nach der Stadt das mühelos Gewonnene nur zu oft im Spiel und wüstem Schlemmen rasch wieder vergeudet.“

Diese Steine zerpochen das Erz. Nachdem das letztere hinlänglich zerkleinert worden ist, wird das Metall durch Amalgamation geschieden, — ein langwieriger und kostspieliger Prozess, der jetzt anfängt, durch Einführung des deutschen Verfahrens um Vieles leichter und wohlfeiler zu werden. Indess haben die Maschinen zum Zermalmen der Erze bislang nur erst geringfügige Verbesserungen erfahren. Einige Bergwerke in San Salvador und Costa Rica besitzen europäische Maschinen und werden mit grossem Vortheil betrieben.

Die wichtigsten Silberminen in Nicaragua sind die, welche „Dipilta" heissen und im nördlichen Theile der Republik liegen. Sie sind zwar nur erst kurze Zeit im Betriebe gewesen und noch dazu unter sehr ungünstigen Verhältnissen, haben aber dessenungeachtet während der letzten drei Jahre über 26000 Mark (17300 Pfd.) Silber ausgebracht. Der durchschnittliche Gehalt der Erze ist etwas über anderthalb Procent, die reicheren Erze geben aber beinahe zwei Procent reines Metall.

Nicaragua besitzt eine Anzahl herrlicher Häfen, unter denen San Juan am atlantischen und Realejo am stillen Ocean die bekanntesten sind. Sie werden bei einer andern Gelegenheit genauer besprochen werden. Soviel mag indess hier bemerkt werden, dass sie allen Bedürfnissen des Handels entsprechen und an natürlichen Vorzügen von keinem der amerikanischen Häfen unter den Tropen übertroffen werden. Es sind freilich seit vielen Jahren keine Berichte über ihren Verkehr veröffentlicht worden*) und es

*) In einem Berichte Herrn Fosters, des britischen Viceconsuls und eines der angesehensten Kaufleute des Landes, an die britische Regierung vom J. 1837 werden die Importen und Exporten des Landes dargestellt wie folgt:

„Die Preise ausländischer Industrieerzeugnisse haben auf diesen Märkten gegenwärtig ihre angemessene Höhe erreicht und der Verbrauch jener Artikel von Seiten der ärmern Klassen hat sich auf erstaunliche Weise sowohl in Quantität als Qualität vermehrt und der Begehr nach fremden Manufacten (worunter britische Baumwollenwaaren von geringerer Qualität eine hervorragende Stelle einnehmen) wird ganz von selbst immer mehr und mehr zunehmen.

„Die Einfuhrartikel des Auslandes kann man unter folgende Rubriken bringen: *Britische:* Calico's, baumwollene Druckwaaren (Domestics oder Grays), Maschinen-Shirtings, Leinen- und Baumwollen-Gemische oder Unions, Leinen, Musseline, Strumpfwaaren, Steingut, Eisen, Stahl, Blei, Pulver etc. *Französische:* Seidenwaaren, baumwollene Druckwaaren, Cambrics, Wein, Spirituosen, Schmuck und Modewaaren. *Der Vereinigten Staaten:* Domestics, Seife, Spermaceti-Lichter, Steingut, Spirituosen geringerer Art und Pulver. *Spanische:* Papier, Seide, Band, Wein, Oel, Spirituosen etc. *Deutsche:* Westphälische Leinwand, Glaswaaren, Wachs, Möbeln, Steingut, Stahl, Wein etc. *Italienische:* Papier, Oel, Seide und Liqueure. *Columbianische:* Cacao und Strohhüte. *Peruanische:* Jerga (grobes wollenes Zeug), Zinn, Spirituosen und ordinäre Süssweine. *Chilenische:* Süssweine und Pelones (Haüte). — Den Werth der eingeführten britischen Waaren kann man zu zwei Drittheilen der gesammten Importation annehmen. Der Verbrauch französischer Artikel, die vornehmlich in Luxuswaaren bestehen, beschränkt sich vorzugsweise auf die Städte Guatemala, San Salvador, Leon, Granada etc. Deutsche Leinen, Shirtings und Glaswaaren sind allgemeine Verbrauchsartikel. Die Importen in spanischen Waaren sind, mit Ausnahme von Bändern, unbedeutend. Sie haben den französischen und italienischen Platz gemacht.

„Die Dürre des laufenden Jahres (1837) hat auf die Exporten einen bedeutenden Einfluss gehabt. Die wichtigsten darunter sind Cochenille und Indigo; grosse Mengen davon, besonders von ersterer, werden aus den Häfen

fehlt sonach an Mitteln, bestimmten Ausweis zu geben, von welchem Umfange der Handel des Landes gewesen ist; indessen würde ein solcher Ausweis jetzt auch nur von geringer Bedeutung sein, da neuere Ereignisse ganz neue Märkte und neue Handelsstrassen eröffnet haben und bei Abschätzung der gegenwärtigen und künftigen commerciellen Bedeutung des Landes die Vergangenheit keine Norm für die Zukunft sein kann.

an der Nordküste von Honduras verschifft. Aus den westlichen Häfen wurden im Laufe dieses Jahres 1500 Suronen nach Europa und nach den Häfen Chile's und Peru's ausgeführt, und zwar Haüte, Hörner, Sassaparille und Balsam nach Europa und den Vereinigten Staaten, Mahagoni, Cedernholz und Zucker nach Chile und Peru. Jene bilden die Hauptartikel des Exporthandels, der im Verhältniss zur Importation im Steigen begriffen ist. Fernambuk, an welchem sowohl dieser Staat als auch Costa Rica Uiberfluss haben, boten früher einer grossen Anzahl britischer Fahrzeuge Beschäftigung. Das Sinken dieses Artikels auf den heimischen Märkten hat bewirkt, dass er gegenwärtig nur wenig in Frage ist.

„Im Landbau macht dieser Staat reissende Fortschritte. Ausser Indigo, Zucker, Cacao, Weizen etc. wendet man jetzt auch dem Kaffee und der Baumwolle mehr Aufmerksamkeit zu, aber ganz besonders der Baumwolle und dem Indigo. Die erstere, die auf dem europäischen Markte sehr geschätzt wird, ist ein Jahrgewächs. Ihr Faden ist zwar kurz, aber dieser Mangel wird überwogen durch ihr vorzüglicheres Gewebe, und sie ist zu gewissen Fabrikaten ganz besonders geeignet.“

II.

Reise durch Nicaragua.

II.

Reise durch Nicaragua.

Erstes Kapitel.

Die Brigg „Francis". — Abreise von Neuyork. — Santo Domingo. — Die Küste Centralamerika's. — Monkey Point. — Scharfsinnige Vermuthungen. — Ein nackter Pilot. — Beinahe ein Schiffbruch. — San Juan de Nicaragua. — Musik des Ankertaues. — Ein ceremoniöser Officiant. — Uibergabe eines Empfehlungsbriefs. — Wieder festes Land. — *Naguas* und *Guipiles*. — Die Stadt und ihre Lagune. — Schlangen und Alligators. — Praktische Gleichheit. — Ein siecher Polizeidiener. — Der britische Generalconsul für die Mosquitoküste. — Unser Haus in San Juan. — Eine Emeute. — Die Schweine und die Polizei. — Ein Vicomte auf einem Baumstumpf. — Eine Serenade. — Mosquito-Indianer. — Ein Bild urzuständlicher Einfachheit.

Die voranstehenden allgemeinen Bemerkungen werden dazu gedient haben, dem Leser eine Generalansicht von Centralamerika und Nicaragua zu geben und ihn für die umständlichern Nachrichten von dem Lande und seinen Bewohnern vorzubereiten. Indem ich diese letztern zu geben versuche, werde ich von den Oertlichkeiten so sprechen, wie sie sich mir bei meinem Eintritt in das Land und dessen Bereisung nacheinander darboten, und meine Erlebnisse fast ganz in der Ordnung erzählen, in welcher sie mir begegneten.

Derjenige Punkt in Nicaragua, der von den Vereinigten Staaten aus am meisten zugänglich ist und zu welchem der Reisende wohl am natürlichsten seinen Curs nehmen möchte, ist der jetzt wohlbekannte Hafen San Juan de Nicaragua, an der Küste des caraibischen Meeres, etwa dreihundert Meilen nordwestlich von Chagres gelegen. Die kleine Brigg „Francis" von Neuyork lag in der ersten Hälfte des Mai im Jahr der Gnade 1849 segelfertig da, um nach benanntem Hafen abzufahren, und aus genügenden Gründen, die von vornherein keine andere Wahl zuliessen, wurden auf ihr Plätze für mich und meine Reisegefährten bedungen. Die Brigg lag am Fusse der Roosevelt-Street, in der *terra incognita* jenseits The Bowery — ein Zwerglein unter den sie umgebenden grössern Fahrzeugen. Wir begaben uns in Folge der ausdrücklichen Aufforderung ihrer Eigner am 11ten früh um 9 Uhr an Bord, gerade zur Zeit, wo der Menschenstrom von der Fluthhöhe der Fourth-Street und des Union-Square sich verlief und sich für den Tag an die schroffen Ufer und in die gefährlichen Untiefen der Wall- und Pearl-Street zurückzog.

Der „Francis" hatte seine Ladung eingenommen und seine Verdecke waren vollgepfropft von Schweinen und Geflügel und Sparren und Theertuch, nicht zu gedenken der Wasserfässer und Theertonnen, die alles Umhermarschiren unruhiger Landsleute jenseits des Quarterdecks von vornherein verboten. Das Quarterdeck ward aus blosser Höflichkeit so genannt: es war nur um wenige Zolle über das Mitteldeck erhöht und gewährte nach Abzug des von den Hühnerkörben, den Wasserfässern und dem Steuermanne eingenommenen Platzes nur etwa zehn Quadratfuss Raum, in welchem die unglücklichen Passagiere „sich erholen" konnten. Wir befanden uns mit Einem Worte inmitten einer bunten Wirthschaft, wie sie

nur der erfahrene Reisende mit Gleichgiltigkeit zu betrachten versteht. Unsre Freunde, oder vielmehr die Keckern unter ihnen, kletterten über die zwischenliegenden Decke hinweg oder riefen uns vom Tauwerk der nahen Schiffe den Abschiedsgruss zu. Wir würden sie an Bord eingeladen haben, aber wir hatten ja keinen Raum zu ihrem Empfange, und zudem war auch das Herabsteigen ein gefährliches Ding. Es sehen sich zwar alle Abschiede ziemlich gleich, aber bei dem unserigen gaben wir uns alle menschenmögliche Mühe, gute Laune zu zeigen. Punkt 10 Uhr sollten wir abfahren; als es aber 11 Uhr geschlagen, war die Zahl Derer, die ausdrücklich gekommen waren, „um uns abfahren zu sehen", sichtlich zusammengeschmolzen, und um 12 Uhr waren wir unsern eignen Gedanken überlassen.

Das war ein ewiges Ziehen und Zerren an den Tauen; da wurden dieselben Kisten und Kasten von einem Orte zum andern und dann wieder zurück gewälzt; da verschwanden Koffer und kamen wieder zum Vorschein und es schien, als ob Jedermann beschäftigt wäre, emsig nach Gott weiss was zu suchen. Um 1 Uhr kam der Steuermann an Bord. Das Zögern war peinlich geworden, und wir meinten jetzt, die Zeit zur Abfahrt wäre endlich gekommen. Allein der Steuermann war ein fetter Mann und setzte sich mit unerschütterlicher Ruhe auf ein Wasserfass nieder. „Wohlan, Herr Pilot, geht's fort?" Er würdigte mich keiner hörbaren Antwort, sondern blickte bedeutsam nach dem Wimpel auf dem Top hinauf. Der Wind wehte frisch aus den Narrows herein. So setzten wir uns denn ebenfalls auf die Wasserfässer, sahen den Leuten zu, die mit dem Anpinseln des nächstliegenden Schiffes beschäftigt waren, und nickten zu dem eintönigen „yo-ho" der Matrosen, die einen Ostindienfahrer nebenan ausluden, beinahe ein. Der brausende Lärmen des Broadway traf aus der Ferne dumpf in unser Ohr, und die Fähren und kleinen Dampfer auf dem Flusse bewegten sich schweigend und scheinbar zwecklos, gleich Ameisen um einen Ameisenhaufen, auf und ab.

Nicht lange, so drängte sich ein kleiner, schwarzer Bullenbeisser von einem Dampfer tapfer durch das Schiffgewühl hindurch, machte ein Tau an unserm Bug fest, zog uns mit einem Ruck triumphirend in den Strom hinaus, bei Governor's Island vorüber, hinab nach der Aussenbai und überliess uns hier unsrer eignen Sorge. Die Sonne ging an diesem Abende frostig und verschleiert unter und der „Francis" tummelte sich wild umher auf den dunkeln Wogen des atlantischen Oceans. Eine Windstille unter den hohen Vorgebirgen von Santo Domingo, — eine Unzahl von Gewittern und Böen, mit dem angenehmen Bewusstsein, dass hundert Fässchen Schiesspulver um den Fuss des Hauptmastes eng übereinander aufgestauet lagen, — ein dichtes Hinstreifen an den Korallenriffen unterhalb Jamaica: — das war Alles, was durch ganze sechsundzwanzig sterbenslange Tage das abscheuliche eintönige Einerlei des Schiffsbords unterbrach. Gesegnet sei der Dampf!

Es war ein düsterer und regnichter Morgen, als „Land auf der Leeseite" vom Steuermanne ausgerufen ward, und in weniger Zeit als ich zum Schreiben brauche kamen die Bewohner der kleinen engen Kajüte aufs Deck herauf geeilt, um zum ersten Male einen Blick auf die Küste von Centralamerika zu werfen. Die dämmerigen Umrisse des Landes waren bei der trüben Atmosphäre kaum erkennbar und es wurden eine

Menge scharfsinniger Vermuthungen über den Punkt gewagt, der uns eben in Sicht lag. Das endliche Resultat, zu dem man kam, war, dass wir auf der Höhe von „Monkey Point“ uns befänden, etwa dreissig Meilen nördlich von unserm Bestimmungshafen. Diese schliessliche Meinung ward alsbald bestätigt, als man dicht unter dem Schatten der Küste einen ungeheuren Felsen bemerkte, der mit der ganzen Regelmässigkeit der Pyramiden zur Höhe von dreihundert Fuss aufstieg: eine Landmarke, die zu eigenthümlich war, um verkannt zu werden.

Wir sausten mit einer steifen Kühlte rasch dahin und wurden durch die Versicherung getröstet, dass wir zum Frühstück im Hafen sein würden, „wenn“ — wie der vorsichtige Kapitän bemerkte — „wenn der Wind aushielte.“ Aber der dumme Wind hielt nicht aus und eine halbe Stunde darnach wurden wir wie in einem Waschfass umhergeschaukelt, die unangenehmste Bewegung, die man sich denken kann und die wir unter den Kaps von Santo Domingo drei ganze Tage zu kosten bekommen hatten. Der Nebel klärte sich ein wenig und wir konnten mit unsern Gläsern eine langgestreckte, niedrige Küstenlinie entdecken, mit dem dichtesten Grün überkleidet, woraus sich hier und da die gefiederte Palme, die aller tropischen Landschaft ein so malerisches Gepräge giebt, hoch über die übrigen Baüme des Waldes erhob, während das Ganze gegen einen Hintergrund von hohen Hügeln, über denen noch der graue Nebel gleich einem Schleier hing, kräftig sich abhob.

Einige aus unsrer Reisegesellschaft waren sogar im Stande, die Hütten am Ufer zu erkennen; allein der alte Mann am Steuer lächelte unglaübig dazu und sagte, dort gebe es keine Hütten und der Wald erstrecke sich ununterbrochen und unbewohnt tief ins Land hinein bis zu dem grossen Gebirgsrücken der Cordilleras. So war es damals, als die abenteuernden Spanier vor drei Jahrhunderten hier an der Küste hinfuhren, und so ist es heute noch. Diese Beobachtungen wurden durch einen heftigen Regenschauer unterbrochen, der uns erwünscht kam um des Windes willen, den er brachte, welcher die trägen Segel schwellte und uns unserm Hafen zutrieb. Und obwohl der Regen in Strömen niederstürzte und uns ganz durchweichte, so liessen wir uns doch in unsern vergeblichen Bemühungen, die schaarenweise unsern Bug umtummelnden Delphine zu harpuniren, mit nichten stören.

Aber der Schauer ging vorüber und mit ihm unsre Kühlte, und abermals schaukelte die Brigg träge auf dem Wasser umher, das jetzt Baumzweige und andere Gegenstände an uns vorübertrieb, worunter ein zerbrochener Speer und eine Cocosnuss unsre besondre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; jener, weil er uns die Nähe eines Volks bewies, dessen ursprüngliche Waffen den wirksamern des civilisirten Scharfsinns noch nicht gewichen waren; diese, weil sie uns ein sicheres Zeichen der Tropen war. Der Schauer ging vorüber, aber er hatte uns in Sicht unsers Hafens gebracht. Diejenigen, die früher Hütten am Strande gesehen, waren jetzt nicht im Stande, irgendwelche Zeichen von menschlicher Wohnung zu entdecken, und blieben daher steif und fest dabei, dass wir unsre Richtung verloren hätten und von unserm Bestimmungshafen weitab gekommen wären. Aber ein schmucker Schooner, der eben jetzt gesehen ward, wie er unter einem niederschiessenden Schlagregen in gleicher Richtung mit uns reissendschnell dahintrieb, brachte die kecken Zweifler zum Schweigen

und ward sofort ein Gegenstand des Rathens. Man kam zuletzt von allen Seiten dahin überein, dass es der B*** sein müsse, ein Fahrzeug, das Neuyork drei Tage vor uns verlassen und dessen Kapitän sich gerühmt hatte, er wolle uns „um mindestens zehn Tage übersegeln.“ So wünschte denn Alles begierig, dass unsre kleine Brigg ihn in den Hafen führen möchte, und Verwünschungen in Menge ergingen über den Wind und die Matrosen machten verzweifelte Versuche, jede vorübergehende leichte Kühlte zu nützen.

Die Aufregung war gross und einige der ungeduldigen Passagiere verlangten nach den grossen Rudern und empfahlen die Jolle auszusetzen, um das Schiff in den Hafen zu bugsiren. Sie vergassen sogar — so arg war die Aufregung — die smaragdenen Ufer zu bewundern, welche jetzt in nicht mehr als halbmeiliger Entfernung deutlich sichtbar wurden, und beteten, ein düsterblickendes Wetter, das graunvoll im Osten aufstieg, möchte eine Diversion zu unsern Gunsten machen. Jetzt entdeckte man in der Richtung des Hafens einen Fleck; nicht lange, so konnte man die Bewegung der Ruder und das Wiegen der Leiber sehen, und endlich kam ein Pitpan, eine lange, scharfzugespitzte Canoa, gerudert von einem buntscheckigen Sortiment Sterblicher, bis zum Leibe entblösst und von grosser Mannichfaltigkeit der Hautfarbe, vom Hellgelb bis zum Kohlschwarz, unter unsern Bug herangeschossen und ein dicker Kerl im Hemd zog seinen Strohhut vor dem Kapitän und fragte auf schlecht Englisch: „Braucht ihr einen Lothsen?“ Der Unterschiffer wies die Landratze in die Hölle und fragte, was denn aus seinen Augen geworden wäre und ob er denn ganz und gar nichts vom „Francis“ wüsste, vom „Francis“, der „siebenunddreissig Fahrten nach diesem Hafen gemacht und seinen Weg besser kennte als irgendein schwarzer Sohn, der je in einem Backtrog in See gestochen wäre!“ Und abermals ward der schwarze Bursche im Hemd und Strohhut in die Unterwelt verwiesen, „oder er solle, wenn ihm diess lieber wäre, gehen und den linkischen Schooner dort luvwärts in den Hafen lothsen.“ Der schwarze Kerl sah schwärzer als zuvor und sagte etwas in einem unverständlichen Kauderwälsch, worauf der Pitpan fort und nach dem Schooner flog.

Mittlerweile stürmte die Flanke des Gewitters auf uns los und thürmte eine schwarze, schaumkammbedeckte Wasserlinie auf, während sie mit einem, fernem Donner gleichen Brüllen nahte. Sie stürzte über uns her: die Segel flatterten ein Weilchen und schwollen an, die Raaen krachten, die Masten beugten sich gewaltsam nieder und die kleine Brigg schoss pfeilschnell durch das zischende Wasser hin. In der Gewitterfinsterniss verloren wir den Schooner aus den Augen und das Ufer war nicht länger sichtbar, aber wir hielten unsern Curs; der „Francis“ kannte seinen Weg und schien voller Leben und begierig, seinen alten Ankerplatz zu erreichen.

„Was das Ding rennt!“ sagte der Unterschiffer und rieb sich vor lauter Lust die Hände. „Wenn Das nur noch zehn Minuten anhält, so sind wir nagelfest im Hafen!“ Und — seltsam — es hielt an, und als es vorüber war, befanden wir uns dicht bei „Punta Arenas“, einer langen, schmalen, zum Theil mit Wasser bedeckten Düne, die den Hafen einschliesst und nur eine schmale Oeffnung für die einfahrenden Schiffe übrig lässt. Der Schooner war zwar hinter uns, aber es gab hier eine Schwierigkeit zu überwinden. Die Barre hatte seit der letzten Fahrt des „Fran-

cis“ sich geändert, der Kapitän befand sich wegen der Einfahrt in Ungewissheit und die Brandung brach sich schwer an unsrer Leeseite. Eine Aufregung andrer Art bemächtigte sich unser jetzt bei unserm langsamen Fortbewegen, als ein gewaltiges Aufwallen des Wassers das Dasein von Untiefen verkündete. Der Kapitän stand im Bug und unsre Augen waren gespannt auf ihn gerichtet. Da rief er plötzlich mit erschreckendem Nachdruck: „Das Ruder hart am Backbord!“ und „das Ruder hart am Backbord!“ wiederholte der Steuermann, während er den Helmstock herumschwang. Aber es war zu spät: das kleine Fahrzeug traf, als die Welle fiel, schwer auf. „Siebenunddreissigste und letzte!“ murmelte der Unterschiffer zwischen den Zähnen, während er nach den Tauen stürzte und das grosse Segel herabfuhr. „Den Baum herum, meine Leute!“ — und der Baum schwang sich herum, als eben die Brigg von Neuem und mit stärkerer Gewalt als zuvor aufstiess, das Steuerruder losriss und den Steuermann übers Deck hin warf. „Noch einmal herum, meine Kerlchen! Frisch daran, oder der Francis ist verloren!“ rief der Unterschiffer munter aus, der mit übermenschlicher Kraft und Behendigkeit ausgerüstet schien; und als der Baum sich herumschwang, sank die Woge, aber der Francis stiess nicht auf. „Er ist frei!“ jauchzte der Unterschiffer auf, sprang auf das Oberdeck, schwenkte triumphirend seinen Hut und rief nach dem Schooner zu gewandt: „Mach Das ’mal nach, Vertrackter, und dann nenne dich einen Segler!“ Es galt keinen Zweifel mehr, der Francis hatte vor dem Schooner den Vorsprung, und trotz dem bösen Zufall mit dem Steuerruder fuhr er rasch nach seinem alten Ankergrunde hin inmitten eines geraümigen Hafens, der glatt wie ein Mühlteich dalag. Wie Musik erklang das schnarrende Kabeltau, als der Anker hinausgethan ward und der Francis, mit der Batterieseite gegen die Stadt gekehrt, langsam sich herumbewegte. Der Pumpensod ward probirt: er hatte kein Wasser gezogen, was dem Unterschiffer Anlass zu einem neuen Freudenausbruch ward.

Als alle Gefahr vorüber war, fanden wir Gelegenheit, uns gehörig umzuschauen. Wir waren nicht mehr als zwei Kabellängen von einem flachen sandigen Strande entfernt, auf welchem mit dem Wasser gleichlaufend eine Doppelreihe Haüser oder vielmehr Hütten sich hinzog, einige von Bretern erbaut, die meisten aber von Schilfrohr, und alle mit Palmblättern überdeckt. Einige traten gleich Waarenschuppen bis ans Wasser heran, und an dem einen Ende waren Pitpans und Canoas ans Land heraufgezogen. Auch grössere Fahrzeuge zur Beschiffung des San-Juan-Flusses, Kanalbooten ähnlich, waren am Ufer festgemacht und auf jedem konnte man eine Anzahl sehr langer und sehr schwarzer Beine sehen und über jedem Paar ein sehr kurzes weisses Hemd. In der Mitte der langen Haüserreihe, die nichts andres als die Stadt San Juan de Nicaragua*) war, befand sich ein freier Platz, in dessen Mitte ein Gebaüde stand, grösser als die übrigen, aber von gleicher Bauart und von einem hohen Rohrzaun umgeben, und nahe dem einen Ende des Platzes erhob sich ein stämmiger Flaggenstock, von dessen Spitze ein Stück dunkelbraunes Flaggentuch herabhing, das ganz und gar wie die britische Nationalflagge aussah. Diess war das Zollhaus von San Juan, die Wohnung aller britischen Beamten,

*) S. das Titelkupfer.

und die Flagge war die des „Königs der Mosquitos", des „Verbündeten Grossbritanniens"! Doch über diesen gewaltigen Potentaten und über die Art, wie die britischen Beamten hierher kamen, bald ein Weiteres.

Uns gerade gegenüber am Ufer lag etwas, was einem schwarzen Ungeheuer glich, das Zähne und Augen verloren hatte und betrübt zu sein schien, dass es seine Vettern in den Novelty-Works verlassen hatte. Es war der Kessel eines Dampfers, den einige speculirende Yankees hier hatten aufstellen wollen, der sich aber in Folge eines Gebrechens als unbrauchbar erwiesen hatte. Hinter der Stadt erhob sich der dichte tropische Wald. Da war nichts zu sehen von lichten Stellen, nichts von Strassenlinien, die sich ins Innere des Landes zogen; es war lauter dichte, finstre Waldeseinöde, wo der Tapir und der wilde Eber unbelästigt umherschweiften, wo der bunte Macao und der lärmende Papagei, von einer riesigen Cebia zur andern fliegend, allein das Todesschweigen störten, wo die vielfarbigen, zahlreichen Schlangen der Tropenländer um die Aeste seltsamer, von Blumen überschütteter und von köstlichen Balsamen duftender Baüme sich ringelten. Der ganze Anblick war ohne Gleichen neu und malerisch. Es war ein sonderbares Gemisch von Dingen, die den Extremen der Civilisation angehörten. Der Dampfkessel lag traulich neben der anmuthigen Canoa, dem treuen Ebenbilde jener, in welcher die einfachen Eingebornen Hispaniola's dem Columbus Früchte brachten; und Menschen in steifen europäischen Trachten sah man inmitten Andrer wandeln, deren dunkle, nackte Leiber, nur an den Lenden bedeckt, ihre Abkunft von den Ureingebornen des Landes verriethen, die um den Besitz des Bodens mit Cordova's stahlgepanzerter Kriegerschaar gestritten und vergebens der symbolischen Sonne Sühnopfer dargebracht hatten, um ihren Beistand wider ihre Feinde zu gewinnen. Jetzt wussten sie nichts von Cordova und der Sonne und kümmerten sich nicht um sie, sondern beluden sich bereitwillig dem Viehe gleich mit Lasten, um ein Paar Groschen zu verdienen und damit diese Nacht bei dem eintönigen Geklimper einer zweisaitigen Guitarre sich einen Rausch zu erkaufen!

Unser Anker war kaum hinabgelassen, als eine Canoa herankam, die einen so buntscheckigen Schlag von Passagieren enthielt, wie man sich's kaum denken kann. Darunter waren auch die Hafenbeamten, deren Hochwichtigkeit uns aus den zahlreichen und unnöthigen Befehlen, die sie den Ruderern ertheilten, sowie aus dem ausserordentlichen Geraüsch, mit dem sie an unserm Bord erschienen, ersichtlich ward. Sie schauten neugierig auf die glänzende seidene Flagge, die Einer aus unsrer Gesellschaft in der Hand hielt und die in den Strahlen der sinkenden Sonne ganz absonderlich erglänzte. Auch die Adler an unsern Mützen waren Gegenstände, die viele neugierige Blicke auf sich zogen, und der Kapitän ward allsogleich nach einem Winkel gezogen und nach der Bedeutung alles dessen befragt. Die Antwort schien die Wichtigkeit der Beamten bedeutend zu schmälern, und Einer trat, seinen *sombrero* (Hut) ehrfurchtsvoll in der Hand, heran und sagte: „Ihrer britannischen Majestät Generalconsul in Mosquitia, Herr C***, weile eben jetzt in der Stadt, und er werde sich beehren, ihm unsre Ankunft sofort zu melden; er hoffe, dass wir eine angenehme Reise gehabt und dass uns seine ergebenen Dienste genehm sein würden;" auf welches alles huldvolle Antworten ertheilt wurden, sammt einem Schlückchen Branntwein, welcher letztere nicht ganz unangenehm zu sein schien. Da ich

warme Empfehlungsbriefe an mehre Honoratioren San Juans hatte, so begann ich einen respectabel aussehenden Neger, der in der uns besuchenden Gesellschaft sich befand, nach ihren Wohnungen zu fragen. Auf meine erste Frage, ob Herr S*** S*** jetzt in der Stadt weile, entblösste der farbige Herr sein Haupt, verbeugte sich tief und sagte, die genannte Wenigkeit stände vor mir. Jetzt zog auch ich den Hut, verbeugte mich ebenso tief und versicherte ihm, dass ich mich glücklich schätzte, seine Bekanntschaft zu machen, wobei ich gleichzeitig mit aller Grazie, die die Umstände zuliessen, meinen Brief überreichte. Er durchflog seinen Inhalt, nahm abermals den Hut ab und machte eine noch tiefere Verbeugung als zuvor. Um an Höflichkeit nicht hinter ihm zurückzubleiben, machte ich all dieselben Complimente, worauf er mit einer Kniebeugung antwortete, die aber zu erwiedern schlechterdings ausser meiner Macht lag, wenn ich mich nicht der Gefahr einer Verrenkung aussetzen wollte; und so entsagte ich denn dem Wettstreit und gab mich für überwunden, zur grossen Belustigung des irischen Unterschiffers, dem es nicht an jener bekannten natürlichen Antipathie seines Stammes gegen den Neger fehlte. Ben, mein farbiger Diener, ward nun zunächst und zwar nicht minder herzlich als ich selbst bewillkommt; und mein neuer Bekannter „war erfreut, mir mittheilen zu können, dass glücklicher Weise ein neugebautes Haus unter seiner Obsorge stände, welches eben jetzt unbewohnt wäre und das er sich glücklich schätzte zu meiner Verfügung stellen zu können.“ Das Glück war genau acht Dollars werth, wie ich aus einer Rechnung ersah, die mir vier Tage später, als wir nach dem Innern abzureisen im Begriffe waren, eingehändigt ward, und die in Betracht, dass der gewöhnliche Miethzins hier vier bis fünf Dollars für den Monat beträgt, vermuthlich die Zahlung für die Kniebeugungen am Schiffsbord mit in sich begreifen sollte.

Wir waren ungeduldig zu landen, und da wir unmöglich so lange warten konnten, bis das Boot kam, um uns aufzunehmen, so drängten wir uns in die Canoa des „Hafenmeisters“ und fuhren ans Ufer.

Die ganze Bevölkerung der Stadt, von mannichfaltiger Färbung und in phantastischen Trachten, war hier versammelt. Die Kleidung der Buben unter zwölf bis vierzehn Jahren bestand in der Regel aus einem Strohhut und einer Cigarre, welche letztere bisweilen unangezündet hinter dem Ohre, öfter aber angezündet im Munde steckte: ein hübsch luftiges und recht malerisches Kostüm und, wie B*** bemerkte, „ausserordentlich wohlfeil“.

Die meisten Frauen trugen ein einfach weisses oder geblümtes Stück Zeug — *nagua* — über den Hüften befestigt, nebst einem *guipil* oder einer Art grossen Halskragen, der Löcher zum Durchstecken der Arme hatte und lose über die Brust herabfiel. In manchen Fällen war dieser *guipil* ein Bisschen kurz und legte einen dunklen Streifen Haut von einem bis vier Zollen Breite bloss, den der leichtfertige Wind oft viel breiter machte. Es ward uns offenbar, dass falsche Hüften und andere hübsche Erfindungen der Civilisation nicht bis hierher gedrungen waren, nicht minder, dass sie nicht vonnöthen waren, um den weiblichen Gestalten, die wir um uns sahen, Fülle zu geben. Alle Frauen trugen das Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, die hinten herabhingen und ihnen ein schulmädchenhaftes Ansehen gaben, das mit der kalten, besonnenen Art, mit der sie ihre Cigarren pafften — wobei sie gelegentlich den Rauch puffweise durch die Nasen-

löcher trieben — ganz und gar nicht zusammenstimmte. Ihre Füsschen hatten nie mit Strümpfen Bekanntschaft gemacht, aber die feinern Damen trugen seidene oder atlassene Pantoffeln, die auf der Innenseite höchst wahrscheinlich ebenso schmutzig waren wie auf der Aussenseite. Viele hatten buntfarbige *rebozos* (Schleiertücher) über den Kopf geworfen. Kurz, die ganze Gruppe, mit einem Vortrab von tückisch aussehenden Wolfshunden, war ungewöhnlich neu und nicht wenig malerisch. Wir sprangen mit einem Entzücken, das nur der Reisende kennt, der einen ganzen Monat lang in ein kleines, unbequemes Fahrzeug eingepfercht gewesen ist, ans weichsandige Ufer, gingen ohne alle Umstände durch das Gedränge der Gaffer hindurch und eilten die Hauptstrasse hinab, die, wie wir erfuhren, seit der englischen Besitzergreifung den Namen „Königsstrasse" erhalten hatte. Die Thüren der verschiedenen wunderlich aussehenden Haüslein standen alle offen und in allen sahen wir Hängematten zwischen der vordern und hintern Thür aufgehängt, um so den durchziehenden Luftstrom aufzufangen. In einigen derselben ruhten in Stellungen, welche die höchste Faulheit verriethen, dunkle Männergestalten, deren natürliche Apathie nicht einmal das ungewohnte Ereigniss der gleichzeitigen Ankunft zweier Schiffe zu stören vermochte. Die Frauen waren, wie sich von selbst versteht, alle am Strande versammelt, nur einige hochbetagte Damen ausgenommen, die uns von ihren Thüren aus begafften. Nachdem wir die Stadt durchwandert, traten wir in den Wald ein, gefolgt von einem Nachzuge von kleinen Buben und einigen erwachsenen Strolchen von verdächtigem Aussehen. Der Weg führte uns zu einer schönen, grünumsaümten Lagune, an deren Rande eine Anzahl halbentblösster Frauen sassen, die von der grossen Neuigkeit noch nichts vernommen hatten. Sie waren mit Waschen beschäftigt, einem Geschäft, das hier ganz anders als bei uns zu Hause verrichtet wird und darin besteht, dass man die Wäsche ins Wasser eintaucht, sie dann auf den Boden einer alten Canoa legt und mit Knütteln heftig klopft. So weit als wir nur sehen konnten, stiegen immer neue Gestalten dieser paradiesisch gekleideten Frauen vor uns auf, während wir einen schmalen Pfad einschlugen, der am Ufer der Lagune hinführte und uns zu den kühlen, tiefen Schatten des Waldes einlud. Eine Schaar lärmender Papageien flatterten über uns hin und auf allen Seiten zeigten sich fremdartige Früchte und Blumen. Wir waren nicht lange gegangen, als uns ein Moschusgeruch auffiel und wir gleich darnach ein Plumpen ins Wasser vernahmen. Wir blieben rasch stehen, aber einer der uns folgenden Buben winkte verächtlich mit der Hand und sagte „*Lagartos.*" Und wirklich, als wir durch die Büsche blickten, sahen wir zwei oder drei scheussliche Alligators langsam sich durch das Wasser bewegen. „Teufel in einem irdischen Paradiese," murmelte B*** vor sich hin und schlich sich ins Hintertreffen. Die Buben bemerkten unsre Uiberraschung, und wie zu unserm Troste bemerkte ein kleiner nackter Schurke vor uns, während er sich dabei verdächtig umsah: „*Muchas culebras aqui*" ('s giebt viel Schlangen hier). Diese interessante Mittheilung führte zu einem Gespräch mit ihnen und da erfuhren wir denn, dass nur erst wenige Tage zuvor zwei Männer von Schlangen gebissen worden und unter furchtbaren Qualen gestorben waren. Wir beschlossen sogleich, nicht weiter zu gehen und unsern Spaziergang ins Holz lieber auf einen andern Tag zu verschieben. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass wir ihn niemals wieder machten.

Bei unsrer Heimkehr begegneten wir meinem farbigen Freunde, der mir mittheilte, dass eine Menge Haüte in dem zu meiner Wohnung bestimmten Hause aufgeschichtet lägen, dass er sie aber noch heute Abend wegschaffen wollte und das Haus morgen früh zu unsrer Aufnahme bereit stände. Da wir uns als Gäste betrachteten, denen es zukam, jedwedem Vorschlage unsers Wirths zuzustimmen, so antworteten wir ihm, dass uns diese Disposition vollkommen recht wäre, dass wir diese Nacht ganz bequem am Bord des Schiffes schlafen könnten (nebenbei gesagt, eine schreckliche Lüge) und dass er sich mit seinen Vorkehrungen für uns, wie er sie für geeignet hielte, nur Zeit nehmen möchte. Darauf schlenderten wir durch die Stadt, guckten zu den Thüren hinein, thaten dabei manchen Blick in die haüsliche Einrichtung der Bewohner und waren nicht wenig verwundert über die vollkommene Gleichheit und das allgemein hier herrschende gute Einvernehmen zwischen den Schweinen, Kindern, Hunden, Katzen und Hühnern. Die Schweine nahmen den Kindern mit aller Ruhe Stücke Kuchen aus dem Munde und die Kinder ebenso den Schweinen. B*** machte die Bemerkung, dass wir hier jene Tage des tausendjährigen Reichs, wo Löwe und Lamm friedlich nebeneinander liegen sollten, so nahe vor uns hätten als wir es aller Wahrscheinlichkeit nach hienieden nur erleben könnten, und erinnerte daran, dass wir diess zum Troste Vater Millers und der Heiligen der zweiten Zukunft überhaupt ganz besonders ad notam nehmen sollten. In einem Hause bemerkten wir eine Reihe Regale mit verschiedentlichen Handelsartikeln, worunter langhalsige Flaschen von mannichfaltigen angenehmen Farben am meisten in die Augen fielen, und davor einen plumpen Ladentisch und hinter diesem eine kurzstämmige Dame von bedeutend lichterer Hautfarbe als man für gewöhnlich hier sieht, vor welcher unser farbiger Freund höflich an den Hut tippte, der uns gleichzeitig benachrichtigte, dass diess die „Maison de Commerce“ des Vicomte A. von B*** B*** et Comp. wäre; welches „et Comp.“ aus des Vicomte's Gemahlin, zwei Söhnen und fünf Töchtern bestand, deren Namen in des Vicomte's Circularen sämmtlich vom ersten bis zum letzten zu lesen waren. Hätte man uns gesagt, es wäre der Wohnsitz eines Kaziken mit einem unaussprechlichen Namen, so hätten wir die Sache in Ordnung gefunden und wären ohne Weiteres vorübergegangen; aber so leichthin war ein Vicomte nicht abzufertigen, und so wandten wir uns um und verbeugten uns tief vor der kurzstämmigen Dame hinter dem Ladentische, die ihrerseits sich erhob und sich ebenso tief verneigte.

Kaum hatten wir in dem Augenblicke, wo die Sonne versank, den Strand erreicht, als ein Mann zu uns herantrat, der in Folge zahlloser ausgestandener Fieber wie aus dem Grab erstanden aussah. Er war weiss gekleidet, trug eine Jacke und eine Glanzmütze, auf welcher letztern wir in vergoldeten grossen Buchstaben das Wort „POLIZEI“ lasen. Er nahm seine Mütze ab, verbeugte sich tief — woran er ja gewöhnt war — und sagte, Ihrer britannischen Majestät Generalconsul empfähle sich den Herren ergebenst, bedauerte, dass er, durch Krankheit ans Haus gefesselt, ihnen nicht in Person aufwarten könnte, und hoffte, die Herren würden unter bewandten Umständen ihm die Ehre eines Besuchs anthun. Wir antworteten damit, dass wir dem voranschreitenden bleichen Polizeidiener (ausser welchem nur noch einer da war, indem die übrigen davongelaufen waren) nachfolgten, der eine kleine Thür im Rohrzaun des Zollhauses aufmachte

und in dieses Gebaüde selbst ging, wo wir, nachdem wir eine rohe, schmale und gebrechliche Treppe hinaufgestiegen, in ein Gemach eingeführt wurden, das bei uns zu Hause eine abscheulich schlechte Bodenkammer heissen würde, aber trotzdem das Wohnzimmer des Generalconsuls Ihrer britannischen Majestät war. In der Mitte stand ein langer Tisch und ein Paar Lichter flackerten vom Winde bewegt, der zu den glaslosen Fensteröffnungen an beiden Enden des Zimmers hereinkam, und verbreiteten ein mattes, unruhiges Licht, bei dem es uns indessen doch gelang, Herrn C***'s, des Generalconsuls, Person zu entdecken. Der Herr ruhte auf einer plumpen Lehnbank und erhob sich mit Mühe zu unserm Empfange. Er entschuldigte sich wegen seiner schlechten Wohnung und verrieth durch seine Aussprache, dass er wenigstens seine Jugendjahre in den gespensterreichen Thälern Schottlands verlebt hatte. In früherer Zeit war er Parlamentsmitglied gewesen und weilte nun seit beinahe einem Jahre an dieser Küste, in einem Dienste, der offenbar seinen Gesinnungen wenig entsprach und weit entfernt war, mit seinen Begriffen von Ehre und Gerechtigkeit in Einklang zu stehen. Wir fanden einen verständigen und angenehmen Mann in ihm und so frei von Vorurtheilen, als es ein Brite, der nicht aufhört ein Brite und Schotte zu sein, nur sein kann.

Wir verbrachten den Abend recht angenehm (die Mosquitos ausgenommen), und obwohl man uns von Skorpionen, die man oft beim Umwenden der Betttücher fände, und von zahlreichen Eidechsen, die sich während der Nacht in die Stiefeln verkröchen, viel vorredete, so waren wir doch zu herzlich froh, am Lande zu sein, als dass uns diese Erzählungen hätten sehr bange machen können. Als wir den Generalconsul verliessen, drang er in uns, dass wir täglich zum Mittagsessen zu ihm kommen möchten, da es — wie er versicherte, und zwar in voller Wahrheit — unmöglich wäre, ein einigermassen anständiges Mahl sich sonstwo in der Stadt zu verschaffen. Die Nacaraguaner oben im Fort hätten nämlich — so ward uns versichert — alle für San Juan bestimmten Gemüse und Esswaren aufgekauft, da sie entschlossen wären, die verhassten Engländer auszuhungern, und im Umkreise von fünfzig Meilen gäbe es nicht einen Fussbreit angebautes Land; daher denn der Markt dürftig versorgt wäre, mit Ausnahme der Schiffsprovision, an dieser aber hatten wir vollkommen zur Genüge gehabt. Diess klang nun freilich keineswegs tröstlich; hatten wir doch erwartet, in San Juan alle Erzeugnisse der Tropenländer in verschwenderischer Fülle zu finden, wovon ja die Reisenden mit solcher Begeisterung geschrieben hatten; daher auf Rationen von Schiffszwieback und gesalzenem Schweinefleisch gesetzt zu werden, allzuviel für uns war, als dass wir Rücksichten der Delicatesse hätten gelten lassen sollen; und so nahmen wir Herrn C***'s edelmüthiges Anerbieten an und kehrten an Bord des Schiffes zurück, um dort von grausamen Mosquitosschaaren ausgesogen zu werden und am nächsten Morgen unerquickt und krankhaft aufzustehen, wobei uns nur das beseligende Bewusstsein, dass wir nahe am Lande seien, verhinderte, nach der Arzneikiste zu greifen.

Nachdem wir am andern Morgen des Kochs unbeschriebenes Mahl, mit welchem wir seit Neuyork jedweden Morgen tractirt worden und das wir aus Höflichkeit „Frühstück" genannt, rasch abgefertigt hatten, gingen wir ans Ufer, wo unser farbiger Freund uns mit einer tiefen Verbeugung empfing und gleichzeitig die Mittheilung machte, dass unser Haus zu unsrer

Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 3.



Bayerisc
Staatsbibli
Münche

Aufnahme bereit stände. Er führte uns zu einem Gebaü, das nicht weit von der „Maison de Commerce“ lag und in die aristokratische „Königsstrasse“ sich öffnete *). Es war von rohen Bretern zusammengezimmert und stand auf Pfosten erhöht, dergestalt, dass jeder Hineingehende einen kurzen Anlauf nehmen und einen hohen Satz machen musste und von Glück sagen konnte, wenn er sein Ziel nicht verfehlte und sich bei dem Versuche nicht die Schienbeine aufschund. Es war befriedigend zu wissen, dass das Gebaüde ziemlich neu war und daher die Colonien von Skorpionen, Eidechsen, Hausschlangen, Kellerasseln und dem sonstigen zahlreichen, namenlosen und unbekannten Gewürm, das üppig hier gedeiht, nicht Zeit gehabt hatten, sich in bedeutendem Grade zu vermehren. Und trotzdem, dass in einer Ecke eine grosse Menge Tabak in Ballen aufgethürmt lag, während im ganzen übrigen Raume kein sonstiger beweglicher oder unbeweglicher Gegenstand vorhanden war, so war doch die Neuheit des Dinges gross genug, um für alle Mängel zu entschädigen, und so liessen wir ohne Weiteres unser Gepäck nach dem Hause bringen. Ohne Zweifel in der Absicht, auf die Geraümigkeit des Hauses hinzuweisen, erzählte uns unser farbiger Freund, es wäre dasselbe sechs ganze Wochen lang das Hauptquartier einer nach Californien reisenden Gesellschaft von Amerikanern gewesen und Vierzig derselben hätten darin zu wohnen vermocht: eine neue und praktische Erlaüterung der unendlichen Zusammenpressbarkeit der Yankee-Materie, die alle unsere frühern Vorstellungen übertraf. Unser Freund hatte noch auf andre Weise für uns gesorgt und eine Familie gewonnen, welche uns unser Frühstück besorgen sollte. Bei dieser Familie wollte er uns jetzt einführen. Das Haus lag dicht daneben und wir wurden hier sammt und sonders Herrn S*** vorgestellt, der Grenadier unter Napoleon gewesen war, in zahlreichen Feldzügen gedient, vielen blutigen Schlachten beigewohnt hatte und der Gefahr erschossen zu werden vermuthlich nur darum entkommen war, weil er zu dürr und schmächtig war, um getroffen zu werden. Nicht minder wurden wir der Frau Gemahlin des Herrn S*** vorgestellt, die der volle Gegensatz des Herrn Gemahls war und uns ein sehr gutes Frühstück und eine prachtvolle Chocolade bereitete, wofür wir täglich nicht mehr als einen Dollar der Mann zu zahlen hatten. Es war ein wahres Glück für unsern Beutel, dass wir nicht auch zu Mittag und Abend hier assen und hier wohnten! Am selben Orte frühstückten auch ein Paar spanische Herren, die in dem oft erwähnten Schooner mit einer werthvollen Waarenladung nach dem Innern aus Spanien herübergekommen waren. Unsre Wirthin hatte es sicherlich nicht übers Herz bringen können, ihnen einen Dollar fürs Frühstück anzurechnen, da sie von Revolutionen und einem furchtbaren Bürgerkriege in Nicaragua gehört hatten und ihnen dadurch aller Appetit benommen worden war. Eine schlechte Speculation war im bessten Falle ihre Aussicht, vielleicht ihr pecuniärer Ruin. Wir hatten Mitleid mit ihnen, das indessen unsern Appetit nicht stören konnte.

Den Tag verbrachten wir damit, dass wir ceremonielle Besuche empfingen, unser neues Quartier einrichteten, Hängematten aufmachten (die wir in der „Maison de Commerce“ des Vicomte für etwas mehr als das Doppelte ihres wahren Werths erkauften) und unsre verstockte Garderobe

*) S. die Abbildung dieses unsers Wohnhauses auf Taf. I. Fig. 1.

an Licht und Luft hervorzogen. Wir wollten erst unsre schmutzige Wäsche den Weibern an der Lagune zum Waschen übergeben, allein die handfesten Schläge ihrer Knüttel tönten noch immer in unser Ohr, und so vertrauten wir der Zukunft; die Zukunft aber brachte statt des glatten Canoa-Bodens rauhe Steine!

Wir brachten die erste Nacht in unsrer neuen Wohnung recht behaglich hin, nur dann und wann durch Verschiednes, was vom Dache herabfiel und was die thätige Phantasie der Glieder der Gesellschaft in Skorpione und anderes Ungeziefer verwandelte, in unsrer Ruhe gestört. Trotzdem schliefen wir Alle bis zum hellen Tageslicht am nächsten Morgen, wo wir durch Flintenschüsse und einen Heidenlärmen vieler Stimmen, die anscheinend in heftigem Zank begriffen waren und mit denen sich Hühnergekakel, Hundegebell und Schweinegequieke verbanden, aufgeschreckt wurden.

„Beim Jupiter, eine Revolution!“ rief M***, dessen Gehirn mit den Nachrichten aus dem Innern angefüllt war; „sie ist bereits hierher gedrungen!“

Dessenungeachtet rissen wir die Thüren auf und jeder ungekämmte Kopf fuhr heraus, um die Ursache dieses Tumults zu erkunden. Die Scene, die sich darbot, geht über alle Beschreibung. Es war eine bunte, verworrene Masse von Männern, Frauen und Kindern, von denen einige Schweine und Geflügel vor sich her trieben, andere Stöcke schwangen; hier trug ein Weib ein Schweinchen unter dem Arm und ein Paar Hühner in jeder Hand; dort mühte sich ein Bube ab, ein langnäsiges Ferkel zu tragen, das fast so gross und zweimal so lärmend wie er selbst war; dort hatte wieder ein geschäftiger Menschenhaufe um eine Sau mit ihrer zahlreichen Familie einen Kreis gebildet; und diese ganze aufgeregte, stockschwingende, schreiende Masse zog sich vor zwei weissgekleideten Polizeidienern, jeder mit einem Schwert, einer Pistole und einer furchtbaren Blunderbüchse angethan, zurück.

„Sie treiben die armen Leute hinaus,“ sagte M***; „das ist doch zu arg!“

Allein die Art und Weise, wie zwei oder drei alte Frauen ihre Stöcke unserm bleichen Freunde und seinem Collegen ins Gesicht schwangen, bezeugte, wie ich meinte, eher alles Andere als Furcht. Noch immer war uns die ganze Geschichte ein Geheimniss, und als die Menge plötzlich vor unsrer Thür stehen blieb und jedes der dunklen Gesichter, in denen Wuth und Bitten seltsam gemischt zu lesen waren, sich uns zukehrte und dabei jeder Einzele aus allen Leibeskräften schrie, blieb uns schier der Verstand stehen. „Tod den Engländern!“ war etwa Alles, was wir herauszuhören vermochten, bis endlich der bleiche Polizeidiener herzutrat und unter einem Strom von Schimpfreden erklärte, dass er und sein College blos die heilsame Verordnung in Ausführung brächten, die Ihrer Majestät Generalconsul erlassen hätte, des Inhalts, dass die Einwohner der Stadt San Juan (welche er *Greytown* nannte) ihre Schweine und ihr Federvieh nicht mehr frei auf der Strasse herumlaufen lassen, vielmehr sie gehörig in ihren Ställen und Haüsern eingesperrt halten sollten, bei Strafe, dass sie sonst von Ihrer Majestät Dienern erschossen werden würden; und dieweil nun obbenannte Schweine und Hühner seit länger als Menschengedenken frei herumliefen und es weder Schweineställe noch Hühnerhaüser hier gäbe, so wäre es

ganz klar, dass man der heilsamen Vorschrift nur zum Theil nachkommen könnte. Ein stämmiger Mulatte, der hinter dem Polizeidiener einherschritt, trug ein Schwein und mehre Hühner, die offenbar ein frühzeitiges und gewaltsames Ende gefunden hatten, und wir hegten starken Verdacht in Bezug auf die Art und Weise, wie die verschiednen Schweinchen und Hühnchen, die wir auf des Consuls Tafel gefunden, dorthin gekommen sein möchten.

Der blasse Polizeidiener ward weich und fast zu Thränen gerührt, als er uns sagte, dass ihn bei Erfüllung seiner Pflicht das Volk, wie wir sähen, thätlich misshandelt hätte und alle seine Erklärungen unbeachtet liesse, so dass er Lust bekäme, es seinen Collegen nachzuthun, nämlich davonzulaufen und die Stadt der Herrschaft der Schweine und Hühner zu überlassen.

Die Menge, die sich während dieser Erzählung ziemlich ruhig verhalten hatte, brach jetzt in eine Antwort aus und stiess, durch die Anwesenheit der Amerikaner ermuthigt, die Polizeidiener in die Mitte der Strasse und würde sie wohl mit einem kalten Bade im Hafen tractirt haben, wäre sie nicht durch die Stimme des Vicomte zurückgerufen worden, der auf einen Block stieg, hier in einem Gemisch von Spanisch und Französisch wüthend wider die „treulosen Engländer" declamirte und in einem höchst erbaulichen, durch und durch französischen Tone von „natürlichen und bürgerlichen Rechten" schwatzte. Da aber der Vicomte mit thätig gewesen war, die Engländer ins Land zu bringen, so fand er unserseits eine nur sehr geringe Theilnahme. Er hatte an diesem Morgen ein ihm besonders werthes Schweinchen verloren, und das war es, was seiner Rede solchen Nachdruck gab; wir aber beschlossen, diesem Thierchen heute Abend an des Consuls Tafel ganz besondre Ehre anzuthun.

Den Aufforderungen, die direct an uns gerichtet wurden, wichen wir, wie sich geziemte, diplomatisch aus; aber das Volk war leicht befriedigt und wir wurden an diesem Abende spät mit einer Serenade beehrt, deren Pausen mit den Rufen *„Vivan los Americanos del Norte"!* (es leben die Nordamerikaner) ausgefüllt wurden; und am nächsten Tage lief die Nachricht um, es wären sechs amerikanische Kriegsschiffe auf dem Wege nach San Juan, um die Engländer, deren Effectivmacht aus dem kränkelnden Polizeidiener und seinem ebenso leidenden Collegen bestand, aus dem Lande zu treiben! Und der Consul selbst that uns die Ehre an, die Hoffnung auszusprechen, dass wir nichts gesagt hätten, was die armen Menschen in ihrer Verkehrtheit bestärken könnte, denn er verzweifelte fast, aus ihnen gute Bürger zu machen! Sie wären, wie er zu seinem Leidwesen sagen müsste, nicht im Stande, ihre eignen bessten Interessen zu erkennen. Wir hätten ihn freilich daran erinnern können, dass die Verhältnisse hier ganz andere als in den kleinen Städten Schottlands wären und dass, was in einem Fall „gut fürs Volk" sein möchte, in einem andern überaus übel angebracht sein könnte; indess war diess nicht unser Beruf.

Während des Tages besuchten wir die andre Seite des Hafens, wo einige Mosquito-Indianer, die wegen des Schildkrötenfangs zur Küste gekommen waren, ihre einstweilige Wohnung aufgeschlagen hatten, das schmutzigste Gesindel, was man sich denken kann. Ihre Hütten bestanden aus wenigen schiefstehenden Pfählen, über welche eine Anzahl Palmblätter lose geworfen waren. An den Seiten waren sie offen und der ganze Aufbau

kann nicht mehr als fünfzehn Minuten Arbeit gekostet haben. Unter diesem Obdach drängte sich eine bunte Menge halbnackter Gestalten zusammen, mit Koth bedeckt und mit ausdruckslosen, wahrhaft viehischen Gesichtern. Sie starrten uns gedankenlos an, worauf sie in ihrem Essen fortfuhren, das aus einem Stück Fleisch des Alligators und des Manitus bestand, welches sie in grosse Stücke zerschnitten und ins Feuer warfen, bis es auswendig vollständig verkohlt war. Diese Stücke wurden ohne Salz und mit einer scheusslich anzusehenden Wolfsgier verschlungen. Stand man ein wenig davon, fern von dem Schmutz und Gestank, so nahmen sich die Hütten mit den Gruppen unter ihnen und um sie wirklich recht malerisch aus. Eine der Hütten, die für den Augenblick leer war und an welcher die Angelruthen und Speere ihrer Bewohner angelehnt standen, zog unsre besondre Aufmerksamkeit auf sich und ich entwarf auf der Stelle eine Skizze von ihr*). Während wir längs dem Ufer hinruderten, erblickten wir viele überdeckte Hütten an kühlen, dicht belaubten Stellen, um die der Boden nackt und festgetreten war. Wenn nun letzterer vom Sonnenlicht besprenkelt ward und der Wind die Zweige darüber bewegte, so führte es einen anmuthigen, tausendfach verworrenen Tanz auf. Um sie herum standen dunkle nackte Gestalten, vor ihnen lagen leichte Canoas dicht ans Ufer gezogen und füllten den Vordergrund eines Gemäldes aus, wie wir es uns beim Lesen der wunderbaren Erzählungen der frühen Reisenden vorgemalt und dessen Effecte noch verstärkt wurden durch die Papageien und Macao's, die auf den Bedachungen der Hütten mit den Flügeln schlugen und mit ihren schrillen Stimmen uns betaübten. Hier und da sahen wir auch einen zahmen Affen mit dem Schwanze an den Baumzweigen hängend sich schaukeln und uns bei unserm Vorüberfahren Gesichter schneiden.

Die Gewohnheiten der Eingebornen hatten sich in dem Zeitraume von dreihundert Jahren nicht verändert; ihre Wohnungen waren noch dieselben, und die Scenen, die wir hier vor uns hatten, waren die treuen Nachbilder jener, welche die Entdecker Amerika's geschaut. Es herrschte ein ewiger Sommer über ihnen; ihre Bedürfnisse waren gering und einfach und eine verschwenderische Natur versah sie in Fülle mit Allem, was zum Leben nöthig. Sie ahnten wohl nicht, dass die Fremdlinge, die still vor ihnen vorüberglitten, in der Absicht hier seien, dem brausenden Dampfschiff den Weg zu bahnen, und dass die grosse Welt draussen auf das Titanenunternehmen sinne, ihre urweltlichen Einöden aufzuschliessen, ihre Hügel zu ebnen und von Ocean zu Ocean einen Riesenkanal zu eröffnen, auf welchem dereinst die Flotten der Welt, mit den Schätzen zweier Hemisphären beladen, dahinfahren sollen!

*) S. auf Taf. I. Fig. 2.

Zweites Kapitel.

Der Hafen San Juan de Nicaragua; seine Lage; sein Klima; seine Bevölkerung; die Haüser seiner Einwohner; seine Insecten: die Nigua, der Skorpion u. s. w.; seine Exporten und Importen; seine politische Lage; seine gegenwärtige und zukünftige Bedeutung; seine Besitzergreifung durch die Engländer u. s. w. — Mündung des Flusses San Juan — Die Colorado-Mündung — Der Tauro — Beschiffung des Flusses — Bongos und Piraguas — Los Marineros — Entdeckung und früheste Geschichte des Hafens San Juan.

Der Hafen von San Juan hat seine vornehmste Bedeutung dem Umstande zu verdanken, dass er der einzig mögliche östliche Endpunkt des projectirten grossen meerverbindenden Kanals durch Nicaragua's Gebiet, über den San-Juan-Fluss und den Nicaragua-See, sowie dem fernern Umstande, dass er der einzige vortheilhafte Hafen Nicaragua's am atlantischen Meere ist. Der Hafen ist nicht gross, aber bei Weitem besser und geraümiger als man allgemein annimmt. Der Eingang ist bequem und Schiffe der grössten Art können ohne viele Schwierigkeit in die Mündung einfahren und drinnen einen sichern und bequemen Ankerplatz finden. Man hat gesagt, der Hafen sei in Folge der eigenthümlichen Gestalt des Landes ausserordentlich schwer zu finden. Diess ist bis zu einem gewissen Grade wahr; allein wenn auch die Küste in der unmittelbaren Nähe niedrig ist, so ist doch in geringer Entfernung landeinwärts das Land hoch und dergestalt markirt, dass es nicht verkannt werden kann. Mit gehörigen Karten, genauen Küstenzeichnungen und einem Leuchtthurm auf der Punta Arenas würde jede Schwierigkeit beseitigt sein. Diess leuchtet selbst dem nicht-sachkundigen Beobachter ein. Der Hafen entspricht wahrscheinlich jedwedem Zwecke, der mit dem projectirten Kanale in Verbindung steht.

Die Stadt San Juan besteht (Junius 1850) aus fünfzig bis sechszig mit Palmblättern bedeckten Haüsern oder vielmehr Hütten, die mit einer gewissen Regelmässigkeit am südwestlichen Ufer des Hafens hinlaufen. Sie ernährt sich einzig und allein von dem Handel, der durch sie hindurchgeht, und ihre Einwohner sind in Betreff der Subsistenzmittel auf die Zufuhren, die aus dem Innern kommen oder von Kauffahrern herbeigeschafft werden, angewiesen. In der Nähe giebt es kein angebautes Land und mit Ausnahme des schmalen Raumes, den die Stadt einnimmt, und einer kleinen Anzahl Morgen Landes auf der gegenüberliegenden Insel, wo einiges Vieh Weide findet, ist der Urwald durch keine einzige Lichtung unterbrochen. Der Boden, auf welchem die Stadt erbaut ist, ist sandig und, obwohl nur wenige Fuss über dem Wasser liegend, dennoch trocken. Das ganze Land ringsum ist Niederung und in geringer Entfernung vom Ufer landeinwärts wahres Sumpfland mit zahlreichen verstreuten Lagunen. Dringt man indess eine Anzahl Meilen ins Innere hinein, so findet man höheres Land mit einem Boden, der zu jeglichem Anbau geeignet ist.

Obwohl das Klima in San Juan warm und feucht ist, so ist es doch frei von den Fiebern und Epidemien, die in den meisten ähnlich gelegenen Orten an den Ufern des mejicanischen Golfs und des caraibischen Meeres herrschen. Ich hörte nicht, dass jemals Fälle vom gelben Fieber oder *vomito prieto* (schwarzen Erbrechen) hier vorgekommen wären, und als im Jahre 1837 die Cholera (fünf Jahre nach ihrem Verheerungszuge durch die Vereinigten Staaten) das Innere verwüstend durchzog und die Häfen im Norden und Süden fast entvölkerte, blieb San Juan von ihren Heim-

suchungen gänzlich verschont. Man kann mit Sicherheit sagen, dass es wenige Häfen, wenn überhaupt welche, unter den Tropen von gleicher gesunder Beschaffenheit giebt. Die Natur des Bodens, der Umstand, dass die Sumpfluft der Küste von den nordöstlichen Passaten beständig nach Innen getrieben wird und dass man wenige Fuss tief unter der Oberfläche gutes Wasser in Fülle haben kann, tragen ohne Zweifel zu diesem Resultate bei. Eine merkwürdige Thatsache aber ist es, die von den ältern Einwohnern von San Juan verbürgt wird, dass die Insel oder das gegenüberliegende Ufer des Hafens, das nicht weiter als eine Meile entfernt ist und bei der grössern Tiefe des Wassers unmittelbar davor und um anderer Umstände willen die besste Lage für eine Stadt zu sein scheint, für Diejenigen, die sich hier niederzulassen versuchen, tödtlich ist. Es ward vor einer Reihe von Jahren der Anfang zu einer Ansiedelung daselbst gemacht, aber innerhalb der ersten zwei Monate wurden die Einwohner decimirt, wornach die Uebriggebliebenen nach dem andern Ufer zogen. Derselbe Umstand soll der Anlass zur Aufgabe der militärischen Werke, welche die Spanier vor der Empörung der Colonien hier errichtet hatten, gewesen sein. Die Ursache dieser Verschiedenheit ist nicht klar, in Bezug auf die Thatsache selbst aber scheint kein Zweifel unter den Einwohnern zu bestehen. Ausländer werden in San Juan nach meiner Uiberzeugung, wenn sie nur sonst die gewöhnliche und rechte Vorsicht beobachten, keine Ausnahme von der allgemeinen guten Gesundheit der eingebornen Einwohner bilden.

Die Temperatur in San Juan variirt nach den verschiedenen Jahreszeiten ein wenig, ist aber im Allgemeinen angenehm und von der Temperatur von Neuyork im Monat Julius nicht sehr verschieden, nur dass das Steigen und Fallen des Thermometers nicht so bedeutend wie bei uns während dieses Monats ist. Während meines Aufenthalts im Junius 1849 und bei meiner Rückkehr in demselben Monate 1850 stand der Thermometer auf 74° F. bei Sonnenaufgang und auf 85° in der heissesten Stunde des Tages. Des Abends weht in der Regel ein angenehmer und stärkender Seewind.

Die Bevölkerung der Stadt überschreitet nicht dreihundert Seelen, da sie sich seit der englischen Usurpation bedeutend vermindert hat. Ausser den eigentlich so zu nennenden Ureinwohnern, die in Sprache, Sitten und Gewohnheiten die gleichen Eigenthümlichkeiten mit den untern Klassen im Innern des Staates zeigen, giebt es hier einige wenige Fremde und einige Kreolen von reinem Stamme, die als Agenten oder Faktore von Handelshaüsern oder als Commissionshändler hier wohnen. Hierzu kommen noch die englischen Behörden, die hauptsächlich aus Negern von Jamaica bestehen. Daher zeigen die Einwohner alle mögliche Verschiedenheit des Stammes und der Farbe: Europäer, Indianer, Neger, Mestizen und Zambos — Schwarze, Braune, Gelbe und Weisse — sie alle vermischen sich mit der grössten Freiheit miteinander und mit gänzlicher Nichtbeachtung jener Conventionalitäten, die auf Kastenunterschied beruhen. In den bessten Familien, wenn man sie so nennen kann, ist es nichts Ungewöhnliches, drei und vier Farbennuancen zu finden, woraus man auf die grosse Lockerheit der gesellschaftlichen Verhältnisse schliessen kann. Und leider ist es wirklich so, und die Beispiele, welche die Kauffahrer aus Jamaica in frühern Zeiten an dieser Küste gegeben, haben nicht die Wirkung gehabt, die Mo-

ralität zu verbessern. Es giebt weder eine Kirche noch eine Schule in San Juan oder überhaupt in dem ganzen, von den Engländern im Scherze so genannten „Mosquito-Königreiche". Vor der Besitznehmung war San Juan ein Curat, das zur Diöcese Nicaragua gehörte, ward aber nach diesem Ereignisse aufgehoben in Folge der Hindernisse, die seinem längern Bestande von den englischen Behörden in den Weg gelegt wurden, denen ihr starkes Gefühl für Christenpflicht nicht gestatten wollte, eine andre als die englische Kirche zu dulden, die, glaube ich, die Staatskirche in den gesammten Besitzungen „Seiner Mosquitoischen Majestät" ist. Dann und wann sieht man einen Schwarzrock bei der Stadt umherschleichen; wenn es Einem aber nicht darum zu thun ist, die Wohnungen der Hübschesten unter den nussbraunen Señoritas ausfindig zu machen, so ist's nicht immer klug, seinen Bewegungen gar zu genau nachzuforschen.

Die Wohnungen der Einwohner sind, wie schon bemerkt, von der rohesten und urzuständlichsten Art und kommen nicht im Entferntesten denen gleich, die man in den Vereinigten Staaten als anständige Hintergebaüde betrachten würde. Sie sind wirklich weiter nichts als überdachte Schuppen, roh von Bretern zusammengebaut und gedielt, oder aus einer Art Rohrgeflecht bestehend und bisweilen mit Lehm beworfen. Das Meublement, das selten aus mehr als einer Hängematte, einem hohen Tische, einigen wenigen Stühlen und einem Bett besteht, steht im vollen Einklange mit diesen Wohnungen. Indess, so gemein und wenig einladend diese Gebaüde auch erscheinen, so entsprechen sie doch in einem Klima, wo ausser einem Dache zum Abhalten der Sonne und des Regens alles Sonstige fast als Uiberfluss betrachtet werden kann, recht gut ihrem Zwecke. Das schwere Dach von Palmblättern oder langem Gras ist ein wirksamer Schutz gegen Sonne und Regen, und wiewohl es einen herrlichen Aufenthalt für Skorpione, kleine Schlangen und andere angenehme Colonisten bietet, so hören diese doch gar bald auf Furcht zu erregen und sinken gleich den Maüsen und Schaben zu den alltäglichsten Dingen herab. Der Stich des Haus-Skorpions ist, so viel ich von seinen Wirkungen von Andern zu erfahren vermochte, da ich selbst ihn nie empfunden habe, nicht viel schlimmer als der Stich einer Wespe oder Hornisse und hat selten eine ernste Folge. Mehr zu fürchten ist aber der *alacran del monte,* d. i. der Wald- oder wilde Skorpion, dessen Stich bisweilen Fieber nach sich zieht, wobei die Zunge dergestalt anschwillt, dass das Sprechen schwierig oder ganz unmöglich wird. Dieser Letztere bringt blos dann seinen Stich bei, wenn man ihn zufällig drückt oder stört. Er ist in San Juan so gewöhnlich wie in jedem andern Theile des Landes, weil er wahrscheinlich mit dem Brasilienholze, dessen Knorren und Spalten ihm eine prächtige Wohnung bieten, hierher gebracht wird. Und da ich einmal beim Ungeziefer verweile, so will ich noch eine Art Floh erwähnen, von den Spaniern *nigua* oder *chigoe,* von den Engländern in Westindien *jigger* genannt, der es in der Regel auf die Füsse absieht, wo er, ohne dass man es empfindet, unter die Haut sich hineinarbeitet und hier seine Eier niederlegt. Bald bildet sich um diese ein kleiner Sack, der beständig an Umfang zunimmt und anfangs eine juckende Empfindung erzeugt, später aber, wenn man ihn nicht beseitigt, sehr schmerzhaft wird. Ist der Sack noch klein, so können die Eier ohne Schwierigkeit herausgezogen werden; wird er

aber grösser, dann ist die Operation misslich und oft sehr schmerzhaft; denn wenn der Sack aufbricht, so bildet sich gar leicht ein böses Geschwür, das ausserordentlich zur Entzündung geneigt ist und manchmal den ganzen Fuss und das Bein ergreift. Der besste Wundarzt in solchen Fällen ist ein indianischer Knabe, der stets die Operation mit Geschick ausführt und einen *Medio* (Sixpence) als einen grossen Lohn für seine Dienste ansieht. Er besitzt ein scharfes Auge für die Niguas und entdeckt sie haüfig eher als sie von den Fremden, in deren Füsse sie sich eingebohrt, bemerkt oder empfunden werden. Es ist gut, während des Verweilens in San Juan, wo dieses Thier haüfiger als sonstwo in Centralamerika ist, die Fuss-Extremitäten von seinem kritischen Auge alle drei Tage einmal untersuchen zu lassen. Habe ich bei dieser Abschweifung über Insecten und Reptilien noch hinzugefügt, dass der Hafen von Haifischen heimgesucht wird und sowohl in diesem als auch in den Lagunen bei der Stadt Alligators keineswegs selten sind, so ist das Verzeichniss des Lästigen und Unangenehmen, das hier zu finden ist, beinahe vollständig. Aber bei allem dem ist die Lästigkeit oder die Gefahr, die man davon fürchtet, grösstentheils eingebildet und besteht mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit.

Aus dem Vorhingesagten wird man ersehen, dass San Juan keine eignen Hilfsquellen besitzt und seine gegenwärtige Wichtigkeit einzig und allein dem Handel zu verdanken hat, der über die Stadt mit dem Innern betrieben wird. Ein beträchtlicher Theil der Exporten und Importen Nicaragua's nehmen ihren Weg über hier. Die Exporten sind Indigo, Fernambuk, Haüte und Bullion, die Importen aber fabricirte Waaren aller Art, wie sie dem allgemeinen Gebrauche entsprechen. Indigo und Bullion gehen zum grossen Theile nach England, und zwar mit der britisch-westindischen Dampfschiffslinie, die jeden Monat hier anlegt und die Spedition derjenigen Artikel von grossem Werthe aber kleinem Umfange, die man rasch zu verwerthen wünscht, schon beinahe monopolisirt hat. Fernambuk und Haüte dagegen gehen hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten und Jamaica. Der bei weitem grössere Theil des Speditionshandels liegt in den Händen der Amerikaner und wird durch Haüser im Lande und durch reisende Agenten im Innern betrieben, und weit über zwei Drittel der in den Hafen gelangenden Tonnenladung gehört Amerika an. Aus Italien kommt jährlich ein oder zwei Mal ein Schiff an, von Frankreich laufen dann und wann ein Paar Fahrzeuge ein, wie auch Küstenfahrer von unbekannter Art mit der neugranadischen oder venezuelischen Flagge. Ein Theil des Handels von Costa Rica auf den Flüssen San Juan und Serapiqui geht jetzt durch diesen Hafen. Es giebt keine Mittel, über seinen Werth, wie über den Werth des Handels von San Juan im Allgemeinen genaue Angaben zu machen, insofern im Zollhause keine regelmässigen Register geführt worden sind. Vor der Besitzergreifung des Hafens durch die Engländer im Jahre 1848 betrugen die von der nicaraguanischen Verwaltung erhobenen Zölle etwa 100,000 Doll. jährlich, und da der Steuersatz ungefähr 20% war, so kann der Werth der importirten Güter annäherungsweise auf ziemlich 500,000 Doll. berechnet werden. Seit der englischen Usurpation hat sich in Folge des Drucks und der Ungewissheit, die sie im Innern erzeugt hat und wodurch viele Kaufleute des Landes zur Beschränkung ihres

Geschäfts veranlasst worden sind, der Handel bedeutend vermindert. Nicht minder haben die von den unrechtmässigen Behörden erhobenen erhöhten Zölle zu demselben Resultate beigetragen. Sie haben den Import und den Export mit einer Steuer von $2\frac{1}{2}\%$ ad valorem belegt und dem Handel noch andere lästige Beschränkungen aufgebürdet. Dessenungeachtet haben sie jüngst die Zölle für 10,000 Doll. jährlich verpachtet, was, da hierin die Erhebungskosten nicht inbegriffen sind, auf einen Handel von mindestens 300,000 Doll. schliessen lässt*). Der wirkliche Handel des Hafens kann jetzt obenhin auf 400,000 Doll. geschätzt werden, wobei keine Rücksicht genommen ist auf die Vermehrung, welche der durch die californische Bewegung erzeugten allgemeinen commerciellen Thätigkeit bereits gefolgt ist, noch auf die directen Einflüsse der theilweisen Eröffnung der nicaraguanischen Transitroute und die daraus nothwendig hervorgegangene Richtung der öffentlichen Aufmerksamkeit und des persönlichen Unternehmungsgeistes auf diesen Theil des centralamerikanischen Isthmus. Da der Handel Nicaragua's, der über diesen Hafen geht, den Fluss San Juan passiren muss, so ist die nicaraguanische Zollstätte beim alten Fort San Carlos am Einmündungspunkte des Flusses am See errichtet worden. Die durchschnittliche Zollrata, die nach dem nicaraguanischen Tarif erhoben wird, ist etwa 21% ad valorem**), so dass mit Hinzurechnung der britischen Steuerauflagen in San Juan der gesammte auf ins Innere gehende Waaren zu entrichtende Zoll ungefähr 24% beträgt.

Wenn erst die mit den britischen Angriffen auf Nicaragua verbundenen politischen Fragen auf befriedigende und dauernde Weise beigelegt sein werden und der projectirte Kanal erst wirklich angefangen ist, dann wird dieser Hafen von der grössten Bedeutung, wenn nicht der bedeutendste auf dem Continente werden. Sein zukünftiger Werth lässt sich kaum abschätzen; denn abgesehen von seiner Lage in Bezug auf das projectirte Werk ist er der einzige atlantische Hafen eines der schönsten Länder unter den Tropen, welches unerschöpfliche landwirthschaftliche und mineralische Reichthümer besitzt, die, wie neuere Wahrnehmungen mit Gewissheit darthun, zu einer raschen Entfaltung bestimmt sind.

Wie schon bemerkt, ist dieser Hafen der einzig mögliche atlantische Ausgangspunkt für die (wahrscheinlich) einzig mögliche Schiffskanal-Route über den Continent. Und diess ist als die grosse und dominirende Thatsache zu betrachten, welche zu seiner Besitznahme durch die Engländer in dem Augenblicke führte, wo es zur Gewissheit ward, dass Californien in die Hände der Vereinigten Staaten fallen würde, und wo die Frage einer zwischenseeischen Verbindung unmittelbare und praktische Bedeutung erhielt. Die Besitzergreifung erfolgte, wie allgemein bekannt, unter dem

*) Seit das Obige geschrieben ward, ist die Zollhebestelle zu San Juan von dem britischen Gouvernement aus politischen Motiven suspendirt, nicht aber für beständig aufgehoben worden.

**) Es muss indess erwähnt werden, dass, wenngleich der nicaraguanische Tarif nominell 21% ad valorem ist, er doch in der Praxis nicht mehr als 15% beträgt, inwiefern die Hälfte des Zollbetrags in Banknoten der Regierung, *vales* genannt, entrichtet werden kann, die, je nach ihrer Klasse und ihrem Datum, von zehn bis sechszig Procent werth sind.

4*

seichten Vorwande, die territorialen Ansprüche eines Stammes von Wilden oder eines Gemisches von Negern und Indianern, Moscos oder Mosquitos genannt, zu unterstützen, und kraft gewisser zweideutiger Beziehungen, welche die Piraten Jamaica's vor Alters mit ihnen unterhalten hatten. Wenn man indessen weiss, dass dieser Punkt der Haupteinfuhrhafen Nicaragua's unter der spanischen Herrschaft war; dass er seit mehr als drei Jahrhunderten das Thor war, durch welches sein Handel betrieben ward; dass der sich an ihn anschliessende Fluss durch starke und kostspielige Werke vertheidigt ward, die, wenngleich jetzt verfallen, doch noch immer imponiren; dass kein Mosquito-Indianer jemals hier wohnte; dass alle seine Bewohner Nicaraguaner waren und mit Ausnahme weniger ausländischer Kaufleute und der englischen Beamten es noch gegenwärtig sind; dass England selbst dadurch, dass es den Hafen als einen Theil des Gebiets von Nicaragua blockirte, ihn als zu diesem gehörig anerkannte; und wenn man zu diesem allem noch den Umstand fügt, dass die Mosquito-Indianer selbst niemals Anspruch auf irgendwelche territoriale Rechte hier oder sonstwo erhoben haben, bis sie durch britische Agenten dazu verleitet wurden — dann tritt die Abscheulichkeit dieser Besitzergreifung recht klar zu Tage. Sofern aber die mit diesen und ähnlichen Eingriffen verknüpften Ereignisse den Gegenstand eines besondern Kapitels bilden werden, so ist es unnöthig, mich hier des Breitern auf sie zu beziehen. Seit der Besitznahme des Hafens sind, als lächerlicher Commentar zu der Behauptung der britischen Regierung, dass ihre einzige Absicht bei diesem Schritte die „Wiederherstellung der Rechte und Autorität der Mosquitos" gewesen sei, die municipalen und andere Verordnungen, nicht minder die Hafengebühren und Zollsätze verkündet und festgestellt worden von einem Beamten, der sich „Ihrer britannischen Majestät Consul" oder „Viceconsul" nennt und zu seiner Executivgewalt einige Neger aus Jamaica hat, die wohl nur im Spott „Polizei" genannt werden. Er ist factisch der Dictator des Platzes und die Einwohner sind seinem Willen unbedingt unterworfen, da es keine geschriebenen Gesetze oder feste Bestimmungen irgendwelcher Art giebt. Er nimmt es sich heraus, über Ländereien zu verfügen, und verleiht Rechtstitel unter seinem consularischen Siegel und scheint also nicht einmal insoweit den sogenannten Mosquito-König anzuerkennen. Uiberhaupt besteht das einzige Zeichen, dass man sich dieses possenhaften Königsrangs noch erinnert, darin, dass dann und wann eine Flagge, die man die seinige nennt, auf einem offnen Platze in der Mitte der Stadt aufgezogen wird. Die englische Flagge indessen flattert über dem sogenannten Zollhause und sie ist die einzige, für welche Respect gefordert wird. Der neue, im April 1850 hier bekanntgemachte Tarif trug die Unterschrift „J. M. Daly, Zolleinnehmer" und besagte nichts davon, dass er auf höhere Autorität erlassen worden sei. Wahrlich, die gegenwärtige Lage der Stadt, insofern sie beständig durch ein oder zwei britische Fahrzeuge in Furcht erhalten wird, ist im höchsten Grade unnatürlich. Wenn, wie behauptet wird, dieser Hafen dem untergeschobenen Mosquito-Könige zugehört, so will es Einem schwer in den Kopf, wie gleichwohl eine zweite Partei Souveränetät darüber ausüben könne, oder nach welchen Grundsätzen des Völkerrechts die Consuln einer Nation in den Häfen einer andern municipale und allgemein administrative Autorität

sich aneignen können. Die einfache Sache ist die, dass Grossbritannien, nachdem es sich den Besitz dieses wichtigen Hafens unter einem Vorwande, der Niemand taüscht, gesichert, nichts mehr daran liegt, die dumme Rolle eines jenem Vorwande gemäss Handelnden noch länger fortzuspielen. Das Ding ist zu abgeschmackt, um fortgesetzt zu werden.

Der Fluss San Juan erreicht den Ocean mittelst mehrer Mündungen. Die Scheidung findet etwa zwanzig Meilen vom Meere aufwärts Statt und bildet von da an ein tiefliegendes Deltaland, das von zahlreichen Kanälen und Lagunen durchzogen wird. Der Hauptarm ist der Colorado, der mindestens zwei Drittel des Wasserkörpers des Flusses mit sich fortführt und sich zehn bis fünfzehn Meilen südlich vom Hafen ins Meer ergiesst. An seinem Eingange liegt eine beinahe nicht passirbare Barre, die die Auffahrt den Schiffen selbst dann versperren würde, wenn die Tiefe des Wassers oberhalb derselben ihnen, nachdem sie sie passirt, die Weiterfahrt gestattete. Trotzdem ist es dem kleinen Dampfer „Orus“ nach wiederholten Versuchen gelungen, sie im August des vorigen Jahres zu passiren. Ein fernerer kleiner Kanal heisst die Taura, die das Meer in der Mitte zwischen dem Hafen und der Colorado-Mündung erreicht. Derjenige Arm, der in den Hafen sich ergiesst, der einzige, welchen die Boote bei der Auf- und Niederfahrt passiren, führt nur etwa ein Drittel von der Wassermasse des Flusses mit sich fort. Er hat gleichfalls eine Barre an seiner Mündung, das heisst an seinem Ausmündungspunkte in den Hafen, auf welcher bei niedrigster Ebbe nur drei bis vier Fuss Wasser stehen. Hat man diese passirt, so wird das Bett des Flusses breit und ist mit niedrigen Inseln besetzt; aber mit Ausnahme des Kanals, welcher eng und krümmenreich ist, ist das Wasser sehr seicht. Man hat daran erinnert, dass der Colorado-Arm abgedämmt und dadurch eine grössere Wassersaüle in den andern oder den San-Juan-Arm getrieben werden könnte. Aber dieser Vorschlag kann nur von Solchen ausgehen, die mit der Sachlage gänzlich unbekannt sind. Zugegeben, dass es möglich wäre, einen Damm zu bauen, so würde doch der Strom ein neues Bett nach dem Meere aufsuchen, oder er würde, falls er die Richtung nach dem Hafen einschlüge, diesen gleich während der ersten Regenzeit mit Schlamm anfüllen oder sofort die Sandwehre zerstören, die gegenwärtig ihn bilden und schützen. Wie man später, wo ich auf die Ausführbarkeit eines Kanals zu sprechen komme, sehen wird, ist das Höchste, was man mit dem San Juan vornehmen kann, dass man sein Bett bis zu dem Colorado hin ausbaggert und einige der Hindernisse bei den verschiedenen Stromschnellen oberhalb beseitigt, wornach er von kleinen Dampfschiffen möchte befahren werden können. Er kann durch kein ausführbares Verbesserungssystem für Schiffe oder Fahrzeuge irgendwelcher Art ausser für solche vom geringsten Tiefgange fahrbar gemacht werden.

Die auf dem Flusse zum Transport von Fracht und Passagieren gebraüchlichen Boote sind Canoas in vergrössertem Massstabe, *Bongos* genannt. Manche sind aus einem einzigen Baumstamme ausgehöhlt, die besseren Arten aber mit einem gewissen Geschick aus dem Holze der Ceder *(cedro)* gebaut, einem sehr leichten und dauerhaften Holze, das um die Seen herum in Fülle wächst. Die grössten darunter führen eine Ladung

von acht bis zehn Tonnen und ziehen, wenn sie befrachtet sind, zwei bis drei Fuss Wasser. Sie sind lang und ziemlich tief und schmal und haben bei vollständiger Bemannung acht bis zwölf Ruderer, die das Boot mittelst langer Ruder und Bootshaken fortbewegen. Segel werden selten oder wohl niemals angewendet, ausgenommen auf dem See. Die Masten werden bei der Thalfahrt an der Einmündung des Flusses heraus- und bei der Rückkehr wieder eingenommen. Diese Boote haben einen kleinen, mit Bretern überdeckten und mit Palmblättern oder Haüten belegten Raum neben dem Stern, welcher *chopa* heisst und den Passagieren angewiesen ist. Der übrige Theil des Bootes ist offen und die Ruderer oder, wie sie selbst sich nennen, *marineros* (Matrosen) sind ohne Schutz, schlafen des Nachts auf ihren Bänken, nur mit ihren Decken bedeckt, und der Dahlbord des Boots dient ihnen zum gemeinsamen Pfühl. Der Kapitän oder *patron* ist der Steuermann und nimmt ein schmales Deck am Stern ein, die *pineta* genannt, auf welchem er auch schläft, wobei er sich, wenn das Boot klein und die *pineta* schmal ist, zu einem Klumpen zusammenkugelt. Kann die Ladung durch ungeschütztes Daliegen Schaden leiden, so wird sie mit rohen Haüten überdeckt, die, abwechselnd von Sonne und Regen getroffen, alsbald einen Geruch verbreiten, der jenen Wohlgerüchen sehr unähnlich ist, mit denen die Winde des Glücklichen Arabiens geschwängert sein sollen. Das gewöhnliche Frachtgeld von San Juan bis Granada, eine Entfernung von 160 bis 170 Meilen, beträgt dreissig bis fünfzig Cents auf den Centner; mehr aber, wenn die Waaren viel Raum einnehmen. Die Bootsleute werden mit sieben bis acht Dollars für die Fahrt von Granada aus abwärts und wieder zurück bezahlt, welche Reise in der Regel zwanzig bis dreissig Tage einnimmt, wiewohl sie bei gehöriger Einrichtung in weniger Zeit gemacht werden könnte. Die Zeit gilt freilich dort zu Lande als kein Ding von grosser Bedeutung, weshalb denn Alles mit grosser Gemächlichkeit verrichtet wird. Nur in thätigen Gemeinwesen weiss man den Werth der Zeit zu schätzen.

Columbus fuhr im Jahre 1502 längs dieser ganzen Ostküste Centralamerika's vom Kap Honduras bis Nombre de Dios oder Chagres hin und war wahrscheinlich der erste Entdecker des Hafens San Juan. Im Jahre 1529 unternahm Kapitän Diego Machuca von der Stadt Granada am Nicaragua-See aus, wo er residirte, die Erforschung dieses Sees, entdeckte seinen Ausfluss, fuhr den San Juan bis zum Hafen an seiner Mündung hinab und segelte von hier nach Nombre de Dios. Die Hauptstromschnelle des San Juan führt noch immer seinen Namen. Von dem Geschichtschreiber Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez, welcher 1529 in Nicaragua war und Machuca persönlich kannte, erfahren wir, dass Letzterer eine Colonie an der Mündung des Flusses zu gründen beabsichtigte, aber in seinem Plane durch Robles, Commandanten zu Nombre de Dios, der das gleiche Unternehmen im Sinne hatte, gestört ward. In wie früher Zeit die Spanier Niederlassungen am San Juan gründeten, ist nicht bekannt; aber historische Thatsache ist es, dass bereits im 17. Jahrhundert ein Fort bei San Carlos existirte, das von den Engländern 1665 weggenommen, aber von De Mencos und De Caldas, spanischen Officieren in dem damaligen Königreich Guatemala, zurückerobert ward *). In Folge dieses Ereignisses erging ein

*) Juarros Gesch. des Königreichs Guatemala, Baily Trans. S. 67.

königliches Decret, welches die Befestigung der Flussmündung anbefahl, welcher Befehl von Don Fernando de Escobeda ausgeführt ward, der den Hafen und Fluss untersuchte und seinen Instructionen gemäss ein Fort hier baute. Ebenso ist es historische Thatsache, dass zur Zeit der Wiederaufbauung des Forts von San Juan am Flusse oberhalb um das Jahr 1727 eine Garnison hier unterhalten ward. Es bestanden damals nicht weniger als zwölf militärische Stationen am Flusse: die erste lag bei San Carlos an der Einmündung des Stroms; die zweite am Ausflusse des Rio Savalos; die dritte in geringer Entfernung von der Mündung des Rio Poco Sol; die vierte war das Castell von San Juan; die fünfte die Insel Bartola; die sechste ein hohes Ufer unterhalb der Stromschnellen von los Valos, *„Diamante“* genannt; die siebente an den Stromschnellen des Machuca; die achte auf einer Insel an der Münde des Flusses San Carlos; die neunte an dem Ausfluss des Rio San Francisco; die zehnte an der Mündung des Serapiqui; die eilfte an dem Punkte, welcher *„Concepcion“* heisst, einer gleichnamigen Insel gegenüber; und endlich die zwölfte am Hafen von San Juan selbst, nebst einer zeitweiligen Zwischenstation mit Namen *„Rosario“*.

Der Handel Nicaragua's mit Europa und Westindien ging zu allen Zeiten durch diesen Hafen, und wir besitzen schon aus dem frühen Jahre 1665 Register von Schiffen, die von der Stadt Granada aus nach spanischen Häfen ausliefen. San Juan ward durch Ordre des Königs von Spanien vom 26. Febr. 1796 zu einem Einlaufshafen gemacht. Durch königliche Verordnung vom 27. März desselben Jahres wurden Verfügungen zur Beförderung der Ansiedelung in der Nähe dieses Hafens erlassen, worunter eine die zollfreie Einfuhr von hier gefällten Färbe- und andern Hölzern, sowie von hier gezogenem Kaffee in den Häfen Spaniens gestattete. Seit dieser Zeit ward eine verstärkte militärische Macht zu San Juan gehalten und im Jahre 1821 neue Vertheidigungswerke zu deren Schutze errichtet, wie man aus der Ordre des Generalkapitäns von Guatemala vom 2. Mai 1821 ersehen kann. Bei der Unabhängigkeitserklärung wurden die königlichen Truppen von den Patrioten Nicaragua's vertrieben, welche letztern von da an bis zur britischen Wegnahme im Januar 1848 im unbestrittenen Besitze des Hafens verblieben.

Drittes Kapitel.

Die Magnaten von San Juan — Kapitän Samuel Shepherd — Königliche Verleihungen — Aergerliche Verzögerungen — Grossartige Abfahrt — Einfahrt in den Fluss San Juan — Das Entkleiden der Ruderer — Charakter des San Juan — Der Juanillo — Ein uralter Halteplatz — Die Bongos, deren Mannschaft und Vorräthe — Mahlzeiten — *Esprit de corps* unter den Bootsleuten — Das Gebet — Närrische Einfälle — Medio — Unsre Einrichtung auf dem Boote — Eine Nacht auf dem Flusse — Morgen-Scenen und -Eindrücke — Das Leben auf dem Bongo — Die Colorado-Mündung — Aenderung der Landschaft — Die Iguana — Eine einsam gelegene Pflanzung — Tropische Bequemlichkeit — Der Rio Serapiqui — Gefecht zwischen den Nicaraguanern und Engländern — „Ein glorreicher Sieg" — Der Rio San Francisco — Remolino Grande — Pittoreske Flussansichten — Die Hügel und der Pass von San Carlos — Gewitter — Die Machuca-Stromschnelle — Melchora-Indianer — Stromschnelle des Mico und Los Valos — Stromschnelle des Castillo — Insel Bartola — Wegnahme durch Lord Nelson — Das „Castillo Viejo" oder Alte Castell San Juan — *„A Dios California!"* — Besteigung der Ruinen — Starke Werke — Wegnahme des Forts durch die Engländer im J. 1780 — Fehlschlagen der Expedition gegen Nicaragua; ein Stück Geschichte — Fahrt durch die Stromschnellen des Castells — Neuer Anblick des Flusses — Ein schwarzer Adler — Neunzig Meilen in sechs Tagen — Das Fort San Carlos — Der grosse Nicaragua-See — Landung bei San Carlos — Der Commandant — Herzliches Willkommen — Neue Scenen — Alte Aussenwerke — Aussicht vom Fort — Der Rio Frio — Die Guatosos-Indianer — Ein Paradies für Alligators und einige gute Gewohnheiten derselben.

Die meisten kleinen Gemeinden haben in ihrer Mitte eine oder zwei Notabilitäten wohnen, die so ziemlich in dem Lichte von Orakeln betrachtet werden und denen man allgemeine Ehrerbietung zuerkennt. San Juan bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme und Kapitän Shepherd ist seine Notabilität. Dieser Kapitän Shepherd ist zugleich an sich eine so eigenthümliche und so mit dem Orte verwachsene und in Eins verschmolzene Persönlichkeit, dass keine Schilderung von San Juan vollständig sein würde, in welcher er nicht eine hervorragende Stelle einnähme. Seine Wohnung ist das anspruchsvollste Gebaüde in San Juan, ja es ist geradezu das architektonische Wunder des Orts, da es nicht nur ein ordentlich gezimmertes Gebaüde ist, sondern auch ein mit Schindeln belegtes Dach und mit Glasscheiben versehene Fenster hat. Kapitän Shepherd hat es in seinen glücklicheren Tagen gebaut, damals, als er der angesehenste Grosshändler an der Küste von der Boca del Toro bis Yucatan war und als das Alter seine Kräfte noch nicht gelähmt und Unglücksfälle seine Vermögensumstände noch nicht zerrüttet hatten. Jetzt ist er alt und dem Erblinden nahe, aber gesund, heiter, verständig und mittheilsam und vermag über das Küstenland mehr Aufschluss zu geben als irgendein anderer Mensch. Er verlässt selten seine Hängematte, die im Hauptzimmer seines Hauses aufgeknüpft ist und in welcher er alle seine Besuche empfängt. Wir sprachen am zweiten Tage nach unsrer Ankunft bei ihm ein und wurden mit allen Beweisen von Achtung aufgenommen. Niemals war der Kapitän beredter, und obgleich man ihn stets zu den Engländern gerechnet hatte, so sagte er doch, dass er in den Vereinigten Staaten geboren wäre und deren Schutz als Staatsbürger zu beanspruchen meinte. Der britische Consul hatte ihn durch Uiberredung zum „Gouverneur des Hafens" oder zu einem dergleichen nominellen und geschmiedeten Amte ernannt; allein er

war nicht so leicht zu fangen, und was die in seinem Namen ergangenen Verordnungen in Betreff der Schweine und Hühner anbelangt, so versicherte er, dass diese einzig und allein vom Consul ausgegangen wären; er hätte weder diese noch jene eingesperrt und sähe diese Thiere für durchaus eben so gute Bürger an wie alle Uibrigen; der Consul möchte beide (die Schweine oder die Bürger) nur niederschiessen, wenn er es wagte. Und was das vermeintliche englische Protectorat und die in Folge desselben angemasste Autorität beträfe, so wäre jenes eine Fälschung, diese ein Betrug; denn alle Rechtstitel, welche die Mosquito-Indianer je besessen, wären in aller Förmlichkeit auf ihn (den Kapitän) übertragen und ihm sicher zugewährt worden. Und hier holte er aus einem sehr fest verschlossenen und starken Kasten eine Menge pergamentene Verleihungen und Titel-Abtretungen hervor, welche das Zeichen † trugen statt des Namens von „Robert Charles Frederick", dem Vater des kleinen Zambo-Knaben, der jetzt den mosquitischen Purpur trägt, und in denen in gehöriger Form bestätigt und beurkundet war, dass „am 24. Januar 1839, in Anbetracht der uns erwiesenen treuen und löblichen Dienste Samuel Shepherds u. s. w., wir, Robert Charles Frederick, König der Mosquito-Nation, aus unsrer besondern Gnade und bei voller Erkenntniss und aus freiem Antriebe genanntem Samuel Shepherd u. s. w. gegeben und zugewährt haben und durch Gegenwärtiges, mit unserm Siegel untersiegelt, geben und zugewähren, den ganzen Landesstrich, welcher zwischen dem Blewfields-Flusse im Norden und dem San-Juan-Flusse im Süden mitten inne liegt" u. s. w. und zwar in der beglaubigtsten Form und mit königlicher Weitschweifigkeit, welches alles gehörig bezeugt wird, wie auch die friedliche Uibertragung und Inbesitzgabe des fraglichen Gebiets, die ratificirt ward von General Slam, Admiral Rodney, Lord Nelson und andern ebenso ausgezeichneten Personen*), mit Einschluss des erhabenen Staatsraths Sr. hosenlosen Majestät „Robert Charles Frederick." Herr Shepherd brachte auch noch mehre andere ähnliche und ebenso förmliche Documente herbei, in denen die verschiednen Potentaten des Mosquito-Landes Herrn Shepherd und seinen Genossen gegen zwei Drittel ihres sogenannten Königreichs übertragen hatten. Als im J. 1841 die englische Regierung ihre Agenten hierher sandte, um des Landes als eines Zubehörs des britischen Reichs sich zu versichern, bestand ihr erster Act darin, den Widerruf dieser Verleihungen bei dem jungen Zambo „George William Clarence" zu erwirken, was denn auch geschah und wobei die Widerrufsacte auf die unkindlichste Weise besagte, dass „seine hochselige Majestät nicht gehörig bei Sinnen gewesen wäre, als er jene Verwilligungen machte", das heisst, dass er trunken war! Aber Kapitän Shepherd betheuert, dass dieser Widerruf durch Rum-Einwirkungen erlangt worden sei, dass seine

*) Gleich den meisten Wilden sind die Mosquito-Indianer ausserordentlich eitel, nicht weniger auf Namen als auf äussern Prunk. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, einen schwarzen Burschen ohne Hut, Hemd oder Hosen in den kleinen indianischen Städten an der Küste in einer knopflosen militärischen Jacke, die er in einem jüdischen Trödelladen in Kingston gekauft oder die ihm ein Kaufmann in Jamaica zum Tausch für Schildpatt gegeben hat, einherstolziren zu sehen. In neun Fällen von zehn erklärt ein solcher Kerl, sein Name sei Lord Wellington, General Wolfe, Lord Nelson oder irgendein andrer gleichausgezeichneter Name, die er von den Kaufleuten hat nennen hören. Der niedrigste auf solche Weise angemasste Rang ist der eines Generals.

Anrechte dadurch auf keine Weise geschwächt seien und dass das Zeichen † eines Wilden so gut sei wie das eines andern Menschen. Er betrachtet daher die britische Besitznahme als einen directen Angriff auf seine Rechte und seine Souveränetät und beharrt dabei, dass, wenn der Hafen nicht Nicaragua gehört, er ganz gewiss ihm zugehört; ein Folgesatz, den wir zur grossen Genugthuung des Kapitäns und zu seiner Bewunderung amerikanischen Rechtsgefühls, Scharfsinns und gesunden Urtheils sogleich einraümten.

Sobald der alte Seemann sein Steckenpferd verlassen hatte, ward er interessanter, wenn auch weniger unterhaltend und sprach von allgemeinen Gegenständen auf höchst originelle Weise. Seine Mittheilungen über die Beziehungen zwischen der gekreuzten Nachkommenschaft der Indianer und Neger an den Küsten und den Kauffahrern von Jamaica wurden mit einer Geradheit gemacht, die für Personen, welche sich von den conventionellen strengen Formen der Vereinigten Staaten noch nicht emancipirt hatten, ein wenig abstossend war, aber doch den bessten Beweis für ihre Wahrhaftigkeit lieferte. Wenn man blos sagt, diese Beziehungen seien ausserordentlich frei und ungenirt gewesen, so sagt man damit lange nicht genug, wie man zugeben wird, wenn man hört, dass man dem Besuche der Kauffahrer gleichwie einem Feste entgegensah, wo sich alle Alter und Geschlechter einer allgemeinen Trunkenheit und unterschiedslosen Ausschweifung hingaben. Jeder bejahrte Kauffahrer hatte eine Anzahl Kinder an jedem Landungsplatze oder jeder Niederlassung an der Küste und taufte bei jedem Besuche auf gottlose Weise all die Kinder, die er für die seinigen ansehen mochte. Dieser rücksichtslose Verkehr hat, wie man sich leicht vorstellen kann, die gänzliche Demoralisation der Eingebornen zum Resultate gehabt und ist von physischen Folgen begleitet gewesen, die ebenso zu beklagen sind wie jene, die aus dem Verkehr der Europäer mit einigen Südsee-Inseln entsprungen sind. Diese Verbindungen gingen von den Piraten aus, als sie von Jamaica als Centralpunkte aus die spanische Macht bedrängten, und sie sind es, auf die sich jetzt die britische Regierung als einen Beweis alter Allianz und zur Unterstützung eines angemassten Protectorats beruft! Nicht ohne ein Gefühl von Theilnahme für den fast erblindeten alten Kapitän verliessen wir ihn in seiner Hängematte, wo er ohne Zweifel noch zu finden ist, sich hoffnungsvoll an seine pergamentenen Rechtstitel klammernd.

Wir blieben sechs Tage in San Juan, wornach wir uns gar sehr nach einer Veränderung sehnten, da der beschränkte Vorrath an Unterhaltungen, welche der Ort bietet, erschöpft war, wir auch des seicht gelegenen Landes und der monotonen Landschaft gänzlich satt und überdrüssig und über den Mangel jener tropischen Uippigkeit, von welcher wir uns so grosse Vorstellungen gemacht, nicht wenig ärgerlich waren. Es kamen aber in Folge einer versuchten Revolution nur wenige Boote aus dem Innern an, und diese brachten Nachrichten über den Zustand der Dinge mit, die zwar, wie wir später sahen, sehr übertrieben waren, die uns aber gerade ganz besonders begierig machten, zu unsrer Weiterreise aufzubrechen. Sobald daher unser Gepäck und Proviant aus dem Kielraum des „Francis“ heraufgefischt und in der Mitte unsers scheidewandlosen Hauses in arger Verwirrung aufgestapelt worden war, ward keine Zeit mit den Zurüstungen zu unserer Abreise verloren. Durch den Beistand

unsers farbigen Freundes hatten wir einen der grössten Bongos, der eben im Hafen lag, zu unserm ausschliesslichen Gebrauche gemiethet und die Bedingung, dass ausser unsrer eignen keine fremde Ladung eingenommen werden solle, gar theuer bezahlt, — nebenbei gesagt, eine unnöthige Vorsicht, da in Folge der Unruhen im Innern die Kaufleute gehindert waren, Güter nach dieser Richtung zu verschiffen; daher das Boot ohne unsre ganz gelegene Ankunft hätte leer abfahren müssen. Dieser Bongo führte den Namen *„La Granadina“* und sah, wie er dicht am Ufer mit seinen Tauen festgemacht so dalag, nicht ganz unbehaglich aus.*) Seine Bemannung bestand aus zehn handfesten Ruderern und ward uns ganz absonderlich um seines „Patrons“ Pedro willen empfohlen, eines der Patriarchen des Flusses, der unter andern schönen Talenten ein Bisschen Englisch sprach, worauf er — ein wahres Wunder — ganz und gar nicht eitel war. Nachdem Alles vollständig in Ordnung gebracht war, machten uns unsere *marineros* gar fleissig den Hof und stiessen einander förmlich um die Ehre (die einen *medio* kostete), die Glieder unsrer Reisegesellschaft aus und in die „Granadina“ zu bringen. Einer darunter, ein kleiner, zarter, aber wohlproportionirter Mestize, ward ein Gegenstand unsers Spasses und erhielt wegen seiner vielen Bitten um einen *medio* (Sixpence) den Spitznamen „Medio.“ Bei solchen Gelegenheiten pflegte er ernst-feierlich seinen Hut zu ziehen, sich in eine theatralische Stellung zu werfen, die geschlossene Linke fest auf seine nackte Brust zu legen und in die Worte auszubrechen: *„Soy un hombre bueno!“* (ich bin ein braver Mensch). Es war wirklich des Geldes werth, es mit anzusehen, wie er, sobald das Geldstück die Fläche seiner Hand berührte, aus der Würde in knechtische Kriecherei verfiel. Medio kam es wohl kaum in die Gedanken, welche scharfe Vergleichung er Leuten aus andern Ländern und höhern Stellungen darbot. Medio's Preis war der *medio*, obwohl er als Sergeant in der Armee gedient und sich unter den *„veteranos“* hervorgethan hatte.

Unsre Abreise war auf den nächsten Tag (den 12. Junius 1849) um vier Uhr Morgens festgesetzt worden, und Pedro, unser Patron, hatte als ehrlicher Mann versprochen, dass alsdann Alles bereit sein sollte. In der Voraussetzung eines frühen Aufbruchs nahmen wir von allen unsern Freunden schon am Abende Abschied und begaben uns bei Zeiten zur Ruhe, lehnten auch alles Frühstück am Lande ab, um ja nicht am Morgen zu einer Verzögerung Anlass zu geben. Der Morgen kam, aber es war kein *marinero* bei der „Granadina“ zu sehen, mit Ausnahme des einzigen, welcher über Nacht Wache gehalten hatte; die Uibrigen, sagte er, würden *muy pronto* (sehr bald) da sein, worauf er unter die *chopa* kroch und sich zu einem zweiten Schläfchen zurechtlegte. Wir warteten eine ganze Stunde am Ufer; währenddem ging die Sonne auf, Thür auf Thür ward aufgemacht und die Leute kamen in Schaaren ans Wasser, um ihre Morgenwaschungen vorzunehmen, augenscheinlich in grosser Verlegenheit, wie sie sich unsre Gegenwart hier erklären sollten. Ihre Begrüssungen kamen uns vor, als wären sie mit viel geheimem Spott gemischt, und wurden, wie ich fürchte, nicht eben mit der grössten Freundlichkeit erwiedert. Fest entschlossen, Pedro wegen seiner Pflichtvergessenheit zu strenger

*) S. seine Abbildung auf Taf. I. Fig. 3.

Verantwortung zu ziehen, kehrten wir um 8 Uhr in voller Entrüstung zu unserm alten Quartier zurück und bestellten das Frühstück. Zu unsrer unendlichen Uiberraschung hatte es Herr S. schon fertig. Er empfing uns lächelnd und als das Mahl vorüber war, fragte er uns ganz ruhig, was wir zum Mittagsessen wünschten! Das hiess uns denn doch unsern ersten Unterricht in dem faulen Treiben hier zu Lande ein Bisschen gar zu derb eintrichtern und führte zu einer Erklärung, in deren Verlaufe Herr S. uns sagte, dass er es längst weghätte, wie thöricht es sei, Amerikanern in solchen Dingen rathen zu wollen, und schloss mit der Versicherung, dass wir uns für ganz besonders glücklich schätzen könnten, wenn wir um die Mitte des Nachmittags fortkämen. Dessenungeachtet kehrten wir zum Ufer zurück und fanden hier einen Theil der Mannschaft beisammen, welche Holz suchte und ihre Kessel aufstellte, um sich ihr Frühstück zu bereiten. Nie ward etwas mit grösserer Ruhe verrichtet und mit gleicher Ruhe ward das Mahl verzehrt. Es war beinahe um 11 Uhr, als die Kessel wieder ins Boot gestellt wurden, und gerade 12 Uhr, als Pedro erschien. Zum Glück für seine schwarze Haut hatte unsre Ungeduld die chronische Form mürrischer Geduld angenommen und wir sassen schweigend und finster inmitten von Schachteln, Koffern und Flinten, hielten aber an dem Vorsatz fest, lieber mit diesen Vagabunden auf gutem Fuss zu leben, als ganz und gar mit ihnen zu brechen. Herr S. hatte, wie sich auswies, wirklich Recht: es war spät am Nachmittage, als der letzte der Stromer hereinwar und das Signal zur Abfahrt gegeben ward. Wir stiegen Einer nach dem Andern auf die nackten Schultern der Leute und wurden auf der *pineta* abgesetzt: eine neue Art von Einschiffung, mit welcher wir später vertrauter wurden. Die Ruderer nahmen jetzt ihre Plätze ein und Pedro, eine grosse Muschelschale in der einen Hand, stellte sich gravitätisch beim Steuerruder auf. Die Ruder wurden gehoben und jedes Auge war auf den Patron gerichtet, der die Mannschaft überblickte, was soviel heissen sollte als „Alle fertig?", darauf die Muschelschale an seine Lippen brachte und damit einen langgezogenen, furchtbaren Ton ausstiess. Die Ruder fielen gleichzeitig in das Wasser, die Mannschaft begann ihr eintöniges *hoo-pah,* die Menge am Ufer jauchzte nach und die Weiber wedelten mit ihren Schleiern, während mein Diener Ben die amerikanische Flagge am Bug entfaltete. Es war, als ob die „Granadina" durchs Wasser flöge, und als wir bei unsers Freundes, des Generalconsuls, Hause vorübersausten, steckte dieser den Kopf zu seiner gastlichen Dachstube heraus und winkte uns sein Lebewohl mit der Hand zu. Auch die Mannschaft des kleinen „Francis" schrie uns von ihren Wandtauen herab ein Hurrah zu. Kurz, es war, wie Pedro stolz bemerkte, eine der Gelegenheit würdige Demonstration. Er dachte offenbar, sie würde in den Vereinigten Staaten Wunder was für einen Eindruck machen!

Wir waren zu sehr über unsre endliche Abfahrt erfreut, um uns um etwas Sonstiges viel zu kümmern, und es that uns eben nicht sehr leid, als wir den letzten Blick auf die langgestreckte Hüttenreihe warfen und uns von den grünen Ufern des Flusses eingeschlossen sahen. Als wir erst gehörig im Strome waren und die Stadt aus den Augen verloren hatten, wurden die Ruder über Bord hereingezogen und jeder Bootsknecht zog seine wenige Kleidung aus, die sorgfältig zusammengewickelt, an einen geschützten Ort gelegt und nicht eher wieder angezogen ward als bis

wir die Einmündung des Flusses erreichten. Sobald diese uns ein Bisschen betreten machende Ceremonie vorüber war, zündete ein Jeder eine Cigarre an und nahm sein Ruder wieder zur Hand; aber die Ruderschläge wurden jetzt mit Gemächlichkeit geführt und die strengen Wirklichkeiten der Reise nahmen ihren Anfang. Durch einige Meilen hin waren die Ufer des Flusses, wie auch die zahlreichen auf ihm verstreuten Inseln flach und mit Rohr und einer langen Grasart, *gamalote* genannt, bedeckt. Stellenweise ward der Fluss zwischen den Inseln zusammengepresst und seine Strömung reissend, während er wieder an andern Stellen sich zu breiten, geradlaufenden, spiegelglatten Flächen ausbreitete, scheinbar von grosser Tiefe, in Wahrheit aber überall seicht, ausgenommen im Strombett, das, da Grund und Ufer sandig sind, schmal und krümmenreich ist und beständig sich verändert. Wenige Meilen oberhalb des Hafens kamen wir zu dem Punkte, wo der Juanillo, d. i. der kleine San Juan, den Fluss wieder erreicht, von welchem er sich etwa 25 Meilen oberhalb der Mündung trennt. Nachdem er sich durch das niedre Land nordwärts von San Juan gewunden und zu Lagunen und an einer Stelle zu einem ansehnlichen See ausgebreitet hat, kehrt er, von Pflanzenstoffen purpurn gefärbt, zum Hauptstrom wieder zurück. Die Indianer dringen bisweilen mit ihren Canoas in diesen Kanal ein, um die wilden Vögel, welche seine sumpfigen, verpesteten Ufer bevölkern, zu schiessen und den Manitus, der hier die ihm zusagende Einsamkeit findet, zu erlegen.

Während der Regenzeit ist das ganze Sumpfland, durch welches der Juanillo fliesst, mit Wasser bedeckt, wie es auch beinahe das ganze Deltaland des Flusses ist, das in gewöhnlichen Zeiten nirgends mehr als einige Fuss über den Fluss erhoben ist. Es war jetzt der Beginn der Regenzeit im Innern; der Strom war im Steigen begriffen, und da unsre Ladung verhältnissmässig leicht war, so vermochten wir ohne viel Schwierigkeit vorwärts zu kommen. Dessenungeachtet liefen wir bisweilen auf, bei welchen Gelegenheiten unsere Leute über Bord sprangen und mit den Schultern das Boot abhoben. Die Bongos sind manchmal, sowohl bei der Berg- als bei der Thalfahrt, genöthigt, einen Theil ihrer Ladung herauszunehmen, das Uibrige jenseit der seichtern Theile des Flusses einstweilen ans Land zu bringen und erstere nachzuholen. Diess kommt indessen nur während der trocknen Jahreszeit vor, wo der Fluss vermuthlich nicht mehr als die Hälfte der Wassermasse hat, die er während der Regenzeit besitzt.

Bei der Freude über unsre Abfahrt hatten wir die Unannehmlichkeiten des Morgens ganz vergessen und uns dem Genusse der Neuheit unsrer Lage wie der Landschaft hingegeben. Allein unsere Aergernisse für heute hatten noch nicht ihr Ende erreicht. Nachdem wir vielleicht fünf Meilen weit gerudert, kamen wir zu einer Stelle, wo die Ufer mehr Festigkeit bekamen und ein wenig höher als weiter unterhalb waren, und wo das Schilfrohr und Langgras einem üppigen Palmen-Wuchse wichen, deren breite Blätter ein für die Sonne undurchdringliches Dach bildeten. Hier ward, an einem Platze, wo man das Unterholz weggeschlagen hatte und die Baüme gleich gothischen Saülen sich erhoben und man durch ewiggrüne Bogen in kühle, dunkle Waldesschluchten schaute, unser Boot ganz ruhig ans Ufer getrieben, und wir waren nicht wenig erstaunt, als man die Vorbereitungen zu einer zweiten Mahlzeit traf. Wir machten Vorstellungen dagegen, allein sie halfen nichts; die Bongos hatten ja seit

undenklichen Zeiten hier angehalten, und wie uns Pedro in gebrochnem Englisch sagte, könnte der *demonio* (Teufel) selbst die Matrosen nicht davon abbringen. Und Pedro selbst setzte sich ganz ruhig auf die *pineta* nieder, hob die Zehen in die Höhe und begann eine grosse Jagd nach *niguas*. Einige von der Mannschaft folgten dem Beispiele des Patrons, Andere hoben die Kessel aus dem Bongo und noch Andere bauten ein Feuer auf.

Jeder Bongo nimmt, wenn er das Innere verlässt, eine grosse Menge Pisangs *(plátanos)* an Bord, die noch nicht völlig reif sind und darum *verdes* (grüne) heissen. Diese werden vom Stengel abgemacht, im Bug des Bootes aufgeschichtet und bilden die Hauptnahrung der Mannschaft. Auch einige wenige beinahe oder ganz reife, *maduros* genannt, werden zum sofortigen Gebrauche an Bord genommen. Ausser ihnen versieht man sich noch mit einem Vorrath von an der Sonne getrocknetem und gesalzenem Rindfleisch, wozu noch einige Flaschen *manteca* (Schmalz) oder eine Quantität Nierenfett und ein Sack Reis kommen, und damit ist der wesentliche Reisevorrath vollständig. Das Kochen ist sehr einfach. Man schlägt Pfähle in den Boden zum Tragen des Kessels, in welchen zuerst ein Theil Fett gethan wird, darauf zunächst eine Schicht *plátanos verdes*, denen man das Haütchen abgezogen hat, dann eine Lage in kleine Stücke geschnittenes Rindfleisch, ein Kürbiss voll Reis, etwas Salz und so immer weiter, bis der Kessel voll ist. Uiber dieses alles wird Wasser gegossen und das Ganze tüchtig durchgekocht. Während dieser Prozess vor sich geht, unterhalten sich die Leute damit, dass sie Stückchen Fleisch an den Enden zugespitzter Stöcke über dem Feuer rösten. Es kann nichts Wilderes oder Malerischeres geben als eine solche Gruppe nackter, schwarzer Gestalten, wie sie im tiefen Waldesschatten um das Feuer kauern, ihre Gesichter vor der Hitze des Feuers mit den vorgehaltenen Händen schützen und währenddem die lärmendste Unterhaltung führen, die sich gewöhnlich um die Vorzüge dieses oder jenes Bongo's oder einen andern Gegenstand von gleichgrossem Interesse für sie dreht. Ist das Mahl im Kessel gar, so füllt Jeder seinen Kürbiss damit an und geniesst es *ad libitum* mit den Fingern oder einem Löffel von Cocosnuss. Da das getrocknete Rindfleisch allezeit einen sehr verdächtigen Geruch hat, so konnte ich es nur ein einziges Mal über mich gewinnen, von dem Kessel-Inhalt zu kosten, und ich muss den Marineros die Gerechtigkeit anthun und sagen, dass es kein unschmackhaftes Gericht war. Es wird stets so eingerichtet, dass ein halber Kessel voll von dem Mischmasch übrig bleibt, wovon sich die Leute sooft es ihnen beliebt zulangen.

Ausser diesen gemeinsamen Vorräthen hat nun noch jeder von der Mannschaft einen Privatproviant, der meistentheils aus einem Sack voll *tiste* besteht, d. i. geröstetem Korn mit Cacao und Zucker zusammengerieben, was mit Wasser vermischt wird und ein nahrhaftes und gar köstliches Getränk bildet; ferner aus einigen kuchenförmigen Stücken *chancaca* oder, wie es gewöhnlich blos heisst, *dulce* (Süsses), welches unraffinirter Zucker ist, der in seinem rohen Zustande gegessen wird; und endlich aus einigen Stengeln Zuckerrohr, an denen es fast niemals fehlt und woran die Mannschaft sich erlabt, nachdem der Anker für die Nacht ausgeworfen worden ist. Uiberhaupt, sooft die Leute nicht schlafen oder mit dem Ruder thätig sind, essen oder rauchen sie und sind geschwätzig wie

eine Schaar Papageien. Ein Fremder könnte denken, sie wären in jedem Augenblicke im Begriffe, in einen allgemeinen Zank auszubrechen. Indess sind diese Menschen, gleich den *arrieros* (Maulthiertreibern) Mejico's, mit seltnen Ausnahmen gutmüthige, ehrliche und zuverlässige Leute und es herrscht unter ihnen ein sorgfältig unterhaltener *esprit de corps*. Sie haben gewisse conventionelle Regeln unter sich, nach denen sie sich richten und die Keiner zu verletzen wagt, und ihre Streitigkeiten werden gewöhnlich der Entscheidung der ältern und einflussreichern Glieder aus ihrer Mitte anheimgegeben.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als das Mahl zu Ende war, das Boot in die Strömung hinausgerudert ward und unsre Reise von Neuem weiterging. Wir waren jetzt zu demjenigen Theile des Flusses gelangt, wo die langen, breiten, geradlaufenden Stellen beginnen, und bewegten uns im Schatten der Baüme, auf deren Wipfel das Sonnenlicht fiel, langsam und fast geraüschlos dahin, als plötzlich wie durch einen gleichzeitigen Antrieb die Ruder sich hoben und jeder Bootsmann ehrfurchtsvoll den Hut zog: — es war die Stunde des Abendgebets gekommen. Der Oberruderer begann das Abendlied, das von der ganzen Mannschaft im Chore mitgesungen ward, und zwar mit einer Präcision in Bezug auf Einfall und Takt, die nur die Folge langer Uibung sein konnte. Schon in der blossen scheinbaren Andacht dieser rohen Menschen lag etwas Rührendes, abgesehen von dem Eindrucke des Gesanges selbst, wie er von den Echo's aufgefangen ward und tief in des Waldes Stille hineinscholl. Indess ward der Eindruck durch einen jener plötzlichen, närrischen Einfälle gestört, welche die Eingebornen dieses Landes ganz absonderlich zu lieben scheinen und die des Reisenden Sinn für Schicklichkeit fortwährend verletzen. Kaum nämlich war das Lied zu Ende, als alle Bootsleute ein Freudengeschrei ausstiessen, nach den Rudern griffen, wie Tolle einige Minuten ruderten, darauf ebenso plötzlich wieder anhielten und in ein wahrhaft wahnsinniges Lachen ausbrachen. Wir wohnten in der Folge demselben seltsamen Auftritt haüfig bei, konnten aber niemals den Grund davon entdecken, vermuthlich weil es gar keinen gab. Wir kamen endlich zu der Ansicht, dass es als ein blosser Ausbruch thierischen Gefühles zu betrachten sei.

Als dieser Lachkrampf vorüber war, ruderten die Leute ein Paar Stunden lang anhaltend und kräftig fort, wobei sie zu einer Art von Rundgesang Takt hielten, der allerdings nicht ganz ohne Melodie war, aber doch hauptsächlich darum unsern Beifall fand, weil er eine kräftige und geschwinde Bewegung der Ruder verlangte und daher unserm raschen Fortkommen günstig war. Wir unterliessen niemals zu applaudiren, und wenn uns die Geduld bei unsrer schleichenden Fahrt ausging, sannen wir auf eine List, um die Leute so oft wie möglich zu dem Gesange zu bewegen, ohne ihren Verdacht in Bezug auf unsre Absicht zu erregen. Unser Freund „Medio“ indess, der schärfer als die Uibrigen sah, kriegte die Sache weg, war aber doch so klug, seinen Mutterwitz zu seinem Vortheil zu kehren, indem er als Lohn für sein Stillschweigen Extra-Rationen Rum verlangte.

Es war längst dunkel geworden, als wir mitten im Strome, an einem Punkte oberhalb der Gamalote-Inseln, die stets von Mosquitos wimmeln, Anker warfen. Um dieser Mosquitos willen halten die Boote, wenn es

sich irgend thun lässt, niemals über Nacht in der Nähe jener Inseln an. Die Bootsleute haben auch den Glauben (ob er Grund hat oder nicht, vermag ich im Augenblicke nicht zu sagen), dass Lärmen diese lästigen Besucher anziehe; und deshalb werden die Ruder an Bord gezogen, wird der Anker so still wie möglich hinabgelassen und alle Unterhaltung mit leiser Stimme geführt.

Eine auf dem Flusse verbrachte Nacht gleicht so ziemlich allen andern, daher unsre erste Nacht als Durchschnitts-Probe unsrer nächtlichen Erfahrungen gelten kann. Die Koffer der Reisegesellschaft hatte man unter die *chopa* gesteckt, mit vorzugsweiser Rücksicht auf eine ebene Fläche. Auf diesen lagen die Ponchos (Mäntel), Betttücher und was sonst beitragen konnte, die harte Unterlage weich zu machen, ausgebreitet, während die Reisesäcke und Guttapercha-Taschen zu Kopfkissen reservirt waren. Unter dem Dache der *chopa* war ein starker Strick festgemacht, woran die Wechselwäsche und einige nöthige Kleidungsstücke hingen. Auch waren hier, um sie für den Fall der Noth leicht erreichen zu können, unsere Flinten, Pistolen und Jagdmesser nebst der nöthigen Munition aufgehangen. Auf einem Gestell unter der *pineta* lagen einige Bücher und Zeichnenmaterialien. Unter dieser *pineta* hatte auch mein Diener Ben die Proviantverwaltung eingerichtet — die bei der Befahrung des San Juan aufwärts vor allem Andern nicht zu vernachlässigen ist. Unter der *chopa* war es blos möglich aufrecht zu sitzen, und mit Ausnahme des schmalen Raums zwischen ihr und der ersten Ruderbank gab es gar keinen Platz zum Stehen, wenn man sich's nicht herausnahm, auf des Patrons *pineta* zu treten, was wir denn auch ohne alle Umstände thaten. Hier verbrachte ich trotz der Sonnenhitze den grössten Theil des Tages, so dass ich an allen offenliegenden Theilen des Körpers ganz braun gefärbt ward. Die überdachte *chopa*, ein Paradies für Insecten, war mit rohen Haüten bedeckt, so wie auch an beiden Enden zwei ungeheuer grosse Haüte als Vorhänge befestigt waren. Wenn es regnete, wurden diese letztern herabgelassen und verwandelten das Innere in eine Art Ofen von unerträglicher Engniss und Hitze. Nach einem oder zwei Versuchen zogen wir es vor, es lieber darauf ankommen zu lassen, nass zu werden als vor Hitze zu ersticken, und wollten nicht gestatten, dass sie niedergelassen würden. Dazu kam noch, dass nach mehrmaligem Nasswerden ihr Gestank ganz unerträglich ward. Wir hätten sie daher nur gar zu gern ganz und gar entfernt, freilich zu Pedro's höchlicher Verwunderung, der an dem Geruche der faulenden Haüte ein wahres Behagen zu finden schien. Auf den Bongos erster Klasse, welche Breter-Dächer mit fest schliessenden Fugen haben, fällt dieser Uibelstand hinweg. In den letztern findet der Reisende auch oben auf der *chopa* einen Zufluchtsort vor den Unbehaglichkeiten des Innern.

Wir sassen noch spät auf und beobachteten die Leute, die in einer Gruppe am Bug des Boots beisammensassen, jeder eine Cigarre im Munde, ein Schnupftuch um den Kopf gebunden und eine wollne Decke über die Schultern geworfen. Hier sassen sie Stunden lang und unterhielten sich mit leiser Stimme und allem Anscheine nach mit grossem Ernst und Eifer. Endlich aber brach Einer nach dem Andern ab und Jeder streckte sich auf seine harte Bank. Auch mein Ben, der mit Fremont über den ganzen Continent hinweg und durch ganz Mejico gereist und folglich ein Philosoph

nach seiner Weise war, zog sich nach der einzigen noch leeren Bank zurück, während Pedro sich auf der *pineta* in ein Haüflein zusammenkrümmte. Der Nachthimmel sah draüend aus, es waren keine Sterne sichtbar und wir konnten nur im Licht der Feuerfliegen das finstre Wasser an uns vorüberschiessen sehen. Dann und wann plumpte schwerfällig ein Alligator in den Fluss; sonst aber war ausser dem rieselnden Wasser unter dem Bug Alles todtenstill.

Es war Mitternacht vorüber, als die Tropfen eines nahenden Schauers uns mahnten, das Obdach der *chopa* aufzusuchen. Wir fanden den Raum ziemlich eng und die Koffer trotz der Ponchos und Decken ganz entsetzlich hart. Dennoch war ich bald eingeschlafen und lag in festem Schlummer bis zum Morgen. Meine Reisegefährten dagegen waren durch einige nachtwandelnde Mosquitos in ihrem Schlaf gestört worden und waren, unerquickt und klagend, lange vor mir auf. Obgleich die Sonne kaum erst aufgegangen, waren wir doch schon seit zwei bis drei Stunden wieder in Bewegung, hatten die Tauro-Mündung des San Juan passirt und nahten uns dem Abzweigungspunkte des Colorado. Und wenn auch die Ufer wenig oder wohl gar nicht höher waren als vorher, so erschienen doch unter den gefiederten Palmen nunmehr auch andere Baumarten, darunter manche von bedeutender Grösse und über und über mit Weinranken drapirt, die in reichen Festons über dem Wasser herabhingen. Vögel mit buntem Gefieder schimmerten im Walde und ausserhalb desselben und Kraniche und andere Wasservögel schritten auf den Sandbarren philosophisch einher oder flogen, wenn wir nahten, träge auf. Dann und wann flatterten ein Paar grüne Macao's — die jederzeit nur paarweise gesehen werden — langsam über unsern Köpfen hin und betaübten uns fast mit ihrem misstönigen Geschrei. Die Luft war kühl und frisch und erinnerte mich an einen Junius-Morgen daheim, und ich fühlte mich wahrhaft erheitert und erquickt, wenn ich meine Morgenwaschungen vornahm, die alle meine früher gehegten Vorstellungen von tropischer Ermattung vollständig in die Flucht schlugen. Hier und da lauerten Nebel in den Krümmungen des Flusses und in schattenreichen Verstecken, aber sie zerstreuten sich allmälig, und um 8 Uhr, wo das Boot unter dem Schatten eines riesigen Baums festgemacht ward, strahlte die Sonne auf eine Scene herab, die so üppig war, wie sie nur die Phantasie sich malen kann. Ben kochte seinen Kaffee am Feuer der Ruderer und wir genossen unser erstes Frühstück auf dem Flusse mit einer Befriedigung, die selbst jetzt nach so langer Zeit noch in der Erinnerung angenehm ist.

Um 10 Uhr waren wir wieder in Bewegung und kamen gleich darnach an den Colorado. Am Vereinigungspunkte, vierzehn Meilen oberhalb des Hafens, weitet der Fluss sich aus und nimmt einen majestätischen Charakter an. Wie schon gesagt, führt der Colorado volle zwei Dritttheile der Wassermasse des Flusses mit sich fort, weshalb der Reisende sich nicht eher eine entsprechende Vorstellung von seiner Grösse und Schönheit machen kann, als bis er den Hauptkörper des Stroms erreicht hat. Hier werden die Ufer höher, es verschwinden die niedrigen Inseln und der Fluss wird von dichter Waldung eingemauert. Um die Gewalt der Strömung zu vermeiden, hielt sich das Boot ganz dicht am Ufer, so dass die langen Weinranken, mit prachtvollen und duftenden Blumen überschüttet, über die *chopa* hinschleiften, wenn das Boot unter ihnen vorüber-

glitt. Glänzend gefärbte Vögel flimmerten in kühlen, grünen Verstecken und zum ersten Male sahen wir die hässliche Kamm- oder Kropfeidechse — *Iguana* genannt — von den vorstehenden Aesten der Baüme neugierig auf uns herabblicken. Diese Iguanen entsprachen vollkommen Ben's Schilderung sehr hässlicher Schlangen, welchen die Natur, nachdem sie Kopf und Schwanz gebildet, den runden Leib zu geben versaümt und sie dann zum Ersatz für ihr Uibersehen mit vier Beinen beschenkt hatte.*) Sie leben in grosser Menge in Centralamerika und sind fast aller Orten zu finden, aber ganz besonders zahlreich am San-Juan-Flusse, wo sie eine bedeutende Grösse erreichen. Sie sind von mannichfaltiger Färbung und die verschiedenen Arten zeichnen sich noch durch andere Eigenthümlichkeiten aus. Hunderte dieser Thiere, klein und von hellgrüner Farbe, konnte man an jedem kleinen Zweige hängen oder auf jedem alten Baumstamme, der in den Strom vorragte, sich sonnen sehen. Wurden sie gestört, so pflegten sie mit grosser Schnelligkeit nach dem Ufer zu schiessen, wobei sie buchstäblich auf dem Wasser gingen. Wir schossen ihrer eine Menge im Vorüberfahren, vermochten aber nur wenige in unsere Hände zu bekommen, da sie ein sehr zähes Leben haben und oft, nachdem sie getödtet, noch an den Baümen hängen bleiben. Sie gelten für einen köstlichen Bissen und werden von den Bootsleuten begierig gesucht. Ich konnte es indess niemals über mich gewinnen, sie zu kosten, obgleich das Fleisch, nachdem es gekocht, recht zart und einladend aussah. Ich weiss nicht, welch enge anatomische Verwandtschaft sie mit dem Alligator haben, aber ihre Kinnladen und Zähne sind fast die nämlichen, nur in Miniatur, und gleich dem Alligator stürzen sie sich ins Wasser, wenn sie hart bedrängt kein Loch oder keinen Baum zu ihrem Schutze finden. Ihre allgemeine Hässlichkeit wird unnöthiger Weise noch erhöht durch einen Kamm oder eine Deckhaut, die über den Rücken hin von der Wurzel des Halses bis zum Schwanze verlaüft und sich erhebt, wenn das Thier in Angst oder Wuth geräth. Ich konnte niemals meinen Abscheu vor diesen Reptilien verwinden, obwohl ich es später übers Herz brachte, eine Colonie derselben, die in den Lehmmauern meines Hofes in Leon ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, zu dulden.

Wir kamen an diesem Tage bei einer Insel in der Nähe des Trennungspunktes des Juanillo vorbei, auf welcher ein speculirender Nicaraguaner aus dem Innern eine Pisangpflanzung angelegt hatte. Sein Haus war nichts weiter als ein Schuppen und unter diesem waren ein Paar Hängematten aufgeknüpft, in denen der Herr nebst Frau Gemahlin sich langsam schaukelten, vollkommene Personificationen der Trägheit und Gemächlichkeit. Ein Paar nackte Kinder wälzten sich im Sande des Ufers, an welchem eine heraufgezogene graciös geformte Canoa lag: das Ganze ein Bild urzuständlicher Einfachheit, wie es nirgends als unter den Tropen zu finden ist. Unsere Leute riefen grüssend hinüber und ein Paar wolfsartige Hunde antworteten, während die Kinder in scheinbarer Angst nach der Hütte flohen; aber weder der Vater noch die Mutter nahmen sich die Mühe aufzustehen. Warum sollten sie es denn?

An diesem Abende warfen wir den Anker wenige Meilen unterhalb der Mündung des Serapiqui und passirten am nächsten Morgen den Ort, wo die nica-

*) S. ihre Abbildung auf Taf. II. Fig. 7.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

raguanischen Bootsleute wider die Engländer nach deren Wegnahme von San Juan Stand gehalten hatten. Die Position war gut gewählt, denn sie lag am Anfange einer langen Ausweitung des Flusses, wo dieser eine plötzliche Beugung macht und die Hügel zum ersten Male bis ans Wasser herantreten. Hier hatten sie die Baüme weggeschlagen und mit deren Stämmen eine eilige Brustwehr nach dem Flusse zu errichtet. Diese rohe Befestigung wurde mit etwa 120 Mann besetzt, von denen Einige mit alten Vogelflinten bewaffnet waren, Andere aber gar keine Waffen ausser ihren *machetes* (Breitschwerter oder eine Art Hackmesser) hatten; dazu standen ihnen noch ein oder zwei verrostete Kanonen zu Gebote, mit denen aber Keiner umzugehen verstand: — und mit diesen Rüstungen erwarteten sie die Landung der Engländer. Die Letztern, bestehend aus 300 auserlesenen Leuten von den Krigsschiffen „Alarm" und „Vixen", kamen in Langbooten, die Kanonen an ihrem Bug führten, am 12ten Febr. 1848 an diesem Orte an. Es war natürlich nur ein Ausgang möglich: die Nicaraguaner wurden mit einem Verlust von fünfzehn bis zwanzig Todten und etwa ebensoviel Verwundeten aus ihrer Stellung vertrieben. Bei gleicher Stärke und Ausrüstung möchte der Ausgang ein anderer gewesen sein. Der englische Commandant gab seinen Verlust auf zwei Getödtete und vierzehn Verwundete an, aber die Nicaraguaner betheuern, dass er vier- bis fünfmal so gross gewesen sei, und unsre Leute wünschten angelegentlichst, uns durch die Oeffnung des Grabes, in das die Engländer ihre Todten gelegt, von der Thatsache zu überzeugen. Wir nahmen indessen nicht genug Interesse an der Sache, um hier anzuhalten, und mussten daher unsre Zweifel, wenn wir welche hegten, bei uns behalten. So viel ist gewiss, dass der britische Commandant in seinen Bericht den Verlust des Herrn Walker nicht mit aufnahm, des „britischen Consuls und Generalagenten an der Mosquito-Küste", der nebst einem Spiessgesellen als „zufällig ertrunken" angegeben ward. Walker war der thätigste Agent zur Herbeiführung des Angriffs auf San Juan und bei Aufstellung der britischen Ansprüche, indem er allezeit bereit war, einen „historischen Beweis" zu fabriciren, und sein Tod tröstete daher beinahe die Nicaraguaner für ihre Niederlage. Kapitän Loch ward, glaube ich, wegen seiner Tapferkeit in dem „glänzenden Gefecht am Serapiqui", wie es die Admiralität nannte, befördert. Das ganze Ding war ein leichtfertiger Angriffsact, wie er nur Seeraübern geziemt. Kein Wunder, dass unsere Leute „Tod den Engländern" zwischen den Zähnen murmelten, als wir an dem Orte ihrer Demüthigung vorüberkamen.

Der Serapiqui ist ein ansehnlicher Strom, der seine Quelle am Fusse des grossen Vulkans Cartago in Costa Rica hat. Er ist auf Bongos eine Strecke von dreissig Meilen beschiffbar und eine der Strassen, auf denen man von der Küste aus zu dem bewohnten Theile von Costa Rica gelangt. Da er in seinem ganzen Verlaufe östlich von den Gebirgen fliesst, wo während des ganzen Jahres Regen fällt, so ist sein Wasservolumen sehr beständig. Er ist vermuthlich der grösste Zufluss des San Juan. An seiner Mündung liegt ein kleines Stück theilweise urbar gemachtes Land, wo einige Familien vor der Zeit der englischen Wirren sich niedergelassen hatten. Bei der Besitznahme von San Juan verliessen sie ihre Pflanzungen und zogen ins Innere; und der Pflanzenwuchs und der Verfall haben hier zu Lande einen so raschen Schritt, dass ihre rohen Wohnungen

gänzlich verschwunden waren und von der frühern Bewohntheit keine Spur mehr übrig war ausser wenigen Pisangbaümen, die sich aus dem seitdem aufgeschossenen üppigen Grase und Unterholze mühsam heraufarbeiteten.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir bei der Mündung des Rio San Francisco vorbei und verbrachten unsre dritte Nacht oberhalb „Remolino Grande", wo im Ufer des Flusses zum ersten Male Fels erscheint. Diesen Namen giebt man einem Wirbel, den die jähe Wendung des Stroms erzeugt, der hier durch die nicht nachgebenden Ufer ein wenig eingeengt wird. Wir hatten bis jetzt nur erst etwa dreissig Meilen von unsrer Flussfahrt zurückgelegt, und zwar den bequemsten Theil derselben, da weiter hinauf die Strömung stärker wird und wir uns nunmehr den Stromschnellen nahten, wo die Fahrt wider den Strom langsam und schwierig wird.

Am nächsten Tage wurden die Ufer des Flusses höher als wir sie bisher gesehen und die Landschaft gestaltete sich wo möglich noch schöner als zuvor. Ich konnte nicht müde werden, die dichten Blättermassen anzustaunen, welche den Fluss buchstäblich überlaubten und die in dem schief auffallenden Lichte jene zauberhaften Schatteneffecte auf dem Wasser erzeugten, wie sie der Maler so gern darstellt. Wir erhielten an diesem Tage gelegentliche und flüchtige Blicke auf die hohen Hügel bei der Vereinigung des San Carlos mit dem San Juan,*) wo letzterer den Gebirgswall durchbricht, der das grosse Becken von Nicaragua im Osten umschliesst. Der Nachmittag war regnicht und schwere Gewitter sausten vorüber, als wir dem Hochland nahten. Die Bootsleute schienen indess über diesen Wetterwechsel erfreut zu sein und ruderten mit erneuter Kraft vorwärts. Gerade vor Sonnenuntergang aber hörte der Regen auf, und da die Luft sich klärte, erkannten wir, dass wir an der Mündung des San Carlos uns befanden, eines breiten und langen Stromes, der, gleich dem Serapiqui, am Fusse des Vulkans Cartago in Costa Rica entspringt. Dieser Strom führt, wie uns Pedro mittheilte, ungeheure Massen vulkanischen Sandes, Asche und aufgelöstes Schlackengerülle mit sich fort, die er an verschiedenen Punkten absetzt und scheinbar glatte Sandbänke damit bildet. Ihr Material ist aber so weich und nachgiebig, dass Jeder, der sich darauf wagt, sogleich bis zur Mitte des Leibes einsinkt. Nahe der Mündung dieses Flusses ist eine der grössten und schönsten Inseln, die im Flusse zu finden sind, gelegen; als wir ihr nahe kamen, plumpten zwei Manitus, die sich's an ihrem Ufer im Grase wohlsein liessen, mit ihren schwerfälligen Leibern ins Wasser. Oberhalb der Insel liegt zwischen den Hügeln der obenerwähnte Pass, der mich an das Thor des Hochlandes des Hudson von Norden her erinnerte. Die Berge zur Linken traten kühn bis an den Fluss heran; ihre Gipfel waren in Wolken eingehüllt, die ihnen den Anschein von Grösse liehen, in der ja das Unbestimmte und Unbekannte fast immer erscheint. Der Fluss wird an dieser Stelle sehr zusammengepresst und die Strömung ist tief und stark, so dass die aüssersten Anstrengungen der Leute erforderlich waren, um gegen dieselbe zu fahren. Mit Dunkelwerden stellte sich wieder Regen ein und Gewitter auf Gewitter

*) Taf. I. Fig. 4 stellt den Vereinigungspunkt des San Juan und des San Carlos bei den Hügeln von San Carlos dar.

wälzten sich langsam und schwer längs den Höhen von San Carlos hin. Zu Zeiten waren die Berggipfel buchstäblich in Feuer gehüllt und es war als ob sie bei dem wiederhallenden Krachen des Donners bis in ihre Grundfesten erbebten. Nur Diejenigen, die ein tropisches Gewitter erlebt haben, sind im Stande, Byrons prachtvolle Schilderung vollständig zu würdigen und das furchtbar Majestätische dieses Elementenkampfes zu fassen. Ich schlief in dieser Nacht nur wenig und nimmer werde ich den mir neuen und entzückenden Zustand der Aufregung vergessen, die ich bei diesen für mich ungewohnten und ausserordentlichen Erscheinungen empfand. Gegen Morgen verfiel ich in Schlaf und ward erst geweckt durch Bens Ruf zum Frühstück — gekochter Schinken, geschmorte Pisangs, Brot und Chocolade.

Von der Mündung des San Carlos bis zur ersten oder Machuca-Stromschnelle schien der Fluss an Schönheit zuzunehmen. Die Ufer wurden höher und fester und im Hintergrunde boten sich von Zeit zu Zeit Hügel dem Blicke dar. Das Land ist hier augenscheinlich zum Anbau gut geeignet und muss früher oder später bevölkert werden. Gegenwärtig streifen einige wenige Melchora-Indianer in seinen Wäldern umher, die ihren Unterhalt vom San Juan und seinen Zuflüssen aus erhalten. Sie zeigen sich in der Regel scheu vor den Booten und ziehen sich bei deren Nahen zurück. Eine oder zwei Familien indess haben ihre Furcht überwunden und aus ihrem Verkehr mit den Bootsleuten so viel Spanisch aufgeschnappt, dass sie im Stande sind, eine gebrochene Unterhaltung zu führen. Zwei von diesen Indianern, ein alter Mann und ein Knabe, kamen in ihrer Canoa zu uns heran und boten uns getrocknete Stücke eines grossen Fisches, der hier in den Flüssen in Menge zu finden ist und *Savalo* heisst, an, um dafür von uns Brot, Pisangs oder Sonstiges, was die Bootsleute etwa entbehren könnten, einzutauschen. Beide waren nackend, und der alte Mann war runzelig und hinfällig und sein graues Haar fiel in Flechten über die Schultern herab, während der Knabe glatt, aufgeweckt und geschmeidig wie ein junger Panther war. Sie sahen uns Reisende neugierig an und riefen zu wiederholten Malen aus: *blancos! blancos!* (Weisse! Weisse!) Ich gab ihnen einige Fischhaken, wofür sie mir als Gegengeschenk etwas gedörrten Fisch aufnöthigten. Pedro gab sich viel Mühe, ihnen verständlich zu machen, dass wir Leute aus *el Norte* (dem Norden) wären; aber sie wussten nichts von *el Norte* und schüttelten mit den Köpfen. Sie haben grosse Furcht vor Feuerwaffen, weil der Fall vorgekommen ist, dass Passagiere, die den Fluss hinauf- oder hinabfuhren, aus Muthwillen nach ihnen schossen. Als sie daher unter die *chopa* lugten und unsere Gewehre wegkriegten, trieben sie eilig in die Strömung hinaus, wobei der Knabe im Bug stand und abwechselnd bald auf der einen bald auf der andern Seite ruderte, der Alte aber das Boot steuerte. Es gelang mir nicht, mir einige Worte aus dem Wörterschatze dieser Indianer zu verschaffen, doch sind sie ohne Zweifel vom caraibischen Stamme.

Die Stromschnellen des Machuca, die ihren Namen vom Kapitän Diego Machuca, der diesen Fluss im J. 1529 erforschte, haben, sind die ersten und furchtbarsten auf dem Flusse. Das Bett des Stromes ist fast eine Meile weit voll von Felsen und Gestein, zwischen denen das Wasser mit grosser Gewalt hindurchstürzt. Die Boote halten sich bei der Auffahrt

dicht am rechten Ufer und werden hier langsam und mit grosser Mühe mit Stangen fortgeschoben, während sie bei der Hinabfahrt sich oft der Mitte des Stromes nahe halten, wo sie mit Pfeilgeschwindigkeit zwischen den Felsen hinabschiessen. Bei meiner Hinabfahrt im Junius 1850 rannte hier mein Bongo, das dem Ruder nur sehr unvollkommen gehorchte, mit furchtbarer Gewalt auf und ward zwischen den Felsen eingeklemmt, mit der Seite gegen die Strömung gerichtet, wo wir dreissig ganze Stunden stecken blieben, bis wir durch die vereinigte Hilfe der Mannschaften von sechs Booten nach einer halbtägigen ununterbrochenen Arbeit buchstäblich herausgezogen wurden. Das Boot war sehr stark gebaut, sonst wäre es unvermeidlich in Trümmer gegangen. Solche Fälle kommen nicht haüfig vor, weil die Marineros ausserordentlich erfahren in der Führung ihrer Bongos sind. Wir brauchten vier Stunden zur Fahrt durch die Machuca-Stromschnellen. Von da an bis zu den Stromschnellen des Mico und Los Valos ist die Strömung stark, aber das Bett frei. Diese letztgenannten Stromschnellen sind kurz und weniger schwierig zu überwinden als die des Machuca. Dessenungeachtet ist es immer eine langwierige und mühevolle Aufgabe, sie aufwärts zu passiren, und so lange sie nicht durch Kunst verbessert werden, werden sie fortwährend grosse Hindernisse für die Beschiffung des Flusses bilden. Im Augenblicke liegt der Dampfer „Orus", den die *„American Atlantic and Pacific Ship Canal Company"* hierher gesandt, als ein Wrack auf den Felsenriffen des Machuca.

Am Morgen des 17ten Junius passirten wir die Stromschnellen des Castillo, die von dem alten Fort San Juan, jetzt „Castillo Viejo" (altes Castell) genannt, beherrscht werden. Wir hatten unsrer Ankunft hier mit grossem Interesse entgegengesehen, ebensowohl wegen der historischen Erinnerungen, die mit der Oertlichkeit verknüpft sind, als weil von hier an bis zum See die Fahrt rasch und verhältnissmässig leicht von Statten geht. Der Morgen war feucht und düster und der abschreckendste und widerlichste, den wir bis jetzt gehabt, selbst jenen nicht ausgenommen, an welchem wir in dem abscheulichen kleinen „Francis" die Küste in Sicht bekamen. Dessenungeachtet schlug ich, in meinen wasserdichten Poncho gehüllt, meinen Sitz auf der *pineta* an Pedro's Seite auf.

Eine Legua unterhalb des Forts kamen wir bei der Insel Bartola vorbei, auf welcher wir unter dichtem Grün Spuren der alten Vorwerke der Festung entdeckten. Hier war es, wo die Engländer ihre Leute begruben, die während der denkwürdigen, aber fruchtlosen Expedition gegen Nicaragua im J. 1780 unter dem Commando des Oberst Polson und des Kapitäns, nachherigen Lords, Nelson gefallen oder an Krankheit gestorben waren. Diese Insel ward von Nelson erobert, der sich hier zum ersten Male auszeichnete.

Als wir die Insel im Rücken hatten, kamen wir zu einer breiten, geraden und schönen Strecke im Flusse, an deren Spitze, auf einer dominirenden Höhe die Wälle des Alten Castells sich erhoben*). Der Hügel gleicht dem Chapultepec bei Mejico; er ist ebenso kühn und stürzt mit der Steilheit und Regelmässigkeit der Pyramiden ab. Die Abhänge sind jetzt mit Gebüsch bedeckt und mit Weinranken ganz über-

*) S. seine Skizze auf Taf. I. Fig. 5.

zogen, aber über dieser grünen Masse schauen noch immer die Wälle mit finstrem Blick hernieder. Am Fusse und beinahe im Niveau des Wassers liegt die sogenannte *Plataforma*, wo die alten Wasserbatterien standen. Sie wird jetzt von einigen Haüsern eingenommen — den Quartieren einer kleinen Garnison, die von der nicaraguanischen Regierung hier gehalten wird, theils als Zeichen des Besitzes, theils um den Booten beizustehen, wenn sie die Stromschnellen bei dem Castell passiren, die, obgleich schmal, doch gar gewaltig sind und eher den Namen von Wasserfällen als von Stromschnellen verdienen. Hier müssen die Boote mit aller Kraft heraufgezogen werden und in der Regel gehen die Passagiere ans Land und erleichtern das Boot auf jede mögliche Weise. Es wird oft nöthig, einen bedeutenden Theil der Ladung herauszunehmen oder die Ankunft eines andern Bootes abzuwarten, um mit vereinigten Kräften die Stromauffahrt zu machen.

Als wir bei dem Wirbel unterhalb der „Plataforma“ angekommen waren, bestiegen M. und ich die Schultern unsrer Leute und wurden so ans Land gebracht. Wir brachen sogleich nach dem Castell auf, auf einem schmalen Wege, den die Besatzung auf ausdrücklichen Befehl der Regierung frei von Gebüsch hielt. Ich guckte im Vorbeigehen in eine der Hütten hinein, sah aber nichts als ein sehr hübsches gelbes Mädchen, die sich in einer Hängematte langsam hin und her schaukelte, wobei ein nacktes Bein lässig zur Seite hing. Sie schob ihre langen schwarzen Locken aus dem Gesicht und rief, ohne ihre Stellung zu ändern: *„á Dios, California!“* Eine Gesellschaft von auswandernden Californiern hatte einige Wochen zuvor eine Anzahl Tage hier verbracht und jedenfalls auf vertrautem Fusse mit der Señora gestanden.

Der zum Castell hinaufführende Weg war sehr steil und schlüpfrig vom Regen, der den ganzen Morgen ohne Unterbrechung angedauert hatte. Um den Gipfelrand des Hügels lief ein weiter und tiefer Graben mit senkrecht abfallenden Böschungen, den wir auf einem schmalen Dammwege, offenbar von ziemlich neuem Datum, überschritten. Wenn der Bau schon vom Flusse aus sich so imposant ausnahm, so war der Eindruck doch noch viel grösser, als wir von seinen Mauern in zwei Reihen in den Felsen ausgehauener Kammern hinabblickten, in denen grosse Baüme wuchsen, deren oberste Zweige kaum bis zu unserm Standorte reichten. Wir stiegen auf einer bombenfesten Treppe in die Tiefe hinab in das einstige Magazin und in die Felsenkammern, wo vor Alters die Besatzung ihre Quartiere gehabt, und waren erstaunt über die Kühnheit und Energie jener Eisenmenschen, welche die Reiche Montezuma's und der Inkas gestürzt und bereits fünfzig Jahre nach der Entdeckung Amerika's jeden Theil des Continents von Californien bis zum La Plata durchzogen hatten. Wir traten in die Kapelle ein, wo noch die Nische zu sehen war, in welcher das Kreuz stand und ein Bild der *Nuestra Madre de Mercedes* (unserer Gnadenmutter), und darunter das Weihwasserbecken. Durch einen bombenfesten Gang stiegen wir zu dem sogenannten Thurme — einem massiven Mauerwerke, das sich einige sechszig Fuss über die niedrigern Werke erhebt, eine Brustwehr mit Schiessscharten für zwölf Geschütze hat und heute noch fast so kernig und fest aussieht, als wäre es erst gestern gebaut. In diesem Klima, wo die grosse Zerstörerin, die Kälte, niemals erscheint, geht die Dauerhaftigkeit guten Mauerwerks bei-

nahe ins Unglaubliche. Das Estrich im Thurme war, mit Ausnahme einer Stelle in der Mitte, wo man es vermuthlich in der Meinung, dass hier Schätze verborgen sein möchten, aufgerissen hatte, noch vollkommen glatt und fest. Auf der westlichen Seite des Festungswerks waren der Haupteingang, die massiven Strebepfeiler, welche die Zugbrücke trugen, und ein Glacis, das sich zu einer Terrasse abdachte, die der Paradeplatz, der Garten und der Gottesacker der Besatzung gewesen war. Rings um das ganze Werk lief auf dieser Seite ein gewölbter Weg und unmittelbar vor der Zugbrücke und fest in das Gemaüer des Thurmes eingebettet befand sich ein Steinblock mit einer langen Inschrift, die indess zu sehr zerstört war, um vollkommen gelesen werden zu können. Sie besagte aber, dass das Castell auf königlichen Befehl durch den Gouverneur-Intendanten von Nicaragua und Costa Rica zur Vertheidigung des Flusses im J. 1747 „wiederaufgebaut" ward. Wie lange zuvor schon Festungswerke hier gestanden hatten, ist jetzt unbekannt, — wahrscheinlich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Man sieht es ganz deutlich, dass man sich viele aber vergebliche Mühe gegeben hat, diesen Stein zu entfernen, der ein gar zu kräftiges Zeugniss wider die Ansprüche eines John Bull an sich trägt, um von Leuten, die sein Interesse vertreten, mit günstigem Auge betrachtet zu werden.

Auf der nordwestlichen Bastion des Forts und den Fluss auf- und abwärts überschauend steht ein steinernes Schilderhaus*), und dicht daneben, fest in die Mauer gesenkt, der Stumpf des alten Flaggenstocks. Im Schilderhause waren noch die Rillen zu sehen, welche die Musketen der Schildwachen im Laufe der Zeit in den Stein gerieben hatten. Wir steckten die Köpfe durch die Oeffnungen, sahen aber nichts weiter als Pedro und seine Leute, von denen Einige bis an die Schultern im Wasser standen und die „Granadina" aufwärts schoben, Andre an dem Seile, das an ihrem Buge festgemacht war, zogen.

Dieses Fort ward von den Engländern am 29sten April 1780 eingenommen. Der Feldzugsplan war von General Sir John Dalling entworfen worden und hatte zu seinem Zwecke, vom Nicaragua-See und den Städten Leon und Granada Besitz zu erlangen und so die Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Besitzungen Spaniens in Amerika abzuschneiden. Die Landtruppen wurden von Oberst Polson commandirt, unter dessen Befehlen Kapitän Nelson, der damals das Commando über das Schiff „Hinchinbrook" führte, handelte. Die spanische Besatzung bestand aus 228 Mann unter dem Befehle Juans de Ayssa. Trotz der überwältigend höhern Streitmacht der Engländer zog sich doch die Belagerung in die Länge. Das Castell musste endlich capituliren, als die Engländer Besitz von einem dasselbe im Rücken beherrschenden Hügel erlangten. Den Capitulationsbedingungen gemäss durfte die Besatzung „in Betracht der tapfern Vertheidigung des Forts" mit fliegenden Fahnen, Trommelschlag, brennenden Lunten, Musketen und Seitengewehr abziehen und sollte mit Schiffen und Proviant versorgt und nach irgendeinem spanischen Hafen in Amerika, über den man sich einigen würde, gebracht werden**). Dieser Sieg war theuer erkauft und hatte keine guten Fol-

*) S. dessen Abbildung auf Taf. I. Fig. 6.

**) *Beatson's Naval and Military Memoirs of Great Britain, vol. V. p. 97, vol. VI. p. 230.*

gen. Der ganze Feldzug war ein misslungener und wird eben deshalb in den englischen Annalen sehr leichthin übergangen. Von den 200 Mann, welche die Bemannung von Nelsons Schiffe bildeten, überlebten den Feldzug nur 10 Mann, und Nelson selbst entging nur mit genauer Noth dem Tode. Im Januar 1781 gaben die Engländer das Castell auf und zogen sich nach Jamaica zurück. Collingwood entschuldigt das Misslingen der Expedition damit, „dass sie ohne gehörige Kenntniss des Landes unternommen ward und Schwierigkeiten bot, die durch keine menschliche Geschicklichkeit und Ausdauer zu überwinden waren. Es war gefährlich, auf dem Flusse vorzurücken wegen dessen reissender Strömung und wegen der zahlreichen Fälle über Felsen, welche die Beschiffung hinderten; dazu war das Klima tödtlich und keine Constitution konnte seinen Einflüssen widerstehen“ *).

Einen Begriff von der Schwierigkeit, die Stromschnellen des Castillo aufwärts zu passiren, kann man sich machen, wenn man hört, dass es der aüssersten, beinahe dreistündigen Anstrengung unsrer Leute bedurfte, um die „Granadina“ ohne Ladung über sie hinwegzubringen. Sowie das Boot hinauf war, hielt die Mannschaft ihr Frühstück; wir aber stiegen ganz vom Regen durchnässt vom Fort herab, dessen Besuch mir ein achttägiges Zahnreissen und M*** Rheumatismus zuwege brachte. Der Commandant der Besatzung, welcher ausfindig gemacht, wer wir wären, stand zu unserm Empfange bereit, und von ihm erfuhren wir, dass wir im Innern erwartet würden und dass von Seiten der Regierung Instructionen an alle ihre Behörden ergangen wären, uns mit aller möglichen Achtung zu behandeln und unsrer Reise jedwede Erleichterung zu Theil werden zu lassen. Er war daher erschienen, um sich „zu unsrer Verfügung“ zu stellen. Da der Repräsentant des Nordens hungrig war, so fand die Unterredung von seiner Seite in den Pausen Statt, welche Bens gekochter Schinken und Kaffee ihm übrig liessen. Für einen guten Appetit und Beiseitesetzung aller Etikette empfehle ich einen dreistündigen Besuch des Castillo Viejo vor eingenommenem Frühstück.

Wenige Meilen oberhalb der Stromschnellen des Castillo liegen die Stromschnellen des Toro, die indessen nicht von Bedeutung und leicht zu passiren sind. Jenseits dieser letztern bekommt der Fluss eine sich fast gleich bleibende Breite und fliesst mit tiefer, regelmässiger Strömung. Dieser Theil des Stromes ist in der That nicht mehr Fluss, sondern ein Aestuarium (ins Land eindringender Arm) des Nicaragua-Sees. Die Ufer ind niedrig und längs derselben zeigt sich wiederum die gefiederte Palme. Alles Land zu beiden Seiten und auf eine weite Strecke landeinwärts ist sumpfig und während der nassen Jahreszeit theilweise mit Wasser überdeckt. Es wird jedoch von einer ganzen Menge träger Gewässer durchflossen, deren Namen den Charakter ihrer Ufer und des ihnen anliegenden Landes anzeigen. So der Rio Palo del Arco (von Baümen überwölbt), der Rio Poco Sol (mit wenig Sonne), der Rio Roblito (von Eichen besaümt), der Rio Mosquito (der Mückenfluss) u. s. w.

Es war am Morgen des sechsten Tags nach unsrer Abfahrt von San Juan, als unser Boot um des Frühstücks willen an das niedre Ufer gerudert ward, an einem Punkte, der nur noch fünf Meilen abwärts von

*) *Memoirs*, 5. *ed.*, *vol. I. p.* 10.

dem an der Einmündung des Flusses am See gelegenen Fort San Carlos entfernt war. Myriaden von Wasservögeln hielten das Ufer besetzt, und als wir frühstückten, regte und bewegte sich Alles auf den Baümen über uns. Darunter entdeckte Ben einen majestätischen schwarzen Adler, welchen er schoss. Der Vogel fiel in unsrer Nähe nieder, aber wie wir ihm nahten, warf er sich auf den Rücken, mit aufgesperrtem Schnabel, wildem Auge und drohenden Krallen, trotzig bis zum letzten Augenblicke. Ich würde gern mehr als einen harten Thaler gegeben haben, hätte ich die muthwillige That ungeschehen machen und das stolze Thier frei und unverletzt wieder nach seiner Bergheimath senden können.

Obwohl die Neuheit unsrer Fahrt (die, denkt einmal, ihr Reisenden auf dem Hudson und unsern westlichen Strömen, in sechs Tagen neunzig Meilen betrug!) für ihre Langweiligkeit einigermassen entschädigt und wir die Zeit eher angenehm als unangenehm verbracht hatten, so vernahmen wir doch mit der grössten Befriedigung die Nachricht, dass unsre Flussfahrt ihrem Ende nahe. Wir konnten es nicht erwarten, den grossen See, von dem die Welt so viel gehört, aber so wenig wusste, zu sehen, und diese Ungeduld liess uns die Fahrt auf den letzten fünf Meilen unverantwortlich langsam erscheinen. Um 11 Uhr indess, als wir bei einer grossen Insel vorüberfuhren, weitete sich der Fluss zu einer breiten Fläche aus — und vor uns lagen die Gewässer des Sees. An der Stelle, wo der See endete und der Fluss begann, erhob sich eine dominirende, baumfreie Anhöhe mit einigen Haüsern und einem Flaggenstocke — es war das Fort San Carlos. Unsre Leute schienen kaum weniger erfreut als wir; nachdem sie aber einige Minuten mit grosser Kraft gerudert, hielten sie mit einem Male inne und sprangen gleichzeitig über Bord. Wir waren bereits an alle Arten närrischer Einfälle gewöhnt worden und begnügten uns daher, die Sache mit anzusehen, ohne Fragen zu thun. Nachdem sie eine Weile umhergeplätschert, kletterten sie wieder über Bord und es begann nun ein grosses Suchen nach ihren Kleidungsstücken, die bei unsrer Abfahrt von San Juan sehr summarisch bei Seite gelegt worden waren. Diese wurden aus allen Ecken und Enden hervorgezogen, und schon nach einem Weilchen stand die ganze Mannschaft in reinlichem Anzuge da, der uns über unsre schmutzige Kleidung vor Scham erröthen machte. Pedro wollte durchaus, dass die Flagge von der *pineta* wehen sollte, und als wir noch über eine Meile vom Fort entfernt waren, holte er seine Muschelschale hervor und blies einen furchtbaren Ton darauf. Da erschienen auf dem Hügel neben dem Flaggenstocke einige Gestalten und gleich darnach ward die blau-weisse Flagge Nicaragua's, die in einem Oval in der Mitte drei Vulkane und die aufgehende Sonne zeigt, auf seine Spitze hinaufgezogen. Trommelwirbel und der Glanz der Waffen in der Sonne bewiesen uns, dass man uns erkannt hatte, was uns wegen unsers schäbigen Aüssern im höchsten Grade verlegen machte. Aber was war zu thun? Unsre Koffer standen unter uns unbeweglich und fest zusammengeschoben, und wenn wir sie nun auch, freilich zu unsrer spätern grössten Unbequemlichkeit, hervorzogen, wo und wie konnten wir denn unsre Toilette machen? Zudem hatten wir keine Zeit zu verlieren, da die Leute mit aller Kraft darauflos ruderten und wir uns reissendschnell dem Fort nahten. M***, der den einen Fuss mit einem Taschentuch umwickelt hatte, da zum Unglück in San Juan eine Nigua unentdeckt geblieben war,

machte den Vorschlag, unsre Guttapercha-Ponchos über unsre Kleider zu werfen und es abzulehnen, ans Ufer zu gehen, als einzig mögliches Mittel, den aüssern Schein zu retten. Diess war kaum beschlossen und gethan, als die „Granadina" um die Landspitze herum und zu dem Landungsplatze von San Carlos hinschoss. Der Commandant und seine Untergeordneten in voller Uniform, die Beamten der Aduana oder des Zollhauses und eine grosse Deputation des Volks standen am Strande aufgepflanzt, um uns mit einem Sturm von Viva's zu empfangen, und wir hatten uns von unsrer Bestürzung noch gar nicht recht erholt, als eine Canoa an unserm Fahrzeug anlegte und der erste Alcalde uns bat ans Land zu kommen. Natürlich waren wir dafür ausserordentlich verbunden, lehnten es aber mit dem Bemerken ab, dass wir auf der Stelle weiter wollten und darum es vorzögen, an Bord zu bleiben. Allein Pedro verdarb uns die Geschichte, indem er sagte, er müsste hier seine Masten einnehmen und seine Leute müssten essen, und wir wussten schon, dass diese beiden Geschäfte recht gut fünf bis sechs Stunden in Anspruch nahmen. So stiegen wir denn im Vertrauen auf unsere uns ganz umhüllenden Ponchos in die Canoa und wurden ans Ufer gefahren. Wir fühlten recht wohl, dass wir keine besonders imponirenden Figuren machten, während wir die Beglückwünschungen unsrer neuen Freunde empfingen, und nahmen darum sofort die Einladung des Commandanten an, uns nach seinem Hause zu verfügen, das luftig auf der Höhe des Hügels und innerhalb eines Theils der ehemaligen Schirmwerke gelegen war. Hier standen die 25 Mann, welche die Besatzung bildeten, in Parade aufgestellt und präsentirten bei unserm Vorübergehen das Gewehr.

Das Haus des Commandanten bestand gleich allen übrigen aus festem Zimmerwerk, die Seiten aber aus Rohrgeflecht; das Dach war mit Palmblättern gedeckt und den Fussboden bildete die Mutter Erde, ausgenommen in einem einzigen Zimmer, wo die Flur mit Backsteinen gepflastert war. In einem traulichen Versteck unter dem vorragenden Dache schnäbelten sich und girrten eine Anzahl Tauben; unter einem Tische in einem Winkel des Hauptzimmers sass maüschenstill eine Henne und brütete, und durch eine Oeffnung in einem Tuchverschlag erhaschte unser Blick ein nettes Bett mit schneeweissen Gardinen und einer bunten Palmmatte davor, auf welcher ein üppig gebautes junges Weib ein nacktes, etwa halbjähriges Kind schäkernd schaukelte, das vor lauter Lust aufschrie, während ein dickes, täppisches Hündchen aus wahrer Sympathie das Kind umsprang und keichend bellte. Der kühle Wind raschelte in den Palmblättern des Daches und durch das Rohrgeflecht stahl sich das Sonnenlicht herein und bildete ein Labyrinth von Würfeln auf dem Boden. Der ganze Anblick, der so viel Einfachheit und Neuheit in sich vereinte, machte den rührendsten Eindruck auf mein Gemüth. Ich hatte dabei auf einen Augenblick ganz übersehen, dass ich meinen Wirth rücksichtslos stehen liess und dass der Diener die unentbehrliche Hängematte zu meiner Aufnahme bereit hielt. Ich entschuldigte mich, und währenddem defilirte die kleine Garnison mit geschultertem Gewehr vor der Thür vorüber, wobei der Officier in gehörigster Form uns salutirte. Unser Wirth wünschte, dass wir unsre Ponchos ablegen möchten, und schien gar nicht zu begreifen, warum wir so hartnäckig darauf bestanden, sie umzubehalten. Bald aber wurden sie uns unerträglich heiss, und als das besste Mittel, sie loszuwerden und zugleich auf

Ein Mal aus der Klemme herauszukommen, erzählte ich ihm offen und ehrlich die ganze Geschichte unsrer Verlegenheit, und so warfen wir die verwünschten Dinger ab. Ich fürchte, der „*Norte*" nahm sich bei der genauen Besichtigung, der er unterworfen ward, nicht besonders imposant aus.

Der Commandant drang in uns, dass wir zu Mittag bei ihm speisten, und wir waren gar nicht abgeneigt, ihm die Ehre anzuthun, — zumal da wir in den getrockneten Fleischstücken, den köstlich aussehenden Pisangs und andern Esswaren, die an den Balken hingen, wie nicht minder in der Person unsers runden Wirths, dessen Uniform beim Zuknöpfen bis zur Gränze des Platzens zusammengepresst war, den Ocular-Beweis vor uns hatten, dass seine Speisekammer gut ausstaffirt und für die Bedürfnisse des innern Menschen gehörig gesorgt war. Bevor wir einen Spaziergang durch den kleinen Ort machten, der, wie der Commandant uns sagte, „*muy pobre*" (sehr arm) war, griffen wir alle in Folge seines höflichen Toastes auf uns und auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den „*esclarecido* (erlauchten) *General Taylor*", zu den Branntweingläsern.

Ich sagte oben, dass das Haus des Commandanten innerhalb der ehemaligen Aussenwerke des starken Forts San Carlos lag. Den felsigen Gipfel des Hügels hatte man geebnet und die Böschungen schroff abgehauen, um dadurch das Hinaufkommen schwierig, wenn nicht unmöglich zu machen. Ehemals stand auch eine Batterie hier, welche den Fluss auf eine Meile weit bestrich; die wenigen verrosteten Geschütze aber, welche davon noch übrig sind, sehen mehr furchtbar aus als sie es wirklich sind. Das Fort selbst, welches früher mit dieser Batterie durch einen bedeckten Weg in Verbindung stand, liegt in geringer Entfernung zurück auf dem erhabensten Punkte der Umgegend. Es war sehr stark, befindet sich aber gegenwärtig in gänzlichem Verfall und ist mit grossen Baümen und Buschwerk bedeckt, so dass es dem Auge ganz verborgen ist. Wir sahen drinnen viele Geschütze von schwerem Kaliber, worunter einige in Manilla gegossen waren, und aus Haufen verrosteter Kanonenkugeln waren Baüme heraufgewachsen. Die Position beherrscht den Eingang zum See vollständig und sie muss bei der Beschaffenheit des umliegenden Landes beinahe uneinnehmbar gewesen sein.

Die heutige Stadt San Carlos besteht blos aus zwanzig und einigen Rohr- oder Breterhütten, in denen hauptsächlich die Zollbeamten und die Soldaten mit ihren Familien wohnen. Seit der Besitznahme von San Juan sind die Zölle auf Güter, die über diesen Hafen in den Staat eingehen, hier erhoben worden. Dieser Umstand, sowie dass alle den Fluss passirende Boote hier halten, um ihre Masten heraus- oder wieder einzunehmen und ihren Proviant zu erneuern, giebt diesem Orte einige Bedeutung. Er ist köstlich gelegen und von dem Corridor an des Commandanten Hause bietet sich dem Blicke eine der schönsten Aussichten in der Welt dar. Vor dir liegt die breite Fläche des Sees wie ein Spiegel ausgebreitet und seine gegenüberliegenden Ufer sind durch die regelmässigen vulkanischen Kegel des Orosi, Madeira und Ometepec markirt, die, die Scheitel in Wolken gehüllt, dämmernd und blau in der Ferne aufsteigen. Näher heran liegen die zauberischen, von der tropischen Sonne mit Gold übergossenen Inseln La Boqueta, während im Vordergrunde die smaragdenen Gestade ihre Arme auf beiden Seiten weithin ausstrecken und das prachtvolle Ge-

mälde auf würdige Weise einrahmen. Unmittelbar der Stadt gegenüber, wenige Ruthen von dem Einmündungspunkte des San Juan, ergiesst sich der Rio Frio (kalte Fluss), aus welchem das Wasser zum Bedarf des Orts geholt wird, in den See. Die Quellen dieses Flusses sind niemals erforscht worden, man vermuthet aber, dass sie in den Gebirgen von Costa Rica liegen. Ein Indianerstamm, *Guatosos* genannt, bewohnt seine Ufer und widersetzt sich allen Versuchen zur Erforschung derselben. Der letzte Commandant des Forts, Don Trinidad Salazar, versuchte wenige Monate vor unserer Ankunft den Strom hinaufzufahren, aber am sechsten Tage ward er durch einen grossen Heerhaufen von Indianern aufgehalten und nach einem harten Kampfe, in welchem er schwer verwundet ward, zum Rückzug genöthigt. Er machte mir später eine feurige Schilderung von der Schönheit des Flusses und der üppigen Fruchtbarkeit seiner Ufer. Er hat auf eine Strecke von vierzig Meilen von seiner Mündung aufwärts eine Tiefe von zwei Faden und seiner Darstellung nach könnte er wahrscheinlich zweimal so weit mit Dampfern beschifft werden. Der Umstand, dass ein Strom von solcher Grösse und das breite an ihm liegende Land noch gänzlich unbekannt sind, dürfte wohl beweisen, wie viel es in Centralamerika noch zu entdecken giebt und welch ein weites Feld es dem Unternehmungsgeiste und der Speculation darbietet.

Zwischen der Mündung des Rio Frio und dem Eintrittspunkte des San Juan liegt eine breite Sandbarre, die ein allgemeiner Sonnungsplatz der Alligators zu sein scheint. Hunderte kommen während der trocknen Jahreszeit, wo die Barre vom Wasser frei ist, hier zusammen und scheinen sich hier ausserordentlich zu gefallen. Wir konnten von des Commandanten Corridor aus ihre hässlichen schwarzen Leiber deutlich erkennen, und unser Wirth zeigte uns einen ganzen Korb voll von ihren Zähnen, die er auf der Barre aufgelesen hatte und die hier freilich behaglicher zu betrachten waren als wenn sie den Rachen der lebenden Ungethüme zieren. Ein französischer Officier im nicaraguanischen Dienste (der so thöricht war, bei einer kurz darnach versuchten Revolution Partei wider die Regierung zu nehmen, und dafür erschossen ward) theilte uns in Betreff der Alligators Einiges mit, was uns neu war. Die angenehmsten Facta darunter waren uns die, dass sie bisweilen furchtbare Kämpfe untereinander haben, worin viele getödtet werden; sowie, dass die Männchen alle Eier der Weibchen, die sie finden, zerstören und ausserdem auch noch alle Jungen, deren sie habhaft werden können, dem Saturn gleich auffressen. Wir bedauerten nur, dass ihre liebenswürdigen Aufmerksamkeiten gegen ihre eigne Brut keinen grössern Erfolg hatten.

Viertes Kapitel.

San Carlos — Diner beim Commandanten — Bekanntwerden mit den „Tortillas“ und „Fréjoles“ — Eine Siesta — Nachrichten von der versuchten Revolution — Wie es dem Commandanten nach unsrer Abreise erging — Abreise unter militärischen Salven — Anblick von San Carlos vom See aus — Fahrt auf dem See — Kartenspiel — Prachtvoller Sonnenuntergang — Ein Sturm um Mitternacht — San Miguelito und das „Bad der Najaden“ — Urzuständliche Einfachheit — Ein Tag auf dem See — El Pedernal — Ein Bad mit Alligators — Ein „*Empacho*“ — Ein medicinisches Experiment und dessen grosser Erfolg — Zweite Nacht auf dem See — Die Vulkane Momobacho, Ometepec und Madeira — Vulkanische Natur — Die Küste von Chontales — Unsre Mannschaft über Politik — „*Timbucos*“ und „*Calandracas*“ oder ein Blick auf Parteiungen — Ankunft bei den „Corales“ — Mittheilungen über dieselben — Beunruhigende Nachrichten — Ein Kriegsrath — Vertrauen auf die Flagge der Vereinigten Staaten — Die Insel Cubi — Fernere Nachrichten und Wiederkehr des „*Empacho*“ — Fernsicht von Granada — Unser Toilettemachen — Bienen — Landung am Fusse des zerfallenen alten Forts von Granada — Wie man hier landet — Aufregung unter der gaffenden Menge — Eintritt in die Stadt — Das verlassene Kloster San Francisco — Die Haüser der Einwohner — Erste Eindrücke — Soldaten und Barricaden — Gedrängtvolle Strassen — Señor Don Frederico Derbyshire — Unser Wirth — Ein Willkommen — Officielle Höflichkeiten — Unsre Wohnung — Erste Nacht in Granada.

Zwei Stunden genügten, um mit den Merkwürdigkeiten von San Carlos fertig zu werden, welche bestanden: erstens in dem Arsenale, einer Rohrhütte, mit einer Menge Pulver in Fässern, die in der Mitte übereinandergethürmt und mit Haüten überdeckt waren, mit zwei Stück Geschütz und hundert Waffenrüstungen, über welches alles ein einziger Posten Wache hielt; und zweitens in der *bodega* oder dem öffentlichen Waarenmagazin, das nichts weiter war als ein grosser Schuppen mit bequemen Hängematten für seine faulen Aufseher. Wir nahmen alle diese schönen Dinge vor zwei Uhr in Augenschein, als zu welcher Stunde beim Commandanten das Mittagsmahl servirt ward. Was dieses Mahl selbst anlangt, so war das Tischtuch untadelig weiss und das Tafelgeräth durchaus reinlich und reich. Es war offenbar unsers Wirthes Absicht, sein Möglichstes zu thun; selbst die Tauben schienen von der Vorstellung ergriffen, dass irgend etwas Ausserordentliches vor sich ginge, und auch die Henne im Winkel gerieth beim Anblick dieser Prunkentfaltung in grosse Aufregung. Die gesammte jugendliche Bevölkerung des Ortes, wo möglich noch luftiger gekleidet als die kleinen Buben in San Juan, drängte sich um die Thüren (sie waren uns während unsrer Wanderungen durch die Stadt von fern nachgezogen) und sahen die ganze Geschichte mit offenbarem Staunen an. Alsbald stellte sich eine grosse Anzahl der ältern Einwohner des Ortes, dem respectabelern Theile derselben angehörend und um der besondern Veranlassung willen mit schneeweissen Hemden und Pantalons und weissen Buckskinschuhen angethan, im Hause ein und wurden uns sammt und sonders vorgestellt, wodurch wir ob unsers schönen Aufzugs von Neuem in Verlegenheit geriethen und eine abermalige Demüthigung erlitten.

Wir nahmen jetzt Platz am Tische, der so gestellt ward, dass mir der Ehrenplatz in der Hängematte zu Theil wurde, während der Commandant und sein Lieutenant oben- und untenan sassen. Sie lehnten es ab, am Essen Theil zu nehmen, indem sie sich einzig der Bedienung ihrer Gäste widmeten. Diess war, wie wir später erfuhren, nicaraguanische

Etikette, wenn man Jemandem eine ganz besondere Auszeichnung erweisen wollte. Wir wurden hier zum ersten Male mit den ewigen Lieblingsspeisen, der *tortilla* (Torte oder dünner Kuchen von Maismehl) und den *fréjoles* (geschmorte Bohnen) bekannt gemacht, um nichts von der endlosen Mannichfaltigkeit von *dulces* (Zuckerwerk), durch die das ganze spanische Amerika berühmt ist, zu sagen. Wir begannen mit Rindfleisch und endeten mit Orangen, Bananen, Kaffee und Cigarren, wobei unserm Magen die angenehme Uiberzeugung ward, dass gute Mahlzeiten nicht unverträglich sind mit Rohrhütten, in Winkeln brütenden Hühnern und unterm Dache schnäbelnden Tauben. Wir waren begierig, die Señorita zu sehen, von der wir bei unsrer Ankunft durch den Tuchverschlag einen flüchtigen Blick erhascht und deren leise, lachende Stimme wir gehört hatten; diess war aber ein zarter Punkt, den wir nur mit Vorsicht berührten, da M*** weggekriegt hatte, dass der Commandant ein Junggesell war. Ha, Commandant, ich kann mich geirrt haben, aber so viel weiss ich ganz gewiss, dass es ein grosses, schwarzes Auge war, dessen holdselig-freundliche Blicke ich durch eine schmale Ritze im Tuchverschlag erhaschte!

Man empfahl uns nach Tische sehr angelegentlich eine Siesta und es wurden daher für die ganze Gesellschaft Hängematten aufgeknüpft. In diesem Klima, sagte uns unser Wirth, wäre sie unumgänglich nöthig, und er wunderte sich, wie man sie im Norden unterlassen könnte. Das Leben müsste, meinte er, ohne eine Siesta nach dem Mittagsessen bald ein langweiliges Ding werden, — und er citirte einige Verse aus einem Dichter des Landes, die beweisend für die Sache waren; und so gaben wir denn nach und legten uns nieder; die Leute gingen hinaus, die Thüren wurden verschlossen und Alles ward still — selbst die Tauben waren still. Zwei Stunden vergingen auf eine traümerische, angenehme Weise und mit so viel Bewusstsein, dass man das gemischte Gefühl der Neuheit und behaglichen Ruhe genoss, als Ben hereintrat, um uns zu melden, dass das Boot bereit und die Mannschaft an Bord wäre. Unser Wirth drang in uns, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, aber Wind und Wetter waren günstig, und obgleich die Versuchung stark war, blieben wir doch unserm Vorsatze treu und taub für seine Gründe. Bevor wir Abschied nahmen, fragte ich noch nach der Revolution, von der wir in San Juan so viel gehört, erhielt aber keine genügende Auskunft. Es hätte, hiess es, in Granada eine *escaramuza* (ein Scharmützel) stattgehabt und ein gesetzloser, leichtsinniger, wegen Mordes geächteter Mensch, Namens Somoza, eine Bande von Anhängern zusammengebracht und die Stadt Rivas oder Nicaragua geplündert. Der Commandant war überzeugt, dass Friede und Ordnung gegenwärtig wieder hergestellt wären; sollten sie es aber nicht sein, so würde unsre Ankunft ganz gewiss Ruhe bewirken. Der Commandant dachte wohl kaum daran, dass derselbe Raüberhaüptling, von welchem er so leichthin sprach, binnen hier und vierzehn Tagen ihm einen Besuch abstatten und ihn als Gefangnen mit fortführen würde! So geschah es aber wirklich; und obgleich es unserm Commandanten gelang zu entkommen und mit Lebensgefahr, unbewaffnet und allein durch eine Wildniss zu fliehen, so fiel dennoch der Verdacht der Feigheit auf ihn; er ward eingekerkert und vor ein Kriegsgericht gezogen, aus welchem er indessen unverletzt hervorging, vielleicht ein Bisschen weniger rund, aber „ein weiserer, wenn nicht ein besserer Mann“; und noch ehe ich das Land verliess, hatte ich die Genug-

thuung, ihn im Fort wieder eingesetzt zu sehen, rundbaüchig, zufrieden und gastfreundlich wie immer. Auch die schwarzaügige Señorita war bei ihm.

Um 5 Uhr schifften wir uns zum ersten Male auf dem Nicaragua-See ein. Alles kam, um uns ein Lebewohl zu sagen, und ein alter Mann bestand darauf, uns zum Abschied zu umarmen. Gleich dem alten Propheten sagte er, dass er nun bereit wäre zu sterben, denn er wüsste ja, dass sein Vaterland unter dem Schutz und Schirm der Republik des Nordens sicher und geborgen wäre. Wir stiessen unter einer Fluth von Viva's ab und von der kleinen Garnison ward ein Freudenfeuer abgefeuert, welches Ben mit seiner doppellaüfigen Flinte mit Nachdruck erwiederte, während Pedro wiederum einen nervenzerreissenden Ton auf seiner Muschel blies — auf dieser furchtbaren Muschel! Der Anblick von San Carlos vom See aus war im höchsten Grade malerisch und die beigegebene Skizze davon*) wird in zwanzig Jahren, wenn es, wie es nicht anders kommen kann, eine grosse und wichtige Stadt geworden sein wird, recht interessant sein. Bereits fährt ein Dampfschiff regelmässig zwischen San Carlos und Granada hin und her, und die Alligators, gestört in ihrem Schlafe auf der Sandbarre durch seine spritzenden Räder und *seine lärmende* Maschine, sinnen schon auf eine grosse Auswanderung ins Land der Guatosos.

Der leiseste aller Zephyre erstarb auf dem See, als wir abfuhren; wir waren jedoch noch keine halbe Meile fort, so wurden die Ruder über Bord hereingezogen und ein gewaltig grosses dreieckiges Segel auf dem neuaufgetakelten Maste aufgespannt. Der Wind war kaum stark genug, um es zu schwellen, und das Boot tändelte mehr durch das Wasser hin als dass es sich bewegte. Wir stellten Pedro zur Rede, es half aber nichts; die Bootsleute, hiess es, ruderten niemals, wenn sie nur den schwächsten Wind zu ihrer Entschuldigung anführen könnten; dann könnte selbst der „*demonio*“ (Teufel) sie nicht dazu bewegen. So brannte denn Pedro seine Cigarre an, die Leute aber holten ein Pack Karten herbei und begannen ein Spiel, das für uns neu war und in welchem das Vorrecht des Gewinners darin bestand, dass er den Verlierenden knipp, schlug und auf sonstige Weise misshandelte, was dieser ruhig erdulden musste, bis die Zusehenden ihr „*bastante*“ (genug) aussprachen. Einer von den Kerlen, der sich ein Bisschen zur Wehre setzte, ward im Nu über Bord geworfen, zum grossen Nachtheil eines schönen ostindischen Taschentuches, das er um den Kopf trug, und zum wahren Ergötzen der Mannschaft, die ihn unbarmherzig einen „*ladron*“ und „*picaro*“ (Raüber und Schurken) schimpfte.

Die Sonne ging an diesem Abende gerad hinter der purpurngefärbten Spitze des Orosi unter. Die Masse des Vulkans erschien wie ein fester Kern, von welchem aus Strahlen fächerartig bis zum Zenith hinaufgeworfen wurden, während das gelbe Licht beim Berge vorüber auf den See zu strömte, in einer Glanzfluth, dass die Inseln Solentenami und La Boqueta wie in flüssigem Golde zu schwimmen schienen. Als die Sonne tiefer versank, ging die Farbe des Himmels in Carmosin über, worin die Palmen auf den Inseln gegen den Himmel stark sich abhoben, dann in Purpur

*) Auf Taf. II. Fig. 8.

und endlich in das kalte Abendgrau, durch welches die Sterne mit einem befremdlichen und fast unnatürlichen Glanze herniederleuchteten. Der Uibergang war jäh, denn das zögernde Zwielicht der nördlichen Breiten ist hier unbekannt. Unsere Bootsleute blieben nicht ungerührt bei der himmlischen Schönheit des Schauspiels, und als Alles vorüber war, begannen sie das Abendlied: *„Ave Maria purisima“* u. s. w., das die Ufer in Echo's wiedergaben, bis diese in der Ferne in leisem Gemurmel erstarben.

Die Nacht war wundervoll still. Wir konnten das Guitarrenspiel im Fort bei mindestens dreimeiliger Entfernung deutlich vernehmen, das bis zu später Stunde dauerte und bisweilen durch Ausbrüche lustigen Lachens unterbrochen ward. Doch noch ehe ich mich unter die *chopa* schlich, begannen im Nordosten Wolken sich zusammenzuziehen, auf Augenblicke von Blitzen durchzuckt, während plötzliche tolle Windstösse, aus allen Richtungen kommend, das Nahen eines Gewittersturms verkündeten. Ich ging trotzdem schlafen und lauschte dem fernen dumpfen Rollen des Donners und dem unheimlichen Geheul des *mono colorado* oder heulenden Affen. Eine Weile nach Mitternacht indess wurden wir sammt und sonders auf eine summarische Weise durch eine grosse Welle, die uns gerad ins Gesicht schlug, aufgeweckt, worauf im nächsten Augenblicke das Boot sich jach umlegte und Passagiere, Waffen, Bücher, kurz alles Bewegliche in einen Haufen zusammenwarf. Ich machte mich in einem Nu frei und kletterte heraus auf die *pineta*, wo Pedro, sich an dem Steuerruder anklammernd, wie ein Wahnsinniger den Leuten zurief, die in einer verworrenen, schreienden Masse sich um den Hauptmast zusammendrängten und vergeblich sich bemühten, das Segel zu bergen. Wir waren vor dem Winde, der mit Orkansgewalt wehte, eine rasende Schnelligkeit hatte und die zischenden Wogen unter unserm Stern fast bis zur Höhe der *pineta* trieb. Breite, blendende Blitzmassen fielen um uns nieder, gefolgt von betaübenden Donnerschlägen, die für einen Augenblick das Brausen des Windsturms noch übertönten. Ich hatte kaum Zeit, das Gefährliche unsrer Lage bei dem in die Taue verwickelten und herüber und hinüber sich schwingenden Segel zu fassen, als mir ein Blitzstrahl Ben's kräftige Gestalt inmitten der bestürzten Bootsleute enthüllte. Ich sah einen Augenblick sein kurzes Römerschwert über ihren Haüptern glänzen, — er hatte die Taue durchschnitten. Das Segel stürzte nieder, aber ward im Nu über Bord geschleift, während das erlöste Boot fest vor dem Sturme einherjagte, der alsbald sich erschöpfte und uns ganz durchnässt und unbehaglich und wild auf den Wellen umhergeschleudert verliess. Die Leute griffen ohne Befehl zu den Rudern und ruderten mit offenbarer Erleichterung zurück nach der Richtung, von welcher wir abgetrieben worden waren. Diese ganze Nacht hindurch sausten Gewitterstürme gleich wandelnden Saülen rings um uns über den See dahin, wir geriethen aber zum Glück in die Bahn von keinem derselben. Sie schienen sämmtlich wider die hohen Vulkane an den gegenüberliegenden Ufern des Sees zu toben, als wollten sie in ihrer Wuth die kühnen Felsenmassen, die ihrem Lauf sich widersetzten, dem Boden gleichmachen.

Unsere Leute schliefen diese Nacht nicht weiter, sondern waren ununterbrochen und schweigend mit den Rudern beschäftigt. Gegen Morgen

kroch ich wieder unter die *chopa* und schlummerte fort, bis mich das Brüllen von Rindern und die Sonne, die mir strahlend ins Gesicht schien, weckten. Es war über 9 Uhr; wir waren eben bei den Inseln La Boqueta vorbei, die frisch und einladend in Sicht lagen, mit einer oder zwei Hütten am Ufer, von Baümen überwölbt und vor ihnen ans Land gezogene Canoas. Wir befanden uns in einer traulichen kleinen Bai, einem breiten sandigen Strande gegenüber, auf welchem unsere Leute Feuer zum Frühstück anzündeten, während eine Heerde glatter, glänzender Rinder längs dem Ufer hinwandelten und hier stehen blieben, um zu saufen, dort sich in drollige Kämpfe einliessen. Unter den Baümen schlängelte sich ein breiter, wohlbetretener Weg hin und aus der Ferne konnten wir die vergoldeten Wipfel von Palmen und die Dächer von Haüsern sehen, sowie das Krähen von Hähnen und den lustigen Lärmen von Kinderstimmen vernehmen. Wir waren in der „Bahita (kleinen Bai) de San Miguel“, etwa zwanzig Meilen nördlich von San Carlos entfernt. Der Sturm der vergangenen Nacht erschien gleichwie ein Traum; war es denn möglich, dass wenige Stunden eine solche Aenderung bewirkt hatten? Aber die zerfetzten Segel und die ganz durchnässten Betttücher unter der *chopa* gaben ja Zeugniss, dass der Sturm wirklich gewüthet. Pedro war noch immer voll Wuth über die *„estupidez“* (Dummheit) seiner Leute, — sie waren ihm alle *„tontos“* (Einfaltspinsel). Ich war nicht minder entrüstet gewesen als er, war aber doch zu froh, der Gefahr wohlbehalten entronnen zu sein, um meinem Groll noch länger nachzuhängen; und so schenkte ich dem Pedro ein Quartierchen Schnapps in seine Kürbisflasche ein, den er auf unsre Gesundheit trank, und mit den Lippen schnalzend gewann er sofort seine gute Laune wieder.

Jetzt kam eine kleine schäkernde Schaar von Mädchen ans Ufer, um Wasser zu holen, gekleidet in purpurfarbige Hemden und weisse *guipiles*, das lange schwarze Haar lose herabhängend und rothe Wasserkrüge auf den Köpfen balancirend. Sie schienen gute Freundinnen unsrer Leute zu sein, die ihnen lustig zuriefen: *„á Dios, mi alma“* (sei gegrüsst, meine Seele) und *„buena mañana, mi corazon“* (guten Morgen, mein Herzchen), worauf sie erwiederten: *„como están mis negritos?“* (wie geht es meinen lieben Negern) und andere kurzweilige Fragen stellten. Sie gingen eine Strecke am Ufer hin zu einer Gruppe von Büschen, und schon im nächsten Augenblicke sahen wir sie Meerfrauen gleich im Wasser umherplätschern, wobei einige unsrer Leute sie dadurch in Schrecken zu setzen suchten, dass sie *„lagartos, lagartos!“* (Alligators, Alligators) schrieen und thaten als ob sie mit aller Anstrengung nach dem Ufer zu flöhen. Aber die Mädchen waren nicht so leicht zu berücken, lachten vielmehr nur um so lauter und spritzten den Spassvögeln, als sie bei ihnen vorbeieilten, Wasser ins Gesicht. Wie sie uns entdeckten, stürzten sie nicht etwa, wie der Leser wohl denken möchte, voll Verwirrung dem Ufer zu, sondern paddelten keck nach dem Boote hin, ihr langes Haar gleich einem Schleier auf der Wasserfläche nach sich ziehend. Sie sahen uns einen Augenblick lachend ins Gesicht, riefen *„California“*, tauchten dann unter und waren verschwunden. Uns dünkte, während sie am Ufer standen und ihr nasses Haar trockneten, dass kein Bildhauer sich schönere Modells zu seinem Studium und kein Maler eine effectvollere Gruppe zu einem „Bade der Najaden“ wünschen könnte. Wir kamen noch zu einer

glücklichen Zeit hierher; diese Tage ursprünglicher Unschuld schwinden dahin, wenn sie nicht am Ende schon dahin sind.

Nachdem wir uns an der Sonne getrocknet, nahmen wir unsre Flinten und gingen ans Ufer. Wir folgten dem einladenden Pfade, von dem ich vorhin sprach, auf eine Strecke weit, als wir einen raschen kleinen Bach erreichten, der zwischen den Steinen hin murmelte, hier über hellem Sande Wellchen werfend, dort sich zu breiten, durchsichtigen Teichen ausweitend. In einem der letztern tummelte sich eine ganze Schaar kleiner nackter Kinder herum, die bei unserm Nahen gleich jungen Enten die Flucht ergriffen. Hier trafen wir auf Ben, der von den Gehöften her mit zwei Kürbissen voll frischer schaümender Milch kam, von denen der eine auf der Stelle ausgeleert, der andre zu unserm Kaffee aufgehoben ward. Ich schoss einige seltsame Wasservögel und einen Papagei im Gebüsch und schlenderte dann zum Ufer zurück, wo ich gerade zur rechten Zeit zu einem Mahle von gebratenem Fisch, knackerig und heiss vom Feuer weg, anlangte.

Jeder Schritt in diesem fremden Lande war für uns reich an Neuem gewesen, und obwohl unser Interesse niemals auch nur für einen Augenblick ermattete, so meinten wir doch, dass San Miguelito interessanter wäre als irgendein andrer Ort, den wir bisher gesehen, so dass wir anfangs die vage Idee hatten, den ganzen Tag hier zu verweilen. Als aber, noch ehe wir unser Frühstück beendet, die Morgenfrische vorüber war, das Vieh sich sämmtlich in den Wald zurückgezogen hatte und keine Mädchen mehr zum Wasserholen ans Ufer kamen, da waren wir nicht nur bereit zur Abfahrt, sondern sehnten uns sogar nach ihr. Sie erfolgte kurz vor Mittag. Nimmer werde ich das Frühstück zu San Miguelito vergessen.

Der Tag war still und schwül: die Natur schien ermattet von dem Elementenkampfe der vergangenen Nacht und nach Ruhe sich zu sehnen; die Zweige der Palmen am Ufer hingen matt und verschmachtend hernieder und unsre Leute ruderten, mit der vorausgegangenen übermässigen Anstrengung sich entschuldigend, „todmatt“, wie Ben es nannte, dahin. Der nordöstliche Passat streicht in Nicaragua über den ganzen Continent hinweg, und dieser Wind war daher für Boote, die von San Carlos nach Granada wollten, aüsserst günstig. Sie halten sich dicht am nördlichen Ufer und folgen dessen Krümmungen bis fast zu dem Punkte, der Granada gegenüber liegt, von wo aus sie gerades Wegs über den See wegfahren. Diess geschieht darum, weil sie, wenn sie mit ihrem unvollkommenen Segelwerk sich in die Mitte des Sees wagten, fast unfehlbar zuletzt hinüber nach dem Ufer unter dem Winde getrieben werden würden, von welchem sie sich nur durch ein langes und mühevolles Rudern wider die sich kreuzenden Wellen des Sees befreien könnten — denn die Wellen an jenem Ufer rollen beinahe mit der Gewalt und Majestät der Oceanswogen. Die neuerdings gebauten Boote haben so etwas von einem Kiel und sind wie die Schooner aufgetakelt. Diese nehmen vom Fort aus einen geradern Curs. Aber unsere Segel waren vermuthlich die Nachkommen jener, deren die Indianer vor der Entdeckung Amerika's sich bedienten und sind unmöglich zu beschreiben. Pedro sagte, sie wären „nicht gut“ ausser vor dem Winde, und hier würden sie das Boot vor sich herjagen „gleich dem Teufel“, um seine Worte zu gebrauchen. Die Nachterschei-

nung trat mir da wieder vor die Seele, weshalb ich seiner Bemerkung meine volle Zustimmung gab.

Wir verbrachten beinahe den ganzen Tag mit vergeblichen Versuchen, die Windgeister, welche schläfrig über dem Wasser hinwandelten, in unsere Segel zu bannen. Ich glaube, sie schwollen während des Nachmittags wohl zwanzig Mal auf, aber sie flatterten nur einen Augenblick, schlappten dann nieder und legten sich um die Masten herum. Diess ging so fort, bis die Mannschaft Hunger empfand, worauf wir wieder bei „El Pedernal" anlegten, welches der Landungsplatz für die Viehwirthschaft des Don Frederico Derbyshire ist, eines Kaufmanns in Granada und des Eigenthümers der „Granadina", an welchen wir Empfehlungsbriefe von seinen Geschäftsfreunden in den Vereinigten Staaten hatten. Der Ort heisst nicht unpassend „El Pedernal", d. i. der Kiesel. Er ist der wahre Gegensatz von San Miguel; da sieht man keinen glatten sandigen Strand, sondern statt dessen ist das ganze Ufer hoch überdeckt mit scharfen, schwarzen, von der Hitze blasigen, basaltischen und trachytischen Felsstücken, zwischen denen einige verkümmerte Baüme wachsen. Ein schmaler Weg windet sich zwischen den Blöcken nach einer kleinen Bucht hin, in welche unser Boot einlief. Es ward einer von der Mannschaft nach dem Gute, das eine oder zwei Meilen landeinwärts liegt, abgeschickt, um von dem *mayordomo* (Verwalter) zu erfahren, ob etwa Producte vom Gute nach der Stadt (Granada) zu schaffen seien. Mittlerweile führten die Leute mit aller Ruhe den ganzen langweiligen Prozess der Essensbereitung durch, während wir über Bord sprangen, um ein Bad zu nehmen. Trotz dem felsigen Ufer ist der Grund weicher, schwarzer Schlamm, in den wir bis zu den Knieen einsanken. Diess kam uns ebenso unerwartet als unangenehm, und als ich nicht zwei Ruthen entfernt einen Alligator langsam sich auf die Oberfläche erheben sah, kletterte ich mit mehr Eile als Grazie über Bord und schickte dem Ungethüm als Lohn für sein gefälliges Erscheinen den Inhalt meiner Flinte in den Leib.

Die Sonne war dem Untergange nahe, das Mahl beendet und die Kessel wiederum an Bord geschleppt, als wir Stimmen vernahmen und plötzlich drei Reiter um den Felsenvorsprung bogen, von denen jeder in Säcken von Netzwerk vier grosse viereckige Käse, jeder zwei Arroben (fünfzig Pfund) wiegend, mit sich führte. Die Pferde wurden bis an Bord des Boots geritten und die Käse sorgfältig in der Mitte niedergelegt. Als dieses Geschäft abgemacht war, zogen wir, da unterdessen ein leichter Wind sich aufgemacht, das Segel auf und glitten von „El Pedernal" hinweg, ganz und gar nicht unzufrieden, seine Felsen und Alligators sich selbst zu überlassen.

Einer meiner Reisegenossen, der seit mehren Stunden schweigsam und blass geworden war, zeigte jetzt Symptome einer nahenden Krisis. Pedro nannte sein Leiden ein *„empacho"* und empfahl Branntwein: — dieser war sein specifisches Universalmittel für Alles, von einem verrenkten Knöchel bis zum Zahnschmerz. Aber der Patient protestirte gegen diese Medicin, als ein abscheuliches Gesöff, bei dessen blossem Gedanken sein Leiden sich verschlimmere. Ich hielt diess für eine wichtige Veranlassung, um die Arzneikiste herbeizuholen, die mit Rücksicht auf alle mögliche Arten von Zufällen sortirt worden war; und Ben begann jetzt ein gewaltiges Suchen darnach, so dass Alles im Boote bunt durcheinander geworfen

ward. Mittlerweile legte ich dem Patienten die Frage vor, die ängstliche Mamma's gewöhnlich an ihre klagenden Kinderchen richten, die Frage: „Was haben Sie gegessen?“ und brachte heraus, dass der Patient ausser einem halben Kürbiss voll frischer Milch, gebratenem Fisch, drei Eiern, einem Stückchen Schinken und Brot und Kaffee, den Nachmittag unreife Pisangs und Zucker „eingenommen“ hatte. Ich begriff jetzt, dass das Wort *„empacho“* so etwas wie „Magenüberladung“ bedeute, und mischte daher meiner Dosis ein wenig Brechweinstein mit Magnesia bei, was eine wundervolle Cur bewirkte — durch welche ich in den Augen der Bootsleute gar hoch stieg, die mich sogleich für einen grossen *médico* erklärten. Und augenblicklich kamen von ihnen Anliegen an mich zu Gunsten kränklicher Weiber, grindiger kleiner Kinder und fieberkranker Knaben, denen allen ich etwas verordnete, nachdem ich mir zuvor bei meinem „Arzt in der Tasche“ gehörig Raths erholt. Während diess vor sich ging, trat die Dämmerung ein und so hatte ich meinen Sonnenuntergang verloren.

Im Verlaufe des Abends ward der Wind allmälig immer stärker, und um Mitternacht nahm Pedro, welcher berechnete, dass wir jetzt weit genug windwärts wären, den Curs des Bootes direct nach Granada. Ich ging frühzeitig zu Bett und genoss in Folge der Störung und Unruhe der vorigen Nacht eines festen Schlafs. Als ich erwachte, befanden wir uns mitten im See und hätten ebensogut mitten auf dem Meere sein können, so wenig Unterschied liess sich im Aussehen der Wellen und des Wassers entdecken. Der Wind ging stark und war kühl und feucht, daher die Leute sich ihre Taschentücher um den Kopf gebunden und ihre wollenen Decken um die Schultern geschlagen hatten. Mein leidender Reisegefährte sah empfindsam aus und versicherte, dass er von dem *„empacho“* noch nicht völlig genesen wäre; da ich aber selbst auch Uibelkeit empfand, so erklärte ich das Leiden für Seekrankheit, die, wie jeder Reisende weiss, den Leidenden niemals zur Theilnahme berechtigt.

Obgleich wir mindestens dreissig Meilen vom Lande entfernt waren, zeigten sich doch die Ufer wunderbar deutlich und nahe. Jetzt zum ersten Male boten sich uns die riesenmässigen Vulkane Ometepec und Madeira, die uns bisher in dämmeriger Ferne erschienen waren, in ihrer ganzen Majestät dar; sie stiegen scharf und kühn zum Himmel hinan, regelmässig wie Werke der Kunst geformt, und die nach den fernen Inseln des grossen Oceans ziehenden Wolken warfen ihre Abhänge in Schatten und hüllten ihre Gipfel im Vorüberstreichen ein. Zwischen uns und dem Ufer lag die hohe, unbewohnte Insel Zapatero (Schuster-Insel), deren Umrisse in jedem Augenblicke mit unsrer Lage sich änderten, während gerade vor uns mit den ihn auszeichnenden thurmartig aufsteigenden Zinnen seines ungeheuern, zerrissenen Kraters der erloschene Vulkan Momobacho sich erhob, an dessen Fusse die alte Stadt Granada liegt. Hoch über den Wäldern am Ufer zeigten sich einige kegelförmig gestaltete Hügel von lichtem, an Gelb anstreifendem Grün, die abgeholzt zu sein schienen und über die wir uns den Kopf zerbrachen. Wir wurden später mit ihnen bekannt und ich glaube, sie sind in allen vulkanischen Strichen gewöhnlich. Es sind Kegel von Schlacken, Sand und Asche, die sich bei Ausbrüchen aufgehaüft haben. Baüme schlagen auf ihnen selten Wurzel, statt ihrer überwebt aber eine lange, rauhe Grasart ihre glatten Abhänge mit einem grünen Netzwerk. Dieses Gras hat während der Regenzeit ein lebhaftes Grün, wird aber gelb

in der trocknen Jahreszeit, wo die Hügel ganz verbrannt sind und wornach sie eine schwarze Färbung annehmen. So immerwährend sich verändernd, geben sie dem nicaraguanischen landschaftlichen Bilde ein auffallendes und eigenthümliches Gepräge. Am nördlichen Gestade des Sees erblickten wir blos die zerrissenen vulkanischen Gebirge von Chontales, mit Baümen betüpfelt, hier schwarz von Lava, dort roth und weiss von Schlacken und Sand. Es muss bemerkt werden, dass nur dieser den obern Theil des Sees begränzende Strich von Chontales diesen verbrannten und zerrissenen Anblick zeigt. Sonst sind die Ufer ziemlich niedrig und wellenförmig und haben ausgedehnte Savanen, welche Triften im Uiberfluss bieten, wie überhaupt der ganze District zur Weide schön geeignet ist.

Während wir uns mit der ausserordentlichen und schönen Umgebung des Sees beschäftigten, waren unsre Leute, um den Fuss des Mastes versammelt, in einem leise geführten aber lebhaften Gespräche begriffen, das, wie wir bald entdeckten, sich auf Politik bezog und zwar vorzugsweise auf die versuchte Revolution, von welcher wir so viel gehört hatten. Sie machten haüfigen Gebrauch von den Ausdrücken „*Timbucos*“ und „*Calandracas*“, die etwa so viel bezeichneten wie unsre während gewisser Präsidentenwahlen gebrauchten Ausdrücke „*Coons*“ und „*Locofocos.*“ Wir enthielten uns, politische Fragen zu thun, nicht sowohl aus Mangel an Interesse, als vielmehr aus Gründen der Politik, nahmen aber Gelegenheit, Alles mit anzuhören, was man über den Gegenstand sprach. Auf solche Weise war es uns gelungen, gewisse unvollkommene Begriffe von den Parteiungen des Landes zu bekommen, deren Grundansichten, wenngleich dem theilnahmlosen Reisenden als sehr platt und bedeutungslos erscheinend, doch in der That wahrscheinlich ganz ebenso bedeutsam waren als diejenigen, welche wir bei uns zu Hause mit solcher Leidenschaftlichkeit und Giftigkeit hatten verfechten sehen. Es war leicht zu erkennen, dass unsre Mannschaft durch die Bank den „Timbucos“ oder der Regierungspartei angehörten, während die „Calandracas“ den missvergnügten Theil des Volkes bildeten. Diese Letzteren schienen indessen nur eine Secten-Bedeutung zu haben und waren weit entfernt, zahlreich zu sein, ausgenommen in den südlichen Departements der Republik. Der Raüberhaüptling Somoza hatte dieser Partei dadurch einiges Ansehn verschafft, dass er sich zu ihrem Kämpen aufgeworfen und mit einigen hundert leichtfertigen und unwissenden Menschen, die er um sich versammelt, einen plötzlichen und erfolgreichen Angriff auf Rivas oder Nicaragua, das nur von einer kleinen Besatzung von vierzig Mann vertheidigt ward, unternommen hatte. Bei diesem Angriff brannte er eine Anzahl Haüser nieder und beging einige grausame Morde, abgesehen davon dass er noch überall plünderte und raubte. Nach den Berichten aber, die uns zukamen, war die ganze Stadt eingeäschert und die Einwohner ohne Unterschied und ohne Erbarmen niedergemetzelt worden, welche Erzählungen, wie auch die Gerüchte über die Zahl seiner Streitkräfte, sich, wie der Leser zu seiner Zeit finden wird, als arge Uibertreibungen auswiesen.

Aus den Reden unsrer Leute erhellte so viel, dass in San Carlos ein vages Gerücht umgegangen war, des Inhalts, Somoza wäre vor einigen Tagen an der Spitze von dreitausend Mann zu einem Angriffe auf die Stadt Granada aufgebrochen; und die wahrscheinlichen Folgen, wenn es sich bestätigte, und das einzuschlagende Verhalten für den Fall dass Somoza

bereits dort angelangt sein sollte, waren jetzt, wo wir der Stadt uns nahten, für unsre Mannschaft Dinge von steigendem Interesse. Der Umstand, dass wir am Tage zuvor eine Anzahl Boote eine, wie es schien, forcirte Fahrt in der Richtung von San Carlos hatten machen sehen, die zu fern von uns vorüberfuhren, um von uns angerufen werden zu können, ward als aüsserst bedeutsam hervorgehoben. Kurz, so viel war ziemlich klar, dass das Gefühl der Ungewissheit und Unruhe unter unsern Leuten mit jedem Augenblicke zunahm. Pedro verhielt sich schweigsam und beantwortete unsre Fragen ausweichend, horchte aber begierig auf Alles, was man sprach. Es war, als lastete auf ihm das Gefühl einer Verantwortlichkeit irgendwelcher Art; ob sich aber diese auf ihn selbst oder auf sein Boot oder auf seine distinguirten Passagiere bezog, vermochten wir nicht zu entdecken.

Durch das Umschlagen des Windes oder das Abweichen unsers kiellosen Bootes von seinem Curs befanden wir uns, statt zu den nördlichen Inseln der „*Corales*“ (Koralleninseln) genannten Gruppe, die sich, Hunderte an Zahl, am Fusse des Vulkans Momobacho erheben, zu gelangen, etwa um 2 Uhr Nachmittags beinahe im allersüdlichsten Theile dieses Archipelagus. Wenn diese Inseln schon als wir ihnen nahten sich ausserordentlich schön präsentirten, so waren sie wahrhaft bezaubernd, als wir, dem Bereiche des wilden Wogengetümmels entrückt, auf der glatten Wasserfläche zwischen ihnen hinfuhren. Sie sind vulkanischen Ursprungs und erheben sich in Kegelgestalt von zwanzig bis hundert Fuss Höhe. Ihre Küsten sind steil und bestehen aus ungeheuren vulkanischen Felsen, von Feuer schwarz und blasig; aber ihre Höhen sind mit Grün bedeckt und über die von seltsamen Blumen gerötheten Felswände ziehen sich lange Weinranken hinweg und fallen fast bis zum Rande des Wassers nieder. Einige derselben, auf denen sich eine hinlängliche Erddecke angehaüft hat, sind von Indianern bewohnt, deren bedachte Hütten mit ihren schlanken, sie überschattenden Palmen und ihrem dichten Hintergrunde von Pisangbaümen sich über alle Begriffe malerisch ausnehmen.

Sobald wir innerhalb dieser Inseln hinfuhren, ward das Segel eingezogen und wiederum zu den Rudern gegriffen. Jedermann war jetzt begierig, Nachrichten zu hören, aber die Hütten auf den Inseln schienen verlassen zu sein; wenigstens zeigte sich kein Mensch, obgleich unsre Leute aus allen Leibeskräften hinüberschrieen. In einem Weilchen kam eine Canoa mit einem Knaben und einem Weibe zwischen zwei kleinen gerade vor uns liegenden Inseln hervor und schoss quer über unsern Weg hinweg. Auf den ersten Augenblick zeigten sie Unruhe und Neigung sich zurückzuziehen; als sie aber Pedro erkannten, legten sie an unser Boot an und wurden nun mit einer Fluth verworrener und hastiger Fragen überschüttet, die uns vollkommen wirr im Kopfe und ein Verständniss des Gesprochenen ganz unmöglich machten. Aus den lebhaften Gesichtern und leidenschaftlichen Gebehrden der Mannschaft schlossen wir, dass die Nachricht aufregender Art sein müsste. Bald stiess die Canoa wieder ab, aber es dauerte eine volle Viertelstunde, ehe die Leute wieder zu den Rudern griffen, während welcher Zeit eine lebhafte Besprechung darüber stattfand, ob das Boot sofort nach Granada fahren oder sich so lange, bis über den Ausgang der Angelegenheiten in der Stadt sichere Nachricht einlangen würde, zwischen den Inseln verborgen halten sollte. Man schien

indessen ziemlich entschieden der Meinung zu sein, man solle aufs Gerathewohl vorwärts gehen. Diese Entscheidung gründete sich, wie wir später ersahen, auf das Vertrauen in die Flagge der Vereinigten Staaten, die, wie sie alle glaubten, nicht zu respectiren weder Mensch noch Teufel wagen würde. Es ergab sich, dass das Weib und der Knabe in der Canoa eine beunruhigende Geschichte von Somoza's Heranrücken, der Flucht der Einwohner und der wahrscheinlichen Einnahme der Stadt erzählt hatten. Pedro aber, besonnener als die Uibrigen, war der Meinung, dass ihre Erzählung nur um Weniges besser begründet wäre als ihre Besorgnisse, und sprach sein grosses Vertrauen aus, dass die kleine Besatzung der „Veteranos“ in der Stadt im Stande sein würde, ihre Eroberung durch Somoza zu verhindern. Sein Vertrauen ward jedoch ein wenig erschüttert, als er wenige Minuten darnach von einem Indianer, der auf einer der Inseln sich versteckt hielt, erfuhr, dass während der vorhergehenden Nacht und am heutigen Morgen in der Stadt stark geschossen worden wäre und dass alle Boote den Landungsplatz verlassen und sich nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees geflüchtet hätten.

In allen Arten von Aufregung liegt ein Genuss, der durch die Nähe der Gefahr eher erhöht als vermindert wird. Und ich war so weit entfernt, durch diese Nachrichten beunruhigt zu werden, dass ich nur um so begieriger wünschte, nach Granada zu kommen. Man hatte mir gesagt, Somoza habe trotz seiner Verbrechen, seiner Grausamkeit und Verachtung gegen die Gesetze viel Ritterliches in seinem Wesen; er sei ein heiterer, tapferer, grossmüthiger, und dazu der schönste und feurigste Mann in ganz Nicaragua; Niemand reite so schöne Pferde und Keiner könne im Lanzenwerfen sich mit ihm messen. Hatte doch gar der Commandant in San Carlos gegen mich merken lassen, er (Somoza) habe es der Stelle, die er in den Herzen der Señoritas des Landes einnehme, zu verdanken, dass er so lange mit Erfolg der Justiz gespottet und der Verfolgung getrotzt. Diess alles zusammengenommen hatte ich mir ihn etwa so ausgemalt wie die nobeln Meuchelmörder der Apenninen und der Sierra Morena oder die liebenswürdigen Banditen der Halbinsel, und schätzte mich fast glücklich bei der Aussicht, gleich bei meinem ersten Schritt ins Land ein Abenteuer zu erleben.

Ein zweistündiges anhaltendes Rudern durch die feenhaften „Corales“ brachte uns zu der kleinen Insel Cubi, wo eine breite Bai mit weissem Strande und einem alten Castell am Ufer sich vor uns ausbreitete, während jenseits eines Waldgürtels in höherer Lage die Thürme von Granada sich erhoben. Wir konnten nur wenig von der Stadt selbst sehen ausser den rothen Ziegeldächern der Haüser, und wiewohl sie sich von dieser Ferne aus keineswegs imposant ausnahm, so hatten wir doch unsrer Ankunft daselbst so lange und sehnsüchtig entgegengesehen, dass, hätte sich Dom über Dom aufgethürmt, wäre Palast über Palast aufgestiegen, wir doch keine grössere Befriedigung empfunden haben würden als jetzt, wo wir zum ersten Male diese alte Stadt erblickten. Am Ufer der Insel sahen wir verschiedene Hütten und eine Anzahl Boote, die in kleine Verstecke zwischen den Felsen gezogen waren, während unter den Baümen Schaaren von Frauen und Kindern und hier und da Gruppen von Männern, mit einem lärmvollen Kartenspiel ganz beschäftigt, sassen. In lebhafter Erinnerung an die nicht sonderliche Figur, die wir im Fort von San Carlos

gemacht, hatten wir es mit Pedro besprochen, dass er hier anhalten sollte, damit wir unsre beschmutzten und zerrissenen Kleider mit andern vertauschen könnten: eine Operation, die, wie wir bald bemerkten, im Angesichte der versammelten Bevölkerung von Cubi abgethan werden musste, wenn anders wir es nicht vorzogen, es mit den Flöhen aufzunehmen, von denen, wie wir meinten, die schmutzigen, mit Hunden reichlich versehenen Hütten am Ufer heimgesucht sein mussten. Wir wählten das Erstere; kaum aber hatten wir begonnen, die Koffer und Schachteln aufzubrechen und die Reisetaschen zu durchstöbern, als wir von der Gegend der Stadt her einen Kanonenschuss hörten, dem sehr bald rollendes Musketenfeuer, wofür wir es hielten, folgte; und wie wir nach dieser Richtung hinblickten, sahen wir aus der Mitte der Stadt eine Rauchwolke aufsteigen. Unser Invalide am Bord bekam einen heftigen Rückfall seines „*empacho*“, weigerte sich, Brechweinstein zu nehmen, ahnete einen Fieberausbruch und war schlechterdings zu krank, um die Insel verlassen zu können. Und so brachten wir ihn denn in eine der Hütten und legten ihn in eine Hängematte nieder. Mittlerweile endete das Gewehrfeuer mit noch einem oder zwei Kanonenschüssen, während eine weisse Wolke langsam über die Stadt sich hob. Unser erster Gedanke war, dass Somoza angelangt und es bereits zum Kampfe gekommen wäre. Auch die Leute auf der Insel zeigten sich etwas betreten und sahen eine Weile mit gespannten Blicken und augenscheinlicher Aengstlichkeit nach der Stadt hin; endlich aber nahmen sie ruhig wieder ihre Unterhaltungen vor. Auch Pedro schien beruhigt und rief, nachdem er eine Weile gehorcht, lebhaft aus, es stände Alles in Richtigkeit: der heutige Tag wäre ein Festtag und was wir für ein Schiessen mit Feuergewehren genommen hätten, wäre weiter nichts als das Abbrennen von Kanonenschlägen und Raketen, also ein Feuerwerk. Ich kann nicht sagen, dass ich durch diese Belehrung besonders angenehm berührt worden wäre, da ich mich mindestens auf eine Belagerung, wenn nicht gar auf einen Sturmangriff gefasst gemacht hatte.

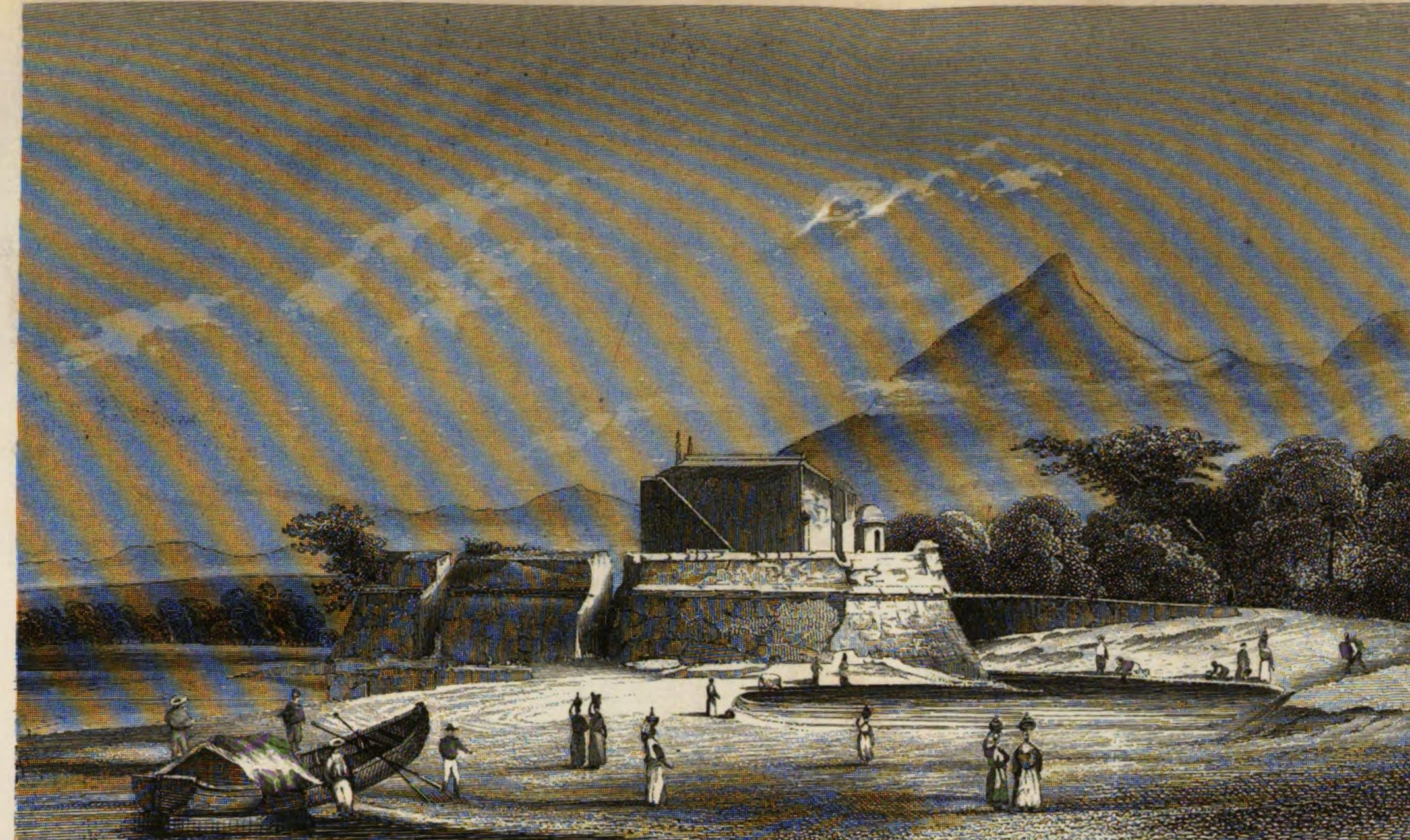
Während wir unsre Toilette machten, waren wir von Myriaden von Bienen umschwärmt, die von den Süssigkeiten im Boote angezogen wurden. Ihr erster Angriff trieb uns sofort aus dem Boote hinaus auf die Felsen drüben; als uns aber Pedro mit der Versicherung beruhigte, dass sie ohne Stachel wären, kehrten wir wieder zurück und brachten unsern Anzug vollends in Ordnung. Es war spät am Nachmittage, als wir bei gutem Winde das Segel wieder aufspannten und dem Landungsplatze von Granada zusteuerten. Bei unserm Nahen wurden wir Hunderte von Leuten am Ufer und im Wasser gewahr, Einige in Gruppen, Andere auf Rossen mit zierlichem Sattelschmuck sich umhertummelnd, — ein Bild voll Leben und Bewegung. Auf den grauen Wällen des alten Castells entdeckten wir Soldaten, deren Musketen im Sonnenlichte glitzerten, und in geringer Entfernung vom Ufer lag ein seltsames Ding von Barke, die einem plumpen Kanalboote glich und, wie wir nachher erfuhren, zu dem Ende gebaut worden war, um die von uns in San Juan gesehene Maschine und deren Kessel aufzunehmen. Auf diesem rohen, linkischen Dinge war ein Trupp Californier von 75 Köpfen unter unendlicher Mühe und nach dreiwöchiger Anstrengung den Fluss herauf und über den See hierher gefahren — die Bahnbrecher auf dieser Transitlinie.

Eine Stunde nachdem wir Cubi verlassen, warfen wir unter den Mauern des alten Castells Anker*). Unsre Flagge zog sofort die Augen auf sich und die Menschen standen dichtgedrängt auf den Wällen des Forts und schauten nach uns herab. Einige riefen unter vielen Gesticulationen Pedro etwas zu; aber der brausende Lärmen der Brandung war so gross, dass wir von ihren Worten nichts zu verstehen vermochten. Die sich uns am stärksten aufdrängende Frage war jetzt: wie werden wir landen? denn es brach sich am Ufer eine Brandung, die der des Oceans glich. Wir erhielten indess hierauf sehr rasch eine praktische Antwort. Das Kabeltau ward hinausgelassen, um uns so nahe ans Ufer zu bringen als es mit Sicherheit geschehen konnte; dann sprangen drei bis vier Bootsleute über Bord bis an Kopf und Schultern ins Wasser und luden uns ein, darauf zu treten! Darauftreten? Womit, wohin und wie? Pedro erlaüterte, wir sollten mit unsern Füssen auf die Schultern treten, uns auf den Kopf des Einen setzen und mit den Händen uns am Haar des zunächst Voranstehenden festhalten. Nach einer Anzahl linkischer Versuche, die grosse Heiterkeit erregten, und mit durchnässten Füssen fanden wir endlich die rechte Positur und wurden am Ufer unter einer Schaar von Knaben und Weibern abgesetzt. Einige der erstern drängten *sich* herzu und riefen: *„California!“* oder *„á Dios“* und verschwanden dann lachend unter ihren Spielgefährten. Da konnte man recht deutlich sehen, welch ein Furore unsre Landsleute (die Californier) auf ihrer Reise gemacht hatten. Vermuthlich war seit hundert Jahren keine gleichgrosse Zahl von Fremden durch das Land gekommen.

Pedro zog seine Kleider aus, hielt sie über den Kopf und kam nun ebenfalls ans Ufer, ganz ausser sich vor Freude, die Stadt noch stehend und ganz unversehrt zu finden. Er kleidete sich mit grosser Eile an, stellte sich mit vieler Würde an unsre Spitze und führte uns nach der Stadt. Herzlich froh, aus dem Gedränge der Gaffer herauszukommen, schritten wir auf einer breiten, gutgebahnten Strasse mit erhöhten Fusswegen zu beiden Seiten auf die Stadt los. Man stieg wie in Terrassen aufwärts, deren Seiten mit Stein belegt und von Mauerwerk eingefasst waren, um sie vor der zerstörenden Wirkung der Regenfluthen zu schützen. Die Strasse war zu beiden Seiten von Palmen, Pisang-**), Orangen- und andern tropischen Baümen und mit Hecken von einer Art Cactus mit glänzenden rothen Blumen eingeschlossen. Wir begegneten Trupps von lachenden Mädchen von aller möglichen Farbenschattirung vom reinen Weiss bis zum Ebenholzschwarz und in phantastischer Kleidung, die mit Wasserkrügen auf den Köpfen nach dem See hingingen. Sie hielten sich kerzengerade und schienen eine unendliche Fülle von sinnlicher Lebenslust zu haben. Die meisten derselben gingen mit einem Seitenblicke an uns vorüber, der halb Neugierde, halb Muthwillen verrieth, während andere keckere sich ganz nach uns herumkehrten und uns lustig zuriefen: *„á Dios, caballeros!“* worauf wir erwiederten: *„á Dios, mi alma!“* (Gott befohlen, mein Herzchen) woran sie augenscheinliches Vergnügen fanden.

*) Auf der hier beigegebenen Ansicht des Castells bildet den Hintergrund der Vulkan Momobacho.

**) Eine Abbildung des Pisangbaumes ist auf Taf. II. Fig. 9 gegeben.



Rob. Kupfer sc.

Altes Castell von Granada.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wir brauchten eine volle Drittelmeile bis zu einer steilen Terrasse, nach deren Ersteigung wir zu den netten Rohrhütten kamen, welche die Vorstadt bilden und in denen der ärmere Theil der Bevölkerung wohnt. Die meisten waren wie in San Juan und San Carlos von Rohr gebaut und mit Palmblättern oder Gras überdeckt, während andere mit Lehm beworfen und weiss angestrichen waren. Jede war von einer Anzahl Fruchtbaüme überschattet, und in den Hausfluren sahen wir Frauen Baumwolle mittelst eines kleinen, mit dem Fuss gedrehten Rades spinnen oder mit dem Mahlen von Korn für die Tortillas beschäftigt. Fast auf jedem Hause sassen ein oder zwei Papageien, die sich gegenseitig oder einen dummen Macao, der tölpisch auf dem Dachgiebel hinwatschelte, anschrieen. Uiberall Hunde, Hühner und Kinder in vollkommener Gleichheit untereinander gemischt.

Jenseits dieser Hütten begann die eigentliche Stadt. Die Gebaüde waren hier von ungebrannten Lehmsteinen *(adobes)*, ruhten auf massivem Grunde und hatten Ziegeldächer. Die Fenster waren sämmtlich mit Balcons versehen und nach Aussen durch verzierte Eisengitter, nach Innen durch angestrichene Läden geschützt. Sie hatten fast ohne Ausnahme nur Ein hohes Stockwerk. Die Haupteingänge waren gewölbte und oft kunstvoll verzierte Portale (*portada*) mit massiven grossen Thüren und diese wieder mit kleinern versehen, die sämmtlich in den Hofraum sich öffneten. Ausser diesen gab es manchmal auch noch andre Eingänge, die unmittelbar in den grossen Saal des Hauses führten. Die Dächer aller Haüser stehen um mehre Fuss über die Mauern vor und dienen dem doppelten Zwecke, von den letztern den Regen abzuhalten und die darunter hingehenden Fussgänger vor Sonne und Wetter zu schützen. Die Seiten- oder Fusswege waren sämmtlich um einen oder zwei Fuss über die Strasse erhöht und mit Steinplatten belegt, aber nur so breit, dass die sich Begegnenden einander ausweichen konnten. Nach der Mitte der Stadt hin sind einige Strassen wie in unsern Städten gepflastert, nur mit dem Unterschiede, dass sie statt einer convexen eine concave Fläche bilden und daher die Gosse sich in der Mitte der Strasse befindet.

Wie wir weiter gingen, begegneten wir wohlgekleideten Leuten beiderlei Geschlechts, die, als sie sahen, dass wir Fremde waren, sich beim Vorübergehen höflich vor uns verneigten. Jetzt begannen Zeichen von Wohlhäbigkeit, um nicht zu sagen von Eleganz, sichtbar zu werden, und durch eine dann und wann offenstehende Thür gewahrten wir Sofa's und Lehnstühle und Betten, auf die ein Sybarit hätte neidisch sein können. Hier und da waren Nischen in den Mauern der Haüser, worin Kreuze mit verwelkten Blumen behangen standen; einige Male waren die Kreuze einfach an der Mauer festgemacht oder an den Strassenecken aufgestellt. Als wir weiter schritten, kamen wir in den Schatten eines grossen und massiven steinernen Gebaüdes mit Söllern, Kuppeln und Thürmen, halb maurischen Charakters, eine wahrhafte architektonische Ungereimtheit und, wie es schien, von sehr hohem Alter. Ich wandte mich an Pedro, der wie ein siegreicher Held an unsrer Spitze einherschritt, mit der Frage, was diess wohl für ein Gebaü sein möchte, und erhielt von ihm die Antwort, es sei das alte, jetzt verlassene Kloster San Francisco. Er zeigte uns die Gitter, durch welche seine frühern Bewohner mit der Welt verkehrt hatten, und wies uns auf das hölzerne Kreuz an der Vorderseite

hin, das aus Cedernholz vom Libanon gemacht sei. Ich weiss nicht, wie lange Pedro noch fortgefahren wäre, hätte ich seine Erzählung nicht mit den Worten, dass ich das Uibrige morgen hören wolle, kurz abgeschnitten. In diesem Augenblicke defilirte ein Trupp Soldaten vor uns über die Strasse weg. Sie gingen barfuss und trugen weisse Beinkleider und Jacken, sowie komische kleine schwarze Mützen mit metallnen Kettchen und einer kleinen rothen Cocarde, die recht keck vorn angesteckt war. An ihrer Spitze ritt ein junger feuriger Officier, der graciös den Hut vor uns lüftete. Es war diess eine Streifwache, die soeben wieder einrückte. Wir folgten ihnen mit den Augen die Strasse hinab und sahen, dass an den Strassenecken Wachen aufgestellt wurden und dass die Strassen in der Nähe des Hauptplatzes mit Lehmsteinen und Bauholz verbarricadirt waren und nur eine einzige schmale Oeffnung in der Mitte hatten, durch welche eine Kanone mit grimmigem Blicke auf uns schaute. Wir bemerkten jetzt, dass auch auf den Zinnen des Klosters und auf den Thürmen der Pfarrkirche, die uns jetzt eben zu Gesicht kam, Posten aufgestellt waren. Man sah es deutlich, Regierung und Militär waren auf ihrer Hut und für jeden Fall gerüstet. Als wir uns dem Mittelpunkte der Stadt näherten, wurden die Gassen belebter und die Haüser waren von noch besserer Bauart; Frauen gingen umher, mit Trögen, Gemüse, Flaschen und hunderterlei andern Waaren auf dem Kopfe und kleinen Kindern auf den Hüften, und Männer in Hüten mit breiter, herabhängender Krämpe, in bis zu den Knieen heraufgeschlagenen Beinkleidern, blossen Füssen oder Sandalen und mit einem grossen Machete in der Hand, trieben beladene recht demüthig aussehende Pferde durch die Strassen vor sich her, oder stachelten mit einer langen Stange mit eiserner Spitze kleine compacte Ochsen an, die mit den Hörnern an lange, schwere, plumpe Karren mit massiven Rädern aus Mahagoniholz angeschirrt waren. Zwischendurch bewegte sich dann und wann raschen Schrittes ein Priester einher in seinem schwarzen Rocke, einem wunderlichen, oben spitz zulaufenden Pelzhute und mit einem buntschillernden Regenschirme in der Hand. Auch sanfte Señoritas (Fraüleins) schritten langsam einher, mit einer Anmuth und Würde in der Bewegung, wie man sie in unsern Städten selten oder niemals sieht; und lustige Bursche sausten in halsbrechendem Galopp auf kleinen wilden Pferden durch die Strassen. Das Alles war für uns ein neues Schauspiel, und wir hatten kaum seine auffallendern Züge in uns aufgenommen, als Pedro vor einem grossen gewölbten Portale stehen blieb und uns sagte, diess wäre die „*Casa* (Haus) *del Señor Don Frederico Derbyshire*“. Er öffnete die kleinere Thür und wir traten in einen breiten Corridor ein, der rings um einen Hofraum lief, welchen eine Anzahl Orangen-, Marañon- und andere Fruchtbaüme, süssduftendes Gebüsch und Blumenrabatten zierten. Auf der einen Seite des Hofes befand sich das mit Ballen und Kisten angefüllte Magazin, und vor ihm hingen ungeheure Wagschalen zum Wägen der Waaren, während die übrigen zwei Seiten vom Gesellschaftssaale (*sala*), dem Speisezimmer und den Wohnstuben eingenommen wurden. In einer Ecke des Corridors standen zwei oder drei bewegliche Schreibepulte, wo Don Frederico's Kinder unter Aufsicht ihres Hauslehrers, eines blassen, jungen Mannes von geistreichem Aussehen, gerade mit ihrer Nachmittagslection beschäftigt waren, und gleich hinter diesen zeigte sich, in einer Hängematte ruhend, die stattliche Gestalt Don Frederico's

selbst. Pedro trat mit dem Hute in der Hand auf ihn zu und meldete uns unter tiefer Verbeugung. Unser Wirth stand sofort auf und ich überreichte ihm meine Briefe, die im Geiste der hochherzigsten und grossartigsten Gastfreundschaft honorirt wurden. Ein Theil von einem geraümigen und bequemen Hause gerad gegenüber, das Frederico's Kinder und deren Gouvernante bewohnten, musste sogleich zu unsrer Wohnung in Stand gesetzt werden, während ein Paar Wagen zum Holen unsers Reisegepäcks ans Ufer geschickt wurden. Unser Empfang war ein so warmer und herzlicher, dass ich mich augenblicklich wie zu Hause fühlte und über die Reinlichkeit und Bequemlichkeit von Allem, was uns umgab, entzückt war. Don Frederico war in Jamaica geboren, wohnte aber bereits seit dreissig Jahren im Lande, wo er sich verheirathet, das Bürgerrecht erlangt und ein grosses Vermögen erworben hatte. Bei der Achtung und dem Vertrauen, das er von allen Parteien genoss, war er ungefährdet durch alle Wirren, die das Land heimgesucht, hindurchgekommen. Um den angedrohten Angriff auf die Stadt schien er sehr wenig besorgt zu sein und hatte die zuversichtliche Hoffnung, dass die Insurgenten zuletzt doch zu Paaren getrieben werden würden. Dessenungeachtet sah er voraus, dass, wenn nicht von der Regierung rasch Verstärkungen anlangten, Unruhen erfolgen und vielleicht ein Sturmangriff versucht werden würde, da Somoza ein ebenso tollkühner als gewissenloser Mensch wäre. Aber selbst in diesem Falle wäre weiter nichts nöthig, als die Thüren zu verbarricadiren, auf dass jedes Haus eine Festung würde. Er hatte mehre Revolutionen in dieser sichern Verrammelung ausgehalten und dabei so ruhig gegessen und geschlafen, wie in gewöhnlichen Zeiten. War die Geschichte vorüber, so öffnete er die Portada wieder und die Dinge gingen ihren Gang wie vorher.

Da wir im Laufe des Tages kaum etwas gegessen hatten, so reichte uns unser Wirth einstweilen, bis dass das Mittagsessen fertig wäre, eine Tasse Chocolade. Während wir mit dieser beschäftigt waren, wurden wir durch das Eintreten eines Officiers überrascht, der ein Handbillet von Seiten des Platzcommandanten brachte, worin uns dieser wegen unsrer glücklichen Ankunft beglückwünschte und sehr bescheiden den Wunsch aussprach, wir möchten, sobald wir uns von unsern Reisestrapazen erholt, eine Zeit bestimmen, wo es ihm vergönnt sein möchte, persönlich uns seine Hochachtung zu bezeigen. Auch stellte er eine Wache zu unsrer Verfügung, die ich natürlich ablehnte. Kaum war dieser Bote entlassen, als auch schon ein andrer von Seiten des Departementspräfecten erschien. Zum Empfange wurde der Nachmittag des nächsten Tages bestimmt und mittlerweile der *portero* (Portier) von uns angewiesen, allen Besuchern zu sagen, dass wir beschäftigt wären.

Den Abend verbrachten wir höchst angenehm bei unserm Wirth. Es war ein wahrer Hochgenuss, dass man wieder einmal seine Beine wie daheim unter einem Tische strecken und spreizen konnte, welcher Genuss nicht wenig erhöht ward durch die aufgetragenen neuen und ausgesuchten Gerichte, über deren Trefflichkeit wir summarische und allgemein günstige Urtheile fällten. Währenddem platschte ein sanfter Regen auf die Ziegeldächer nieder, der die Luft kühlte und reinigte, und wir genossen zum ersten Male das Angenehme, was mit dem Leben in einem gut eingerichteten Hause unter den Tropen verknüpft ist. Als es acht Uhr geschlagen,

hörten wir alle fünf Minuten *„Alerta!“* (fertig!) die Wachen nacheinander ausrufen, zum Zeichen, dass sie alle wach und munter und gehörig auf der Hut seien. Dann und wann liess sich auch das *„Quien vive?“* (wer da?) von Seiten der an der Strassenecke unter uns postirten Wache mit einer Kraft vernehmen, die unsern nicht daran gewöhnten Ohren ängstlich klang. Unser Wirth war schon damit vertraut. Wir lebten ja nun einmal inmitten des Kriegs und seines Lärmens und schmeckten alles Schöne, was er in seinem Gefolge hat. Wir zogen uns bei Zeiten auf unsre Zimmer zurück, die aus einem grossen Saale, worin ein Piano, sowie Tische und Stühle von Mahagoni sich befanden, und aus an ihn anstossenden Schlafkammern bestanden. Hier fanden wir von Ben, der auf alle unsere Bedürfnisse ein Auge hatte, alles zu unsrer Bequemlichkeit Nöthige bereits eingerichtet. Vierzig Nächte in eingeschlossenen, engen Koyen, in Hängematten und auf Kisten und Koffern verbracht, hatten uns fähig gemacht, an den erquickend kühlen und gewissenhaft reinlichen *camas* (Betten), die uns zum Schlummer einluden, Genuss und Behagen zu finden. Ich legte mich ohne Weiteres hinein und war in weniger Zeit als ich zum Schreiben brauche eingeschlafen, um von Somoza, von Stürmen auf dem See und tausend wirren Dingen zu traümen. Und ich erwachte nicht eher als bis Ben uns verkündete, dass das Frühstück fertig sei. Es währte einige Augenblicke, ehe ich vollständig begreifen konnte, wo ich war; wie ich aber einmal völlig wach war, fühlte ich mich durch und durch erfrischt und neu gestärkt und bereit zu Allem, was da kommen mochte — Frühstück oder Revolutionen.

Fünftes Kapitel.

Empfangstag — Allgemeine Achtung und Bewunderung für die Vereinigten Staaten — Ein Abendritt — Der Hauptplatz — Kirchen — Hospital — Jalteva — Das verlassene Stadtviertel — Traurige Folgen des Parteikampfes — Das Arsenal — Natürliche Vertheidigungswerke der Stadt — Der Campo Santo — Ein Exdirector und seine Hacienda — Das Ufer des Sees bei Abend — Das Alte Castell — Das Abendgebet — Ein Abendbesuch bei den Señoritas — Eine Oper unter Orangenbaümen — „*Alerta*" und „*Quien vive?*" — Die Granadinerinnen zu Hause — Eine Episode über Frauen und Tracht — Herr Estivens — „*Los malditos Ingleses*" — Eine Antiquitätensammlerin — „Cigaritos" — Indianische Mädchen — Landleute — Ein amerikanischer „Medico" — Edle Gastfreundschaft gegen Fremde — Die Strassen von „Facciosos" unsicher gemacht — Ein zurückgewiesener Amerikaner — Erwarteter Sturmangriff auf die Stadt und patriotischer Entschluss „unter dem amerikanischen Banner zu sterben" — Eine Bemerkung über Pferde und Sättel — Besuch der Cacaopflanzungen „Las Malacas" — Der Cacaobaum — Phantasien — Beinahe ein Abenteuer — Arge Enttaüschung — Somoza, der Raüberhauptmann — Unsre Rüstkammer — Fieberhafte Aufregung des öffentlichen Geistes — Leben unter den Tropen — Ein erschrockner Amerikaner, welcher „Somoza gesehen" und seine Erzählung von diesem Zusammentreffen — Somoza's Liebe für die Amerikaner — Gute Nachrichten aus Leon — Anrücken des Obergenerals und eine bewaffnete amerikanische Escorte — Stand der öffentlichen Angelegenheiten — Proclamation des Oberdirectors — Regierungsdecrete — Officielle Bekanntmachungen und öffentliche Anreden — Wiefern sie den allgemeinen Geist zeigten — Nicaraguanische Rhetorik — Entschiedene Massnahmen zur Bewältigung der Insurgenten — Allgemeiner Aufruf zu den Waffen — Kriegsgesetz — Art der Bekanntmachung eines „Bando" — Grosse Vorbereitungen zum Empfange des Obergenerals und seiner „Veteranos" — Keine weitere Furcht vor den „Facciosos" — Ein halsbrechender Ritt nach der „Laguna de Salinas" — Ein vulkanischer See — Hinabsteigen nach dem Wasser — Wie kamen Alligators hierher? — Der „Aguardiente" des Landes nicht zu verachten — Rückkehr nach der Stadt — Eine religiöse Procession — Die Hostie — Zunehmende Toleranz des Volks — Rüstungen für den morgenden Tag.

Der Bestimmung gemäss machten uns am Nachmittage die hohe Geistlichkeit der Stadt, der Commandant der Besatzung, sowie eine grosse Anzahl der vornehmsten Einwohner ihre Aufwartung. Sie zeigten alle dieselbe Herzlichkeit wie der niedere Theil des Volkes und einen Grad von Feinheit und Höflichkeit, die Hauptstädten von grössern Ansprüchen Ehre gemacht haben würden. Wir waren wirklich von dem etwas übertrieben höflichen Tone gegen uns und gegen unser Vaterland, der wie ein rother Faden sich durch ihre Unterhaltung zog und der dem spanischen Volke überall in der alten wie in der neuen Welt eigenthümlich zu sein scheint, ein wenig betroffen. Alle stimmten darin zusammen, dass sie den gegenwärtigen wirren Zustand der öffentlichen Angelegenheiten zum grossen Theil als eine Folge fremder Einmischung und Intrigue darstellten und von der Wegnahme San Juans und den englischen Eingriffen auf ihr Gebiet in einem Tone der Entrüstung und des Vorwurfs sprachen, der der unwürdigen und gewaltthätigen Behandlung, die sie erlitten, angemessen war. Sie schienen von der Anbahnung innigerer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten die grössten Hoffnungen zu hegen, die freilich, wie es bei ihrer Unbekanntschaft mit der Natur, den constitutionellen Gewalten und der Politik unsrer Regierung nicht anders sein konnte, etwas vag waren; es lag indess nichts Unnatürliches darin, dass sie, im Innern zerrissen und

von Aussen gewissenlosen Angriffen preisgegeben, auf unsern Staat als einen Vermittler bei den innern Parteiungen und als einen Freund und Beschützer aufschauten. Ich ward von der Gesinnung, die sie an den Tag legten, tief ergriffen und überzeugte mich, dass kein Grund vorliege, warum die Staaten des Isthmus, wenn man sie nur rücksichtsvoll behandelte und sich als Nation zu achten lehrte, nicht einen ehrenvollen Rang unter den Republiken des Continents sollten einnehmen können. Diese Unterredung war für mich von grossem Interesse und liess mich eine höhere Ansicht vom Charakter des Volkes dieses Landes gewinnen, als mir die öffentlichen Stimmen darüber verschafft hatten; und dieser empfangene Eindruck ward durch fernere und genauere Bekanntschaft nur noch mehr bestärkt.

Gegen Abend machten wir in Gesellschaft des Oberst Trinidad Salazar, des Commandanten des Platzes, einen Spazierritt durch die Stadt und deren Umgebungen. Wir fanden mit Ausnahme der Kirchen La Merced (oder Mercedes) und des schon erwähnten Klosters San Francisco nebst seiner Kirche*) nur wenige irgendwie bemerkenswerthe oder grossartige Gebaüde. Die Pfarrkirche am Marktplatz ist sehr alt und zeichnet sich durch den Besitz der Gebeine von mehren der ersten Bischöfe Nicaragua's aus, welches Land bereits im Jahre 1532 zur Diöcese erhoben ward. Das Innere war keineswegs imponirend. Es enthielt einige Gemälde, die aber vor Alter nicht mehr zu erkennen waren, sowie einige unbedeutende Holzschnitte von Heiligen und Scenen aus dem Leben Christi und der Apostel. Auf einer Seite des Marktplatzes steht die Façade der unvollendeten Kirche San Juan de Dios, die die schönste Kirche der Stadt zu werden bestimmt war, aber aus irgendeinem Grunde niemals zu Ende gebaut ward. Die Façade ist sehr kunstvoll gearbeitet und verschwenderisch mit Schmuck überladen. So wie sie jetzt aussieht, steht sie bereits seit mehr als hundert Jahren. Auf dem Raume, den sie eigentlich einnehmen sollte, hat man ein Hospital errichtet, das durch eine kleine Marktsteuer und durch freiwillige Beiträge erhalten wird. Auf zwei andern Seiten des Platzes ziehen sich ein- oder zweistöckige Haüser mit geraümigen Corridors an der Frontseite hin, worunter sich einige der vornehmsten Kaufläden *(tiendas)* der Stadt befinden. Die Waaren in diesen waren ebenso in die Augen fallend ausgelegt wie in manchen kleinern Strassen bei uns zu Hause, während davor die Marktweiber mit Früchten, Cacao, Mais und allen den verschiedenen Esswaaren, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, feilhielten. In der Regel lagen diese in Körben oder auch auf einem weissen Tuche auf dem Boden ausgebreitet, in einer Weise, die sich wahrscheinlich von derjenigen sehr wenig unterschied, die bei den Ureingebornen zur Zeit der Conquista (Eroberung Amerika's) gebraüchlich war. Die vom Markte auslaufenden Strassen waren sämmtlich verbarricardirt und wir fanden in allen Theilen der Stadt Vorposten aufgestellt.

Vom Hauptplatze aus ritten wir durch die engen Gassen zwischen langen Reihen massiv gebauter Haüser nach der Vorstadt Jalteva hin**).

*) Deren Abbildung hier beigegeben ist.

**) Dieser Gemeindebezirk besteht zum grössten Theil aus Indianern. Der jetzige Name „Jalteva“ ist wahrscheinlich das verdorbene indianische „Salteba“, der Name der ursprünglichen Stadt, welche die Stelle Granada's vor Erbauung desselben einnahm.



Kirche des heil. Franciscus in Granada.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachdem wir einen breiten gepflasterten Weg, zu dessen Seiten starke, mit Urnen besetzte Mauern sich hinzogen, hinaufgaloppirt, kamen wir sogleich auf den zweiten Hauptplatz. Hier fanden wir die Gebaüde mehr verstreut und von ärmlicherm Aussehen; es wechselten Rohrhütten und Haüser von ungebrannten Lehmsteinen mit unbebauten Stellen ab. Der Platz war öde, und beim Weiterreiten schien uns das ganze Viertel wie ausgestorben zu sein. Auf unsre Frage erfuhren wir, dass dieser District das starke Hauptquartier der *„Calandracas"* und von Alters her eifersüchtig auf die eigentliche Stadt war. Diese feindselige Gesinnung führte zu dem Zusammenstoss, von welchem wir gehört und worin die missvergnügte Partei eine Niederlage erlitten hatte; wornach sie entweder aus Furcht oder in der Absicht, sich für eine entschiedenere That vorzubereiten, grösstentheils *á monte* d. i. in die Gebirge geflohen war. Die Zurückbleibenden hatten sich mit kaum einer einzigen Ausnahme zur grössern Sicherheit in die Stadt gezogen. Die Todtenstille und Oede, welche in diesem verlassenen Viertel herrschten, waren ein trauriger Commentar zu den Parteizwistigkeiten. Nur einige Hunde und herrenloses Vieh strichen traurig zwischen den Haüsern umher, gleich als ob sie ihre Herren suchten; aber ausser ihnen gab es kein Zeichen von Leben.

Als wir Jalteva passirt, kamen wir auf die breite offne Strasse, die nach Leon führt, und erreichten alsbald ein viereckiges compactes Gebaüde, welches das Arsenal war. Es war von einer hohen Mauer umschlossen, an deren Ecken Thürme mit Schiessscharten zum Musketenfeuer und jeder mit militärischer Wache besetzt, errichtet waren. Durch das geöffnete Thor blickte finster eine Kanone heraus und vor ihm stand eine soeben von einem Streifzuge heimgekehrte Compagnie Lanciers aufgestellt. Ihre Lanzen, jede mit einer kleinen rothen Fahne behangen, blitzten im Sonnenlichte, als sie beim Nahen des Commandanten sich senkten, während die Wachen auf Trommelschlag aufsprangen und präsentirten. Unmittelbar jenseits des Arsenals liegt das natürliche Schirmwerk der Stadt, wie es der Commandant nannte. Es ist diess eine tiefe, enge Schlucht mit vollkommen senkrechten Wänden, die der Regen in die vulkanische oder kalkartige Breccie, auf welcher die Stadt erbaut ist, im Laufe der Zeiten ausgegraben hat. Sie zieht sich auf drei Seiten der Stadt hin und kann nur an einer oder zwei Stellen überschritten werden, wo man seitlich geneigte Flächen auf der einen Seite von oben bis unten und auf der andern von unten bis oben künstlich ausgehauen hat. Diese eigenthümliche Bodengestaltung ist bei Berechnung der Vertheidigungsmittel der Stadt von einiger Bedeutung und übte wahrscheinlich bei Auswahl der Stelle zum Aufbau der Stadt einigen Einfluss aus.

Vom Arsenal wandten wir uns zur Linken und verfolgten einen breiten, gutgebahnten Weg, der, vollständig überwölbt von Baümen, Weinranken und Blumen, in Windungen zum *„Campo Santo"* oder Begräbnissplatze der Stadt führte. Diess ist ein Platz von mehren Morgen Landes an Ausdehnung, der von einer hohen übertünchten Lehmsteinmauer umschlossen ist und in den man durch ein hohes Thor, von einem Kreuze überragt und mit einer Inschrift versehen, die ich vergessen, eintritt. Da es hier wenig zu sehen gab und wir, da das Thor verschlossen war, nicht hinein konnten, so galoppirten wir in der Richtung des Sees nach der *hacienda* (Gut) des Don José Leon Sandoval, auf welchem Ritte wir

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

unterwegs in einem malerischen, von Baümen überschatteten engen Thale, beim *„corral“* oder dem Viehgehöft des Guts vorüberkamen. Ein rascher Ritt durch Gebüsch brachte uns zu dem Hause, das auf einer hohen Terrasse erbaut war, See und Stadt übersah und zwischen Palm-, Maranon-, Orangen- und Jocotebaümen ganz vergraben lag. Da der Besitzer nicht zu Hause, aber irgendwo auf seinem Grundstücke war, so suchten wir ihn auf und fanden ihn auch bald. Er kam soeben auf einem prächtigen Maulthiere von einer Inspection der Arbeiten seiner *„mozos“* oder Tagelöhner zurück. Don José war ein einfach gekleideter und kräftiger Mann, der die grösste Aehnlichkeit mit General Taylor hatte. Als ich auf diesen Umstand hinwies, verbeugte er sich aus Erkenntlichkeit tief und sagte, er wüsste, der General sei ein Landwirth-Soldat und ein Bürger-Präsident, und er wünschte nur, die Aehnlichkeit möchte sich nicht blos auf die Persönlichkeit beziehen, was wenig sagen wollte, sondern auch auf den Charakter ausdehnen, der eine grössere Bedeutung hätte. Don José war einst Director des Staats (Nicaragua) gewesen, hatte aber auf das Amt resignirt, da er es, wie er sagte, vorgezogen, lieber ein guter Landwirth als ein armer Director zu sein. Wir folgten ihm durch verschiedene Theile seines Besitzthums nach seinen Indigoküpen und Färbehaüsern, sowie zu seinen Pisang- und Cacaopflanzungen und Maisfeldern, die alle in der schönsten Ordnung waren und von Einsicht, Unternehmungsgeist, Betriebsamkeit und Sorgfalt zeigten.

Nach einem angenehmen halbstündigen Besuche wünschten wir Don José eine *„buena tarde“* (einen guten Abend) und ritten nach dem Ufer des Sees hinab, als eben die Sonne unterging und den ganzen Strand in Schatten warf, während die feenhaften „Corales“ im Abendlichte schwammen. Das Ufer war zehnmal belebter als bei unsrer Landung am vorigen Tage: Männer zu Pferd, Frauen zu Fuss, Matrosen, Fischer, Müssiggänger, Kinder und ein Haufen Wasserträger — Alles mischte sich bunt durcheinander und gab der ganzen Scene Leben, während ans Land gezogene Boote und zierliche Canoas, Bongos, die vor Anker liegend auf dem Wasser schaukelten, das alte Fort, das finster und drohend von der Höhe niederschaute, und der grüne Saum von Baümen, von Streifen des Sonnenlichts durchströmt, das Gemälde noch mehr hoben und effectreicher machten. Wir ritten über das Glacis des alten Castells und durch sein zerfallnes Thor auf seinen hochgelegenen freien Platz hinauf und blickten von hier aus über den breiten, schönen Spiegel des Sees hinweg nach den fernen Gestaden von Chontales mit seinen von Erdbeben zerrissenen Bergen und wild zerklüfteten Kratern hinüber. Scharf und deutlich stellten sich ihre grausigen Formen in dem schräg auffallenden Lichte dar, welches den nördlichen Abhang des gigantischen Vulkans Momobacho mit Gold übergoss, während dessen östliche Seite in Purpurschatten gehüllt schlief. Wir waren ganz versunken in Betrachtung dieser mannichfaltigen Schönheiten, als die Glocken in der Stadt die Stunde des Gebets verkündeten. Im Augenblicke war jede Stimme verstummt, der Reitersmann hielt sein Ross an, die Taue entglitten den Händen des Matrosen, die Wache auf dem Fort hielt in ihrer Runde inne, selbst die Wasserkrüge blieben halbgefüllt, während Jeder seinen Hut zog und jede Lippe sich zum Gebet bewegte. Selbst die Wellen schienen im Einklang mit den Schwingungen der fernen Glocken sich sanfter am Ufer zu brechen, während das dumpfe

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gemurmel betender Stimmen die Pausen füllte. Es lag in diesem plötzlichen Schweigen der Menge und ihrem scheinbaren gänzlichen Versunkensein im Gebet fast etwas Zauberhaftes, das nicht verfehlen konnte, auf den Fremdling, der zum ersten Mal Zeuge davon war, einen tiefen Eindruck zu machen. Kaum aber hatten die Glocken zu laüten aufgehört und zum Schluss ihr heiteres Spiel ertönen lassen, als die Menge am Strande wieder zu Leben und Lust zurückkehrte, während wir unsern Pferden die Sporen gaben und der Stadt zueilten. Der Commandant und seine Begleiter wollten mich nur erst an meiner Thür verlassen, wo wir von unserm Wirth mit den Worten begrüsst wurden: „Ersparen Sie sich das Fortgehen, meine Herren, das Mahl ist bereit!“

Den Beschluss unsers ersten vollen Tages in Granada machte ein Abendbesuch bei Señorita Teresa. Diese junge Dame war in den Vereinigten Staaten erzogen worden, sprach sehr gut Englisch und hatte es auch in der Musik weit gebracht, — Vorzüge und Fertigkeiten, die wir nie zuvor in ihrem wahren Werthe schätzen gelernt hatten. Es war etwas werth, Stellen aus bekannten Opern unter leibhaftigen und nicht gemalten Orangenbaümen und Palmen und in einer Atmosphäre, die statt der Oel- und Gaslicht-Gerüche mit tropischen süssen Düften erfüllt war, schön ausgeführt zu hören. Die achte Stunde war das Signal, wo Alles sich von den Strassen in die Haüser zurückzog, weil dann die Strenge der militärischen Polizei begann, und die Stadt ward nun mit einem Male still und öde. Diese Grabesstille ward nur dann und wann durch das Bellen eines Hundes, den Klang einer fernen Guitarre, das Saüseln des Abendwindes in den Baümen des Hofs, den gemessenen Schritt der Wachen und deren sich fortsetzenden Ruf *„alerta!“* unterbrochen. Beim Nachhausegehen wurden wir durch das *„Quien vive?“* (wer da?) der Wache erschreckt, das im grimmigsten Tone uns zugeschrieen ward, und da wir wussten, dass diese Bursche kein langes Federlesen machten, so antworteten wir in aller Eile *„La Patria“*, worauf sofort die Frage folgte: *„Que gente?“* (was für Leute?) mit der Antwort: *„Americanos del Norte.“* Diess war genug; es waren diess, wie wir bemerkten, wahre Zauberworte, die jedes Herz und jede Thür in ganz Nicaragua aufschlossen. Sie liessen uns niemals im Stiche, und wir waren stolz darauf, dass kein gleicher Zauber an die *„Ingleses“* (Engländer), die *„Alemanes“* (Deutschen) oder *„Franceses“* (Franzosen) gebannt war.

Am folgenden Tage erwiederten wir gemäss den Sitten des Landes die Besuche des vorigen Tages und bekamen hier von dem haüslichen und gesellschaftlichen Leben der Bürger Granada's mehr zu sehen. Wir fanden die Wohnungen insgesammt wohlhäbig und viele elegant und die Hausherrinnen einfach, aber voll Anmuth und sittlichen Selbstvertrauens. Sie zeigten sich frei und offen in ihrem Gespräch und fragten mich mit der grössten Naivetät, ob ich verheirathet wäre oder zu heirathen beabsichtigte, und ob die Damen im „Norden“ wohl Granada besuchen würden, wenn erst die grossen Dampfer (*vapores grandes*) bei San Juan anlegten und die kleinen Dampfer (*vaporcicos*) den See und Fluss befuhren? Sie hatten von einem Herrn Estivens (Stephens) gehört, der ein Buch über ihr *„pobre pais“* (armes Land) geschrieben, und wollten gar zu gern wissen, was er von ihnen gesagt und ob unser Volk sie wirklich als *„esclavos y brutos sin verguenza“* (Sklaven und schamloses rohes Ge-

sindel) ansähe, wie die *„malditos Ingleses“* (abscheulichen Engländer) sie dargestellt hätten. Auch wünschten sie gar sehr zu erfahren, ob die Schaar Californier, die durch ihr Land gezogen, *„gente comun“* (gemeine Leute) oder *„caballeros“* (Cavaliere) wären; welcher Frage wir indessen diplomatisch auswichen, da mehr darin lag als wir bemerken wollten. Eine Dame hatte vernommen, dass ich ein grosser Freund von Alterthümern wäre, und deshalb noch vor meinem Besuche eine wunderliche, buntscheckige Sammlung von Raritäten zusammengebracht, bestehend aus „antiken Vasen“, Fragmenten von Töpfergeschirr und Steinäxten, bis herab zu einer ausserordentlich seltsamen Hornbrille und einer verdrehten Schweinsklaue! — und diesen ganzen Mischmasch wollte sie mir durchaus in meine Wohnung schicken, was sie denn auch that und wozu sie noch einige seltne Vögel und — eine Schüssel mit *dulces* (Zuckerwerk) fügte. In jedem Hause fanden wir einen Tisch mit Weinen und Confecten besetzt und neben ihnen ein kleines silbernes Becken mit glühenden Kohlen zur Bequemlichkeit der Cigarrenraucher. Ich erregte grosses Staunen, als ich es ablehnte zu rauchen, unter Anführung des Grundes, dass ich es nie gethan; gleichwohl aber bestanden die Damen darauf, dass ich einen *„cigarito“* (Damencigarre) annähme, die keinem Wickelkindchen 'was schaden könnte, und waren so artig, die Cigarre mit ihren eignen schönen Lippen anzurauchen, wornach ein Zurückweisen ein arger Verrath an der Etikette gewesen und meinen Ruf als galanter Mann gänzlich vernichtet haben würde. Erst suchte ich dem Rauchen dadurch auszuweichen, dass ich die Cigarre in die Tasche steckte; als ich aber sah, dass, sowie eine verschwand, eine andere präsentirt ward, war ich endlich gezwungen, die harte Probe auszuhalten. In jedem Gesellschaftssaale fanden wir eine Hängematte an den Wänden aufgeknüpft, die stets, auch wenn Lehnstühle und Sofa's im Zimmer standen, dem Besuche angeboten ward. Sie bildet den Ehrensitz.

Die Frauen vom reinen spanischen Stamme sind von sehr weisser Hautfarbe und haben jene Wohlbeleibtheit, welche das weibliche Geschlecht unter den Tropen charakterisirt. Ihre Kleidung war, mit Ausnahme weniger Fälle, wo man die steife Tracht unsers Landes angenommen hatte, ausserordentlich lose und fliessend und liess Hals und Arme frei. Oft war der ganze Anzug weiss, in der Regel aber der Rock oder die *nagua* von geblümtem Zeuge, in welchem Falle der Kragen oder *guipil* weiss und mit schweren Spitzen garnirt war. Atlassene Pantoffeln, eine rothe oder purpurfarbige, lose um den Leib geschlungene Schärpe, ein Rosenkranz mit einem kleinen goldnen Kreuz daran und ein schmaler goldner Reif oder eine Perlenschnur, die über die Stirn wegging und das Haar festhielt, das oft in üppigen Wellen auf die Schultern herabfloss, vollendeten ein Kostüm, das ebenso neu als graziös und malerisch war. Zu allem diesem füge man noch die höhern Reize eines ovalen Antlitzes, regelmässige Gesichtszüge, grosse glänzend schwarze Augen, einen kleinen Mund, weisse Perlenzähne und feine Hände und Füsse und dazu eine leise aber klare Stimme — und der Leser hat ein Bild einer centralamerikanischen Dame von reinem Stamm. Sehr viele Frauen indess sind ein Gemisch von andern Familien und Stämmen, vom Sarazenen bis zum Indianer und Neger in jeglichem Grade der Kreuzung. Und wie der Geschmack verschieden ist, so können es auch die Meinungen darüber sein,

ob das Braun mit der durchschimmernden pfirsichfarbenen Blume des Blutes in der Hautfarbe des Mädchens, das sein Geschlecht zu den Kaziken einerseits und zu den stolzen Grandes Andalusiens und Sevilla's andrerseits zurückzuführen vermag, und deren in der Regel feinere und schwebendere Gestalt und feurigerer Gesichtsausdruck, — ob, sage ich, diese nicht eine wahrere Schönheit bilden als die hellfarbige und mehr schmachtende Señora, deren weisse und fast durchsichtige Haut ihre reinere Abkunft bezeugt. Auch darf das indianische Mädchen, mit ihrer vollen, geschmeidigen Gestalt, ihrem langen, glänzenden Haar, ihren lebhaften und schalkhaften Augen, die mit dem schweren Wasserkruge auf dem Kopfe aufrecht wie ein Grenadier sich hält und den Vorbeigehenden mit wohltönender, kecker Stimme grüsst — auch dieses indianische Mädchen darf unter den neuen Contrasten, die das schöne Geschlecht in diesem paradiesischen Sonnenlande darbietet, nicht übersehen werden.

Wir besuchten verschiedne französische und italienische in Granada ansässige Familien, fanden aber, dass ihr langes Weilen im Lande sie den Eingebornen, mit denen sie sich weit und breit verschwägert, vollständig assimilirt hatte. Was uns aber höchlich auffiel, war, dass es in den bessten Haüsern gar nichts Ungewöhnliches war, in einem Winkel oder einem Zimmer auf einer Seite des Hofs einen Laden *(tienda)* zu finden, in welchem, sooft es nöthig war, die Frauen des Hauses die Geschäfte führten, ohne dass sie diess für ihrer Würde Abbruch thuend oder die Schicklichkeit verletzend hielten. Ja, diese weibliche Geschäftsführung war sogar Regel, und da sassen sie dann mit ihrem Nähzeug im Schoose auf einem Lehnstuhl hinter dem niedrigen Ladentische; und selbst dann, wenn sie Besuch im Gesellschaftssaale bei sich hatten, hielten sie durch eine offenstehende, nach der *tienda* sehende Thür ein wachsames Auge auf Alles, was im Geschäftslokale vor sich ging. Die grössern Handlungen jedoch haben den ganzen Tross von Commis mit ihrem Anhange wie bei uns zu Hause.

Als wir von unsern Besuchen heimkamen, fanden wir eine Gesellschaft von drei Amerikanern auf uns warten. Einer war Dr. S., der schon seit vielen Jahren im Lande lebte, wo er den ersten Platz als Arzt einnahm und unter allen Klassen des Volks in allgemeiner Gunst stand. Durch ihn wurden wir den beiden Andern vorgestellt, die mit der mehrerwähnten Gesellschaft von Californiern hierher gekommen waren. Der Eine derselben, Herr P., der auf der dem Castell gegenüber vor Anker liegenden vertrackten Barke als Maschinenmeister hatte dienen sollen, war durch Krankheit heruntergekommen, und unfähig mit der besagten Gesellschaft weiter zu reisen, hatte er sie verlassen und war nun auf seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten bis hierher gelangt; aber krank und hilflos harrte er jetzt ängstlich auf meine Ankunft, damit ich ihm die Mittel verschaffen möchte, seine Heimath zu erreichen. Indess ging es ihm hier bei einem Herrn Lacayo, einem bedeutenden eingebornen Kaufmann, recht gut, der ihn edelmüthig und gastfreundlich aufgenommen und ihm, nach dem gangbaren Ausdruck hier zu Lande, „sein Haus zur Verfügung" gestellt hatte. Der Dritte endlich war ein junger Arzt aus New Haven, von dem wir erfuhren, dass die Californier noch in Leon und Chinandega verweilten und dort ungeduldig und missvergnügt auf ein Fahrzeug warteten, das sie mit fortnehmen sollte. Des langen Harrens müde war dieser

Herr zu einem flüchtigen Besuche nach Granada zurückgekommen, wo er nun seit vierzehn Tagen weilte. Da mittlerweile die Wirren im Lande zu einer Krise gekommen waren, so hatte er es am Tage unsrer Ankunft versucht, nach Leon zurückzukehren, war aber unterwegs von bewaffneten Trupps zurückgewiesen worden, die ihm das unerbetene Vergnügen gewährt hatten, in ihre zur Erzwingung ihrer Begehren vorgehaltenen Flintenlaüfe zu blicken. Der Doctor, der in früherer Zeit mit Somoza zusammengetroffen war und ihm viel persönlichen Einfluss und Tapferkeit zutraute, erzählte uns, dass dieser Rebellenhaüptling einstmals in Granada verhaftet worden wäre und seitdem einen besondern Groll gegen diese Stadt hegte. Er hatte geschworen sie niederzubrennen, und der Doctor war der Meinung, dass er sein Wort halten würde. Er glaubte, wir würden wohl einmal in einer Nacht einen Angriff auf die Stadt erleben, hegte aber die Zuversicht, dass Ausländer, sobald sie ihm aus dem Wege gingen, keine Unbill erleiden würden. Im aüssersten Falle aber könnten wir uns unter die amerikanische Flagge zusammenschaaren und gegen die armselig Bewaffneten einen ehrenvollen Kampf bestehen. Und um uns Muth zu machen, entwarf uns der Doctor eine lebhafte Schilderung von einem Trupp Ausländer, nicht mehr als fünf oder sechs an Zahl, die vor einigen Jahren eine dreitägige Belagerung in dieser selben Stadt aus- und die Angreifenden so lange hingehalten hätten, bis Letztere von den Regierungstruppen vertrieben worden wären.

Ich hatte an diesem Nachmittage einen Ritt nach den etwa fünf Meilen von Granada entfernt liegenden Cacaopflanzungen, „Malacas" mit Namen, arrangirt und beharrte bei meinem Vorsatz trotz der vielen in der Stadt umlaufenden Geschichten über die *„facciosos"* (Parteigänger), die das Land unsicher machten. Da meine Reisegefährten meinten, sie könnten sich in der Stadt recht wohl divertiren, so bewaffnete ich Ben und brach in Begleitung eines creolischen hier ansässigen Kaufmanns, der so gütig war mich mit Pferden zu versehen, nach den Malacas auf. Wir hatten schon entdeckt, dass die Pferde Nicaragua's von arabischer Race seien, und obwohl, gleich den arabischen Pferden, von kleiner Statur, waren sie doch von gedrungenem Bau, flink, gutartig, feurig und von ausserordentlicher Ausdauer. Da alles Reisen hier zu Lande auf Pferden oder Maulthieren geschieht, so verwendet man grosse Sorgfalt auf das Zähmen und Abrichten der Sattelthiere, und ihr Preis hängt weniger von ihrer Schönheit als von ihrer Dressur ab. Man richtet sie alle zu einem sehr raschen aber aüsserst ruhigen Gange ab, der zwischen Trott und Pass mitteninne liegt und *paso-trote* heisst. Ein gutgeschultes Pferd fällt sogleich in diese Gangart und behält sie beständig vom Morgen bis zum Abend bei. Ich habe sie zwanzig bis vierzig Meilen in der Hitze geritten, ohne dass sie auch nur ein einziges Mal aus dem Schritte kamen, und ich war weniger davon angegriffen als es in den Vereinigten Staaten bei einem fünfmeiligen Ritte auf den bessten Sattelpferden der Fall sein würde. Bei diesem Schritte legt das Pferd auf den ebnen Strassen Nicaragua's sechs bis acht Meilen in der Stunde zurück. Haüfig werden demselben Thiere mehre Gangarten gelehrt, worein man sie durch einen besondern Druck auf das Gebiss bringen kann, welches letztere von dem in den Vereinigten Staaten gebraüchlichen ganz verschieden ist und dem Reiter die vollkommenste Beherrschung des Thieres erlaubt. Ausser dem *paso-trote*, den man den

gewöhnlichen Schritt nennen kann, lehrt man die Pferde auch einen bequemen Passgang, den *paso llano*, der sehr rasch und doch so sanft ist, dass, wie ein neuerer Reisender aus Peru bemerkt, der Reiter eine Tasse mit Wasser in der Hand halten kann, ohne dass er bei einer Geschwindigkeit von sechs Meilen auf die Stunde einen Tropfen verschüttet. Manche Pferde lehrt man auch noch andre Gangarten, von denen jede ihre Liebhaber und Fürsprecher hat; darunter z. B. den *paso portante*, bei welchem das Thier Vorder- und Hinterfuss jeder Seite gleichzeitig hebt, wodurch eine dem Reiter in der Regel nicht angenehme rasche Schaukelbewegung entsteht.

Die Sättel sind Abarten des mejicanischen Sattels, sind hoch zugespitzt und werden mit prächtig gefärbten Schaffellen, hier *„pellones“* genannt, bedeckt. Zur vollständigen Ausrüstung gehören auch ein Paar Holftern und Pistolen, und ein nicaraguanischer Caballero ist nie so ganz in seinem Elemente als wenn er auf einem feurigen, am Gebiss kaüenden Rosse mit phantastisch bunter Decke, klapperndem Gebiss und ungeheuren Sporen aufsitzt und, den mit Wachstaffet überzognen *„sombrero“* (Hut) keck auf die Seite gerückt, vom nahen Balcon aus von einer oder einigen Señoras gesehen wird und vor ihnen im Vorbeireiten den Hut lüftet. Der gewöhnliche Sattel, *albarda* genannt, ist ein ganz erbärmliches Ding und lässt kaum eine Beschreibung zu, die ihn dem damit unbekannten Leser deutlich zu machen vermöchte. Manche haben eine Vorliebe für ihn, aber meine damit gemachte Erfahrung würde mich nie veranlassen, ihn Jemandem zu empfehlen, ausgenommen meinem ärgsten Feinde.

Der Weg nach den Malacas führte ununterbrochen durch Wald, in den wir hineinritten, sobald wir die Stadt im Rücken hatten. Der Weg war eben und vollständig von Baümen überwölbt, deren dichtes Laub die Sonne gänzlich abhielt, und von einer grünen Mauer von Cactus und Straüchern eingeschlossen, deren Blüthenduft für die Dornen, die in die Füsse stachen und beim Versuche die Blumen zu pflücken die Hände zerkratzten, beinahe entschädigten. Hier und da, wo sich die Baüme öffneten, bekamen wir auf Augenblicke den See zu sehen und trafen von Zeit zu Zeit auf schmale, vielbetretene Pfade, die nach den *„hatos“* und *„haciendas“* (Pflanzungen und Landgütern) führten, die abseits von den Hauptstrassen über das Land zerstreut liegen. Wir begegneten Männern und Knaben, die mit Korn, *sacate* (Maisstengeln), Früchten, Holz und allen den verschiednen in der Stadt verbraucht werdenden Artikeln beladene Maulthiere vor sich hertrieben oder sie ritten, gelegentlich auch einer Frau, die mit einem Korbe voll Hühner, Würste, Kaffee oder Cacao nach der Stadt ging, um sie am nächsten Morgen auf dem Markte auszubieten. Die gesammte Waare ist manchmal kaum einen *medio* (Sixpence) werth, aber man muss bedenken, dass diess in einem Lande, wo ein *real* ($12\frac{1}{2}$ Cents) den täglichen Lohn des Arbeiters ausmacht, keine unbedeutende Summe ist. Alle diese Leute verbeugten sich vor uns, als wir vorüberritten, mit der Grazie von Hofleuten; denn sie alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom kleinen Indianerknaben, der mit gefalteten Händen sein *„bueno dia, señor“* (guten Tag, mein Herr) sagt, bis zur Dame, die als Zeichen der Erwiederung des Grusses den Fächer zu den Lippen herabbewegt, haben einen offenbar instinctmässigen Sinn für Höflichkeit und Feinheit.

Nachdem wir einige Meilen geritten, kamen wir in freies Feld

und bei mehren Pflanzungen vorüber, die von Gräben und vollblühenden Cactushecken umgeben waren. Die vierte Pflanzung war diejenige, der unser specieller Besuch galt. Ein Mann machte uns das Thor auf; wir ritten hinein und stiegen unter dem Corridor des Hauses ab, das ein grosses, viereckiges, von ungebrannten Lehmsteinen erbautes und mit Ziegeln gedecktes Gebaüde war. Der Bezitzer war nicht zu Hause und die Familie hatte sich bei dem unsichern Zustande des Landes in die Stadt begeben. Wir wurden indess mit der grössten Artigkeit von dem Mayordomo (Verwalter) aufgenommen, der durchaus dabei blieb, dass wir erhitzt und durstig wären und *„algo fresco“* (einer Erfrischung) bedürften, und deshalb sofort einen Knaben nach frischen Cocosnüssen schickte, deren Milch bei nicht allzu grosser Reife der Nuss durchsichtig wie Wasser und ein kühlendes und köstliches Getränk ist, zumal wenn man ihr ein wenig Branntwein beimischt, womit man ihr die „Spitze“ benimmt und Fieber verhütet. Der Mayordomo klagte bitterlich über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten; es wäre jetzt die Zeit zum Ernten des Cacao's, aber keine Arbeiter zu bekommen; einige von Denen, die in der Pflanzung beschäftigt gewesen, hätten sich am Aufstande betheiligt, Andre wären zum Dienste in der Armee gepresst worden, und wieder Andre, um demselben Schicksal zu entgehen, in die Einsamkeit der Wälder geflohen. Er hätte blos noch ein halbes Dutzend Knaben und einige Weiber zu seinem Beistand und diese wären von keinem Belang. Er zeigte uns einen grossen viereckigen Platz, wo der Boden festgetreten und rein gefegt war und wo die Nüsse, nachdem sie von den Hülsen befreit, auf Fellen zum Trocknen ausgebreitet werden. Sie verlangen ein haüfiges Umwenden, um das Schimmligwerden zu verhüten, und sind, nachdem sie völlig ausgetrocknet, sorgfältig und Stück für Stück zu sortiren und in Haüte zu verpacken.

Nach einiger genossenen Ruhe stiegen wir wieder auf und gelangten auf einem mit Kies überschütteten Wege, der von prachtvollen, mit goldprangenden Früchten überladenen Mangobaümen eingefasst und überwölbt war, und dann durch eine von Marañons eingeschlossene Orangenbaumallee zur Cacaopflanzung. Es ist schwer, diese Plantagen zu beschreiben; sie gleichen mehr schönen Parks mit grossen Baümen, breiten, nach allen Richtungen verlaufenden und gewissenhaft reinlich gehaltenen Alleen als irgendetwas Sonstigem in den Vereinigten Staaten, womit sie verglichen werden könnten. Der die Cacaofrucht erzeugende Baum ist den Botanikern unter dem allgemeinen, dem Griechischen entnommenen Namen *Theobroma,* welches „Götterspeise“ bedeutet, bekannt. Er wird selten über zwanzig Fuss hoch; seine Blätter sind gross, länglich und zugespitzt und gleichen einigermassen den Blättern des Kirschbaumes, sind aber unendlich grösser; die Blüthen sind klein, von blassrother Farbe und von ovalen, spitzzulaufenden Hülsen umgeben, mit Narben gleich der Bisammelone, wiewohl viel kleiner; die Nüsse sind sehr zahlreich, da manche Schaale an fünfzig Stück enthält. Der Ernten sind zwei im Jahre. Die Baüme werden etwa vierzehn Fuss voneinander und in guten Boden gepflanzt. Ganz besonders nöthig ist es, den Baum vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, gleichzeitig muss ihm aber auch die genügende Wärme zum Wachsthum geboten werden, was dadurch erreicht wird, dass man ihn mit dem Pisang und der Erythrina (Korallenbaum oder, wie sie auch bisweilen heisst, *„madre de cacao“* d. i. Mutter des Cacao) beschattet. Während der

Cacaobaum an Umfang zunimmt, wird, wenn die Erythrina eine hinreichende Höhe erreicht hat, um ihn vor der Sonne zu schützen, der Pisang gefällt. Mit dem siebenten Jahre beginnt er zu tragen und etwa mit dem fünfzehnten gelangt er zur Vollkommenheit. Der Korallenbaum wächst zur Höhe von ungefähr sechszig Fuss und verliert seine ganzen Blätter (in Nicaragua) gegen das Ende des März und den Anfang des April, worauf er sich mit lichtrothen und säbelförmigen Blüthen bedeckt. In dieser Zeit bietet eine ausgedehnte Fläche von Cacaopflanzungen von einer Höhe aus gesehen einen prachtvollen Anblick dar. Die Wipfel der weithin sich erstreckenden Korallenbaumwälder sehen dann aus, als wären sie mit Flammen bekleidet. Die Cacaofrucht gehört Amerika eigenthümlich an und ward schon frühzeitig bei den spanischen Amerikanern ein allgemeiner Verbrauchsartikel, wie sie es seit undenklichen Zeiten bei den Indianern gewesen war. Nach der Entdeckung Amerika's ward sie von den Spaniern auf den canarischen Inseln und den Philippinen eingeführt. Sie hiess bei den alten Mejicanern *tlalcacahuatl* und ward von ihnen, wie von den Eingebornen Centralamerika's, Neugranada's und Peru's, als Geld oder Tauschmittel gebraucht, als welches sie auf den Märkten der Städte Granada und Leon noch heut zu Tage dient. Hundertundfünfzig Nüsse galten ehedem einem Dollar gleich, was, glaube ich, ihr jetziger Werth ist. Der Cacao Nicaragua's wird als keinem nachstehend angesehen, ausgenommen dem von Soconusco, der während der spanischen Herrschaft ein Monopol der Krone war. Er wird fast vollständig im Lande verbraucht, wo er über den doppelten Preis des Cacao von Guayaquil gebietet, welcher letztere in der Regel nach den Vereinigten Staaten gelangt. Der Geschmack für Chocolade nimmt mit ihrem Gebrauche zu und kaum weilt Jemand einige Zeit unter den Tropen, so wird sie ihm mehr ein Artikel des Bedürfnisses als des Luxus. „Wer eine Tasse davon getrunken hat," sagt Cortez in einem seiner Briefe, „kann einen ganzen Tag ohne andre Nahrung reisen, besonders in sehr heissen Klimaten; denn die Chocolade ist ihrer Natur nach kühlend und erfrischend." Und der wunderliche alte Reisende in Centralamerika, Gage, widmet ihrem Lobe, der Art und Weise ihres Gebrauchs und ihren Wirkungen auf den menschlichen Organismus ein ganzes Kapitel. Er behauptet, *Chocolade* sei ein indianischer Name, zusammengesetzt aus *atl*, welches in der mejicanischen Sprache Wasser bedeute, und *choco-choco-choco*, dem Tone, welchen das Wasser von sich giebt, wenn es in einer Trinkschale gequirlt wird. Er schreibt ihr einen sehr heilsamen Einfluss zu und legt folgendes persönliche Zeugniss ab: „Was mich anbelangt, so muss ich sagen, dass ich zwölf Jahre hindurch beständig Gebrauch von ihr gemacht habe, indem ich eine Tasse des Morgens trank, eine andre noch vor Mittag zwischen 9 und 10 Uhr, eine andre ein oder zwei Stunden nach Mittag und eine andre zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, und wenn ich spät aufbleiben und arbeiten wollte, pflegte ich noch eine Tasse um 7 oder 8 Uhr Abends zu nehmen, die mich bis um Mitternacht wach erhielt. Und wenn ich einmal zufällig eine dieser gewohnten Stunden vernachlässigte, fühlte ich augenblicklich Magenschwäche. Und bei dieser Gewohnheit lebte ich zwölf Jahre in diesem Lande und befand mich dabei gesund und ohne alle Obstructionen und ohne zu wissen, was Fieber sei." Er warnt indessen vor dem Gebrauche des Cacao vor seiner Zubereitung, darum weil die blosse Nuss,

wenn man ihn isst, wie es die Creolinnen und Indianerinnen oft thun „auf eine merkwürdige Weise anhält und verstopft und den Leuten ein bleiches, erdfarbenes Aussehen giebt, gleich jenen Menschen, welche irdene Waare und Stücke Lehmwand essen.“

Wie schon erwähnt, ist der Cacaobaum so zärtlich und so empfindlich gegen aüssere Einflüsse, dass er in der ersten Zeit seines Wachsthums grosse Sorgfalt verlangt. Er beginnt im siebenten oder achten Jahre zu tragen und bleibt dreissig bis fünfzig Jahre fruchttragend. Daher erheischt die Anlegung einer Pflanzung Kapital und Zeit; ist sie aber einmal hergerichtet, so wird sie durch die jährliche Vermehrung ohne Mühe erweitert. Man rechnet, dass ein einziger Mann genügt, um tausend Baüme zu besorgen und ihre Frucht zu ernten. Daher kommt es, dass Cacaopflanzungen einen höhern Werth haben als Zucker-, Indigo-, Baumwollen- oder Cochenillepflanzungen. Eine gute Plantage giebt bei gehöriger Aufmerksamkeit einen durchschnittlichen Jahresertrag von zwanzig Unzen Cacao auf jeden Baum, was auf tausend Baüme zwölfhundert Pfund ausmacht. Den Centner zu dem gewöhnlichen Marktpreise von 25 Dollars gerechnet, gäbe diess auf jedes Tausend Baüme und jeden Arbeiter dreihundert Dollars jährlich. Aus einer Menge von Ursachen — worunter einige der wichtigsten aus dem bereits Gesagten zur Genüge erhellen — wird dieser Ertrag in Nicaragua selten erreicht; er kann es aber, wenn nur erst die Ordnung völlig wiederhergestellt ist und die Arbeit und der Arbeitslohn gehörig geordnet sind. Es giebt kein Mittel, über diesen Productionszweig in Nicaragua auch nur eine annäherungsweise Schätzung zu erlangen, weshalb ich auch keinen Versuch machen will, statistische Angaben darüber mitzutheilen, sondern in meiner Erzählung fortfahre.

Ich war entzückt über die Plantage, und nachdem wir eine ganze Stunde umhergeritten und unter den vielen Kreuz- und Querwegen und Alleen ganz irre geworden waren, begannen wir uns aus dem Labyrinthe wieder herauszuwinden. Diess war nichts Leichtes und es währte lange, ehe wir nach vielem Hin- und Herreiten auf den rechten Weg geriethen. Diess wird nicht auffallend erscheinen, wenn ich sage, dass die Pflanzung 95,000 Baüme enthielt, von denen jeder zu einem Dollar geschätzt wird.

Wie wir einmal auf dem Hauptwege uns befanden, ritten wir in langsamem Schritte wieder der Stadt zu, mit jenem Gefühle der Befriedigung, das man stets erfährt, wenn man etwas gesehen hat, was unsre Vorstellung noch übertrifft. Ich überliess mich jetzt dem angenehmen Gedanken, dass mir noch einmal das Glück zu Theil werden möchte, eine Cacaopflanzung zu besitzen, die für einen Gelehrten oder einen Mann, der ein ruhiges und gemächliches Leben liebt, gerade recht passend wäre. Sie würde keine kostspieligen Maschinen, keine lange Uibung in der Behandlung erheischen; ein Knabe könnte alle die einfachen Verrichtungen besorgen und man könnte die ganze Plantage auf ein oder zwei Jahre verlassen, ohne dass sie, wie die Zucker-, Reis- und Baumwollenplantagen, in Verfall geriethe. Die Sommer im Norden, die Winter hier unter Cacao- und Orangenbaümen verbracht und dazu eine Dampffahrt von nur wenigen Tagen dazwischen — Das war natürlich so leicht zu thun als zu denken!

Während ich solchen Traümereien nachhing, hatte mich mein Pferd, ein sehr schneller Renner, eine Strecke vor meinen Reisegefährten vor-

ausgetragen, als ich, um eine scharfe Ecke biegend, plötzlich auf einen Trupp bewaffneter Männer stiess, die ganz gemächlich unter einem grossen Cebiabaume lagen. Ich zog sogleich den Zügel und sie sprangen ebenso jach auf die Beine und stellten sich in Linie auf. Mein Reisegefährte, der in diesem Augenblicke an mich herankam, sauste bei mir vorbei, in augenscheinlicher Angst vor dem verdächtigen Trupp, und ich folgte ihm dicht auf dem Fusse nach. Einer, der das Commando zu haben schien, trat vor, als wir uns nahten, und schrie uns zu: „*Quien vive?*“ — „*Amigos*“ (Freunde) antwortete mein Kamerad, der aus Vorsicht die Parole der Regierung mied, bis er wüsste, ob der Trupp eine herumstreifende Bande von „*facciosos*“ oder reguläre Truppen des Staats wären. Mittlerweile kamen wir näher, gleich als ob wir gar kein Misstrauen hätten, bis der Commandirende uns ein „Halt!“ zurief, uns einige Augenblicke mit scharfem Auge musterte und dann mit befriedigter Miene uns weiterziehen hiess. Bei meinem Vorüberreiten lüftete er den Hut und rief: „*á Dios, Señor Ministro!*“

Es war eine verkleidete Streifwache aus der Stadt, welche eine Insurgentenbande, die in dieser Gegend einige Excesse begangen haben sollte, aufsuchte. Die Aussicht auf ein Abenteuer hatte mich ganz aufgeregt, ja ich hegte sogar die unbestimmte Hoffnung, der Commandirende möchte Somoza selbst sein, daher denn das Ende vom Liede meinen Wünschen keineswegs entsprach. Ein Zusammentreffen mit dem Raüberhaüptling, dessen Name Schrecken durch das ganze Land verbreitete, und dazu mit einem so schönen Kerle — wie prächtig würde diess in diesen „Reiseerlebnissen“ paradirt haben! Ich war diessmal offenbar kein Glückskind, tröstete mich aber mit der Möglichkeit eines nächtlichen Angriffs auf die Stadt, in dessen Voraussicht Ben tagtäglich unsre Rüstung untersuchte und sogar schon für die geeigneten Holzblöcke zur augenblicklichen Barricadirung unsers Hauses sorgte. Ich versuchte es, mich in einen Zustand der Aufregung, der Anspannung, der Angst hineinzuarbeiten, aber Alles war vergebens: wir assen und tranken ins Gelag hinein, schliefen fest wie die Todten und erklärten alle Insurrectionen für Humbugs und Alfanzereien.

Alle Welt harrte ängstlich auf die Ankunft des Obercommandanten der Regierungstruppen, General Muñoz, mit Verstärkungen und eine ganze Woche lang unterhielt man uns mit Gerüchten, dass er soeben mit tausend Mann von Leon aufgebrochen, — dass er nur noch zwei Tagemärsche entfernt sei, — dann wieder, dass er noch gar nicht aufgebrochen und dass in andern Departements Unruhen ausgebrochen seien, — kurz, die ganze Stadt war in fieberhafter Aufregung und wimmelte von Gerüchten, so dass wir nach einigen Tagen gar nicht mehr darauf horchten oder nur so thaten, um darüber zu lachen. Wir trafen fast mit Señorita Teresa in dem Wunsche zusammen, dass entweder Somoza oder General Muñoz kommen möchte, — es war ihr ziemlich gleich, welcher von Beiden; fand doch in dem einen wie in dem andern Falle dieser dauernde Zustand der Unruhe sein Ende. Im Ganzen wollte sie aber doch lieber, dass General Muñoz einrückte, weil er der feinste Mann im Lande war und ausserdem sein Musikcorps mitbrachte; dann gab's ja Abendmusik auf dem Markte in Hülle und Fülle und „*tertulias*“ (Abendgesellschaften) und Bälle hintendrein!

Unter Baden im See am frühen Morgen, köstlichen Siesta's in den Hängematten um Mittag, Abendspazierritten am Strande, Gastmählern, Besuchen und einer Generaldurchsicht unsrer Bücher, Papiere und Reisesachen gingen die acht Tage unsers Aufenthalts recht rasch und angenehm dahin. Während dieser Zeit hatte ich unsern kranken Landsmann mit den nöthigen Geldern versehen und er war nun von Los Cocos am obern Ende des Sees in einem nach San Juan bestimmten Bongo nach diesem Hafen aufgebrochen, um daselbst ein Schiff nach den Vereinigten Staaten abzuwarten. Er trat eines Nachmittags bei uns ein, um Abschied zu nehmen, und wie ich ihm da ins bleiche Antlitz blickte, das bei dem freudigen Gedanken, Heimath und Freunde wiedersehen zu sollen, eine momentane Röthe überflog, und wie ich seine gedrückte, matte Stimme hörte, konnte ich nicht umhin zu denken, dass der arme Mensch wohl nimmer sein Vaterland erreichen möchte, und ich ahnte kaum, dass ich ihn jemals wiederfinden oder wieder von ihm hören sollte. Man denke sich daher unser Staunen, als er fünf oder sechs Tage darnach auf einer erbärmlichen Kracke und in einem ganz jämmerlichen Zustande wieder in den Hof eintrabte. Er machte ein bedeutungsvolles Gesicht und seine ganze Erscheinung sah darnach aus, als ob er eine wichtige Nachricht brächte. Ohne auf unsre Fragen zu warten, brach er sogleich in die Worte aus: „Ich hab' ihn gesehen, habe Somoza gesehen!“ Er war jetzt wieder bei voller Stimme. Wir erhielten sofort die ganze Geschichte aufgetafelt, die er mit einer Naivetät und einem Feuer erzählte, die schon an sich und ganz abgesehen von den Begegnissen zu heftigem Lachkrampf reizten. Er hatte sich auf einem kleinen Bongo eingeschifft und seine Mitreisenden waren ein farbiger Herr, dessen Frau und zwei Kinder, die aber in seiner Erzählung als „ein alter Mohrenkerl, ein dickes Weibsbild und zwei nackte schwarze Bälge“ figurirten. Mit dieser angenehmen Gesellschaft hatte er das Vergnügen, die enge *chopa* zu theilen; aber schon nach dem Versuche einer einzigen Nacht war er mit seinen Mitpassagieren dahin übereingekommen, dass er sie (die *chopa*) in den Nachmittagen allein einnehmen, jene aber sie die übrige Zeit im ausschliesslichen Besitze haben sollten. In der zweiten Nacht stellte er daher Sternbetrachtungen an und streckte seine Füsse nach dem Bug hinauf. Und er hatte am folgenden Tage eben erst begonnen, sein Nachmittagsschläfchen zu halten und von seiner Heimath zu traümen, als er durch eine gewaltige Bewegung im Bongo und durch laute Worte erweckt ward. Er sah die Segel alle eingezogen und ein Boot voll bewaffneter Männer mit einer Drehbasse im Bug am Bord des Bongo liegen, sowie eine Anzahl ähnlich bemannter Boote dicht daneben. Sein farbiger Reisegefährte hatte die Sprache verloren und sah ganz aschgrau aus, während dessen Frau Eheliebste, in jedem Arme ein Kind, platt auf dem Boden des Boots lag und schluchzte. In gleicher Verfassung zeigte sich die Mannschaft, der vor lauter Angst die Zähne zusammenschlugen. Neben dem Mast stand ein langer, schlanker, graciöser Mann mit einer Schwungfeder auf dem Hute, einem rothen spanischen Mantel über der einen Schulter, einem Paar Pistolen im Gürtel und einem gezogenen Schwert in der Hand, dessen Spitze auf der Ruderbank neben ihm ruhte, und stellte Fragen an den zitternden Patron des Bongo mit einer finstern Stirn, mit Adleraugen und in einem Tone, der, wie unser Freund sich ausdrückte, die Wahrheit aus einem Steine herausgezogen

haben würde. Er begriff auf der Stelle, dass diess Somoza wäre, und hatte im ersten Moment den Gedanken, nach ihm zu schiessen, bedachte sich aber eines Bessern und beschloss, die Wendung der Dinge abzuwarten, und so legte er sich wieder nieder. Das Verhör dauerte, wie es ihm vorkam, gar lange an, während er that, als schliefe er, wobei er aber auf Alles ein scharfes Auge hatte. Als Somoza damit zu Ende war und seinen Leuten einen Befehl gegeben hatte, schritt er auf die *chopa* los. Unser armer Freund dachte jetzt, es wäre aus mit ihm; allein der Insurgentenführer beugte sich nieder zu ihm, ergriff seinen Arm und rief ihm lächelnd und in gebrochnem Englisch zu: „Wie geht's, mein amerikanischer Freund?" Hoch getröstet stand unser Freund jetzt auf, worauf Somoza sein Schwert fallen liess, die Arme um ihn warf und ihn *á la espańola,* das heisst auf eine Weise umfasste, dass ihm selbst noch jetzt beim blossen Denken daran, sein Rücken schmerzte. Diess ward zu mehren Malen wiederholt, bis der Schmerz alle Furcht überwand und er in wahrer Seelenangst ausrief: *„No mas, seńor, no mas!"* (nicht weiter, mein Herr, nicht weiter!) Aber diese Marter endete nur, um einer andern Platz zu machen; denn er nahm jetzt die beiden Hände unsers Freundes mit einem wahren Schraubenstocksdrucke in die seinigen und schüttelte sie so lange und gewaltig, dass seine Arme auf dem Punkte standen, aus den Schultern herauszufallen, wobei er eine nachdrückliche Standrede an ihn hielt, die ihm vollkommen unverständlich war und während welcher er nur die gebrochnen Worte ausstiess: *„Sí, seńor! sí, sí, seńor!"* (Ja, mein Herr, ja, ja, mein Herr!) Wie diess vorbei war, zog Somoza einen glänzenden Ring von seinem Finger und wollte ihn durchaus an unsers Freundes Hand stecken, der aber, weil er ihn in dem doppelten Lichte gestohlenen fremden Eigenthums und einer Bestechung betrachtete, hartnäckig sich weigerte ihn anzunehmen. Er schloss aus Allem, dass Somoza im Begriff wäre, einen Angriff auf San Carlos zu unternehmen und auf diese Weise in den Besitz der dort aufgehaüften Waffen und Munition, deren er gar sehr benöthigt war, zu gelangen. Somoza schied von ihm mit vieler Freundlichkeit und zog sich, nachdem er dem Patrone in drohendem Tone einige Befehle gegeben, in sein Boot zurück, worauf der Patron und die Mannschaft wieder nach ihren Rudern griffen und gleich Tollen rückwärts nach Granada ruderten. Als sie Somoza zum letzten Mal ersehen konnten, stand er im Sterne seines Bootes, leicht erkenntlich unter seiner halbnackten Mannschaft an seinem rothen Mantel und seiner wogenden Feder, die er nach der Weise der bepanzerten Conquistadoren trug.

Somoza affectirte, wie wir später erfuhren, grosse Zuneigung zu den Amerikanern und hatte im frühesten Stadium seiner rebellischen Unternehmungen einen Courier an unsern Consul mit einem Briefe gesandt, der voll Versicherungen guter Gesinnung war und seinen Entschluss aussprach, nach „Ordnung der Regierung" nach San Juan vorzurücken und die englischen *„ladrones"* (Raüber) aus dem Lande zu treiben. Dessenungeachtet ward er angeklagt, im englischen Interesse zu stehen und direct oder indirect auf britischen Antrieb zu handeln.

Den Ausgang von Somoza's Besuche in San Carlos, dessen Wegnahme und die Gefangennehmung unsers wohlbeleibten Freundes, des Comman-

danten, habe ich in einem frühern Kapitel schon vorauserzählt*). Die Wegnahme geschah ohne einen Flintenschuss und war von keinen Excessen irgendwelcher Art begleitet.

Mit den auf diese Weise erhaltenen Nachrichten über die Richtung, in welcher sich Somoza umhertrieb, und über den Ort, nach dem er aufbrechen wollte, ward der längst erwartete Angriff auf Granada in weite Ferne hinausgeschoben, und ich beschloss darum, sofort nach Leon abzureisen, zumal da der Verdacht in mir aufstieg, man habe die Reisehindernisse absichtlich grösser dargestellt, um uns in Granada als Unterpfänder seiner Sicherheit zurückzuhalten. Indess kehrte an jenem Nachmittage ein Courier, den ich nach Leon abgefertigt, mit der bestimmten Nachricht zurück, General Muñoz sei unterwegs und stehe in diesem Augenblicke in der grossen Indianerstadt Masaya, eine halbe Tagereise entfernt, wo er eine Anzahl in den Aufstand verwickelter Personen arretirt habe und eben beschäftigt sei, ihnen kraft der ihm von der Regierung gegebenen ausserordentlichen Gewalten den summarischen Prozess nach Kriegsrecht zu machen. Gleichzeitig brachte er von Herrn Consul Livingston die Meldung mit, dass ein Detachement Freiwilliger aus der Zahl der in Leon weilenden Californier von der Regierung mit Pferden versehen worden wären und in einem oder zwei Tagen nach Granada aufbrechen würden, um die Legation nach der Hauptstadt zu escortiren. Nicht minder brachte er eine Anzahl von Regierungsdecreten und Proclamationen mit, welche zeigten, dass die Staatsbehörden die energischsten in ihrer Macht stehenden Mittel ergriffen, um die Insurgenten zu Paaren zu treiben und den Frieden des Landes wiederherzustellen. Vielleicht kann ihr Verfahren nicht besser dargelegt werden als durch Mittheilung der nachfolgenden Proclamationen, Decrete und Bekanntmachungen nach den officiellen Bulletins, die auch dazu dienen werden, eine Einsicht in die Natur der den Staat heimsuchenden Wirren zu gewähren und den Styl und Charakter der Aufrufe ans Volk von Seiten der Staatsbehörden ins Licht zu setzen. Die letztern waren nothwendiger Weise geeignet, der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen, und müssen uns darum eine Idee von deren Richtung, von den Grundsätzen, die sie als die bedeutsamsten erhalten, und von den Gefahren, die sie als die wesentlichsten beseitigt wissen wollte. Ich habe schon gesagt, dass die bestehenden Unordnungen ihren ersten Ursprung in der Gehässigkeit der Parteien, die den Staat zerrissen, hatten, dass aber die nächste Veranlassung zur Empörung der Verbrecher Somoza war, der eine bedeutende Anzahl lüderlicher Menschen um sich gesammelt und allen Gesetzen Hohn geboten hatte. Es ist bei der Leidenschaftlichkeit und Stärke des Parteigeistes nicht unmöglich, dass im Anfange und solange nicht offene Gewaltthaten verübt wurden, die Opposition gegen die Regierung Somoza's Umtriebe mit Nachsicht, wenn nicht gar mit entschiedener Gunst betrachtet hat. Als es aber klar ward, dass seine Streiche auf die gesammte Staatsordnung gerichtet waren und sein eigentliches Ziel Rache und Plünderung war, da vergass man der Parteiunterschiede und die Opposition sah seine Handlungen nicht mehr einfach als solche, die der Regierung Verlegenheiten bereiteten, sondern als gegen sie selbst und den Staatskörper gerichtete an, und mit Beiseitesetzung all ihrer frühern Lieblingszwecke förderte sie

*) Kap. IV. S. 79.

aufrichtig die Massregeln, welche zur Wiederherstellung des öffentlichen Friedens getroffen wurden.

In einem der öffentlichen Blätter jener Zeit hiess es:

„In jeder Republik hat es stets Parteien gegeben und wird es stets welche geben. Es ist recht und nothwendig, dass sie bestehen, damit sie als Hemmnisse gegenseitig aufeinander einwirken und so die gemeine Wohlfahrt schützen. Ehrlich sich unterscheidend in ihren Ansichten über gewisse Fragen der Nationalpolitik, bei deren Entscheidung jeder Staatsbürger den tiefsten Antheil nehmen muss, haben wir seit langer Zeit in Nicaragua zwei Parteien gehabt, welche die etwas seltsamen Namen der Timbucos und Calandracas führen. Weit entfernt, diesen Umstand als etwas Beklagenswerthes zu betrachten, haben ihn die Freunde des Staates mit Befriedigung wahrgenommen, insofern er zeigt, dass das Volk im Allgemeinen das Wesen der republikanischen Institutionen und die Nothwendigkeit, über alles Oeffentliche, was es oder seine Interessen berührt, selbst zu entscheiden, begriffen hat. Wir haben eine dieser Parteien nach langem Kampfe, in welchem man statt der Bayonette Beweisgründe, statt der Flintenkugeln Stimmkugeln gebrauchte, der andern folgen und das Grundgesetz des Staates reformiren, die andre aber pflichtgemäss und friedlich dem Willen der Majorität sich fügen sehen. Ungestört ging der Landmann, während diese friedliche Revolution vor sich ging, seinen Arbeiten nach und der Kaufmann setzte seine Geschäfte fort; kein Blut ward vergossen, keine Frauen zu Wittwen, keine Kinder zu Waisen gemacht.

„Die scheussliche Rotte aber, die jetzt den Staat bedroht, gehört keiner Partei an; sie ist eine Vandalenhorde, die mit abscheulichen Mitteln nach verwerflichen Zwecken strebt und ihre Anstrengungen gegen die Regierung nicht wegen der Politik dieser Regierung richtet, sondern weil sie mit der Vollstreckung und Ahndung der Gesetze betraut ist, die diese Bande aufheben und vernichten möchte! Sie besteht aus Feinden der Ordnung, der Freiheit, der Menschlichkeit. Mögen nicht etwa frühere Meinungsunterschiede die Menschen gegen die wahre Abscheulichkeit dieser Empörung blind machen; möge ja keine Partei diesem Versuche, nicht nur die bestehende, sondern alle Regierung zu stürzen und die Anarchie auf den Boden des Friedens zu pflanzen, Vorschub leisten. Ist das Vaterland bedroht, dann sind wir weder „Timbucos“ noch „Calandracas“, sondern Nicaraguaner. Wir können nicht glauben, dass diese Faction, die keine Grundsätze, keine Politik, keine moralischen Antriebe zum Handeln hat und deren unablässiges Ziel die Vernichtung der Gesellschaft ist, anderswo als unter Mördern und Raübern Theilnahme oder Unterstützung finden könne.“

Der erste Schritt, den die Regierung, als sie Gewissheit über den furchtbaren Charakter der Insurrection erhalten hatte, that, wird untenstehend mitgetheilt.

Officielles Bulletin.

Leon, d. 19. Juni 1849.

„Niemand soll um seiner Meinungen willen, welcher Art sie auch sein mögen, belästigt oder verfolgt werden, dafern er nicht durch offne Gewaltthat die Gesetze verletzt." — Art. 30. der Constitution.

Jedermann hat mit Schaudern die Verwüstung gesehen, die den Schritten des wilden Barnabo Samoza seit seiner Ankunft in der Stadt San Jorge im Süddepartement gefolgt sind. Er hat dessen Güter und Pflanzungen niedergebrannt und verheert und die Stadt Rivas den Flammen übergeben, während er gleichzeitig mit der Horde, die mit ihm zieht, die Besatzung und die verschiednen dort versammelten Patrioten angriff, die, nachdem sie auf die heldenmüthigste Weise eine eilftägige Belagerung ausgehalten, zum Rückzug gezwungen wurden; — darum hat die Oberste Regierung, in Erfüllung der ihr von der Menschlichkeit, Religion und dem Vaterlande auferlegten Pflichten, folgende ausserordentliche Decrete erlassen:

„Gott, Union, Freiheit."

Kriegsdepartement;

Aus dem Regierungspalaste zu Leon, d. 19. Juni 1849.

„An den Obergeneral, Commandirenden der regulären Truppen des Staats:

„Mein Herr: die höchste Executivgewalt hat mir anbefohlen, Ihnen die nachfolgenden Decrete zur Vollziehung zu behändigen:

Buitrago."

No. 1.

„Da es zum Wohle des Staats nothwendig geworden ist, den anarchischen Bewegungen, welche mit Vernichtung der Personen und des Eigenthums im Ost- und Süddepartement drohen und gegenwärtig den allgemeinen Frieden stören, ein Ende zu machen, darum, in Betracht der gebieterischen Dringlichkeit und um die Freiheit des Volks zu retten und den Staat in die Lage zu versetzen, seine Unabhängigkeit und Unverletztheit zu vertheidigen, die durch die Weigerung der britischen Regierung, auf unsre Forderungen einer Wiederaufhebung der unrechtmässigen Besitznahme des kostbarsten Theils unsers Gebiets zu achten, in die höchste Gefahr gesetzt sind, wird hiermit in Gemässheit des Art. 48. Sect. 9. der Constitution

BESCHLOSSEN:

Art. 1. Alle Bürger Nicaragua's vom sechszehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre werden nach dem Fundamentalgesetz aufgeboten, zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und der territorialen Integrität des Staats die Waffen zu ergreifen, mit einziger Ausnahme der Geistlichkeit und der in Folge eines physischen Gebrechens zum militärischen Dienste schlechterdings unfähigen Personen.

„Art. 2. Sie werden daher aufgefordert, mit ihrer Equipirung und allen Pferden und Maulthieren, die sie besitzen, vor dem Befehlshaber der Linientruppen allhier oder vor den Legionscommandanten in den Departements sich zu stellen.

„Art. 3. Die vorbemerkten Pferde und Maulthiere Derer, welche nicht erscheinen, werden von zu diesem Ende ausgesandten Truppendetachements weggenommen werden und die Besitzer der Strafe verfallen, im Falle des Verlustes derselben von Rückzahlung ihres Werthes ausgeschlossen zu werden, wie durch Art. 173, Sect. 1. der Constitution vorgesehen ist, übrigens sie selbst den durch Art. 104. des Strafgesetzbuchs vorgeschriebenen Strafen unterworfen werden.

„Art. 4. Die enrollirten Truppen sollen sich zum Ausrücken bereit halten, wann und wo immer es verlangt wird.“

„Gegeben in Leon, d. 19. Juni 1849.

Norberto Ramirez.“

No. 2.

„Um den Staat vor Anarchie zu bewahren und ihn in Stand zu setzen, die Unverletztheit seines Gebiets zu vertheidigen, wird in Gemässheit unsrer Pflicht und in Ausübung constitutioneller Gewalt

BESCHLOSSEN:

Art. 1. Der Oberbefehlshaber Don José Trinidad Muñoz erhält hiermit die Machtvollkommenheit, dem gegenwärtigen Aufstande ein Ende zu machen und die vollständige Ordnung wiederherzustellen, wie auch den Staat in die Stellung zu versetzen, seine territoriale Integrität zu vertheidigen. Es sind daher seine Befehle von Seiten der Legionscommandanten pünktlich auszuführen und von Seiten der Commissare sowohl in Hinsicht auf die laufenden als auf ausserordentliche Ausgaben genau zu befolgen.“

„Gegeben in Leon, d. 19. Juni 1849.

Norberto Ramirez.“

Ebenso wurden Decrete erlassen zur Erhebung einer ausserordentlichen Steuer. Die Proclamation des Oberdirectors Ramirez war ein wohlgeschriebener Aufruf an den Patriotismus des Volks und schloss in folgender Weise:

„Durch Störung des öffentlichen Friedens kann kein guter Zweck erreicht werden, und die missleiteten Menschen, die an diesen gesetzwidrigen Bewegungen sich betheiligt, vergessen, dass sie ganz gleiche Interessen mit allen andern Bürgern haben; vergessen, dass ihr Treiben alle socialen und bürgerlichen Gerechtsame zerstört und die Gesellschaft in jenen wilden chaotischen Zustand stürzt, wo Gewalt das Recht untergräbt und Leben, Freiheit und Eigenthum nicht mehr gesichert sind. Hass erzeugt Hass und Rache Rache; und Diejenigen, die sich wider den heilsamen Zügel des Gesetzes auflehnen, werden selbst in seinen Sturz mit verwickelt werden.

„Nicaraguaner, Eure Wahl hat mir eine Stellung angewiesen, in welcher meine Autorität individuell grösser als die Eurige ist; aber Euer Blut hat gleichen Werth mit dem meinigen, meine Interessen sind

die Eurigen und die der Nation. Lasst mich denn sowohl als oberste Magistratsperson wie als Bürger Euch im Namen der Menschlichkeit, bei unsern Hoffnungen auf kommendes Glück und zu Gunsten unsers Vaterlandes beschwören, Euch zur Vertheidigung der Constitution und der Gesetze zusammenzuschaaren und so unsre Feinde zu verderben und die Segnungen zu verwirklichen, die aus dem Frieden und der Erhaltung der öffentlichen Ordnung fliessen werden."

Die Anrede des Oberbefehlshabers des Staats an seine Soldaten bietet uns ein sehr günstiges Muster von dem Style solcher Documente in Centralamerika dar, und ihr Eingang wird wenigstens in dieser Hinsicht von Interesse sein.

„Soldaten!

„Das ehrenvolle Banner der Ordnung, das Ihr bisher so ruhmvoll aufrecht erhalten habt, ist abermals angegriffen. Vierzig unerschrockne Männer aus Eurer Mitte haben sich bei Behauptung der Stadt Rivas gegen eine überwältigende Feindezahl mit Ruhm bedeckt, indem sie den ihrer Sorge anvertrauten Posten nur mit ihrem Leben übergeben haben. Seit ihrem beklagten Falle, über den das beraubte Vaterland noch immer weint, hat das zügellose, frevelhafte Treiben der Raüber und Vandalen, die sie überwältigten, kein Hemmniss gefunden. Die Verheerung, die im Gefolge der Empörer daherzieht, wird sich über den ganzen Staat ausbreiten, wenn ihr nicht von der Ehre, der Tapferkeit und dem Patriotismus, den Ihr in andern Tagen so glänzend dargelegt, Widerstand entgegengestellt wird. Was soll aus unserm schönen Vaterlande werden, Ihr Waffengefährten, wenn dieser Aufruhr, der in Blut und Asche seine Nahrung findet, in seinem wilden Vorschreiten nicht dem unüberwindlichen Damme Eures Muths begegnet?

„An Euch ergeht der Ruf, die höchsten Gewalten des Staats zu schützen, wie Ihr diess am Fusse Eurer Fahne zu thun geschworen habt. Eure Treue und Euer Heldenmuth sind ebenso Schutz und Schirm des Vaterlandes gewesen und sind es noch, wie der Schrecken Derer, die auf sein Verderben und Eure Knechtung ausgehen. Der Geist des Helden von Rivas, des tapfern Martinez, wird stolz sein auf Euern Triumph über die Feinde des Vaterlandes, für welches er fiel!"

„Mitbürger, Freunde der Staatsgesellschaft!

„Die sociale Ordnung ist angegriffen; die Lava blutiger Verheerung droht unsere theuersten Interessen zu überfluthen. Der Mörder des geachteten Venerio und des unschuldigen Solorio, der Zerstörer des friedlichen Rivas und der abscheuliche Urheber zahllosen andern Unglücks hat einen Theil des gedankenlosen Volks im Süddepartement von seiner Staatsbürgertreue abwendig gemacht und führt sie zu den grauenvollsten Missethaten an, während er, gleich einem zweiten Nero, auf den Trümmern des Capitols jenes unglücklichen Bezirks wilde Gelage feiert. Aber wenn Eure Tapferkeit und Euer Patriotismus sich verbünden, um die Sache der Ordnung zu stützen, werden sie den uns bedrohenden Gefahren ein wirksames Hinderniss entgegenstellen und die Feinde des Staats in Verwirrung zurückschlagen.

„Die oberste Regierung, das Centrum der Ordnung, hat mich mit Machtvollkommenheit bekleidet, um zu ihrer Unterstützung thätig zu sein, und mit Eurem energischen Beistand zur Seite ziehe ich mit meinen Soldaten aus, um die mir auferlegten Pflichten zu erfüllen. Das Vaterland fordert, wenn es Noth thut, das Leben seiner Söhne; unsre Frauen, Mütter und Kinder blicken in dieser Bedrängniss für die Sicherheit ihrer Freiheit und ihres Lebens zu Euch auf!

„Aus dem Hauptquartier, d. 21. *Juni* 1849.

José Trinidad Muñoz.“

Im Nachfolgenden theilen wir auch eine Probe der Bekanntmachungen und Aufrufe des officiellen Bulletins mit, die bestimmt waren, die Begeisterung des Volks fürs Vaterland zu erwecken und seine Entrüstung wider die Empörer zur höchsten Höhe zu steigern.

„Wir haben in einer frühern Numer dem Volke Nachricht gegeben von den Mordbrennereien, den Plünderungen und dem Blutvergiessen, womit dieser wilde Kannibal (antropófago, Menschenfresser) Bernabo Somoza das Süddepartement verheert hat; aber diese Verbrechen waren ein Nichts im Vergleich mit den unerhörten Freveln und beispiellosen Unmenschlichkeiten, die er neuerdings in diesem wichtigen Theile des Landes verübt hat. Weder Alter noch Geschlecht hat er geschont, ja nicht einmal die widerstandslosen Verwundeten und die Leichen der Gefallenen, und hat mit gottloser Hand sich an den heiligen Gefässen im Tempel des Gottes der Gerechtigkeit vergriffen, der, mit Einem Blicke die Herzen der Menschen durchschauend und allezeit ebenso gerecht als zuletzt unerbittlich, gewiss die Guten retten, wie die Bösen und Verbrecher mit seinen furchtbaren Donnerkeilen niederschmettern wird. Zum Beweise dieser neuen und fast unglaublichen Graüelthaten, welche den Leidensbecher vollgemacht, theilen wir für alle Diejenigen, die noch Herz und menschliches Gefühl in sich tragen, den nachfolgenden Bericht des Commandanten im Ostdepartement Don Trinidad Salazar an den Oberbefehlshaber mit:

„„Ich habe bestimmte Nachricht aus Rivas, dass Somoza noch immer in dieser Stadt weilt und alle möglichen Ausschweifungen begeht. Er hat alle Verwundeten erschossen, sogar die heiligen Gefässe in den Kirchen geraubt und steht im Begriffe, die ganze Stadt niederzubrennen. Er hat die Leiche des Oberstlieutenants Martinez ausgegraben und sie nackend durch die Strassen geschleift. Es sind diess in Kürze nur einige Beispiele von den tausend entsetzlichen Thaten, die dieser Unmensch ausgeführt hat. Vor einer Stunde starb hier an den Folgen seiner Wunden unser Freund, der tapfere Kapitän Santos Ramirez, trotz aller zu seiner Rettung angewandten Mittel, und mir bleibt nur übrig, seinen Uiberresten die letzte traurige Ehre zu erweisen.“ “

„Wie entsetzlich für die Phantasie, wie entehrend für die Menschheit sind solche Thaten, auf der Stelle begangen, die geheiligt ist durch das Blut des Helden und Christen, des verehrten Don Manuel Antonio de la Cerda, des ersten Jefe von Nicaragua, dessen heiliger Leib gleichfalls auf solche Weise beschimpft ward in jenen Tagen der Bar-

barei, auf die man mit Schaudern zurückblickt, die aber keinen Vergleich mit denen aushalten, die jenes unglückliche Departement jetzt erlebt.

„Aber jene edlen Krieger, der tapfere Martinez und Ramirez, sollen die Todtenfeier in unsern Herzen empfangen. Dort wollen wir ihr Angedenken tief eingraben. Ihre Handlungsweise möge für alle Zeiten unsern Soldaten, den Freunden der Menschheit und den Bewunderern wahrer Ehre als Muster dastehen. Unsre Brust soll der Tempel sein, wo sie den Zoll unsrer Dankbarkeit und unsterblichen Ruhm empfahen werden. Gottes Gerechtigkeit und das Schwert der verletzten Gesetze haben die Rächung ihres Bluts übernommen!“

Nach Empfang dieser Documente und der sie begleitenden Mittheilungen gab ich den Gedanken an eine sofortige Abreise auf und beschloss, die Ankunft der californischen Escorte abzuwarten. Die Nachricht von des Generals Anrücken erzeugte grosse Freude, und um diese zu bezeugen, wurden die Glocken gelaütet und Geschütze abgefeuert. Man erwartete seine Ankunft am nächsten Tage, und noch an jenem Abende erschien ein *bando* (Bekanntmachung), das die Haüser in den Hauptstrassen und am Marktplatze aufforderte sich zu schmücken und Alles zu seinem Empfange bereit zu halten. Das öffentliche Bekanntmachen dieses *bando* war etwas Neues für uns und geschah auf folgende Weise: Ein Trupp Soldaten, mit einer Trommel und Pfeife und einem Municipalbeamten voran, marschirte durch alle Hauptstrassen und hielt an jeder Ecke an, wo die Musik schwieg, der Beamte seinen Hut abnahm und die Proclamation laut vorlas, wobei die Leute zu den Fenstern heraussahen und zuhörten. Wir lachten anfangs über diese Art der Gesetzespublication, fanden aber doch am Ende die Idee nicht so übel.

Da man keine Furcht mehr vor den *„facciosos“* hatte, so brachten wir an jenem Abende ohne Schwierigkeit eine grosse Gesellschaft zu einem Ritte nach der Laguna de Salinas zusammen, die etwa vier Meilen von der Stadt entfernt ist und von der man uns erzählte, dass sie unter dem Niveau des Nicaragua-Sees liege, Salzwasser habe und von senkrecht abstürzenden Felswänden eingeschlossen sei. Wir verfolgten eine kurze Strecke weit den *„camino real“* (Landstrasse) in der Richtung gegen Leon und lenkten dann nach einem schmalen Maulthierpfade ab, der zwischen Baümen und Unterholz sich hinzog. Die uns begleitenden Caballeros, die sich offenbar vorgenommen, uns ein Pröbchen von ihrer Reitkunst zum Bessten zu geben, ritten in halsbrechendem Galopp, wobei sie, mit scharfem Auge auf die Stämme und Aeste der Baüme, bald sich auf den Hals ihrer Pferde niederbogen, um den letztern auszuweichen, bald mit den Füssen geschickt aus den Steigbügeln herausfuhren, um das Anstossen an die erstern zu vermeiden. In Folge früher Gewohnheit war diess keine so gar schwere Aufgabe für mich und ich hielt sogar Schritt mit den Uibrigen, zu ihrer augenscheinlichen Verwunderung und zur Bekräftigung ihrer Uiberzeugung, dass die Yankees sich auf Alles verstehen. Dann und wann kamen wir bei einer Rohrhütte vorüber, umgeben von Pisangbaümen, Maisfeldern und kleinen Yucas-Anpflanzungen, passirten dann über nur mit Gras bekleidete vulkanische Schlackenhügel, kletterten in Wildwasserbetten hinab und mit einem Satze wieder herauf, und standen in Zeit von einer halben Stunde

am Kessel des Sees. Ich stieg ab und drang durch Baüme und Büsche an den Rand des Abgrunds vor und sah mehre Hundert Fuss tief unter mir den glitzernden Spiegel des Sees, der auf allen Seiten von denselben nackten, blasigen, schwarzen Felsenmauern umringt und nur dicht über dem Wasser mit einem Streifen von Grün besaümt war. Wir sassen wieder auf und ritten ein wenig weiter bis zu der einzigen Stelle, wo man hinabkommen kann und wo die Natur Manches, die Kunst das Meiste gethan hat. Ein Engweg, halb in den Felsen gehauen, halb von Berggewässern ausgerissen, wand sich vor uns hinab, ungefähr nach Art der Wendeltreppen in Denksaülen, nur nicht so breit. Die Pferde suchten ihren Weg vorsichtig aus, wobei sie die losen Steine mieden, während der Reiter genug zu thun hatte, dass seine Beine nicht wider die Felsenwände zu beiden Seiten gedrükt wurden. Wir hatten einen Mann vorausgehen lassen, der für reinen Weg sorgen sollte, weil eine Umkehr in dieser Engniss nicht möglich ist, die ohne Zweifel den Ureingebornen ihren Ursprung verdankt und kaum breit genug ist, um ein Pferd hindurchzulassen. Als wir uns durch diese Felsenkluft gearbeitet hatten, kamen wir zu einer Stelle, wo Steingerölle und herabgestürzte Felsenblöcke eine Art Bank oder Terrasse gebildet hatten. Hier liessen wir unsre Pferde zurück, da der Abhang von da an gar zu steil und die Felsen schlüpfrig wurden, und gingen zu Fusse weiter, wobei wir von Stein zu Stein sprangen und uns an Gebüsch und jungen Baümchen anhielten, um unser Hinabrutschen zu hindern. Alsbald gelangten wir ans Ufer des Sees, wo jenseits eines Gürtels von Gebüsch ein schmaler Strand von feinem Sand sich hinzog. Das Wasser war sehr hell und rein, aber ein wenig vom Ufer ab, wo es tiefer war, von schwefeliger oder gelblichgrüner Färbung. In Folge gelöster mineralischer Bestandtheile hatte es einen schwachen Salzgeschmack. Wir bemerkten einige kleine Fische; auch hörten wir, dass es hier Alligators gäbe; wie sie aber hierher gekommen, war ein Geheimniss. Wie schon erwähnt, ist der See von vollkommen senkrechten, mehre hundert Fuss hohen Felsenwänden eingemauert, die einzig nur am obigen Punkte einen gehbaren Weg zum Herabsteigen für Mann oder Thier darbieten. So viel ward uns ziemlich deutlich, dass der See vulkanischen Ursprungs sei; auf welche Weise er aber gebildet worden, war uns nicht so klar. Die schwarzen, draüenden Felsen schienen zu dem einfachen Schluss zu berechtigen, dass es ein alter Krater sei; aber dieser Schluss ward durch den Umstand etwas erschüttert, dass aus der Ebene auf der westlichen Seite des Sees ein konischer Hügel oder kleiner Berg sich erhob, der ein Vulkan gewesen war und einen Krater zeigte. War die Erde hier während einer furchtbaren Naturrevolution plötzlich eingesunken? Wer weiss? Wir fanden späterhin zahlreiche andre Seen, die ebenso merkwürdig und von denen einige von beträchtlich grösserm Umfang waren. Der obige, in der Ursprache Lendiri genannt, hatte nach meiner Schätzung drei Meilen im Umfange*). Die Baüme wuchsen bis zum Rande des Abgrunds und Weinranken und kriechende Pflanzen hingen in schwingenden Festons an seinen

*) Oviedo (1529) sagt von diesem See: „In der Provinz Diria liegt ein andrer See, dessen Wasser gleich dem des Meeres salzig ist; und der Geschmack der Fische, die er in Menge erzeugt, ist weit vorzüglicher als von denen in den Süsswasser-Seen, von welchen ich gesprochen. Er liegt etwa anderthalb bis zwei Leguas von Granada oder Salteba entfernt.“

zerrissenen Wänden hinab. Das Ganze machte ein ergreifendes Bild, dessen Eindruck auf uns nicht wenig erhöht ward durch das Gefühl halb der Neugierde, halb des Schauers, das Jeder, der zum ersten Male die furchtbaren Wirkungen vulkanischer Gewalt erblickt, an sich erfahren muss und das keine vertraute Bekanntschaft damit jemals bedeutend schwächt.

Wir waren erhitzt, müde und durstig, als wir zu der Stelle zurückgeklettert waren, wo wir unsre Pferde angebunden hatten, und leerten eine Flasche „*aguardiente*“ (Rum) und Wasser, womit sich einer in der Gesellschaft sehr wohlbedächtig versorgt, in weit weniger Zeit als mir dieses Geständniss kostet und mit einer Befriedigung, die ich zu schildern nicht versuchen will. Wir kehrten langsam zurück, da die Schatten des Abends tiefer sanken und der schmale Pfad durch die Baüme sehr verdunkelt ward. Es war schon spät, als wir die Stadt erreichten, die sich von den niederschlagenden Eindrücken drohender Gefahr nun wieder erholt hatte und voll Lust und Leben war. Die Strassen wimmelten von lärmenden Kindern und die Señoras und Señoritas sassen alle in den Thüren oder in den mit Balcons versehenen Fenstern im ruhigen Genusse des kühlen Abendwindes, der die vor jedem Hause aufgehängten Lampen langsam hin und her wiegte. Es war, als ob die Einwohner in der Wollust des blossen Daseins schwelgten, ein Gefühl, nach dem der Reisende ausser den Tropen vergebens sucht und das hier im vollkommnen Einklang mit der Natur zu stehen scheint.

Wir waren kaum in die Hauptstrasse eingebogen, als meine Gesellschaft plötzlich stehen blieb, die Hüte abnahm und wieder umkehrte. Ohne den Grund gehörig einzusehen, that ich das Nämliche. Im nächsten Augenblicke indess hörte ich das Klingeln eines Glöckleins, und wie ich um die Strassenecke blickte, sah ich eine Procession von Menschen in entblössten Haüptern heranschreiten, Jeder mit einem Lichte in der Hand, voran ein Knabe mit einem schellenden Glöckchen und hinter diesem einige Leute auf Violinen spielend und eine Schutzwache von Soldaten um vier Personen, die mit silbernen Stangen einen karmosinrothen seidnen Thronhimmel über einem Priester im vollen Ornat und mit der Hostie hielten. Die Kinder eilten auf die Seiten der Strassen und fielen auf die Kniee, wie diess auch alle Leute beim Nahen der Procession thaten, die nach dem Hause eines gefährlich Kranken oder Sterbenden zog. Wir standen, während sie vorüberging, in der Querstrasse mit unbedecktem Haupte. Es war nur erst vor wenigen Jahren vorgekommen, dass man eine Gesellschaft Fremder, weil sie bei einer solchen Gelegenheit wie diese nicht abgestiegen waren und niedergekniet hatten, von den Pferden herabgerissen und sonst noch übel behandelt hatte. Gegenwärtig war indess das Volk ziemlich aufgeklärt und liberalgesinnt geworden und verlangte weiter nichts als eine geziemende Rücksicht auf seine religiösen Begriffe und Ceremonien. Es nahm sich etwas seltsam aus, einen Priester auf einer solchen Sendung von einem Zuge Soldaten mit blitzenden Bayonetten umgeben zu sehen; gleichwohl wird, wenn es nur irgend möglich ist Menschen und Flinten aufzutreiben, die Schutzwache niemals weggelassen, sei es um die gehörige Achtung zu erzwingen oder sie den Leuten zu zeigen. Manchmal fährt der Priester in einer schwerfälligen Kutsche oder wird auf den Schultern von Männern in einer Sänfte oder auf einem Sessel getragen.

An jenem Abende fanden bis acht Uhr ein ewiges Abbrennen von

Kanonenschlägen *(bombas)* auf dem Marktplatze und überall noch sonstige Bezeigungen allgemeiner Freude statt, um nichts zu sagen von den grossen Vorbereitungen auf morgen, den angekündigten Tag der Ankunft des General Muñoz und seiner Veteranen. Ehe wir zu diesem Ereigniss und zur Erzählung Dessen was ihm folgte verschreiten, wird es nicht uninteressant sein, uns auf einen Augenblick zur frühen Geschichte Granada's zu wenden, das lange vor der Landung der Pilger bei Plymouth und vor dem Eindringen Hudsons in die Bai von Neuyork zur Stadt geworden war.

Sechstes Kapitel.

Entdeckung Nicaragua's im J. 1522; Gil Gonzalez de Avila und sein Einmarsch in das Land; landet bei Nicoya; erreicht Nicaragua und hat eine Zusammenkunft mit dessen Kaziken; wird scharf ausgefragt; marschirt nach Dirianga, wo er erst aufgenommen, dann aber angegriffen und zum Rückzug gezwungen wird; Einiges über die Urbewohner; ihr Reichthum; Ankunft des Francisco Hernandez de Cordova; er unterwirft das Land und gründet die Städte Granada und Leon; Rückkehr des Gonzalez; Zwistigkeiten zwischen den Eroberern; Pedro Arias de Avila der erste Gouverneur von Nicaragua; sein Tod; Roderigo de Contreras wird sein Nachfolger; sein Sohn Hernandez de Contreras empört sich wider Spanien; sinnt auf die gänzliche Unabhängigkeit des ganzen spanischen Amerika am stillen Meere; es gelingt ihm, Nicaragua zu erobern; er segelt nach Panama; erobert es; marschirt auf Nombre de Dios, stirbt aber unterwegs; Fehlschlagen seines kühnen und gigantischen Plans; nachfolgende Einverleibung Nicaragua's in das Vicekönigthum Guatemala. — Die Stadt Granada im J. 1665 nach Thomas Gage, einem englischen Mönche; Nicaragua „Mohammeds Paradies" genannt; die Bedeutung Granada's zu jener Zeit; es wird 1668 von den Piraten angegriffen; wird niedergebrannt; ihre Erzählung davon; die Lage Granada's; Vorzüglichkeit seiner Lage; Bevölkerung; Handel; fremde Kaufleute; künftige Wichtigkeit. — Der Nicaragua-See; seine Entdeckung und Erforschung; interessante Mittheilungen über ihn vom Chronisten Oviedo, geschrieben im J. 1541; sein Abfluss von Kapitän Diego Machuca entdeckt; die wilden Thiere an seinen Ufern; die Laguna von Songozana; Haifische im See, ihre Raubgier; vermeintliche Ebbe und Fluth im See; Erklärung dieses Phänomens.

Der erste Spanier, der in Nicaragua eindrang, war Gil Gonzalez de Avila im Jahr 1522. Er segelte von Panama aus und landete irgendwo an der Küste des Golfs von Nicoya, wahrscheinlich im südlichen Departement von Nicaragua, das jetzt den Namen Nicoya oder Guanacaste führt. Mit vier Rossen und hundert Mann Gefolge marschirte er in nördlicher Richtung durch das ganze Land, traf in seinem Vorrücken mit mehren kleinen Haüptlingen zusammen und gelangte endlich auf das Gebiet eines mächtigen Kaziken, Namens N i c o y a, der, sagt Petrus Martyr, „ihn höflich bewirthete und ihm vierzehntausend Acht-Realenstücke von dreizehnkarätigem Gold und sechs Götzenbilder vom gleichen Metall, jedes von der Länge einer Spanne, zum Geschenk machte", wofür, fügt Herrera hinzu, „Gonzalez ihm einige spanische Tändeleien gab und ihn und alle seine Unterthanen, an Zahl sechstausend, taufte."

Hier hörte Gonzalez von einem mächtigen Haüptling, N i c a r a g u a mit Namen, und erreichte, nachdem er fünfzig Leguas nach Norden zu marschirt, sein Gebiet, das zwischen dem Nicaragua-See und dem Meere lag und den District in sich begriff, dessen Hauptstadt gegenwärtig Nica-

ragua oder Rivas ist, welche die Stelle der ursprünglichen Stadt einnimmt. An diesen Haüptling, erzählt uns Petrus Martyr, sandte Avila dieselbe Botschaft, die „unsre Leute gewohnt waren den übrigen indianischen Königen, bevor sie gegen sie Zwang anwandten, zuzufertigen, nämlich dass sie Christen werden und dem Könige von Spanien sich unterwerfen sollten; wo nicht, so würden sie Krieg und Gewalt gegen sie anwenden.“ Nicaragua hatte aber, wie es scheint, von der „Schärfe der spanischen Schwerter“ gehört und empfing darum den Gonzalez höflich und mit grossem Pomp, beschenkte ihn auch mit „fünfundzwanzigtausend Acht-Realenstücken in Gold, vielen Kleidungsstücken und Federbüschen.“ Gonzalez vermochte ihn sich taufen zu lassen, was denn auch an ihm und neuntausend seiner Unterthanen geschah. Ihr einziger Einwurf wider diesen Ritus war das Verbot, Krieg zu führen und „zu tanzen wenn sie trunken wären“, wobei sie anführten, „sie thäten ja Niemandem damit ein Leid an und sie könnten doch ihre Fahnen, Waffen und ihren Federschmuck nicht aufgeben und die Frauen in den Krieg ziehen lassen, während sie sich mit Spinnen, Weben und Graben, was den Weibern und Sklaven zuständе, beschäftigten.“ Nicaragua that manche feine Frage an die Spanier, unter andern die: „warum so wenige Männer nach so vielem Gold gelüstete?“ „Gonzalez, der ein kluger Mann war“, bemerkt Herrera, „gab ihm solche Antworten, die ihn zufriedenstellten“, wiewohl sie uns nicht überliefert worden sind.*)

Nach vieler Uiberredung willigte Nicaragua ein, dass „die Götzenbilder, die er anbetete, umgestürzt und ein Kreuz im Tempel, welcher mit schönen baumwollnen Gewändern behangen war, aufgerichtet würde, und so ward das Land bekehrt!“

Von den Gebieten dieses Haüptlings durchzog Gonzalez, der allerwegen freundlich aufgenommen ward, in verschiedenen Richtungen das Land und sah da viele Städte, die, sagt Herrera, „wenn auch nicht gross, doch hübsch und volkreich waren**); und grosse Haufen Volks strömten herbei, um die spanischen Bärte und Trachten zu sehen, und ihre Pferde, die ihnen so fremd waren.“ Auf diesem seinem Zuge traf er auf einen kriegerischen Kaziken, Diriangan genannt, ein Name, der sich in den

*) Der alte Petrus Martyr giebt von der Zusammenkunft des Gonzalez mit Nicaragua einen ganz umständlichen Bericht, der geeignet ist, eine sehr hohe Meinung von der Klugheit des Letztern zu geben. Er fragte nach einer Wassersfluth, nach der Art, wie die Spanier ihre Belehrung über religiöse Dinge vom Himmel erhielten, wer sie brächte und ob dieser auf einem Regenbogen oder auf andre Weise herniederstiege; dann über „Sonne, Mond und Sterne, deren Bewegung, Beschaffenheit, Entfernung und Wirkungen.“ Alle diese Dinge wurden von Cerezeda, des Königs Schatzmeister, auf der Stelle aufnotirt, der auch sagt, Nicaragua habe die Ursache von Tag und Nacht und von dem Wehen der Winde zu wissen gewünscht, „was Gonzalez so gut als er vermochte beantwortete, das Uibrige Gott empfehlend.“ Gonzalez führte ein langes Gespräch mit ihm, um ihm zu beweisen, dass seine Götzenbilder Darstellungen von Teufeln wären, und ermahnte ihn in einem noch nicht ganz veralteten Style, sie ja zu fliehen, „auf dass er nicht von ihnen aus den ewigen Freuden zu immerwährenden Qualen und elendiglichen Leiden gewaltsam fortgeschleppt und der Genosse der Verdammten werde.“ Auf alle diese Dinge brachten die Indianer keinen besondern Einwurf vor; sowie die Rede aber auf zeitliche Angelegenheiten kam, „machten sie ein schiefes Maul.“

**) Petrus Martyr sagt, dass er fand „sechs Flecken, von denen jeder zweitausend Haüser hatte.“ — *De novo orbe,* Decade VI. p. 237.

Namen der noch existirenden Städte **Diriambi**, **Diriomo** und **Nindiri**, etwa fünfzig Meilen nordwestlich von Nicaragua gelegen, forterhalten hat. Dieser Haüptling erschien mit einem Gefolge von fünfhundert Männern nebst siebenzehn Weibern, welche viele goldene Platten an sich trugen. Sie waren in Schlachtordnung aufgestellt, aber ohne Waffen, „mit zehn Fahnen und mit Trompeten nach ihrer Weise." Als Gonzalez herankam, wurden die Fahnen auseinandergebreitet und der Kazike berührte seine Hand, was auch Jeder aus seinem Gefolge that; und dazu beschenkte ihn gleichzeitig jeder Mann mit einem oder zwei Truthähnen und jedes Weib mit „zwanzig vierzehnkarätigen Gold-Platten, jede im Gewichte von achtzehn Acht-Realenstücken und darüber."

Gonzalez gab sich Mühe, Diriangan zu überreden, ein Christ zu werden; aber der Haüptling begehrte drei Tage Zeit, um „mit seinen Weibern und Priestern" darüber zu Rathe zu gehen. Die Spanier argwöhnten bald, dass diess eine List und dass es seine Absicht wäre, Truppen zusammenzuziehen, um sie dann anzugreifen und zu vernichten. Und hierin hatten sie sich nicht getaüscht, denn am 17. April 1522 überfiel die Spanier ein Corps von mehren tausend Indianern, „nach ihrer Weise bewaffnet mit baumwollnem Harnisch, Helmen, Tartschen, hölzernen Schwertern, Bogen, Pfeilen und Wurfspiessen", die sie ohne die rechtzeitige Anzeige eines verbündeten Indianers unfehlbar vernichtet haben würden. Die Spanier kehrten auf den Marktplatz zurück und empfingen hier den Angriff der Indianer, wobei mehre der erstern zu Boden geworfen wurden; denn es scheint, dass es hier ebenso wie in Mejico mehr der Wunsch der Eingebornen war, ihre Feinde gefangenzunehmen als zu tödten, um dann die Gefangenen ihren Göttern zum Opfer darzubringen. Hier wie in tausend andern Fällen rettete sie die Reiterei von einer Niederlage, indem sie die Indianer in grossem Schrecken zurücktrieb.*) Auf dieses Ereigniss hin und in Betracht der Kleinheit seiner Streitmacht beschloss Gonzalez' sich aus dem Lande zurückzuziehen. Als sie durch die Stadt ihres frühern Gastfreundes Nicaragua zogen, wurden sie von diesem angegriffen, waren aber so glücklich, einen guten Rückzug zu bewerkstelligen. „Die Spanier", fügt Herrera hinzu, „machten bei ihrer Rückkehr nach Panama eine gewaltig grosse Schilderung von dem Lande, aus welchem Grunde Pedro de Arias dort eine Colonie zu gründen sich entschloss." Zu diesem Ende schickte er bald darauf Francisco Hernandez de Cordova dahin ab, der im J. 1522 die Stadt **Granada** am Nicaragua-See und darnach, noch im selben Jahre, die Stadt Leon am See Leon oder Managua gründete. Cordova errichtete in Granada ein Fort zu dessen Schutze, aber es ist kaum anzunehmen, dass die zerfallenen Werke am Ufer des Sees die Uiberreste dieses Bauwerks sind.

Gonzalez, der bald nach seiner gemachten Entdeckung nach Spanien gegangen war, um sich die Mittel zur Eroberung und Ansiedelung des

*) Petrus Martyr erzählt uns, dass die Indianer sich nicht weniger vor den Menschen mit den Bärten als vor den Pferden fürchteten und dass daher Gonzalez, um den grösstmöglichen Eindruck hervorzubringen, künstliche Bärte machen liess „aus ihrem abgeschnittenen Kopfhaar für fünfundzwanzig bartlose Jünglinge, die er bei sich hatte, zu dem Ende, damit die Zahl der bebärteten Männer um so grösser erscheinen und den Barbaren um so schreckenerregender sein möchte." — *De novo orbe,* Decade VI. p. 240.

Landes zu verschaffen, warb, als er sich dort von Cordova zuvorgekommen sah, Truppen an, rückte mit diesen von der Hondurasbai aus durch das Thal des Olancho in Honduras ein und marschirte auf die von Cordova gegründeten Städte los. Die Folgen waren eine Menge Schlachten, viel Unruhe und Verwirrung, die Alles übertrafen, was zuvor die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft der Conquistadoren in Amerika herbeigeführt hatten. Auf das Mutterland und seine Anordnungen ward sehr wenig Rücksicht genommen; ja nach dem Tode des Pedro Arias de Avila, des gewesenen ersten Statthalters des Landes, missachtete sein Schwiegersohn und Nachfolger im Amte, Rodrigo de Contreras, geradezu den Befehl der Krone, der ihren Beamten verbot, sich die Indianer als Leibeigenthum zu halten. Denn dieses war die Beschuldigung, die wider ihn vorgebracht ward, und er ging nach Spanien, um sich vor der *Audiencia real* (höchster span. Gerichtshof) zu rechtfertigen. Während seiner Abwesenheit erhob sein Sohn Hernandez de Contreras, um seines Vaters Behandlung zu rächen, ganz offen die Fahne der Empörung. Das erste Opfer, welches fiel, war der Bischof von Nicaragua, Antonio de Valdivieso, dessen Bildniss noch heute in der grossen Kathedrale von Leon aufbewahrt wird. Es gelang den Insurgenten, das Land vollständig in Besitz zu nehmen; aber *damit* nicht zufrieden, bemächtigten sie sich einiger Fahrzeuge im Hafen von Realejo und schifften sich nach Panama ein, in der Absicht, ihre Eroberungen nach dieser Richtung hin auszudehnen und zuletzt die Hand auf Peru auszustrecken. Kurz, Hernandez fasste die Idee, König des ganzen Continents und Beherrscher der Südsee zu werden. Er griff Panama an und nahm es weg; als er aber zur Bezwingung von Nombre de Dios vorrückte, trafen ihn Missgeschicke, die mit seinem Tode endeten. So erstarb dieser kühne und glänzende Plan, dessen Grösse den König von Spanien erblassen machte und der von seiner glücklichen Vollendung nur noch einen Schritt entfernt zu sein schien. Der Jahrestag von Hernandez' Tode, der 23. April 1549, ward bis zur Zeit der Losreissung von Spanien mit grosser Feierlichkeit in der Kathedrale von Panama begangen.

Es ist nicht nöthig und würde auch nicht besonders interessant sein, die frühe Geschichte Nicaragua's weiter zu verfolgen. Zu seiner Zeit ward es zu einer Provinz in dem Königreich oder Generalcapitanat Guatemala erhoben und von einem von der Krone ernannten, aber dem Generalkapitän von Guatemala unterworfenen Statthalter-Intendanten regiert, und so verblieb es bis zu seiner Emancipation im J. 1823. In jener Zeit gehörte Granada zu den ersten Städten, die sich zu Gunsten des Republicanismus erklärten und hat in den nachfolgenden Parteikämpfen immerfort auf der liberalen Seite gestanden, eine Widersacherin der servilen, oligarchischen oder monarchischen Faction, deren geheime Umtriebe das Land in einem Zustande beständiger Unruhe erhalten haben und die noch immer die Feindin seines Friedens ist.

Thomas Gage, ein englischer Mönch, welcher Nicaragua im J. 1665 durchreiste, hat uns eine kurze aber interessante Schilderung des Landes, das er „Mohammeds Paradies, um seiner ganz absonderlichen Trefflichkeit willen" nennt, hinterlassen. Damals waren in der Stadt Granada zwei Klöster der Barmherzigen Brüder und der Franciscanermönche und „eine Pfarrkirche, welche eine Kathedrale war, dieweil der Bischof von Leon fast für beständig allhier residirte." Die Haüser, sagt er, waren schöner

als in Leon und die Kaufleute erfreuten sich grossen Reichthums. Sie trieben einen directen Handel mit Guatemala, Honduras und San Salvador, wie auch mit Panama, Cartagena und Peru. Zur Zeit, wo sie ihre Schiffe („Fregatten" nennt sie Gage) spedirte, war die Stadt eine der reichsten im ganzen Nordamerika. Des Königs Schätze aus Guatemala und Mejico wurden oft über diese Stadt befördert, wenn die Holländer und andere Feinde den mejicanischen Golf unsicher machten. Gage erzählt uns, dass, während er dort war, „an Einem Tage hier sechs *Recuas* (Mauleselzüge, jeder von mindestens dreihundert Mauleseln) allein aus Honduras und San Salvador anlangten, beladen mit Indigo, Cochenille und Haüten; und zwei Tage darnach kamen aus Guatemala drei weitere, der eine mit Silber (welches des Königs Tribut war), der andre mit Zucker, der dritte mit Indigo beladen.*) Was die „Fregatten" betrifft, von denen Gage spricht, so werden wir davon anderswo mehr zu sagen haben. Sie segelten in der Regel nach Cartagena, bisweilen aber direct nach Spanien. Gelegentlich wurden sie von englischen und holländischen Schiffen, die um die Mündung des „Desaguadero", d. i. des San Juan, kreuzten, aufgefangen, und die Furcht davor, bemerkt der wunderliche alte Reisende, „machte die Kaufleute zittern und trieb ihnen einen kalten Schweiss aus."

Granada hatte gleich allen spanischen Städten auf der Abdachung des Continents nach dem stillen Meer zu in späterer Zeit viel von den Piraten zu leiden. So ward es im J. 1686 von einer Bande der damals in der Südsee ihr Wesen treibenden verbundenen französisch-englischen Seeraüber angegriffen und ausgeplündert. Sie landeten am 7. April jenes Jahres an der Küste des stillen Meeres, 345 Mann stark. Sie reisten nur bei Nacht, um die Stadt zu überrumpeln. De Lussan, der dabei war, berichtet dieses Abenteuer. Er sagt, am 9ten des genannten Monats, zwei Tage nach ihrem Aufbruche von der Küste, hätte die Strapaze, die sie ausgestanden, und der heftige Hunger, der sie gequält, sie genöthigt, an einer grossen Zuckerplantage, etwa vier Leguas von Granada und auf dem Wege dahin gelegen, Halt zu machen. Diese Plantage gehörte einem Santiago-Ritter, der indess der Gefangennehmung aus dem vom Chronisten angeführten ausserordentlichen Grunde entging, weil „unsre Beine gerade damals weit mehr geneigt waren auszuruhen als ihm nachzulaufen." Als sie der Stadt näher kamen, merkten sie, dass man von ihrem Nahen Kunde hatte, und sahen „zwei Schiffe", wie De Lussan sie bezeichnet, „auf dem Nicaragua-See", beladen mit den Habseligkeiten der fliehenden Einwohner. Sie rückten jetzt mit grösserer Vorsicht weiter, und als sie einen Gefangenen gemacht, brachten sie aus diesem heraus, dass ein Theil der Bewohner zurückgeblieben wäre und auf dem Waffen- oder Marktplatze, der mit vierzehn Stück Kanonen und „sechs Pedreros" (Steinböllern) geschützt wäre, sich verschanzt hätte. „Diese Nachricht", fährt der würdige De Lussan fort, „würde ohne Zweifel jeden Nicht-Freibeuter erschreckt haben, uns dagegen hinderte und störte sie nicht einen einzigen Augenblick in unserm Plane. Um 2 Uhr Nachmittags am nämlichen Tage langten wir bei der Stadt an, wo wir bei dem einen Eingange in die Vorstadt auf einen starken uns auflauernden Trupp Feinde stiessen, über die wir nach einstündigem Handgemenge mit solcher Wuth herfielen, dass wir, mit dem

*) *A New Survey of the West Indies*, p. 421.

Verluste eines einzigen Mannes von unsrer Seite, über alle ihre Leichen vorwärtsdrangen und dann in die Stadt einrückten, wo wir Halt machten, um die Antwort mehrer unsrer Leute abzuwarten, die wir ausgesandt, um die Runde zu machen und ein Fort in Obacht zu nehmen, das wir in gerader Linie mit der Strasse, durch die wir eingerückt, erblickten.“ Nach geschehener Recognoscirung und nachdem man den Angriffsplan mit aller militärischen Genauigkeit entworfen, „ermahnten die Freibeuter sich gegenseitig wacker über den Feind herzufallen und rückten in tüchtig raschem Schritte zum Angriff vor.“ Als sie den Festungswerken bis auf Kanonenschussweite nahe gekommen, feuerte man auf sie, aber bei jedem Schusse „machten die Piraten eine Verbeugung bis zur Erde, wodurch der Schuss unschädlich über sie hinwegflog.“ Hierauf brachen die Seeraüber in die Haüser ein und drangen von Haus zu Haus durch die eingeschlagenen Wände vor, bis sie nahe genug gekommen, um von ihren Feuerwaffen und Handgranaten Gebrauch zu machen, und da sie an Zahl die Uiberlegenen und zudem an harten Kampf gewöhnt waren, so gelang es ihnen bald, sich zu Meistern des Forts zu machen. Auf Seite der Piraten wurden vier Mann getödtet und acht verwundet, „so dass wir“, bemerkt De Lussan mit Wohlgefallen, „in Wahrheit doch recht wohlfeil wegkamen.“ Hierauf zogen sie in die Hauptkirche und sangen wie fromme Leute das Te Deum, stellten ihre Wachposten aus, setzten die *Corte de Guardia*, wahrscheinlich eine Art von Plünderungscommission, ein und zogen dann auf das Zusammenschleppen der Beute aus. Aber mit ihrem Siege sah es dürftig aus, denn sie fanden nur „Weniges von Sachen und einige Lebensmittel.“ In ihrer Erwartung bitterlich getaüscht sandten sie Detachements aus, um die Schätze zusammenzuholen, die, wie sie meinten, auf den Besitzungen ausserhalb der Stadt verborgen sein möchten, aber mit keinem bessern Erfolge, denn sie kamen, wie De Lussan in classischer Sprache bemerkt, „*re infecta*“ zurück. Sie fassten jetzt ein Weib ab und schickten es an die Spanier mit der Forderung eines Lösegeldes für die Stadt und mit der Drohung, dieselbe einzuäschern, im Fall ihrem Begehren nicht gewillfahrt würde. Allein die Einwohner waren nicht so leicht in Schrecken zu setzen und kümmerten sich gar nicht um eine Antwort, worauf die Piraten „aus reinem Aerger und aus Rache Feuer an die Haüser legten.“

Während die Seeraüber hier ihr arges Wesen trieben, hegten sie, ihres mühe- und gefahrvollen Lebens müde, den Wunsch, über den Nicaragua-See nach Europa zurückkehren zu können. Allein — um ihre eignen Worte zu gebrauchen — „das Ende der Gefahren und Leiden, die das Schicksal für sie aufgespeichert hatte, war noch nicht gekommen und sie vermochten keinen Vortheil aus der sich bietenden günstigen Gelegenheit zu ziehen, aus diesen Gegenden der Welt hinwegzukommen, die, obwohl sehr reizend und angenehm für die hier Ansässigen, doch nicht so einer Handvoll Menschen erschienen, die keine Schiffe besassen, die meiste Zeit keinen Mundvorrath hatten und immer unter Feindesschaaren umherzogen, gegen die sie beständig auf ihrer Hut sein mussten.“ So zogen sie unter unendlicher Noth und Gefahr wieder zur Küste zurück, genöthigt, sich jeden Fussbreit Landes zu erkämpfen. Sie schifften sich wieder ein und segelten nach Realejo, das sie wegnahmen, gleichwie nachher Pueblo Viejo und Chinandega, und führten selbst einen Angriff auf Leon aus. Diese selben

Menschen machten, nachdem sie an der Küste noch Weiteres verübt, einen forcirten Marsch quer über den Continent hinweg, von der Fonsecabai bis zum Kap Gracias a Dios, durch das Norddepartement von Nicaragua (Segovia) und Honduras.

De Lussan schildert die Stadt Granada zur Zeit seines Besuchs als eine grosse und geraümige Stadt „mit stattlichen Kirchen und Haüsern von recht guter Bauart, nebst verschiednen Klöstern sowohl für Männer als für Frauen.“ Die Stadt umgaben „eine grosse Menge schöne Zuckerpflanzungen, die mehr Dörfern als blossen Plantagen glichen.“

Die Lage von Granada ist wunderbar gewählt. Es nimmt einen sanften Abhang ein, der sich zum See absenkt, welcher letztere hier eine schöne, zum Theil geschützte Bai, die Bai von Granada genannt, bildet. Auf einer Seite erhebt sich der grosse Vulkan Momobacho, während dahinter die wellenförmigen Hügel und Landrücken zwischen dem See und dem stillen Meere hinziehen. Die Lage ist in der That die einzige passende am westlichen Ufer des Sees, nahe dessen nördlicher Spitze, wo eine bedeutende Stadt mit gehöriger Rücksicht auf Raum, gesunde Luft und Bequemlichkeit zum Handel erbaut werden konnte. Und während Leon, weil es fast sofort zum Regierungssitz erhoben und in einem fruchtbarern und volkreichern District erbaut ward, eine stärkere Bevölkerung und eine grössere Anzahl grossartiger öffentlicher Gebaüde behalten hat, hat Granada stets einen höhern Rang in Rücksicht auf den Handel eingenommen. Durch diese Stadt ist seit der frühesten Zeit der Hauptverkehr des Landes nebst einem Theile aus den angränzenden Provinzen und Staaten gegangen. Sie hat von Gewalt weniger gelitten als die politische Hauptstadt, und obwohl den gleichen Einflüssen, die das Land im Allgemeinen bedrückten, unterworfen, hat es sie doch weniger empfunden. In Folge dessen hat sich hier ein bedeutender Reichthum concentrirt und ihre Handelsbeziehungen haben so manche fremde Sitten und Gebraüche eingeführt, ohne indessen ihren centralamerikanischen Grundtypus wesentlich zu ändern. Im Laufe der Zeit haben sich hier mehr Ausländer niedergelassen als im ganzen übrigen Staate. Einige derselben sind, nachdem sie grosses Vermögen erworben, nach ihrer Heimath zurückgekehrt, während Andere aus Gewohnheit oder Neigung hier geblieben sind und sich der eingebornen Bevölkerung fast gänzlich assimilirt haben.

Die Bevölkerung Granada's wird gegenwärtig auf 12—15000 Seelen geschätzt; welche Schätzung indessen wohl bedeutend von der Wahrheit abliegen mag. Als Juarros schrieb, berechnete man die Bevölkerung zu 863 Europäern, Spaniern und Kreolen, 910 Mestizen, 4765 Ladiños und 1695 Indianern; zusammen: 8233.

Zur genauen Würdigung des Handels von Granada fehlt es an allen Hilfsmitteln. Mit Ausnahme einiges directen Handels mit der Stadt Rivas oder Nicaragua, die am See 45 Meilen unterhalb Granada liegt, geht der gesammte Handelsverkehr mit San Juan durch diese Stadt. Hier wohnen fast alle Eigner der zur Beschiffung des Sees und Flusses verwendeten Boote, wie auch die meisten *„marineros“* d. i. die bei Führung der Boote beschäftigten Leute. Hier giebt es verschiedene Grosshandelshaüser, die mit Neuyork, London, Liverpool, einigen französischen, spanischen und italiänischen Häfen und mit Jamaica in directem Verkehr stehen. Ihre vornehmsten Waaren haben die Kaufleute seit einer Reihe von

Jahren von der letztgenannten Insel bezogen, wo sie bessern Credit geniessen sollen als die Kaufleute aus irgendeinem andern spanischen Staate. Die Geschäfte sind haüfig, wenn nicht in der Regel, Contantgeschäfte oder, was Dasselbe ist, Rimessen in Bullion, Indigo oder andern Stapelwaaren von hohem Werth und geringem Umfang. Indessen werden oft Vorschüsse auf künftige Ernten, die selten missrathen, gemacht. Die vornehmsten Importen sind Eisen, Kupfer, Porzellan, Seide, Callico's, Cottone u. s. w., während die Exporten, wie schon erwähnt, in Indigo, Bullion, Haüten, Brasilienholz und Kaffee bestehen. Da es fast unmöglich ist, der Erzeugung tropischer Hauptproducte in Nicaragua, als da sind Indigo, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Reis, Zucker und Tabak, ungerechnet Haüte, Färbehölzer und Arzneiwaaren, Schranken zu setzen, so müssen Granada's Reichthum und Bedeutung in dem Grade fort und fort zunehmen, als die Hilfsquellen des Landes durch fremdes Kapital und fremden Unternehmungsgeist, die beide reissend rasch hierher sich wenden, entwickelt werden. Diese Bemerkung wird sich selbst dann als wahr erweisen, wenn auch der künftige Kanal oder die projectirte Transitroute zwischen den beiden Oceanen nicht durch die Stadt geht oder nicht in ihrer Nähe vorüberführt, da sie in der That die einzige passende Stelle für eine grosse Stadt am südlichen oder westlichen Ufer des Sees einnimmt und den grossen Centralpunkten der Bevölkerung und Production näher als alle andern ist und für immer sein und bleiben muss. Bereits sind mehre amerikanische Hotels und Handelshaüser hier errichtet worden und die Stadt wird allmälig besser bekannt als irgendeine andre in ganz Centralamerika. Auch macht jetzt ein kleines Dampfboot seine regelmässigen Fahrten zwischen ihr und San Carlos am Abfluss des Sees. Es ist nur noch nöthig, ein oder zwei kurze Werfte anzulegen, um das Landen zu erleichtern und den Schiffen vor den Wellen des Sees, die hier manchmal mit der Gewalt und Majestät der Meereswogen hereinrollen, Schutz zu gewähren.

Der Nicaragua-See, *Cocibolca* von den Urbewohnern genannt, der Granada seine Wichtigkeit giebt und den hervorstechendsten Zug in der Natur des Landes bildet, ist im Allgemeinen bereits in der Einl. im 2. Kapitel beschrieben worden. Er zog natürlich vor Allem die Aufmerksamkeit der spanischen Abenteurer auf sich, deren wunderbare Nachrichten von ihm in Spanien viel Speculation über die Möglichkeit einer Wasserverbindung zwischen den beiden Oceanen erweckten. Ward es doch von Einigen mit aller Zuversichtlichkeit verkündet, dass Wasserstrassen von ihm aus in die Süd- und Nordsee sich öffneten. Er ward indess nicht eher als im J. 1529 vollständig erforscht. In diesem genannten Jahre, erzählt uns der Historiker Oviedo y Valdez (der zu der Zeit, von welcher er schreibt, im Lande war, dessen Chronik aber bis zum J. 1840 Manuscript blieb), — in jenem Jahre also schickte Pedro de Avila einen Mann, Namens Martin Estete, an der Spitze eines Detachements Soldaten und Indianer auf eine Erforschung sowohl des Nicaragua- als des Managua-Sees aus. Sie kamen in einen Gau, welcher *Voto* hiess und nördlich vom Managua-See gelegen haben muss, geriethen aber hier in Verwickelungen mit den Eingeborenen, wurden angegriffen und zurückgetrieben. Sie erblickten indessen von der Höhe eines Berges aus eine grosse Wasserfläche, die sie für einen dritten See annahmen. Wahrscheinlich war es der grosse

Golf von Fonseca, der beinahe ganz von Land umgeben ist und aus der Ferne wohl für einen Binnensee genommen werden konnte. Diese Expedition hatte keine Ergebnisse von Werth. Später jedoch ward eine Privatexpedition von Kapitän Diego Machuca, einem Freunde des Historikers Oviedo, unternommen, welche glücklicher war und mit der Entdeckung des Abflusses der beiden Seen endete, auf welchem die kühnen Reisenden hinab bis zum Meere fuhren. Ich werde den alten Schriftsteller seine Geschichte selbst erzählen lassen. Er sagt:

„*Voriges Jahr* (1540) *traf ich in der Stadt Santo Domingo den Steuermann Pedro Cora, der mit zu Denen, die den Estete auf seiner Fahrt nach Voto begleitet, gehört und das Land und den zweifelhaften See gesehen hatte. Er erzählte mir, er wäre von Neucastilien unter der Statthalterschaft des Francisco Pizarro hergekommen und hätte im Hafen von Nombre de Dios einige alte Freunde getroffen, die er in der Provinz Nicaragua kennen gelernt und die eine Feluke und eine Brigantine an den Ufern des grossen Sees von Nicaragua, der in der Sprache des Landes* C o c i b o l c a *heisse, erbaut hätten. Mit ihnen war ein Mann, Namens Diego Machuca, mit dem ich genau bekannt geworden und welcher Gouverneur des Landes des Kaziken Tenderi und des Landes um den See Masaya gewesen war. Nachdem sie einige tausend Thaler auf den Bau und die Ausrüstung dieser Schiffe auf ihre eigenen Kosten verwendet, schifften sie sich in der Absicht ein, diese Seen gründlich zu erforschen oder bei dem Versuche unterzugehen. Kapitän Diego Machuca reiste an der Spitze von zweihundert Mann über Land dahin und behielt immer die gleiche Richtung mit den Booten bei, die von einigen Canoas begleitet waren. Sie kamen mit der Zeit an der Stelle an, wo die Gewässer dieser Seen in das nördliche Meer zu fliessen schienen. Da sie nicht wussten wo sie waren, folgten sie der Seeküste in östlicher Richtung und erreichten endlich den Hafen von Nombre de Dios, wo der Steuermann (obiger Pedro Cora) mit ihnen zusammentraf. Er unterhielt sich, ass und trank häufig mit ihnen, die auf solche Weise von diesen Seen aus ins Meer gefahren waren. Er sagte mir auch, dass Doctor Robles diese Leute als Gefangene bei sich festhielte, weil er am Ausflusse dieser Seen eine Colonie zu gründen wünschte, um so aus der Arbeit Anderer Gewinn zu ziehen; wie es so bei diesen gelehrten Menschen zu gehen pflegt, denn der Gebrauch, den sie von ihrer Weisheit machen, geht mehr dahin zu rauben als gerecht und billig zu sein; und dieses galt von diesem Manne mehr als von Andern, denn er war nicht blos ein Licentiat oder Baccalaureus, sondern gar ein Doctor, der höchste wissenschaftliche Grad, und hat er sich darum als der grösste Tyrann erwiesen. Aus diesem Grunde hat man ihm sein Amt genommen. Wenn er es übrigens versucht hätte, an diesem Ausflusse eine Colonie zu gründen, so würde er es mit dem Kapitän Machuca zu thun bekommen haben, der nicht eingewilligt haben würde, auf solche Weise Zeit, Geld und Mühe verloren zu haben; der alte Krieger würde dem weisen Herrn Juristen doch gar zu scharfschneidig erschienen sein. Ich fragte den Steuermann, an welchem Punkte an der Küste diese Seen sich ins Meer ergössen;*

er erwiederte mir aber, dass er diess zu sagen keine freie Hand hätte. Ich glaube, dass es sein eigner Wille war, es vor mir geheim zu halten, und dass er um dieser Sache willen und im Namen Derer, die die Entdeckung gemacht, nach Spanien ging. Meine Meinung ist, dass diese Stelle etwa hundert Leguas westlich von Nombre de Dios liegt. Erfahre ich hierüber noch Weiteres, so werde ich es in den Schlusskapiteln dieses Buchs vorbringen.

„Ich betrachte die sogenannten zwei Seen Nicaragua's nicht als getrennte Seen, da sie ja miteinander in Verbindung stehen. Vom Südmeere sind sie durch einen schmalen Streifen Landes getrennt und ich möchte die Entfernung von ihrem obern Ende bis zur Ausmündung ins Nordmeer auf 250 Leguas bestimmen. Die von Pedro Arias und Andern angegebenen Masse sind nicht richtig, weil sie ihre Ausdehnung nicht kannten. Sie haben einen getrennten See nach der Gegend zu, wo Leon de Nagrando liegt, im Gebiete eines gewissen Kaziken Tipitapa, angenommen, der mittelst eines engen Kanals mit dem See von Granada (Nicaragua) zusammenhängt. Im Sommer ist nur wenig Wasser in diesem Kanal, so wenig, dass ein Mensch ihn durchwaten kann, da das Wasser nicht höher als bis zur Brust reicht. Dieser See ist reich an ausgezeichneten Fischen. Was aber beweist, dass sie beide Ein See sind, ist der Umstand, dass sie beide gleichgrossen Uiberfluss an Meerfischen und Schildkröten haben. Ein zweiter Beweis ist, dass man im J. 1529 in der Provinz Nicaragua am Ufer dieses Sees einen Fisch fand, den man nirgends ausser im Meere gesehn und welcher Schwertfisch (pexe biguela) heisst wegen eines Knochens, der an beiden Seiten mit scharfen Spitzen versehen ist und ganz vorn an seinen Kiefern sitzt. Ich habe einige dieser Fische von solcher Grösse gesehen, dass zwei an einen Wagen gespannte Ochsen sie kaum ziehen konnten. Der eine derselben, den man an den Ufern dieses Sees fand, war klein, nämlich nur etwa zwölf Fuss lang, und muss beim Ausflusse des Sees hereingekommen sein. Sein Schwert hatte nur die Breite einer Hand und die Dicke von zwei Fingern.

„Das Wasser der Seen ist sehr gut und gesund und es ergiessen sich eine grosse Anzahl von kleinen Flüssen und Bächen in sie. An manchen Stellen ist der grosse See fünfzehn bis zwanzig Faden, an andern wieder kaum einen Fuss tief, daher er nicht überall schiffbar ist, sondern nur in der Mitte und mit eigens dazu gebauten Barken.

„Er hat eine grosse Menge von Inseln von ziemlichem Umfange und bedeckt mit Viehherden und kostbaren Wäldern. Die grösste hält acht Leguas im Umkreise und ist von Indianern bewohnt. Sie ist sehr fruchtbar, reich an Wild und Kaninchen und trägt den Namen Ometepec, welches bedeutet „zwei Berge." In früherer Zeit hatte sie eine weit zahlreichere Bevölkerung als jetzt, die unter acht bis zehn Ortschaften sich vertheilte. Der östlich gelegene Berg auf dieser Insel ist sehr niedrig, der andre aber so hoch, dass man seine Koppe selten sieht. Als ich bei dieser Insel vorüberfuhr, war die Luft ganz klar und ich konnte daher den Gipfel ohne Mühe erkennen. Ich kam des Abends bei einem Landgute vorbei, das einem Herrn Namens Diego Mora gehörte und auf dem festen Lande in der Nähe der Insel lag. Der Verwalter desselben erzählte mir, dass er während der

zwei Jahre, die er hier gelebt, den Gipfel nur Ein Mal zu sehen bekommen hätte, weil er stets mit Wolken bedeckt wäre.

„An der südlichen Seite des grossen Sees liegt ein kleinerer, Songozana genannt, der von jenem durch ein flaches, nur 150 *Schritte breites Ufer getrennt ist. Er wird von Regen gebildet, die ihn während der Regenzeit ausfüllen, und da er höher als der grosse See liegt, so reissen seine Gewässer den Sand hinweg und ergiessen sich in ihn. Diese Lagune wimmelt alsdann von Alligators und allen Arten von Fischen. Während des Sommers aber trocknet sie beinahe aus. Die Indianer schlagen dann eine grosse Menge Alligators und Fische mit Keulen todt. Sie ist etwa anderthalb Leguas lang und dreiviertel Legua breit. Ich besuchte sie in der letztern Hälfte des Julius* 1529 *und es war da nur wenig Wasser darin. Der Landwirth, dessen ich erwähnt, besass viele Schweine, die sich von den Fischen, die sie hier fingen, nährten und so gross waren, dass man sich vor ihnen entsetzte, und diess um so mehr, da sie den Geruch und Geschmack von Fischen hatten. Aus diesem Grunde hält man sie jetzt von der Lagune entfernt und lässt sie blos zum Saufen hingehen.*

„In der Gegend hier giebt es zahlreiche schwarze Tiger, die in den Herden jenes Landmanns grosse Verwüstung anrichteten. Er besass einige vorzügliche Hunde, die eine Menge dieser Tiger getödtet hatten; er zeigte mir besonders einen, der zwei oder drei getödtet hatte. Das Fell eines dieser Thiere, das er mir wies, war schwarz wie Sammet. Diese Art ist wilder als die gefleckte Varietät. Er sagte, er würde seine Hunde nicht für tausend Thaler hingeben, denn so viel wären seine Schweine werth und ohne die Hunde würden die Tiger sie alle umgebracht haben.“

Eine Lagune, die der von Oviedo beschriebenen Lagune *Songozana* so ziemlich gleicht, findet sich etwa sechs Meilen oberhalb der Stadt Granada, nahe dem Orte, welcher „Los Cocos“ heisst; ich bin aber nicht gewiss, ob sie jemals austrocknet. Die Angabe, dass der Schwertfisch bis in den See gekommen sei, erscheint etwas verdächtig, wiewohl man bemerken muss, dass Oviedo in Dingen dieser Art in der Regel sehr genau ist. Thatsache ist es aber, dass es Haifische in Menge in dem See giebt. Sie werden um ihrer Raubgier willen *„tigrones“* (grosse Tiger) genannt. Es sind Beispiele bekannt, dass sie Menschen, die bei Granada einen Steinwurf vom Strande entfernt badeten, angegriffen und getödtet haben, und ich selbst habe sie von den Wällen des alten Castells aus zu wiederholten Malen gesehen, wie sie, mit den Flossen über dem Wasser, umherschossen. Es findet sich in dem Nicaragua- und Managua-See eine grosse Mannichfaltigkeit von Fischen, die von den Uferanwohnern in Menge gefangen und verspeist werden. Man war einmal der Meinung, der Nicaragua-See habe Ebbe und Fluth gleich dem Meere, und der Umstand, dass er wirklich steigt und fällt, führte frühzeitig zu dem Glauben, er sei blos ein Aestuarium oder eine Seebucht. Die Erscheinung ist indess leicht zu erklären. Wie ich schon gesagt, ist der herrschende Wind in Nicaragua der Nordost-Passat, der hier über den ganzen Continent hinwegstreicht. Dieser ist am stärksten des Nachmittags und Abends, wo er das

Wasser den westlichen Gestaden des Sees zutreibt; er legt sich gegen Morgen, wo dann das Gleichgewicht wiederhergestellt wird und eine Ebbe folgt. Die Regelmässigkeit, mit welcher die Winde wehen, giebt auch dem Steigen und Fallen des Sees die entsprechende Regelmässigkeit. Bisweilen, wenn der Wind beständig und stärker als gewöhnlich aus der genannten Richtung weht, wird das tiefliegende Land am entgegengesetzten Ufer des Sees in bedeutender Ausdehnung überschwemmt. Indess sind solche Fälle nur selten.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Reiseberichts — Ankunft des Obergenerals — Die Armee — Feuerwerke bei hellem Tage — Gefangne — Zusammenkunft mit General Muñoz — Ankunft der californischen Escorte — „*Piedras antiguas*" — Der Stein mit dem Munde — „*El Chiflador*" — Andere Antiquitäten — Rüstungen zur Abreise — Karren und „*carreteros*" — Aergerliche Verzögerungen — Abreise — Wie ich unterwegs statt eines schlechten Maulthiers ein gutes Pferd erhielt — Fernansicht der Seen — Waldes-Freiheit — Ankunft zu Masaya — Grosser Einzug — Oeder Marktplatz — Eine militärische Hinrichtung — Eine „*Posada*" — „*Hijos de Washington*" — Der getaüschte Stadtrath — Wir entgehen einer Ovation — Strasse nach Nindiri — Anrede an Nindiri — „*Algo fresco*" — Die Umgebung des Vulkans von Masaya — „*Mal Pais*" — Lavafelder — Ansicht des Vulkans — Seine Ausbrüche — „*El Infierno de Masaya*" — Oviedo's Bericht von seinem Besuche auf ihm im J. 1529 — Seine Thätigkeit zu jener Zeit — Der Hinaufweg — Der Krater — Das alte Weib vom Berge — Das Hinabsteigen des Mönchs Blas Castillo in den Krater.

Der Sonntag, der Tag nach den oben im fünften Kapitel erzählten Ereignissen, ward mit allgemeinem Glockengelaüte und einem tollen Losplatzen von Kanonenschlägen Seitens der Knaben eröffnet. Wegen der glücklichen Ankunft des Generals und seiner Armee ward in der Parochialkirche Hochamt gehalten. Jetzt zeigte sich's, welche Wirkung der „*bando*" gethan hatte. Roth und gelbes Tuch hing von allen Balcons herab; prächtig bunte Vorhänge beschatteten jedes Fenster, Blumenkränze hingen über jeglicher Hausthür und kleine Fahnen und Baumzweige waren an allen passenden Plätzen aufgesteckt. Ganz bezonders verschwenderisch und phantastisch hatte man den Hauptplatz ausgeschmückt. Kurz, die Strassen glichen so ziemlich den unsrigen daheim, wenn sie bei Gelegenheit eines politischen Festes oder bei einer ähnlichen Veranlassung, wo es der Abgeschmacktheit und dem Unsinn aller Art gestattet ist, ungestraft sich breitzumachen, sich herausgeputzt haben. Männer, Frauen und Kinder — Alles zeigte sich im schönsten Festtagskleide und schien aufgeraümt und guter Dinge zu sein. Es war ein allgemeiner Umschlag aus der verzagten, gedrückten Stimmung, die so lange des Volks Gemüth belastet; und wie ich durch die Vorstadt Jalteva schlenderte, bemerkte ich, dass schon viele der flüchtigen Einwohner zurückgekehrt waren und dieser Stadttheil wieder anfing einen Schein von Leben zu bekommen. Gegen 11 Uhr langten Boten an, welche verkündeten, dass der General bei einem „*hato*" (Meierhof) eine Legua von der Stadt Halt gemacht habe und nur auf die Ankunft des Hauptcorps seiner Truppen warte. Nicht lange, so hörte ich Trommelwirbel auf dem Marktplatz und sah

gleich darnach eine grosse Cavalcade, aus den Municipal- und Departementalbeamten und mehren hundert vornehmen Einwohnern bestehend, bei mir vorüber- und dem General zur Bewillkommung entgegenreiten. Als sie fort waren, trat Stille in der Stadt ein; die Ruhe der Erwartung war dem lärmenden Treiben der Vorbereitung gefolgt; und da nun nichts mehr zu sehen war, so ging ich in meine Wohnung zurück, legte mich in meine Hängematte, die im Corridor des Hauses angebracht war, wo der kühle Wind, durch die Blätter der Orangen raschelnd, freien Durchzug hatte, und nahm Layards „Niniveh" zur Hand, das einen oder zwei Tage vor meiner Abreise aus den Vereinigten Staaten erschienen war. Da las ich von beflügelten Stieren, von Priesteraufzügen und arabischen Banden und versuchte in einem Zustande des Halbwachens mit Mühe und Noth Einiges von den Jezidis zu erfassen, worein sich aber freilich immerfort die Bootsleute vom See und die Najaden von San Miguelito mischten, — als ein Kanonenschuss und das gleichzeitige Ertönen sämmtlicher Glocken in der Stadt mich plötzlich auf meine Füsse brachten und das Nahen des langerwarteten und langersehnten Generals verkündeten.

Ich wählte meinen Platz im aüssern Corridor, um Alles, was zu sehen sein möchte, mit anzusehen. Die Strassen waren auf beiden Seiten mit Menschen eingefasst, grösstentheils Frauen mit schreiendbunten Schleiertüchern auf dem Kopfe, während jede Hausthür, jedes Fenster, jeder Balcon von dem vornehmern, in seinem allerreichsten Glanze prangenden Theile der Bevölkerung besetzt war. Die Kanonenschüsse setzten sich in regelmässigen Pausen fort und wurden in dem Grade immer deutlicher, als die Geschütze näher kamen, während die Glocken ein ununterbrochenes und fast betaübendes Laüten unterhielten. Wie langsam doch der General, dacht' ich bei mir, vorrückt und wie viel Zeit er braucht, ehe er ankommt; denn es währte eine volle Stunde, ehe die Spitze des Aufzugs, als sie um eine Ecke in der Nähe meiner Wohnung bog, mir sichtbar ward. Erst kam ein grosser Haufen Reiter, die die ganze Strasse einnahmen, in grösster Unordnung bei mir vorüber; doch waren diess, wie ich bald bemerkte, die Bürger, die ausgerückt waren, um als Escorte zu dienen. Diesen folgte ein kleines Detachement Lanciers, die in schönster Ordnung sich bewegten und sich recht stattlich ausnahmen. Nach ihnen kam ein Trupp Officiere in glänzender Uniform, voran das Banner der Republik, um welches das Volk in dichten Schaaren sich drängte und schrie: „Es lebe der glorreiche General!" „Es lebe die oberste Regierung!" „Es lebe die Republik!" „Tod den Feinden der Ordnung!" Ich erkannte ohne Mühe unter der schönen Männerschaar, die seinen Stab bildete, die hohe und gebietende Gestalt des General Muñoz selbst heraus. Er ritt ein prachtvolles Pferd und trug eine saubere blaue, mit Roth aufgeschlagene Halbuniform und einen mit schwarzem Wachstaffet überzogenen Panama-Hut. Die ihm geltenden „Vivas" und die Grüsse der Señoras und Señoritas auf den Balcons erwiederte er mit leichter und anmuthiger Verbeugung. Ich beobachtete, als er mir nahe kam, sein Gesicht genau: es war seelenvoll aber fest, — der Ausdruck seines wahren Charakters, des Charakters eines humanen, ritterlichen, hochgesinnten und tapfern Mannes. Ich hielt ihn damals und halte ihn noch jetzt für den schönsten Officier, den ich jemals sah.

Hinter dem General und seinem Stabe kam ein andres Detachement

Lanciers, gefolgt von einem Musikchor; darauf die Soldaten divisionsweise. Die Ersten waren die „Veteranos“ oder Liniensoldaten, in weissen Pantalons und Jacke, einer kleinen schwarzen Mütze mit rothem Pompon vorn, einem netzartigen Tornister, einer wollnen, wie eine Toga über die eine Schulter geworfnen Decke und einer Muskete auf der andern Schulter. Darin besteht ihre gesammte Ausrüstung; sie brauchen keine Zelte, kein Gepäck, keine Provisionswagen. Stellt sich Regen ein, so werfen sie ihre Decke über die Schultern und die Schlösser der Flinten, streifen die Beinkleider bis zum Schenkel herauf und marschiren weiter. Nachts wikkeln sie sich in ihre Decken und legen sich irgendwo nieder. Ein Pisang und ein Stück Käse oder *tortilla* oder eine Tasse *tiste* bilden ihre einfachen Rationen, und bei solcher Kost marschiren sie vierzig und fünfzig Meilen den Tag und durch ein Land, in welchem eine gleiche europäische oder amerikanische Truppe im Durchschnitt nicht zehn Meilen machen würde. Dieses Veteranencorps marschirte mit grosser Präcision und in guter Ordnung, wornach die Recruten kamen, ein etwas derb aussehender Menschenschlag, in alle mögliche Kostüme gekleidet und nicht besonders streng im Halten der Linie und in der Markirung des Schritts. Einige trugen blos Beinkleider und Hut, den letztern nicht immer von der classischsten Form; Einige hatten lange Beine an den Hosen, Andre kurze, Manche gar keine; aber sie schienen Alle gutes Muths zu sein und bereit zu Allem, was da kommen möchte. Sie grüssten und nickten häufig Bekannten unter den Zuschauern zu, sprachen auch manchmal mit ihnen, — Ungehörigkeiten, denen sich die „Veteranos“ niemals schuldig machten. Die Letztern, die fast lauter Indianer waren, sahen wirklich so hart und regungslos wie Menschen von Bronce aus. Unter den Officieren in des Generals Stabe bemerkte ich einen vollblutigen Neger; aber seine Gesichtsform war so regelmässig wie die eines Europäers. Er zeichnete sich später durch seine Tapferkeit und Treue aus und ward in Folge dessen befördert.

Wie der Aufzug auf den Marktplatz kam, wurden, obwohl es heller, lichter Tag war, eine Anzahl Feuerwerke und Raketen losgelassen, die einen gewaltigen Lärmen und Qualm erzeugten, aber nichts von jenen glänzenden Schlussdecorationen zum Bessten gaben, um deretwillen sie bei uns gegeben werden und von denen das Volk hier keine Idee zu haben scheint. Der vornehmste Zweck schien zu sein, grossen Lärmen zu machen, und diess gelang ihnen denn auch vollkommen gut.

Am selben Nachmittage rückte auch eine Division von Truppen, die am Tage zuvor ausgesandt worden waren, um einen Insurgentenhaufen, der sich beim indianischen Flecken Diriomo concentrirt hatte, zu zersprengen, in die Stadt ein. Sie hatten ihren Zweck erreicht und brachten eine Anzahl Gefangne mit sich. Unter diesen Letztern war einer von Somoza's Lieutenants, der die Hände auf den Rücken gebunden einhermarschirte. Eine Tragbahre folgte mit einem verwundeten Krieger, dem im Kampfe die Hälfte des Gesichts weggeschossen worden war, was einen grässlichen Anblick bot.

Noch vor Eintritt des Abends zeigte es sich deutlich, dass jetzt eine energische Hand die Angelegenheiten leitete; es wurden Leute abgefertigt, welche die zur Sicherheit nach „Los Cocos“ gesandten Boote herzubringen sollten; es wurden Streifwachen detachirt, um Erkundigung einzuziehen;

ein Regiment Neuangeworbner ward beordert, am nächsten Morgen mit den Waffen zu erscheinen, und eine Proclamation erging, welche Allen, die sich wider die Regierung geschaart, Sicherheit gewährte, wenn sie zur Stelle erscheinen und ihre Waffen ausliefern würden. Die Patrouillen wurden verdoppelt und die Alerta-Rufe der muntern Wachposten erschollen diese Nacht in vermehrter Zahl. Des Abends ward eine Versammlung abgehalten, zu welcher alle vornehmste Bürger, welches auch ihre frühern Meinungen gewesen sein mochten, eingeladen wurden und worin der General selbst dadurch ein Beispiel patriotischer Mässigung und brüderlichen Sinnes gab, dass er Männern die Hand darbot, die seit Jahren mit ihm gebrochen hatten. Der Erfolg war günstig und die Versammlung entschloss sich zum raschesten und energischsten Handeln.

Am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang sah ich, als ich zu meinem täglichen Bad im See ritt, den General, in seinen Soldatenmantel gehüllt, schon auf dem Markte seine Truppen exerciren. Um 11 Uhr stattete er mir in Begleitung seines Stabes einen förmlichen Besuch ab. Meine frühere günstige Meinung von ihm ward durch diese Zusammenkunft nur noch mehr bestärkt. Er sprach von den Unruhen im Lande mit dem Schmerze eines Patrioten, aber der Entschiedenheit eines Generals und gab mir eine kühne und unparteiische Skizze von ihrem Ursprunge und von der Demoralisation des Volkes. In allgemeinen Gegenständen war er ganz zu Hause und seine Unterhaltung zeugte von Kraft und Freimüthigkeit. Er war einmal in Neuorleans gewesen und hatte hier Herrn Clay gesehen, der einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn zurückgelassen zu haben schien. Ich fand ihn vollkommen vertraut mit Ursprung und Fortgang des mejicanischen Kriegs und mit den beziehendlichen Rollen, welche die amerikanischen Officiere darin gespielt. Uiber die britischen Angriffe liess er sich mit grosser Bitterkeit und in einer Weise aus, welche zeigte, wie tief und unaustilgbar die Gefühle des Hasses waren, die sie erzeugt. Diese Angriffe, sagte er, zu einer Zeit unternommen, wo das Land eben erst begonnen hatte, sich von seinen innern Erschütterungen zu erholen, und wo seine patriotischer gesinnten und einsichtsvolleren Bürger, ehe sie in Verzweiflung dem Vaterland den Rücken kehrten, noch eine letzte Anstrengung zu seinen Gunsten und zur Wiedereinsetzung einer friedlichen und guten Regierung machten, — diese Angriffe in einem solchen Augenblicke unternommen, wären Verbrechen ebensogut wider die Menschheit wie gegen den Staat. Gerade dann, als es der Regierung gelungen gewesen, die Armee neu zu gestalten und das öffentliche Vertrauen wiederherzustellen, als alle ihre Hilfsquellen nöthig gewesen, um ihre neue und aufgeklärte Politik ins Leben zu führen, hätte sie sich in einen auswärtigen Streit verwickelt, unter den schalsten Vorwänden ihres halben Gebiets beraubt, ihre Einkünfte abgeschnitten und ihre Kräfte gelähmt gesehen durch eine Nation, die sich als die erleuchtetste und menschenfreundlichste in der Welt bekenne! Er hätte sich oft entmuthigt gefühlt, aber immer in der unbestimmten Hoffnung fortgekämpft, dass die Lage des Landes die Theilnahme andrer Nationen erwecken und deren gute Dienste zu seinen Gunsten gewinnen würde, — wie er diess gegenwärtig von den Vereinigten Staaten erhoffte. Die jetzigen Wirren im Lande, fügte er hinzu, hätte man geradezu den Engländern aufgebürdet; doch sei dem wie ihm wolle, so wäre diese Nation für die Folgen unmit-

telbar verantwortlich, sofern die Insurgenten bei aller ihrer Bereitheit dazu es nie gewagt haben würden, offne Gewaltacte zu begehen, wenn sie nicht gemeint hätten, der Streit mit England habe die Hände der Regierung geschwächt und sie fast machtlos gemacht und sie würden bei einem Angriffe auf sie von britischen Agenten, wenn nicht vom britischen Gouvernement selbst, in gewisser Weise Aufmunterung und Unterstützung erhalten.

Ich bin bei Mittheilung des genauen Inhalts dieser Unterredung darum so umständlich, weil dieselbe später auf plump lügenhafte Weise dargestellt und von Seiten der britischen Agenten zum Gegenstande einer nicht allzu feinen, aber sehr charakteristischen officiellen Correspondenz gemacht worden ist.

Am Nachmittage dieses Tages rückte die erste Abtheilung unsrer californischen Escorte, in einer Uniform von rothen Hemden und gleich Raübern bewaffnet, in Granada ein. Sie berichteten, dass der Rest für die Nacht bei der Stadt Masaya Halt gemacht, in der Absicht, den merkwürdigen See bei diesem Orte zu besuchen, und dass er morgen früh hier eintreffen würde. Der Marsch des Generals hatte die Strassen gesaübert und da unsre Ankunft in der Hauptstadt mit Spannung erwartet ward, so beschloss ich, Granada so bald wie nur immer möglich zu verlassen, und traf demgemäss meine Einrichtungen.

Abends besuchte ich ein sonderbares Uiberbleibsel aus dem Alterthum, die sogenannte *„piedra de la boca“* d. i. den Stein mit dem Munde. Es ist an der Ecke einer der nach Jalteva führenden Gassen aufgerichtet und besteht aus einem grossen und seltsam behauenen Steine, den ein wissbegieriger „marinero“ von einer Insel im See hierher geschafft hatte. Der es darstellende Kupferstich *) wird dem Leser eine bessere Vorstellung als alle Beschreibung davon beibringen und es deutlich machen, warum es seinen gegenwärtigen Namen führt. Es ragt etwa drei Fuss über den Boden hervor und ist zwei Fuss breit und anderthalb Fuss dick. Ich habe sorgfältig nach *„piedras antiguas“* (alten Steinen) geforscht, aber sehr wenig Auskunft darüber erhalten, — ja in Wahrheit gar keine, ausgenommen von einem alten Priester und einigen Bootsleuten, die mir mittheilten, dass auf der Insel Ometepec und auf der grossen unbewohnten Insel Zapatero viele zu finden wären. Ich hatte indessen jetzt keine Zeit zu ihrem Besuch, nahm aber für spätere Gelegenheit Notiz davon. Eine andre „piedra antigua“ unter dem Namen *„El Chiflador“*, d. i. der Pfeifer, stand an der Ecke des alten Franciscanerklosters. Dieser Stein war sehr zerbrochen und der Kopf und Obertheil des Körpers waren ganz zerstört. Die Fragmente, die davon noch übrig waren, zeigten, dass er gut und sorgfältig gearbeitet gewesen war. Die Sage erzählt, dass, als er fertig war, sein Mund sich aufthat und der hineinblasende Wind ein trauriges, pfeifendes Geheul darin hervorbrachte, welches den Verdacht erweckte, es sei ein leibhaftig gewordener alter „demonio“ (böser Geist) der Indianer. Daher zertrümmerten ihn die frommen Padres; wahrscheinlich aber weniger um desswillen, als vielmehr weil man oft Opfergaben vor ihm fand, die die Indianer während der Nacht hier niedergelegt. Eine andre Figur, aus schwarzem Basalt gehauen, stand und steht vermuthlich

*) Auf Taf. II. Fig. 10.

noch an der südöstlichen Ecke des grossen Platzes und stellt eine menschliche Gestalt mit weit auseinandergerissenen Kinnladen und herausgestreckter Zunge dar, über deren Kopf eine Art wilden Thieres vom Katzengeschlecht sich schmiegend legt. Sie ist ziemlich klein, aber gut gearbeitet und von kecker und überraschender Zeichnung. Diese Figur, sowie der „*Chiflador*" wurden von der Insel Zapatero hierher gebracht.

Im Laufe des Tages langte der Rest der amerikanischen Division in Granada an. Mit Einschluss meiner Reisegenossen bildeten wir einen Trupp von fünfundzwanzig Mann und jeder Einzele zugleich ein wandelndes Arsenal. Zwei Tage wurden zum Ausruhen und zu Besuchen bestimmt und der Morgen des 3ten Julius (1849) zu unserm Aufbruch festgesetzt. Den Abend zuvor ward unser Reisegepäck auf Karren verpackt und unter der Escorte eines Detachements Lanciers vorausgeschickt.

In den bewohnten Theilen Nicaragua's, wo das Land völlig eben ist oder doch nur schwach undulirt, bedient man sich fast allgemein der Karren zum Transport von Waaren und der Naturproducte des Landes. Es sind diess Dinger vom allerrohesten Mechanismus, scheinen aber doch allen Erfordernissen zu genügen.*) Den Kasten bildet ein starkes hölzernes Gerüst und die Räder sind massive Kreisausschnitte aus einem grossen Baum von hartem Holz, gewöhnlich Mahagoni. Diese letztern werden nicht gesägt, sondern zugehauen und mit einem Loch versehen, das mehr dem Nutzen als der Symmetrie oder Schönheit dient. Die Ochsen, welche kräftige, arbeitsame und abgehärtete Thiere sind, werden nicht am Joch befestigt, wie bei uns, sondern an einem Querholz, das über ihre Stirn weggeht und an ihre Hörner festgebunden wird. Zwei Paar bilden das gewöhnliche Gespann eines Karrens, bisweilen aber bedient man sich auch dreier Paare. Wenn die „*carreteros*" oder Fuhrleute mit schweren Ladungen weit zu reisen haben, führen oder treiben sie noch ein oder zwei Extra-Paare nebenher, um sie im Falle der Noth zu gebrauchen oder die andern, wenn sie ermüdet sind, abzulösen. Zu jeder „*carreta*" (Frachtwagen) gehören zwei Männer: Einer, mit seinem *machete* (breitem Schwerte) oder einer Flinte bewaffnet, geht dem Wagen voraus, um Hindernisse von der Strasse wegzuraümen und den Weg zu zeigen, denn die Ochsen sind abgerichtet ihm zu folgen; während der Andre entweder hintenher geht oder im Wagen fährt und eine lange Stange mit einem eisernen Nagel an der Spitze in der Hand hat, womit er die Thiere „berührt", wenn sie nicht mehr vorwärts wollen oder faul und schläfrig werden. Diese Art von Ermahnung ist begleitet von schreienden Zurufen an sie in corpore oder an jeden einzelen — denn jeder hat einen Namen — und von Beiwörtern, die mehr kräftig als zierlich klingen. Dadurch geschieht es, dass man oftmals eine halbe Meile weit und noch weiter das Herannahen eines solchen Fuhrwerks vernehmen kann; aber nicht durch das Schreien und Fluchen der „carreteros" allein, sondern auch noch durch das furchtbare Knarren und Quietschen der Räder, das selbst die stärksten Nerven erschüttert. Auf den Landstrassen Nicaragua's liegen überall Fragmente von zerbrochenen Frachtwagen, hier ein geborstenes Rad, dort eine entzweigebrochne Achse. Die Achsen gehen immer zuerst zum Kuckuk und deshalb führt jeder Wagen noch zwei oder drei Reserve-

*) Eine Abbildung davon findet der Leser auf Taf. II. Fig. 11.

Achsen für Nothfälle mit sich. Ist der „carretero“ aber nicht damit versorgt, so sucht er sich den ersten bessten Baum von hartem Holz und der nöthigen Dicke aus, macht daraus eine neue Achse und in Zeit von einer halben Stunde geht schon die Reise weiter. Die Lasten, die auf diesen rohen Fuhrwerken fortgeschafft werden, gränzen fast ans Unglaubliche. Die gewöhnliche Fracht ist 2500 Pfund und damit werden täglich 25 bis 40 Meilen zurückgelegt, auf welche Entfernungen die Jahreszeit einigen Einfluss hat. Des Morgens von 3 und 4 Uhr bis 8 oder 10 Uhr, und dann wieder Abends von 4 bis 9 Uhr sind die gewöhnlichen Reisestunden, weil dann die Luft verhältnissmässig frisch und kühl ist. Jedes Fuhrwerk führt einen gewissen Vorrath *„sacate“* (Heu) und Korn für seine Thiere mit sich und ihre Herren bivouakiren an der Landstrasse da, wo gerade die Nacht sie überfällt. Die Ochsen werden dann an Baüme gebunden, die Männer zünden ein Feuer an und kochen ihren Kaffee, umwickeln dann den Kopf mit einem Tuch, knüpfen, wenn es die trockne Jahreszeit ist, ihre Hängematten zwischen zwei Baümen auf und begeben sich zur Ruhe. Es ist der gewöhnliche Fall, dass zwei oder mehr Wagen in Gesellschaft fahren, um sich im Falle der Noth gegenseitig Hilfe zu leisten; dann gewähren ihre Lagerstätten, auf die der Reisende bei Nacht oft plötzlich stösst, ein höchst pittoreskes Bild. Da sieht man Einige gemächlich in Hängematten sich schwingen, Andere auf den Boden hingestreckt liegen, Andere wieder um das Feuer beschäftigt, während sie sammt und sonders mit ungeschwächter Kraft rauchen. Manchmal wird die halbe Nacht mit Kartenspiel beim Feuerschein verbracht, und laut schallendes Gelächter und wilde Lieder schrecken den müden Reisenden, der durch die Wälder trabt, auf, und finden im Geheul der wilden Thiere oder dem Klagelied des *„mono colorado“* (des weinenden Affen) ihre Antwort. Es sind handfeste, muntere Burschen diese „carreteros“, und gleich den „arrieros“ (Maulthiertreibern) Mejico's unerschütterlich ehrlich. Kaufleute tragen nie Bedenken, die werthvollsten Waaren ihrer Sorge anzuvertrauen, und ich glaube, es ist kein Fall bekannt, wo sie das in sie gesetzte Vertrauen getaüscht hätten. Im Gegentheil werden die armen Menschen bis zum Tode ihre Wagen vertheidigen, wenn sie, wie es mitunter geschieht, von Raübern angefallen werden. Gleich den „marineros“ auf dem See bilden sie fast eine besondere Klasse von Bürgern und in der Stadt Leon wohnen sie in einem gewissen District, dem Johannesviertel. Einige besitzen eine grosse Anzahl Ochsen und Frachtkarren, die sie an die ärmern Glieder ihrer Corporation verleihen, und es herrscht unter ihnen allen ein *esprit de corps*, der kein Missgebot oder sonstiges regelwidriges Verfahren dulden wird.

Der Morgen unsrer Abreise erschien und Ben weckte uns seinen Instructionen gemäss mit dem Grauen des Tages. Wir waren jeder bereit und fertig, mit Sonnenaufgang aufzubrechen; denn wenngleich wir den ersten Tag nur bis zur Stadt Managua — eine Entfernung von fünfzig Meilen — gehen wollten, so wünschten wir doch die Reise in voller Musse zu machen, wie es Reisenden in einem neuen und interessanten Lande geziemte. Don Frederico lächelte, wie früher unser alter Freund Herr Sigaud in San Juan, unglaübig dazu, als wir von einem frühzeitigen Aufbruch redeten; da es aber ganz fest ausgemacht war, dass Pferde und Maulesel mit Sonnenaufgang an unsrer Thür sein sollten, und da der

Mann, der sie führte, eine angesehene Person und ein Alt-Spanier noch dazu war, so sahen wir den Dingen mit vielem Vertrauen entgegen. Die Sonne ging auf; nachdem wir eine ganze halbe Stunde im Corridor in schweren Stiefeln und mit klirrenden Sporen auf und ab marschirt waren und wir mehr und mehr des Glaubens wurden, dass man uns doch ein wenig zum Bessten gehabt, wurden wir zum Frühstück gerufen. Don Frederico sah uns mit schalkhafter Gutmüthigkeit an, und als Ben, den wir in der Absicht fortgeschickt, den faulen *„emprestador"* (Wagenverleiher) in Trab zu setzen, mit der Nachricht zurückkam, dass die Leute soeben erst hinausgegangen wären, um die Thiere auf den Feldern einzufangen, da lachte er geradheraus und wir lachten trotz unserm Aerger mit. Wir sahen alsbald, dass unsre Escorte nicht besser daran war: auch ihre Pferde waren noch nicht herein. So gingen wir denn sammt und sonders auf den Marktplatz, sassen dort bis nach 9 Uhr und sahen dem Exerciren der Rekruten zu. Alles muss ein Ende haben, und so erging es auch unsrer Ungewissheit. Wir wurden nach Hause gerufen, denn die Pferde waren endlich angekommen. Nach endlosem Anprobiren und Wiederabnehmen, Ziehen und Zerren an allen Orten und Enden wurden die Thiere gesattelt und wir ritten nach dem Marktplatz, wo wir früherer Verabredung gemäss den General mit seinem Stabe und eine Menge berittene Bürger trafen, die sich versammelt hatten, um uns „mit allen Ehren" das Geleit zur Stadt hinaus zu geben. Mein junger Freund, der Arzt aus New Haven, hatte das Vorrecht erhalten, die Fahne an der Spitze der Cavalcade zu tragen, und hinter ihm ward unter dem Voranritt eines handfesten Buckeye's (Ohiobewohners), der unter den Dragonern im mejicanischen Kriege gedient, die „californische Division" mit militärischer Präcision in Colonne aufgestellt. Die Truppen standen alle aufmarschirt und präsentirten, als wir vorbeidefilirten, das Gewehr, während das Geschütz vor dem Hauptquartier eine Salve gab. Das Volk stand an den Strassen entlang und brachte „den Vereinigten Staaten" ebenso feurige Viva's, wie wenige Tage zuvor dem „glorreichen General" bei seinem Einrücken. Ich konnte nicht umhin, der Figur zu gedenken, die unser seltsamer Aufzug in den Augen eines uninteressirten Zuschauers spielen musste, noch konnte ich einem Lächeln über meinen eignen Antheil an dem Dinge widerstehen. Es war indessen ein gut gemeintes Compliment und als solches ward es auch aufgenommen und gewürdigt. Als wir dem Arsenale nahten, sahen wir seine Besatzung in Positur stehen und es wirbelte ein Bisschen Pulverqualm empor. Kurz, die ganze Geschichte nahm sich bei weitem imposanter aus als unsre Abfahrt von San Carlos und war nicht um ein Jota weniger unterhaltend.

Ich ritt auf einem grossen weissen Maulthier, das mir der *emprestador* ganz besonders als *„muy manso y cómodo"* (sehr fromm und leicht) empfohlen hatte, das aber, wie ich bald entdeckte, ein altes keichendes Thier und ein abscheulich harter Renner war. Der General bemerkte, dass man mich mit dem Thier geprellt habe, und um sich blickend fiel sein Auge auf das feurige Ross eines jungen Mannes, den die Regierung uns auf unserm Marsche als Commissar und Lieferant beigegeben hatte. Er hielt sofort an und hiess ihn absteigen und sein Thier mit dem meinigen vertauschen. Dem Befehl ward rasch gehorcht, denn der General machte nicht viel Federlesens; und wenn ich auch das Ver-

fahren für ein Bisschen summarisch hielt, so war ich doch zu froh, den Maulesel loszusein, um nur den geringsten Einwand gegen das getroffne Arrangement zu erheben. Uibrigens hätte der abgesetzte Reiter uns mit bessern Thieren versehen sollen!

Unsre Escorte begleitete uns gegen zwei Meilen weit, bis zu einem Punkte, wo der kürzere oder Maulthier-Weg nach Masaya von dem *camino real* (Landstrasse) ablenkte; und nach einer Unzahl von Verbeugungen, einem endlosen Händeschütteln und einem unablässigen Zurufen von „*buenos viages*" (glückliche Reise) und „*Dios guardeos*" (Gott behüte Sie) in allen Nuancen der Stimmen und des Nachdrucks, trennten wir uns hier von der Reiterschaar und zogen nun unsers Wegs allein dahin. Der Pfad war schmal und führte bald durch Unterholz und Gestraüch, bald unter gigantischen, über und über mit Wein drapirten Baümen hin, bald hinab in dunkle Hohlwege, wo nie der Sonne Strahlen hingelangten, bald wieder über grasbedeckte Bergrücken mit einzelen Partieen üppiger, mit duftigen Blumen überschütteter Baüme, von wo aus wir flüchtige Blicke auf den glitzernden See mit seinen fernen Gestaden und verschiednen Inseln thun konnten. So zogen wir dahin im indianischen Einzelmarsch und die rothen Hemden und blitzenden Waffen unsrer Leute gaben unserm Zuge Leben und Relief und machten die lärmenden Papageien, die zur Seite des Weges mit den Flügeln schlugen, noch lärmender, während in und aus dem grünen Dickicht prachtfarbige Vögel hervorschimmerten oder ein aufgeschreckter Hirsch eilig vor uns vorübersprang. Diess alles zusammen mit seiner Neuheit und Schönheit begeisterte mich und erfüllte mich mit jenem wilden Entzücken, das nur der Araber fühlt oder der Indianer auf seinem Grasocean, das eine Stunde genossen zu haben „soviel werth ist als zehn Jahre ruhigen Lebens!" Bei der Rückerinnerung an jenen himmlischen Morgen und den Marsch nach Masaya schwillt mir auch jetzt noch, wo ich schreibe, die Brust auf und jeder Nerv strafft sich. Dann und wann trafen wir auf eine Rohrhütte, die in einer stillen Thalschlucht verborgen nistete oder an einem schönen Abhang hing, umringt von Palmen und Pisangbaümen und Tabak- und Maisfeldern, in deren Thüre Frauen und Gruppen scheuer Kinder standen, die voll Verwunderung auf den seltsamen Aufzug schauten und beruhigt zu werden schienen, wenn wir ihnen ein „*á Dios, amigos!*" zuriefen, worauf sie mit „*Dios guarde á Ustedes, caballeros!*" (Gott behüte euch, ihr Herren) antworteten. Etwa sechs Meilen von Granada erreichten wir den höchsten Punkt des Landes zwischen dieser Stadt und Masaya, einen jener Landrücken, die vom grossen Vulkan Momobacho gleichwie Hummerbeine strahlenförmig auszulaufen scheinen und zum grössten Theile baumlos sind. Von diesem Punkte aus bekamen wir die schönste Ansicht vom Nicaragua-See, von dem Flusse oder Aestuarium Tipitapa, der ihn mit dem Managua-See verbindet, sowie von diesem See selbst, den im Osten die hohen unregelmässigen Gebirge von Matagalpa und Neusegovia einkasten. Zwischen uns und den Seen dehnte sich ein prächtiger Abhang meilenweit aus, ein Meer von dichtgedrängten Baumwipfeln, nirgends, soweit das Auge reichte, durch einen einzigen Morgen gelichteten oder angebauten Bodens unterbrochen. Gleichwohl lagen hier viele Haciendas und Plantagen versteckt, deren Lage durch Rauchsaülen, die hier und da über die Baüme wirbelnd aufstiegen, angezeigt ward. Wir sassen hier ab und machten unter dem weiten

Dache eines Baumes eine halbe Stunde Halt, um uns an der Aussicht zu erlaben und den Feldflaschen voll (mit Rum gemischten) Wassers, womit Jedermann versehen war, einmal zuzusprechen.

Der Weg, auf dem wir reisten, war seit undenklicher Zeit für Maulthiere und Pferde benutzt worden, und an vielen Stellen, besonders an den Lehnen von schwellenden Bergrücken, wo Wasser mitgewirkt hatte, war er tief in den weichen Felsen und die feste Erde ausgewaschen und so eng, dass alles Umwenden, sobald man einmal in ihn hinein war, ganz unmöglich ward. Kommt man in die Nähe solcher Stellen und kann sie in ihrer ganzen Länge nicht übersehen, so ruft man ein lautes Halloh hinab oder hinauf, um sich zu vergewissern, ob Jemand nahe; denn wenn Reiter sich hier begegnen, so muss der Eine oder der Andre rückwärts heraus, — ein ziemlich schwieriges Ding.

Gegen 1 Uhr zeigte das haüfige Vorkommen von angebautem Land, von kleinen „*hatos*“ (Meierhöfen) und Rohrhütten, dass wir dem grossen Indianerflecken Masaya uns nahten. Der Weg war jetzt breiter und betretner und zahlreiche kleine Pfade zweigten sich nach allen Richtungen ab. Wo sie mit der Hauptstrasse zusammentrafen, waren mitunter Kreuze errichtet, an denen verwelkte Blumenkränze, vergängliche Zeichen frommen Eifers, hingen. Wir begegneten jetzt und überholten Schaaren von Indianern, einzeln und in Gruppen, welche geknötelte Säcke mit Maiskolben, Gemüse oder Fleisch trugen, Einige auch geflochtne Matten, Hüte von Palmblättergeflecht, Hängematten und andre Artikel zum Verkauf oder Gebrauch. Sie wichen uns, als wir an sie herankamen, alle schweigend aus; wurden sie nicht zuerst angeredet, so sprachen sie selten, dann aber gaben sie stets höfliche Antwort und fügten manchmal fragend hinzu: „*California?*“ Sie waren von Statur klein, aber wohlgestaltet, von weit regelmässigern Gesichtsformen als unsere Indianer und von ausserordentlich milden und ausdrucksvollen Zügen und gelehrigem Wesen.

Den Eingang zu Masaya bildete eine lange und breite Strasse, zu beiden Seiten von einem wahren Wald von Obstbaümen eingefasst, unter denen die bedachten Rohrhaüser der Einwohner vergraben lagen. Wir hatten erst gewartet, bis der Nachtrab unsrer Reisegesellschaft an uns heran war, und jagten nun in geschlossner Colonne durch die Strassen. Wie wir weiter kamen, wurden die Haüser zahlreicher und mitunter erschien auch unter den früher beschriebenen hinfälligern Bauten ein Haus von Lehmziegeln *(adobes)* und mit einem Ziegeldach. Nachdem wir beinahe eine halbe Meile geritten, wandten wir uns plötzlich rechts, kamen durch Strassen, die genau denen von Granada glichen, und bei einem oder zwei verlassenen Klöstern vorbei und galoppirten auf den Hauptplatz. In der Mitte dieses stand die grosse Kirche, ein langes, schwerfälliges Gebaüde, mit sehr schöner Façade und Thurme und allen Kirchen Granada's an Umfang weit überlegen. An den Seiten des Platzes zogen sich mehre Reihen schöner Kaufläden, Thüren und Läden mit Zinn belegt, hin; denn in Masaya werden mehr fremde Waaren verkauft als in irgendeiner andern Stadt des Staates. Seine Bevölkerung gilt als die gewerbfleissigste und ist in ganz Centralamerika wegen ihrer ausgedehnten und mannichfaltigen Manufacturen berühmt. Tauwerk, Hängematten, Sättel, baumwollne Matten, Hüte, Schuhe, kurz alle gewöhnliche Gebrauchsartikel werden hier gefertigt; dazu auch noch in bedeutender Menge *dulces* d. i. Confecte und Ge-

lées, die einst in grossen Massen nach Peru und Südamerika ausgeführt wurden. Aber die Läden waren in Folge der herrschenden Unruhen geschlossen und der Platz fast ganz verödet. Nahe der Kirche stand ein roher Schemel: es war die verhängnissvolle *banqueta*, worauf einige Tage zuvor einer der vornehmsten Parteigänger der Stadt, vom Kriegsgericht verhört und verurtheilt, erschossen worden war. Nahe dabei war der Rasen umgegraben: es bezeichnete die Stelle, wo man den Leichnam des Hingerichteten eingescharrt hatte. Er war um 1 Uhr verhört, um 2 Uhr verurtheilt, um 3 Uhr erschossen und um 4 Uhr begraben worden. Fürwahr eine kurze Beichte; aber das ist der Gang des summarischen Prozesses nach Kriegsrecht in Nicaragua, wenn, wie in diesem Falle, die Schuld des Verbrechers weder Zweifel noch Milderung zulässt. Einige unter uns hatten der Hinrichtung beigewohnt, die sie als sehr ergreifend schilderten. Sie ging im Angesichte der ganzen Armee vor sich, aus welcher eine Corporalswache zum Dienste beordert worden war. Der Gefangne ward erst in die Kirche geführt, wo er beichtete und das Abendmahl empfing, dann von zwei Priestern zu seinem Schemel geleitet, ein kleines Kreuz ihm in die Hände gelegt und der Segen über seine Seele ausgesprochen. Jetzt feuerte die Wache in einer Entfernung von zehn Schritten — und *auf den* ersten Schuss sank der Mann todt zur Erde nieder. Man hielt das Beispiel für nothwendig und es war es ohne Zweifel in diesem Falle. Man muss indess bemerken, dass kein Officier in einem höhern Rufe der Milde steht als General Munoz, der seinen guten Namen niemals durch eine jener Schlächtereien und muthwilligen Grausamkeiten befleckt hat, die in den Bürgerkriegen des spanischen Amerika eher die Regel als die Ausnahme gebildet haben.

Wir ritten zu einer *posada* (Gasthaus), das eine ausserordentlich wohlbeleibte und freundliche Dame führte, die sich glücklich schätzte, ihre *„pobre casa“* (ihr armes Haus) von den *„hijos de Washington“* (den Söhnen W.'s) beehrt zu sehen! Nach wenigen Minuten bereits traten mehre Alcalden der Stadt herein, ganz ausser Athem und in wahrer Herzensangst, weil sie von unsrer Ankunft nicht unterrichtet worden waren. Sie wollten sogar jetzt noch mit allen Glocken laüten und drangen in uns, dass wir doch den heutigen Tag vollends hier bleiben möchten, um ihnen so Gelegenheit zu geben, eine der Wichtigkeit der Sache entsprechende Ehrenbezeigung zu veranstalten. Aber wir schützten Eile vor, versprachen bald zurückzukehren und entgingen auf diese Weise der beabsichtigten Ovation. Wir hatten uns eigentlich vorgenommen, mehre Stunden hier zu bleiben und den merkwürdigen vulkanischen See, von welchem die Stadt mit Wasser versorgt wird, zu besuchen; allein der Verzug am Morgen nöthigte uns, unsern Aufenthalt abzukürzen, wenn wir das zwölf Leguas entfernte Managua an diesem Abende noch erreichen wollten. So liessen wir nur die Pferde eine Weile verschnauben, stiegen dann wieder auf und setzten unsern Marsch weiter fort. Wir mussten vom Hauptplatze aus noch zwei ganze Meilen reiten, bevor wir völlig aus der Stadt heraus waren, die fünfzehn- bis achtzehntausend Einwohner zählt und eine volle Quadratlegua bedeckt.

Jenseits Masaya kommt man auf eine breite und schöne Strasse, mit üppigen Feldern zu beiden Seiten, in welcher Beziehung das Land hier die Umgebung von Granada bei Weitem übertrifft. Diese Strasse führt nach

der Stadt Nindiri und Menschen zu Fuss und zu Ross gaben ihr ein Ansehn von Belebtheit, wie wir sie bisher ausserhalb der Städte noch nicht gesehen hatten. Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Masaya und Nindiri geht die Strasse über einen Hügel von Blasengestalt, den vulkanische Kräfte von unten gehoben und dessen emporgetriebene Schichtungen die ganze regelmässige Krümmung des Regenbogens haben. Obwohl es leicht gewesen wäre, ihn zu umgehen, so ist doch, da die Indianer vor der Conquista wahrscheinlich direct darüber gegangen waren, derselbe Weg seitdem ohne einen andern Grund fortwährend beibehalten worden. Er ist indessen sehr verbessert und in den weichen Sandstein ist vierzig bis fünfzig Fuss tief eine Kerbe eingehauen oder ausgewaschen worden, die mit den tiefen Einschnitten auf manchen unsrer Eisenbahnlinien grosse Aehnlichkeit hat. Auf der einen Seite stand in einer seichten Nische ein kleines, mit verwelkten Blumen behangenes Kreuz. Jenseits dieses Hohlwegs nahm die Strasse wieder ihren breiten und ebenen Charakter an und wir ritten rasch über ihre kiesige Bettung in die Stadt Nindiri ein.

Nindiri! Wie soll ich dich schildern, du schönes Nindiri, das du so traulich nistest unter deinem duftigen, ewiggrünen Dache tropischer Baüme, die ihr Gezweig über deinen glatten Wegen ineinanderschlingen und über den einfachen Wohnungen deiner friedlichen Bewohner grüne Dome bauen! Dein musikalischer Name, der dir vor langen Jahrhunderten, vielleicht als Rom noch in der Wiege lag, gegeben ward, hat nichts von seinem melodischen Klange verloren; *Ninda*, Wasser, und *Diria*, Berg, erzählt uns noch immer in einer uralten, fast vergessenen Sprache, dass du jetzt wie in grauer Zeit zwischen dem See und dem Berge schlummerst. Unter allen zauberhaften Bildern voll stiller Schönheit, auf denen das Auge des Wanderers geruht oder die die Phantasie mit ihrem rosenfarbnen Pinsel vor sich hingezaubert hat, kann keines sich dir vergleichen, du schönes Nindiri, du Lieblingsplätzchen der Bergnymphen und der Walddryaden, der Sylphen des Sees und der Najaden der Quelle! Anmuthiges Nindiri!

Dieses indianische Städtchen übertraf an malerischer Schönheit Alles, was wir bis jetzt gesehen. Orangen, Pisangbaüme, Marañons, Jocote's, Mispelbaüme, Mammei's und schlanke Palmen, mit ihren buntfarbigen, braun oder goldig unter den Blättern hervorschimmernden Früchten, und hier und da ein niedriger Kürbissbaum mit Reihen grüner Kugeln an jedem Aste, — sie alle, massenhaft beisammenstehend, bildeten eine dichte Laube über und um die Rohrhäuser der einfachen und gewerbfleissigen Bewohner. Indianische Frauen, bis zum Gürtel nackend, sassen unter den Baümen und spannen schneeweisse Baumwolle oder die Fäden der Agave *(pita)*, während ihre lärmenden nackten Kleinen sich lustig auf dem glatten Boden herumtummelten, auf den das Sonnenlicht in zitternden, sich ewig verändernden Labyrinthen fiel, wenn der Wind mit seinen unsichtbaren Fingern die Zweige der Baüme bewegte. Du stilles Nindiri mit deiner Paradiesesunschuld, Sitz der alten Kaziken und ihrer barbarischen Höfe, — wie kehrt selbst jetzt noch, inmitten des betaübenden Lärmens einer überfüllten Stadt, unter dem Stossen und Drängen von ringenden Tausenden, der zugreifenden Habsucht und der lästig aufdringlichen Armuth, der frechstirnigen Heuchelei und der herzlosen Abgeschliffenheit, wo die Tugend bescheiden und das Laster unverschämt ist, wo Feuer und Wasser, ja selbst die Blitze des Himmels die Sklaven des menschlichen Willens sind, — wie

kehrt auch jetzt noch so gern die Erinnerung zu dir zurück, gleichwie zu einem süssen Nachtgesicht, einem traümerischen, phantasiegebornen Arkadien!

Wir ritten durch die baumüberwölbten, von Hecken eingefassten Gassen auf einen breiten freien Platz, in dessen Mitte eine wunderliche alte Kirche stand. In ihrem Schatten lagen einige glatthaarige Kühe, in sinnender Betrachtung wiederkaüend und kaum die schläfrigen Augen öffnend, als wir vorübertrabten. Unter einigen grossen Baümen auf der einen Seite des Platzes entdeckten wir unsre Gepäckwagen und deren Escorte, die hier ihr Mittagsschläfchen hielt. Die Lanzen der Leute waren zusammengesteckt, ihre Pferde an die Wagen angebunden und bildeten mit ihrem bunten Sattelschmuck eine effectvolle Gruppe, die gegen die hingestreckten, der Ruhe und Gemächlichkeit völlig hingegebenen Gestalten ihrer Reiter kräftig abstach. Bald hatten wir den Trupp erreicht. Der commandirende Officier hatte in Erwartung unsrer Ankunft bereits zwei oder drei Krüge mit *„algo fresco“* (etwas Erfrischendem) zurechtgemacht, ein Gemisch von Wasser, Cocosnuss-Saft und dem saüerlichen Marañon, — ein köstliches und erquickendes Getränk, dem wir in langen Zügen tüchtig zusprachen und wobei wir nicht vergassen, einem plumpen, lachenden Indianermädchen, das den Labetrank den durstigen Reisenden in schneereinen Kürbissen reichte, unsere *„mil gracias“* (tausend Dank) zu sagen und verschiedentliche *medios* (Trinkgelder) in die Hand zu drücken.

Wir hatten nunmehr denjenigen Theil der Landstrasse, von dem man allein vermuthete, dass er von Raübern besucht sein könnte, passirt, und wiewohl der Commandant der Escorte bereitwillig war, die Gepäckwagen noch weiter zu begleiten, so hielt ich es doch nicht für nöthig, und so kamen wir überein, dass er hier umkehren sollte. Nachdem diess abgemacht war, stiegen wir alle wieder auf, und das Letzte, was wir von unsern militärischen Freunden sahen, waren ihre blitzenden Lanzen und ihre flatternden rothen Fähnleins, als sie durch die Strassen von Nindiri zurückgaloppirten.

Jenseits der Stadt führte uns der Weg in den Wald hinein und wir begannen jetzt einen der Abhänge oder Auslaüfer des Vulkans Masaya hinanzusteigen. Gelegentliche Oeffnungen zwischen den Baümen erlaubten uns flüchtige Blicke auf See, Gebirg und Ebene zu thun, die selbst noch ausgedehnter und schöner waren als die Aussichten von den Höhen jenseits Masaya am Vormittag. Die Strasse führte über Felder verwitterten Bimssteins und über Jahrhunderte alte Lavabetten, die jetzt aufgehaüfte Pflanzenerde und dicker Wald bedeckten. Nach einer Strecke von etwa einer Legua kamen wir zu dem sogenannten *„mal pais“*, wörtlich „böses Land“. Es war ein ungeheures Feld von Lava, die beim letzten Ausbruch des Masaya aus dem Vulkan auf eine Entfernung von 15 bis 20 Meilen und in der Richtung nach den Seen geflossen war. Die Strasse kreuzte dieses Feld auf der Höhe eines den Lavastrom durchschneidenden Bergrückens, wo das Feld schmal war, während es zu beiden Seiten sich in weite Ferne ausdehnte. Es sah aus wie eine weite Fläche geschmolzenen, erst kürzlich abgekühlten Eisens, schwarz und grausenvoll. Stellenweise hatte sich die Lava zu draüenden Massen aufgerollt, anderswo lag Scholle auf Scholle übereinander geschoben, gleich dem Eise im Frühling an den Küsten und niedern Inseln und in den engen Betten

unsrer Flüsse. Ein während eines Sturmwetters plötzlich erstarrtes Meer von Tinte, wenn die Phantasie des Lesers sich dieses malen kann, dürfte eine deutlichere Vorstellung davon geben als irgendeine andere Vergleichung, die mir im Augenblicke beifällt. Hier und da waren grosse zerrissene Massen, 50 bis 100 Fuss im Gevierte, durch den Strom, während er darunter hinfloss, vollständig überstürzt worden, deren freiliegende Oberfläche ein regelmässig gestreiftes Ansehn gleich den ringelnden Holzfibern der Eiche oder des Ahorns zeigte. Ich stieg ab und kletterte zwischen den gerollten Lavastücken hin, kam aber nicht weit, da die scharfen Kanten und Spitzen meine Stiefeln wie Messer durchschnitten. An einer Stelle bemerkte ich, wie die halbabgekühlte Lava sich Schicht auf Schicht um einen grossen Baum gewunden hatte, der, nachher verbrennend oder absterbend, einen volkommnen Abdruck seines Stammes und seiner Hauptäste darin zurückgelassen hatte, und zwar mit solcher Schärfe, dass sogar die rauhe Oberfläche seiner Rinde noch zu bemerken war. Was mich aber am meisten erstaunen machte, war der Umstand, dass der Lavastrom über den schmalen Rücken, auf dem ich stand, geflossen war und dass zwischen mir und dem Vulkan, aus dem die geschmolzene Masse gekommen war, eine Vertiefung sich befand. Hier zeigte sich's recht deutlich, dass der gemeinhin angenommene Satz, das Wasser habe nicht die Fähigkeit bergauf zu fliessen, sich auf die Lava nicht durchgängig anwenden lässt. Die Erklärung des Phänomens lässt sich vielleicht darin finden, dass die Oberfläche der erkaltenden Lava zerspalten und zur Seite geworfen wird, wo sie dann zu beiden Seiten Mauern aufbaut, zwischen denen der Lavastrom zu fliessen fortfährt, bis er, wenn er hoch aufschwillt und der vertikale Druck stark wird, die Schranke durchbricht und seitlich sich ergiesst. Oder auch so: Indem das zwischenliegende Thal durch die geschmolzene Masse mit einer Schnelligkeit ausgefüllt ward, die ihr nicht gestattete, ihr Niveau sogleich zu finden, so ist leicht zu begreifen, dass sie sich über den Rücken ergiessen konnte, und dass, als der Zufluss nachher aufhörte, die in der Thalung aufgehaüfte Masse sich seitlich ausbreitete und in der Weise wie wir es hier sehen sich setzte und zur Ruhe kam.

Zwischen mir und dem Vulkan stand nicht ein einziger Baum, es dehnte sich blos die breite, schwarze, wilde Lavawüste aus. Es bot sich mir daher der Anblick des Berges ungehindert dar und ich konnte die zerrissenen Mauern seines alten Hauptkraters deutlich mit dem Auge verfolgen. Der letzte Lavaerguss scheint indess nicht aus dieser Oeffnung, sondern tiefer unten am Abhange des Vulkans erfolgt zu sein, wo er ein röthliches, schlackiges Ansehen hatte und der Krater, dessen eine Seite von der Lava zertrümmert worden, verhältnissmässig klein war. Es gab überhaupt eine Menge Oeffnungen oder Krater auch an andern Punkten, die frühern Ausbrüchen als Auswege gedient hatten. Alles zeigte deutlich, dass es in vergangner Zeit hier heiss hergegangen sein musste, obwohl jetzt Alles so ruhig aussah.

Die frühesten Chronisten haben von diesem Vulkane gar viel zu erzählen, der damals den Namen „*El Infierno de Masaya*,“ — die Hölle des Masaya — führte. Sein letzter Ausbruch, wo das vorhin beschriebene Lavafeld sich bildete, erfolgte im J. 1670. Ein genauer Bericht darüber ist niemals öffentlich erschienen, obwohl sich kaum bezweifeln lässt, dass

manche Geistliche des Landes, deren Nachrichten in den Kirchenarchiven Spaniens oder Italiens noch vorhanden sind, ihn getreulich aufgezeichnet haben.

Seit diesem letzten Ausbruche hat der Vulkan sich ruhig verhalten. Er ward im J. 1840 von Herrn Stephens besucht, der keine Zeichen von Thätigkeit an ihm bemerkte. Zur Zeit der Entdeckung aber galt er als eines der grössten Wunder der neuen Welt. Der Chronist Oviedo besuchte ihn im J. 1529 und hat uns einen sehr vollständigen Bericht über seine Erscheinung und seinen Zustand zu jener Zeit hinterlassen. Er sagt:

„Es giebt noch einen andern Berg in dieser Provinz, Masaya mit Namen, von welchem ich als Augenzeuge sprechen kann, da ich ihn persönlich besuchte, nachdem ich von Denen, die bis zum Krater hinaufgekommen sein wollten, viel Fabelhaftes hatte erzählen hören. Ich erstieg einst den Vesuv und sah hier einen Krater von 25 *bis* 30 *Klaftern im Durchmesser, woraus beständig Rauch aufstieg, der sich zur Nachtzeit in eine sehr helle Flamme verwandeln soll. Ich blieb dort eine ganze Nacht mit der Königin von Neapel, deren Garderobenaufseher ich war, wohin ich sie im J.* 1501 *begleitete. Von da reisten wir nach Palermo in Sicilien, in dessen Nähe der Berg Aetna liegt.“* Nachdem Oviedo die zur Zeit wo er schrieb bekannten Vulkane umständlich aufgezählt, fährt er fort: *„Aber keiner dieser Vulkane scheint mir mit dem Masaya verglichen werden zu können, den ich, wie gesagt, selbst gesehen und untersucht habe. Hierüber wird der Leser urtheilen können, wenn er die Beschreibung dieses Bergs gelesen hat, dessen Name in der Sprache der Choroteganer, in deren Gebiete er liegt, „der brennende Berg“ bedeutet. In der nicaraguanischen Sprache heisst er „Popogatepec“, welches „kochender Strom“ bezeichnet*).*

„Ich will nunmehr erzählen was ich sah. Ich verliess die Stadt Managua am 25. *Julius* 1529 *und verbrachte die Nacht im Hause des Diego Machuca**), eine halbe Legua vom Fusse des Bergs an den Ufern des Sees Nindiri. Noch am selben Tage begab ich mich nach dem See hinab, um ihn zu untersuchen, und brach am nächsten Tage, welches der heil. Jacobustag war, vor Sonnenaufgang auf, um den Berg zu ersteigen und seine Flammen, sowie die andern ausserordentlichen und erwähnenswerthen Dinge zu sehen. Dieser Berg ist sehr steil und wird von Indianern der chorotegenischen Nation umwohnt. Tiger, Löwen (pumas) und viele andere wilde Thiere giebt es hier in Menge. Jenseits dieses Bergs zieht sich eine unangebaute Fläche hin, welche die Spanier el mal pais genannt haben. Sie ist mit Felsstücken, die wie Schlacken aussehen, bedeckt. In dieser Ebene steigt ein isolirter Berg auf, der vom Fusse bis zum Scheitel eine Höhe von*

*) Diess ist ein Irrthum des Chronisten. *Popo* oder *poco* heisst im Mejicanischen „Rauch“ und *tepec* „Berg“, mithin „der rauchende Berg“. *Ca* oder *ga* ist ein Wort, das zum Personificiren, Versinnlichen oder Individualisiren gebraucht wird. Man wird bald hören, dass es in Nicaragua eine mejicanische Colonie gab.

**) Welcher, wie wir gesehen, der erste Erforscher des Nicaragua-Sees war.

einer Legua hat. Der Berg mag an seiner Grundfläche einen Umfang von drei bis vier Leguas haben und ist von denen in seiner Nähe gänzlich verschieden. Ich weiss, dass viele Spanier Beschreibungen dieses Bergs an den Kaiser eingesandt, und dass Andere bei ihrer Rückkehr nach Spanien Alles was sie gesehen mitgetheilt haben, in deren Berichte ich kein Misstrauen setze. Im Gegentheil, ich freue mich, dass ich von einer so wohlbekannten Sache zu sprechen habe und dass es keinen Mangel an Augenzeugen giebt, welche die Wahrheit meiner Erzählung bestätigen können. Viele von Denen, die diesen Berg besucht haben wollen, haben ihn blos aus der Ferne gesehen und nur Wenige ihn wirklich erstiegen. Viele behaupten, das Licht der Flamme sei von solcher Stärke, dass man in einer Entfernung von drei Leguas dabei lesen könne, was ich indessen nicht zu bestätigen vermag.

„Ich verliess Machuca's Haus, wie ich zuvor erwähnt, um Mitternacht und hatte bei Sonnenaufgang beinahe den Gipfel erreicht. Es war mir jedoch nicht licht genug, um meine Gebete (das Breviarium), die ich mitgenommen, in der Entfernung einer Viertel-Legua vom Gipfel zu lesen. Und doch war die Nacht sehr dunkel und in Folge dessen zeigte sich die Flamme um so glänzender. Ich habe glaubwürdige Leute sagen hören, dass, wenn die Nacht sehr finster und regnicht ist, das Licht aus dem Krater so lebhaft sei, dass man in der Ferne einer halben Legua lesen könne. Ich will diess weder bestätigen noch leugnen, denn in Granada oder Salteba sieht man, wenn kein Mondschein ist, das ganze [zwischenliegende] *Land von der Flamme des Vulkans erleuchtet, und es ist Thatsache, dass sie auf* 16 *bis* 20 *Leguas weit gesehen werden kann; denn ich habe sie aus dieser Ferne selbst gesehen. Indess können wir Das, was aus dem Krater aufsteigt, nicht gerade eine Flamme nennen, sondern vielmehr einen Rauch, der glänzend wie eine Flamme ist. Wie schon gesagt, ist sie bei Tage in dieser Ferne nicht zu sehen, sondern nur des Nachts.*

„Doch nun wieder zurück zu meiner Reise. Ich ward von einem Kaziken, dessen Taufname Don Francisco war, der aber in der choroteganischen Sprache Natatime hiess, sowie von einem Neger und zwei ehrlichen Indianern begleitet. Wiewohl der Neger ein ungefährlicher Mensch war, so gestehe ich doch, dass es unrecht war, mich in solche Gesellschaft zu begeben; dass ich es aber doch that, dazu bestimmte mich der Wunsch, mein Vorhaben glücklich auszuführen. Machuca hatte ich krank angetroffen; die mich begleiten sollten waren wortbrüchig geworden und nach Granada zurückgekehrt; dennoch war ich nicht gewillt, meine Reise aufzuschieben, so gross war mein Wunsch zu erfahren, was in den Berichten Derer, die hier gewesen zu sein behaupteten, Wahrheit sein möchte. Als es nicht länger möglich war, zu Pferde vorwärtszukommen, stieg ich ab und zog Holzpantoffeln an, da Schuhe für einen solchen Weg nicht geeignet sein würden. Ich liess einen der Indianer bei meinem Pferd zurück und ging mit dem Kaziken, der uns als Führer diente und den ich nebst dem Neger und dem andern Indianer vor mir hergehen liess, zu Fusse weiter. Als der Kazike in die Nähe des Kraters kam, zeigte er mir mit dem Finger das furchtbare Schauspiel. Der Gipfel des Bergs bildet ein

Plateau und ist mit rothen, gelben und schwarzen, verschiedenfarbig gefleckten Steinen bedeckt. Ausgenommen auf der östlichen Seite, wo ich stand, wird die ganze Platte von einem Krater eingenommen, dessen Mündung so weit ist, dass ich glaube, eine Musketenkugel vermöge nicht darüber hinwegzugehen. Aus ihm dringt ein beständiger Rauch hervor, jedoch nicht von solcher Dicke, dass er Einen hinderte, ihn nach Innen und Aussen genau zu besichtigen; denn da hier ein immerwährender Ostwind weht, so führt er den Rauch nach der dem Beobachter entgegengesetzten Seite fort. Dieser Krater ist nach meinem eignen bessten Wissen und nach Dem, was ich Andere darüber habe sagen hören, ungefähr 130 *Klafter tief, und seine Weite nimmt mit der Tiefe beständig ab. Der Berg ist auf seiner südlichen und östlichen Seite nicht so hoch wie auf den andern Seiten und sieht wie Menschenwerk aus, so regelmässig sind seine Formen, ausgenommen die Seite wo ich stand, die, wie ich schon erwähnt, mit Steinen bedeckt ist. Es waren auch einige Höhlen da, von denen aber ausser ihren Eingängen wenig oder nichts zu sehen war. Auch die innern Wände des Kraters konnte man kaum sehen, da Niemand nahe genug zu treten wagte.*

„Auf dem Boden des Kraters war ein vollkommen runder Platz zu sehen, von solchem Umfange, dass er hundert Ritter zur Aufführung eines Kampfspiels und mehr als tausend Zuschauer fassen konnte; ja er würde noch mehr aufnehmen können, wäre nicht in seiner Mitte noch ein andrer Krater, der ein wenig nach Süden geneigt ist, wie man sehr deutlich sehen kann. Er schien mir 40 *bis* 60 *Klafter Tiefe und* 14 *bis* 15 *Schritte im Umfange zu haben; und es möchte noch weit mehr sein, denn ich sah die Oeffnung von einem sehr hohen, die Tiefe von einem noch höhern Punkte aus. Auf der Nordseite ist der Krater dreimal so weit von der innern Wand des Vulkans entfernt als auf der Südseite.*

„Als ich 1548 *in Valladolid am Hofe des Fürsten, unsers gnädigen Herrn, war, sagte mir Don Rodrigo de Contreras, der einstmals Gouverneur dieser Provinz war, es wäre die Tiefe des Vulkans in seiner Gegenwart gemessen und zu* 130 *Klaftern befunden worden, und vom Boden bis zur brennenden flüssigen Masse zu noch weitern* 40 *Klaftern; ein Umstand aber, den Fray Francisco de Bobadilla gegen mich erwähnte, setzte mich noch mehr in Erstaunen, nämlich dass, als er mit einigen andern Personen zum Krater des Masaya hinaufgestiegen, die Höhlen in der Mitte des Platzes waren und die brennende Masse bis auf* 4 *Klafter von dem Rande heraufgestiegen war; und doch war seit meiner Reise kein halbes Jahr vergangen. Ich glaube indessen, dass er die Wahrheit sagte, da er theils ein glaubwürdiger Mann ist, theils ich Machuca habe sagen hören, dass er die brennende Materie bis zur Höhe des Randes habe steigen sehen.*

„Ich sagte, dass ich auf dem Grunde des zweiten Kraters ein Feuer sah, das so flüssig wie Wasser und von bronzener Farbe war. Dieses Feuer schien mir gewaltiger als irgendeines, das ich je zuvor gesehen, und bedeckte ganz und gar den Boden des Kraters. Von Zeit zu Zeit stieg diese Materie mit grosser Gewalt in die Luft und schleuderte grosse Massen bis zur Höhe von vielen Fuss, wie es mir schien.

Bisweilen wurden diese Massen an den Seiten des Kraters zurückgehalten und blieben hier, bis sie erloschen, was so lange dauerte, dass man sechsmal das Credo hersagen konnte, und sahen dann wie die Schlacken eines Schmelzofens aus. Ich kann nicht glauben, dass ein Christ dieses Schauspiel mit ansehen könne, ohne der Hölle zu gedenken und ohne seine Sünden zu bereuen, zumal wenn er diese Schwefelader mit der unendlichen Grösse des ewigen Feuers vergleicht, welches Derer harret, die undankbar gegen Gott sind!

„Gegen die Mitte des ersten Kraters hin sahen wir eine grosse Menge Papageien im Kreise umherfliegen, zu jener Art gehörig, die lange Schwänze haben und jijaves heissen. Ich konnte nur ihre Rücken sehen, da ich weit höher war als sie. Sie bauen ihre Nester zwischen die Felsen, die man unter sich sieht. Ich warf einige Steine in den Schlund und liess den Neger dasselbe thun, konnte aber niemals erkennen, wohin sie fielen, was deutlich beweist, wie hoch der Ort war wo ich stand. Manche Leute haben behauptet, dass, wenn Einer dahin, wo die Papageien herumflatterten, fest hinblickte, es ihm vorkomme, als ob er nicht Feuer, sondern Schwefel sehe. Ich bin auch so ziemlich dieser Meinung, überlasse aber die Entscheidung Denen, die mehr von der Sache wissen als ich.

„Auf der Spitze des Vulkans steigt an der östlichen Seite eine Anhöhe auf, in welcher eine dem Krater gleiche, aber tiefere Oeffnung ist. Durch sie dringt ein Rauch hervor, der bei Tage nicht zu sehen ist, aber im Dunkeln ein grosses Licht ausstrahlt, indem er sich mit demjenigen, der aus der grössern Oeffnung kommt, vereinigt. Diese Oeffnung laüft nicht nach unten breit aus, sondern ist vielmehr ein trichterförmiges, anscheinend mit Kohlen gefülltes Mundloch. Der Kazike sagte mir, zu den Zeiten seiner Vorfahren wäre hier der Hauptkrater gewesen, er hätte aber in der Folge seine Stelle mit der jetzigen vertauscht. Diese beiden Krater werden nur durch einige Felsen voneinander getrennt Der Boden ist mit dürren Baümen bedeckt, die keine Frucht erzeugen, mit Ausnahme eines einzigen, der gelbe Beeren von der Grösse einer Musketenkugel trägt, Nanzi genannt; sie sind gut zu essen und die Indianer sagen, sie seien gut für Kolik. Vögel sind auf diesem Berge keine zu sehen, ausgenommen Krähen und die schon erwähnten Papageien.

„Ein merkwürdiger Umstand, den mir Machuca und Fray Francisco de Bobadilla mittheilten, ist es, dass die geschmolzne Masse manchmal bis zum obersten Rande des Kraters aufsteigt, während ich sie nur in grosser Tiefe sehen konnte. Nachdem ich in Bezug hierauf gehörig nachgefragt, habe ich erfahren, dass, wenn viel Regen fällt, das Feuer wirklich bis zum Rande sich erhebt; denn die Höhlung füllt sich dann mit Wasser an, welches von allen Seiten her hineinfliesst und so lange darin bleibt, bis es durch die Hitze des entgegengesetzten Elements überwältigt und aufgezehrt wird. Diese Ansicht von der Sache wird durch Das bestätigt, was Olaus Magnus von den Vulkanen Islands sagt, die nicht die sie umgebenden brennbaren Stoffe verzehren, sondern das Wasser, das sie enthalten. So muss es beim Masaya sein; denn wenn die Flamme in einer Entfernung von anderthalb Leguas gesehen wird, sieht sie nicht wie eine Flamme, sondern wie

brennender Rauch, welcher den ganzen Berg bedeckt. Wäre es Feuer, so würde es weder Baüme, noch Laub, noch Grün stehen lassen; es ist aber im Gegentheil der ganze Berg fast bis zum Rande des Kraters mit Baümen und Gras bedeckt.

„Ich verbrachte mit Betrachten und Zeichnen zwei Stunden hier bis um 10 *Uhr. Es war der St. Annentag. Dann schlug ich meinen Weg wieder nach Granada oder Salteba, welches drei Leguas vom Masaya liegt, ein. Nicht nur in dieser Stadt, sondern selbst noch in der Entfernung von zwei Leguas jenseits derselben verbreitete der Vulkan so viel Licht wie der Mond einige Tage bevor er voll ist.*

„Ich habe den Kaziken von Tenderi [Nindiri] *sagen hören, er wäre in Gesellschaft mit andern Kaziken sehr oft zum Rande des Kraters gegangen und es wäre da ein altes, ganz nacktes Weib aus ihm hervorgekommen, mit der sie ein monexico oder geheimen Rath gehalten hätten. Sie zogen sie zu Rathe, um zu erfahren, ob sie mit ihren Feinden Krieg führen oder ihn ablehnen oder ihnen einen Waffenstillstand gewähren sollten. Sie thaten nichts ohne sie zuerst befragt zu haben; denn sie sagte ihnen, ob sie siegen oder besiegt werden würden; auch sagte sie ihnen, ob Regen bevorstände, ob die Maisernte reich sein würde; kurz, alle zukünftigen Ereignisse. Und Alles kam dann gerade so wie sie vorausgesagt, dass es kommen würde. Bei solchen Gelegenheiten werden ihr ein oder zwei Männer, einige Weiber und Kinder beiderlei Geschlechts geopfert, und zwar bieten die Opfer sich freiwillig an. Er fügte noch hinzu, dass, seit die Christen in das Land gekommen, das alte Weib nur in langen Zwischenraümen erschienen wäre; dass sie ihnen gesagt hätte, die Christen wären gottlose Menschen, und dass sie auf so lange allen Verkehr mit den Indianern zu meiden gewillt wäre, bis sie die Christen aus dem Lande getrieben hätten. Ich fragte ihn, wie sie hinunterkämen, und er antwortete mir, dass früher ein Weg dort gewesen wäre, dass aber die Kluft durch das Einstürzen des Bodens ringsum erweitert und so der Weg zerstört worden wäre. Ich fragte ihn, was sie nach ihrer Berathung mit dem alten Weibe thäten und wie das Weib aussähe. Er antwortete, sie wäre alt und runzelig, die Brüste hingen ihr über den Leib herab, ihr Haar wäre dünn und aufwärts gerichtet, ihre Zähne lang und scharf wie Hundezähne, ihre Haut von dunklerer Farbe als die Indianer in der Regel hätten, ihre Augen wild und tief eingesunken; kurz, er beschrieb sie wie den Teufel, der sie auch gewesen sein muss. Wenn dieser Kazike die Wahrheit redete, so kann kein Zweifel sein, dass die Indianer in Verbindung mit ihm* [dem Teufel] *standen. War die Versammlung vorüber, so stieg das alte Weib in den Krater zurück und kam nur erst zu einer neuen Berathung wieder hervor. Die Indianer sprechen oft von diesem Aberglauben und von vielen andern, und in ihren Büchern stellen sie den Teufel ebenso dürr und mit ebensoviel Schwänzen dar wie wir ihn zu den Füssen des Erzengels Michael oder des Apostels St. Bartholomäus abzubilden pflegen. Ich bin daher der Meinung, dass sie ihn gesehen und dass er sich ihnen gezeigt, sintemal sie sein Bild in ihren Tempeln aufstellen, allwo sie ihren Teufelsdienst begehen. Auf der Seite des Kraters des Masaya liegt ein grosser Haufen Kelche, Teller und Schüsseln von aus-*

gezeichneter Töpferarbeit, die im Lande gefertigt sind. Einige davon waren zerbrochen, andere ganz. Die Indianer hatten sie mit allen Arten von Speise angefüllt hierher gebracht und stehen gelassen, damit, sagten sie, das alte Weib sie essen möchte und um ihr damit zu gefallen oder sie zu versöhnen, wenn ein Erdbeben oder ein gewaltiges Sturmwetter einträte; denn sie schreiben ihr alles Gute und Böse zu, was ihnen widerfährt. Was die Substanz anlangt, in welche dem Kaziken nach die Alte sich zurückzog, so schien sie mir dem Glase oder der Glockenspeise in ihrem flüssigen Zustande zu gleichen. Die innern Wandungen des Kraters bestehen theilweise aus hartem, zum grössten Theile aber aus mürbem Stein. Der Rauch dringt auf der östlichen Seite aus dem Krater, wird aber vom Winde nach Westen zu getrieben. Auch auf der nördlichen Seite kommt ein wenig Rauch heraus.

„Der Berg Masaya liegt 6 *bis* 7 *Leguas von der Südsee und etwa* $12\frac{1}{2}$ *Grad vom Aequator entfernt.“*

Oviedo giebt uns auch noch einen langen und unterhaltenden, von zweiter Hand empfangenen Bericht über das Hinabsteigen des Fray Blas de Castillo in den Krater des Masaya und über Das, was ihm dort begegnete. Die Uibersetzung wird man an einer andern Stelle finden.

Achtes Kapitel.

Herrliche Landschaft — „*Relox del sol*“ — Ein Schreck; sein possirliches Ende — Ferne Glocken — Don Pedro Blanco — Managua — Abermaliger grossartiger Einzug — Unsre Wohnung — Abendessen — Wie wir zu Löwen des Tages werden — Wirkungen des Aguardiente — Ein „*obsequio*“ oder Fackelaufzug zu Ehren der Vereinigten Staaten — Ein Nationalgesang — Die Nacht mit ihren Flöhen — Der 4. Julius und ein patriotisches Frühstück — St. Jonathan — Abschied von Managua — Matearas — Privilegien eines „Compadre“ — Der Managua-See — Prachtvolle Aussicht — Der Vulkan Momotombo — Ein einsamer Ritt — Geologische Verlegenheit — Nagarote — Die Posada — Verstossene Maulthiere — Ein kranker Californier — Bei einem Padre zum Abendessen — Die Santa Anita — Wirkungen eines Stückchens gestempelten Papiers — Ein Gewitter im Walde — Pueblo Nuevo — Fünf Töchter in Atlasschuhen — Ungestörter Schlaf — Wir nahen uns Leon — Ajusco — Ein Zauberthal — Die grosse Ebene von Leon — Ein poetischer Anflug — Zusammentreffen mit dem amerikanischen Consul — Ein Prädicat — Cavalcade zu unserm Empfange — Republikanische Einfachheit — Das Kloster — Eine Metamorphose — Der Bischof von Nicaragua — Forrest, Miss Clifton, Herr Clay — Kritik der Redekunst — Neun Vulkane in einer Reihe — Anblick der grossen Kathedrale aus der Ferne — Die Stadt — Grossartige Ehrenbezeigungen — Der Hauptplatz — Pantomimische Ansprache und Antwort — Die gütigen Damen Leons — Das Haus des amerikanischen Consuls — Ende der Feierlichkeiten — Wir wünschen uns Glück dazu — Eine Serenade — Kriegerischer Anblick der Stadt — Vorkehrungen der Regierung gegen mögliche Ruhestörungen.

Jenseits des *„mal pais“* zog sich die Strasse über ein schönes wellenförmiges Land mit gelegentlichen freien Grasplätzen, die manchmal mit kleinen Gebüsch- und Baumgruppen bewachsen waren, von wo aus das Auge flüchtige Blicke auf die fernen Seen und Gebirge werfen konnte.

Viele Meilen weite Strecken voll Schlacken und verwitterter Lava verriethen die Ausdehnung vulkanischer Thätigkeit in alten Zeiten; ja, das ganze Land bis Managua zeigte allerwärts vulkanische Spuren und Producte. Auf dem halben Wege zwischen Masaya und Managua trafen wir auf einen grossen aufrechtstehenden Stein, den ich auf den ersten Blick für einen der *„piedras antiguas“* des Landes hielt; ein wahrer Monolith, denen gleich, die Herr Stephens zu Copan entdeckt hat. Es zeigte sich indessen, dass es ein *„relox del sol“*, eine alte Sonnenuhr, war, welche die frühesten Spanier hier zu dem doppelten Zwecke, die Entfernung und die Stunden anzuzeigen, errichtet hatten. Wir wollten eben weiter, als wir durch einen plötzlichen Pistolenschuss, der aus einem finstern, soeben von uns passirten Hohlweg kam und dem ein verworrenes Geschrei, ein zweiter Schuss und dann eine volle Ladung rasch aufeinander folgten, in Schreck gesetzt wurden. Ein Angriff war bei dem jetzigen wirren Zustande des Landes keineswegs etwas Unmögliches, und da das Feuern anhielt, so wandten wir unsre Pferde und galoppirten mit den Waffen in der Hand rückwärts zu Hilfe. Im Augenblicke bekamen wir ein halbes Dutzend unsrer Reisegefährten zu sehen, die Pferde in schrecklicher Angst und Verwirrung, während ihre Reiter ihre Büchsen mit der grössten Schnelligkeit in den Wald hineinschossen. Und als wir durch die Baüme blickten, entdeckten wir den Feind, eine Bande von vielleicht dreissig bis vierzig Mann, die im vollen Rückzuge durch die Gebüsche stürzten. Und dieser Feind war — eine Schaar grosser, gelber Affen, auf welche unsere Gefährten in fröhlichem Uibermuthe gefeuert hatten, mehr in der Absicht uns zu erschrecken als den Affen ein Leides anzuthun, die ohne weitern Schaden davonkamen ausser mit einem ungeheuerlichen Schrecken, der genügen wird, sie Zeit ihres Lebens daran gedenken zu lassen. Als wir uns vor Lachen, wie es auf solche Heldenthat wohl folgt, gehörig ausgeschüttet hatten, zogen wir zusammen weiter fort. Die Strasse war düster beschattet, aber breit und gutgebahnt, und als die Sonne unterging, hörte die Unterhaltung allmälig auf und die Pferde, durch die kühle Abendluft gestärkt, verfielen in einen reisendschnellen Schritt und das Stampfen ihrer Hufe allein störte die Stille des Abends.

Horch! eine Glocke! deren Klang selbst die Tiefe des dichtbelaubten Waldes durchzitterte. Es war die Stunde des Gebets und wir waren Managua nahe. Aber es währte doch fast noch eine ganze Stunde, ehe wir in die offnen, die Stadt umgebenden Felder herauskamen, und es war nun so dunkel geworden, dass wir nichts erkennen konnten als die Lichter aus den Haüsern und dann und wann ein Schimmern des Sees jenseits der Stadt.

Hier wurden wir von Don Pedro Blanco, dem ich von Don Frederico ganz besonders empfohlen war, empfangen. Er war gekommen, um seine *„pobre casa“* (sein armseliges Haus) zu meiner Verfügung zu stellen. Don Pedro liebte in allen Dingen das Prunkvolle und wünschte daher, dass wir erst all die Nachzügler herankommen lassen möchten, um einen recht imposanten Einzug in die Stadt zu halten, was denn auch geschah, und zwar in einem tüchtigen Galopp, zum grossen Schrecken des jugendlichen und zur höchsten Entrüstung des hündischen Theils der Bevölkerung. Es war zu finster, um viel von der Stadt zu sehen, und ich erinnere mich nur endloser Strassen mit ihren Reihen von Hütten und

niedrigen Haüsern, einer dicken, plumpen Kirche mit einem gespensterhaft weissen Portal an der Vorderseite, und eines grossen Platzes, von zwei oder drei zweistöckigen Gebaüden eingefasst und mit einer zweiten grossen Kirche in der Mitte. Alles diess lag eigentlich ausserhalb unsers Weges; allein Don Pedro hatte sich vorgenommen, uns vor der Grösse der Stadt Respect beizubringen, und ich fing schon an zu denken, sie habe gar kein Ende, als Don Pedro plötzlich eine Schwenkug machte, sich duckte und durch die *„porteria“* (Portal) in den *patio* oder Hofraum seines Hauses jagte, während unsre Escorte in wüthendem Trabe nach der Posada (Gasthaus) abmarschirte. Du glückliche Escorte!

Don Pedro's Haus war nicht das aristokratischste im Orte, noch auch das reinlichste, wiewohl seine Gemahlin zu den wohlbeleibtesten und schönsten Damen gehörte. Es hatte nur zwei Zimmer, und eines davon war eine *tienda* oder Verkaufsladen, wo unsre Wirthin mit Lichtern und Candis, Ausschnittwaaren und Confecten, Spielwaaren und Tabak, Gemüse und Apothekerwaaren, in jeder Quantität, wie sie die Kaüfer haben wollten, Handel trieb. Hier wurden sofort ein Paar neue Hängematten aufgeknüpft, in die wir uns ohne alle Umstände und mit der ganzen Behaglichkeit ermüdeter Leute warfen. Don Pedro's grossartiger Einzug hatte uns beinahe den Rest gegeben; aber er hatte wohlweislich, ehe er das Haus verliess, das Abendessen bestellt, und ich vergab ihm fast den furchtbaren Trab, in den er uns gesetzt, als ich das Tischtuch aufbreiten und ein leckeres Gericht nach dem andern auftragen sah. M*, der nie zuvor in seinem Leben zwei Meilen in einem Striche geritten war und der daher todtmatt gleichwie ein Klotz in seiner Hängematte lag, begann jetzt einige Lebenszeichen von sich zu geben und richtete sich sogar von seinem Lager auf und warf heisshungerige Blicke nach der Tafel. Ich bat um ein Waschbecken, bevor ich mich zu Tische setzte, das mir Don Pedro zwar auf der Stelle brachte, wobei er aber gegen unser Waschen in diesem Augenblicke protestirte, wiefern es *„muy malo“* (gar nicht gut) wäre und uns eine *calentura* oder ein hitziges Fieber zuwegebringen würde. Dieser irrige Glaube war, wie ich später sah, nicht blos unter den Eingebornen, sondern auch unter im Lande ansässigen Ausländern allgemein. Ich achtete indessen nie darauf und entging gleichwohl der *calentura*.

Don Pedro's Abendessen ward recht gut servirt, nur freilich gab es weder Messer noch Gabeln. Ben versorgte uns damit aus seiner *alforja* (Reisetasche), und wir waren im bessten Zuge, oder vielmehr wir hätten darin sein können, wenn wir nicht, bevor wir unsern ersten Hunger gestillt, vom Hauptplatze her einen gewaltigen Lärmen gehört hätten, dem Flintenschüsse und das zischende Losplatzen von Raketen folgten. Ich warf einen raschen Blick auf unsern Wirth, der, weit entfernt einige Unruhe zu zeigen, vielmehr aussah, als ob er vor Freude ganz ausser sich sei. Ich hatte mir vorgenommen, durch nichts überrascht zu werden, und that deshalb gar keine Fragen. Mittlerweile wuchs der Tumult und in den Pausen des Schreiens und Schiessens waren quietschende Violinen zu vernehmen. Bald hörten wir deutlich die Rufe: *„Vivan los Estados Unidos!“* (Es leben die Vereinigten Staaten) und *„Vivan los Americanos del Norte!“* (Es leben die Nordamerikaner) und mit Entsetzen mussten wir gewahr werden, dass man uns soeben zu Löwen des Tages machen

wollte, und diess gerade jetzt, wo das Abendessen nur erst halb genossen war! Ich wandte mich mit der Bitte an Don Pedro, die Thür zu verschliessen und den Leuten zu sagen, wir wären unwohl und wollten sie morgen früh empfangen; allein er verstand mich entweder nicht, oder stellte sich so an, und ehe ich mich noch weiter auslassen konnte, stand die Volksmenge schon an der Eingangsthür und ergoss sich in unser Zimmer herein. Zuvörderst erschienen die Alcalden und ein Dutzend Fiedler folgten. Dann kam das Volk in fester Colonne, während die Draussenstehenden einen wahren Sturm von Viva's unterhielten, — wobei ihre aufwärtsgerichteten dunkelbraunen Gesichter beim Scheine ihrer Fackeln einen gar seltsam wilden und abschreckenden Anblick boten. Nicht der zehnte Theil vermochte einzutreten, und doch schien Jeder fest entschlossen, im Innern einen Platz zu finden, und es drängte Alles dergestalt aufeinander, dass wir geradezu erstickt sein würden, hätten nicht die Alcalden einen Cordon um uns gezogen und den Haufen mit ihren Stöcken abgehalten. Jetzt hielt der Ober-Alcalde eine Anrede an uns, die von Bewilkommungen strotzte und mit Patriotismus gehörig gewürzt war und worin er uns und das ganze Volk der Vereinigten Staaten sammt und sonders Freunde und Brüder titulirte und noch einer grossen Menge anderer zärtlicher Namen sich bediente, die ich vergessen habe. Darnach wollte alle Welt uns die Hände schütteln und Hundert auf einmal streckten die ihrigen über die Köpfe und unter den Armen der vordersten Reihen hervor. Da aber die Menge im Allgemeinen nicht recht genau zu wissen schien, wer denn eigentlich in der Gesellschaft der erlauchte Gegenstand ihrer Huldigung wäre, so instruirte ich meine Reisegefährten, alle Hände, die sie nur erreichen könnten, zu schütteln und dadurch Alle zu taüschen. Auf diese Weise und durch Don Pedro's Kunstgriff, dass er den gesammten Haufen aufforderte, in der nächsten *pulperia* (Weinladen) auf meine Kosten meine Gesundheit zu trinken, gelang es endlich, das Haus zu saübern, — leider war aber unsre Chocolade kalt und einige unserer werthen Besucher hatten den Lärmen und Wirrwarr benutzt, um alles Gebackne in ihre Taschen einzuschmuggeln. Und wie wir so trostlos dasassen und frischgekochter Chocolade harrten, erklärten wir einstimmig das öffentliche Fêtiren für ein recht dummes Ding, und M* führte Shakespeares Worte an: „Unruhig liegt das Haupt, das eine Krone trägt,“ mit Abänderungen, wie sie unsrer augenblicklichen Lage entsprachen.

Den Einfall, die Menge nach der *pulperia* zu practiciren, erkannten wir alle als einen ganz besonders glücklichen; aber der Erfolg erwies sich anders. In einer halben Stunde kamen unsre bewundernden Freunde, an Zahl bedeutend vermehrt, wieder zurück, und wenn sie schon vorher feurig und begeistert gewesen waren, wie zeigten sie sich nun erst jetzt? Ich erschien auf den Stufen vor dem Hause, machte eine tiefe Verbeugung und zog mich dann zurück. Aber mit Verbeugungen war's nicht abgethan. Nichts Geringeres als eine grosse Procession war im Stande, den überströmenden Gefühlen der Bürger Luft zu machen. Don Pedro bat um meine Fahne, während Boten zu den Californiern in der Posada geschickt wurden, um sie um ihre Theilnahme an dem grossen *„obsequio“* (Ehrenbezeigung) zu ersuchen. Während diess alles vollends arrangirt ward, nahm der Menschenhaufen immer mehr und mehr an Umfang zu und versperrte vollständig die Strasse. Der Tumult und die Verwirrung

waren furchtbar; die Violinisten spielten als gälte es ihr Leben und Kanonenschläge und Raketen flogen Schlag auf Schlag auf. Endlich kamen die Californier, durch ein reichliches Mahl gestärkt, angerückt und gingen sogleich in den Geist der Sache ein. Die Fahne ward an der Spitze der Colonne entfaltet und von einer bewaffneten Ehrenwache umgeben; dann kamen die Beamten und die Musici, und endlich, wie es bei uns zu Hause in den Programmen heisst, „die Bürger überhaupt.“ Die Procession durchzog alle Hauptstrassen und brachte an jeder Ecke ein Hurrah aus auf „den Norden“, auf „das schöne Geschlecht“, auf „General Taylor“, auf „die Ober-Regierung“, überhaupt auf alles Mögliche, insonderheit aber auf das „ruhmreiche Banner des Nordens“. Auf dem Markte ward die Nationalhymne abgesungen, wobei das Volk in fast wahnsinniger Begeisterung im Chor mit einfiel, und dann die Californier aufgefordert, das Nationallied der Vereinigten Staaten zu singen; da sie es aber nicht so zum Bessten zu geben vermochten wie sie selbst es wünschten, so sangen sie dafür *„Dearest May“*, und zwar mit grossem Applaus und, wie uns nachher Don Pedro sagte, *„con mucho espiritu“* (mit vielem Geist und Feuer).

Es war völlig Mitternacht, als das „obsequio“ sein Ende erreichte und wir unsere Einrichtungen für die Nacht trafen. Welch' eine Nacht! Ich machte jetzt meine erste Bekanntschaft mit der Art von Bett, wie es im Lande allgemein gebraüchlich ist und das, wie ich wahrhaftig glaube, als Strafe für die Sünden des Volks eingeführt ward. Es besteht in einer Ochsenhaut, die im ungegerbten Zustande straff über ein starkes Holzgestell gezogen und hierauf sorgfältig glatt gerieben wird, so dass es dann gleichwie ein Trommelfell aussieht. Ist die Haut erst trocken, dann ist eine Marmorplatte in Vergleich mit ihr weich wie Flaumen. Und ein solches Bett, mit einer weichen, buntfarbigen *petate* oder Matte und einem einzigen, über die Ochsenhaut gebreiteten Betttuch, ward mir zur Ruhe angewiesen. Ich besichtigte und untersuchte das neue Marterwerkzeug ganz genau und legte mich endlich darauf, aber mit bangen Ahnungen, da ich zumal entdeckt hatte, dass Don Pedro's Haus von Flöhen wimmelte, die meine Nerven ohnehin schon tüchtig in Trab gesetzt hatten. Ich war gehörig müde, aber es war trotzdem eine Unmöglichkeit zu schlafen — die Flöhe kamen in hungrigen Schwadronen angerückt und das Hautbett ward mit jedem Augenblick rauher und härter. Ich fühlte mir an den Puls: er schlug fieberhaft, und ich fing an, Don Pedro und Don Frederico dafür, dass sie mich in solchen Jammer gebracht, in Regionen zu verwünschen, die ich nicht nennen mag. Ein Bett auf der blossen Erde mit meinem Sattel als Pfühl und dem Himmel als Dach würde in Vergleich mit diesem ein Luxusbett gewesen sein. Ich stand auf, riegelte die Thür auf und ging auf den Corridor hinaus. Die kühle Abendluft war mir ein köstliches Labsal und ich gelobte auf hörbare Weise, nicht wieder hineinzugehen. Dadurch weckte ich Ben auf, der mir eine Hängematte zwischen den Saülen des Corridors aufknüpfte, worin es mir gelang, in einen ein- oder zweistündigen Schlummer zu verfallen.

Als der Morgen kam, sagte ich Don Pedro, dass heute der 4. Juli, der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, und dass es passend und geziemend wäre, mit den übrigen Amerikanern in der Posada ein Frühstück einzunehmen. Und indem ich es Ben überliess, die Thiere

und das Gepäck fortzuschaffen, eilte ich so rasch ich konnte aus Don Pedro's gastlichem, aber furchtbar von Flöhen heimgesuchtem Hause. Ich fand in der Posada in der That einen recht reinlichen Ort und erfuhr zu meiner Freude, dass Jeder von den Californiern ein bequemes Feldbett mit einer nur vernünftigen Anzahl von Flöhen gehabt hatte.

Wir frühstückten alle zusammen, brachten beim Becherklang Toaste auf unser Vaterland aus, sangen das Volkslied „*Yankee Doodle*" und waren patriotisch comme il faut, zum grossen Ergötzen der Neuigkeitskrämer Managua's, die in Schaaren sich um die offnen Thüren und Fenster versammelten. Diesen letztern hatte man in Bezug auf den Charakter des Tages, den wir feierten, gehörig eingeredet, dass es das grosse Fest des heil. Jonathan wäre, worauf sie dann diesem Heiligen ein Hurrah brachten, ja sogar sich erboten, ihm zu Ehren mit den Glocken zu laüten. Aber ein zweites „obsequio" fürchtend benahmen wir ihnen diese Idee und suchten in aller Hast so still und unbemerkt wie möglich fortzukommen.

Um 8 Uhr sassen wir im Sattel. Es war ein strahlender Morgen und der Managua-See glitzerte uns blendend in die Augen, als wir über den Hauptplatz ritten. Das gegenüberliegende Ufer lag in dämmeriger Ferne, aber hochaufgethürmt und in wilden Umrissen, während näher ein vulkanischer Rücken oder eine Reihe vulkanischer Piks kühn in den See vortrat und eine Art von Bai bildete, in deren Hintergrunde Managua lag. Ein breiter, gutgebahnter Weg führte aus der Stadt heraus, auf beiden Seiten von Waldung eingeschlossen, in welche nach allen Richtungen hin Wege verliefen. Die Strasse war voll von Männern und Weibern, die zu ihrer Tagearbeit auf die Felder gingen und aus deren heitrem, offnem Aussehn und Wesen man leicht erkennen konnte, dass der Kriegslärm überstanden war. Nach einem Wege von zwei Leguas kamen wir an den Fuss des schon erwähnten Rückens, der jäh vor uns emporstieg. Hier trafen wir unter einer gigantischen Cebia unsere Vorbereitungen zum Ersteigen des Gebirgs, welches auf einem breiten, zum Theil in den Felsen gehauenen und gemauerten Wege geschieht. Diese Strasse ward von General Muñoz erbaut, um den Umweg des camino real oder der Fahrstrasse zu vermeiden, und macht ihrem Schöpfer Ehre. Das Aufsteigen war beschwerlich, aber die Mühe ward durch die sich darbietenden Aussichten auf den See und seine Ufer belohnt, die wir von Stellen aus genossen, wo die jähen Abstürze keinem Baume Halt vergönnten und von wo aus das Auge ungehindert meilenweit über Wald und wellenförmige Hügel schweifte, bis es auf dem blauen Gebirgskranze von Chontales und Neusegovia seinen Ruhepunkt fand. Es war ein eigenes Gefühl, so auf der Kante einer schroffen Felsenwand zu kauern, wo man auf der einen Seite hohe, schwarze, finsterblickende vulkanische Felsenmassen, auf der andern einen jähen, gähnenden Abgrund hatte.

Nachdem wir uns gegen eine halbe Stunde den Weg hinaufgewunden, erreichten wir den Gipfel, von welchem auf der andern Seite das Land in sanfter Abdachung sich niedersenkte. Diess ist der einzige Hügel oder Berg, den man in der ganzen Ausdehnung Nicaragua's von den Seen bis zum stillen Meere antrifft, und er kann vermieden werden, wenn man den Umweg auf der Fahrstrasse einschlägt. Vom Kamme aus brachte uns ein dritthalbstündiger angestrengter Ritt über ein schönes Land zu dem kleinen

Flecken Matearas, der sich dadurch auszeichnet, dass er nicht einen einzigen Gegenstand von Interesse aufzuweisen hat. Er bildet auf der Reise von Granada nach Leon auf halbem Wege einen Ruhepunkt und hat zwei erbärmliche Posadas, wo man Kaffee und Tortillas billig und Flöhe umsonst bekommen kann. Wir vertheilten unsere Reisegesellschaft in die beiden rivalisirenden Etablissements und liessen für die Thiere Wasser und Heu geben, bevor wir den drei Leguas langen, heissen und schutzlosen Weg an dem sandigen Ufer des Sees hin antraten, der das nächste Stadium unserer Reise bildete. In dieser Posada hatte Einer von unserer Reisegesellschaft, Don Enrique Pallais, ein Franzose und im Lande ansässig und wie zu Hause, ein Mann von grosser Erfahrung und gütigem Herzen, seine *„comadre"* (Gevatterin), die ihn bei unserm Eintritt zärtlich umarmte. Sie war ausserordentlich hübsch und hatte ein sanftes, liebliches Gesicht, und da sie offenbar die Herrin des Hauses war, so nahm ich ein Bisschen Aergerniss daran, Don Enrique auf so vertrautem Fuss mit ihr zu sehen; allein er erklärte mir dieses ungewöhnliche Verhältniss zwischen *„comadre"* und *„compadre"* (Gevatter) zu meiner völligen Befriedigung. Er hatte nämlich bei der Taufe ihres Kindes, eines gelben Bübchens, das soeben ums Haus herum watschelte, Pathenstelle vertreten und war dadurch in das Verhältniss eines „compadre" getreten — einer Art von zweitem Gatten, ohne indessen irgendwelche eheliche Rechte zu besitzen, ausgenommen das Privilegium, sie auf die eben gesehene Weise zu umarmen, sooft er mit ihr zusammentraf. Ich bemerkte nachher, dass die Gluth der Umarmung in ziemlich richtigem Verhältniss zu dem hübschen Gesicht der Señora stand.

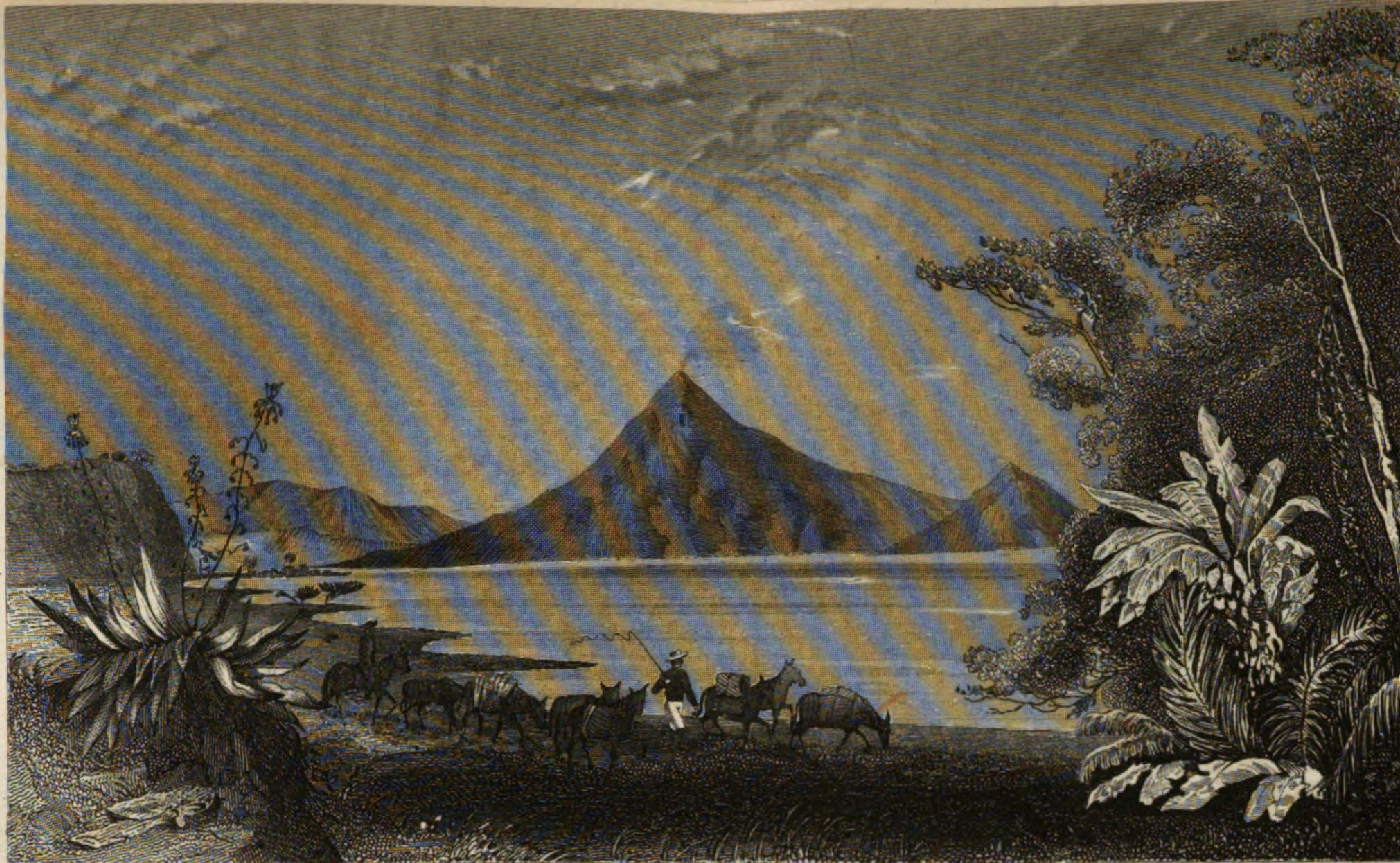
Bei Matearas wendet sich der Reisende plötzlich rechts, steigt einen steilen Hügel hinab und kommt sogleich ans Ufer des Sees. Zwei oder drei Meilen weit zieht sich zwischen dem Wasser und der schroffen Felsenmauer, unter welcher die breite, kiesige Strasse hinlaüft, ein Gürtel von Baümen hin. Ich war meinen Reisegefährten, die in der Posada in die Bereitung von Limonaden ganz versunken waren, vorausgegangen und ritt daher auf dieser Strecke des Weges allein. Ich nahm den Hut ab, legte den Zügel auf den Hals meines Pferdes und überliess mich ganz der Stille und Betrachtung. Die Luft war überladen mit würzigen Düften aus hunderterlei Arten von Blumen, die überall aus dem grünen Dickicht hervorblinkten, während hier und da die Gewässer des Sees gleich Silberstreifen zwischen den Baümen durchblitzten; und prachtfarbige Vögel, lärmende Papageien und gravitätische Macao's mit feurigem Gefieder blickten vertraulich auf mich nieder, als wäre ich ein alter Bekannter. Mehre stattliche Iguanas (Kropfeidechsen), die sich's im Kies der Strasse wohlsein liessen, schienen ungewiss, ob sie mir ausweichen oder ob sie mich dazu zwingen sollten; und wenn sie dann ja aus dem Wege gingen, geschah es immer auf ganz gemächliche Weise und mit einem Ausdrucke, welcher sagen wollte: „Welch eine Unverschämtheit, in der Mittagsstunde zu reiten und respectable Iguanas zu stören!"

Nachdem ich gegen eine Legua geritten, schloss der Waldgürtel mit einigen riesiggrossen Cebia's und es begann nun ein breiter flacher Strand, begränzt auf der einen Seite von der kahlen, schroffaufsteigenden Felsenwand, auf der andern von den Gewässern des Sees, ohne auch nur mit einem Straüchlein bewachsen zu sein, um die Gluth der tropischen Sonne

zu brechen. Hier hielt eine Gesellschaft von Maulthiertreibern, die von Leon zurückkehrten, ihre Siesta, während ihre Thiere frei umhergingen und die grünen Büsche benagten. Hier bekam ich auch zum ersten Male den vollen Anblick des grossen Vulkans Momotombo mit der konisch aufsteigenden Insel Momotombita vor ihm und dem zertrümmerten Kegel des Vulkans Las Pilas zu seiner Seite. Die den Vordergrund bildenden Felsen und Baüme, die umherwandelnden Maulthiere und die hingestreckten Gestalten ihrer Treiber vervollständigten ein Gemälde, das an Schönheit und Neuheit von keinem der vor- oder nachher gesehenen übertroffen ward. Seine hervorstechenden Züge sind in der beigegebenen Zeichnung nur sehr unvollkommen wiedergegeben.

Die Maulthiertreiber richteten sich, als ich vorbeiritt, auf und erwiederten meinen Gruss „*á Dios, señores*“ mit einem „*Buen viage, caballero*“ (glückliche Reise, mein Herr), fielen dann wieder zurück in den Sand und drückten ihre *sombreros* (Hüte) tief ins Gesicht hinein. Der Ufersand reichte den Thieren bis an die Köthe und war über und über mit weissen und rosafarbnen Bimssteinkieseln bedeckt. Ich spornte mein Pferd nach dem Wasser zu, stieg ab und führte es am Uferrande hin, wobei ich mich damit unterhielt, dass ich die leichten Steinchen über die kleinen Wellen hin warf und beobachtete, wie sie, gleich Korken schwimmend, wieder herangetanzt kamen. Hunderte von wilden Vögeln, Kraniche, Reiher und Wasserhühner, sassen am Strande entlang oder standen im Selbstgespräch begriffen auf den Felssteinen und ins Wasser vorragenden schmalen Sanddünen. Sie waren so höflich, mir aus dem Wege zu gehen, wenn ich an sie herankam, mehr thaten sie aber nicht, und nur wenn ich ihnen zuschrie, stiessen sie ein „Gluck“ aus, was wohl bedeuten mochte: „Mache keinen Lärmen hier zur Mittagszeit!“ Es kam mir wirklich vor, als ob die ganze Natur, die belebte wie die leblose, einen grossen Compact geschlossen hätte, alltäglich zu dieser bestimmten Stunde eine allgemeine Siesta zu halten. Selbst der See schien wie in Traum versunken und der Rauch aus dem Momotombo stieg so träge aufwärts, dass mich fast sein blosser Anblick schlaftrunken machte, und ich hätte mich gewiss im Sande niedergelegt und ein Schläfchen gemacht, wenn nur ein Baum oder Busch dagewesen wäre, um mich vor der heissen Sonne zu schützen. So blieb mir denn keine andre Wahl als weiter fortzutraben, was ich auch that, bis ich an eine Stelle kam, wo die Felsenwand fast bis an den Uferrand heran trat. Hier machte ich Halt und sah mich nach meinen Gefährten um, die aber nicht zu erblicken waren.

Jenseits dieses Punktes bildete der See eine kleine Bai, und Felsen, durch das Wasser zu phantastischen Gestalten ausgehöhlt, verdrängten den sandigen Strand. Diese Felsen schienen aus einer Art vulkanischer Breccie zu bestehen, denn in den weissen, ein wenig porösen Massen waren Fragmente von Bimsstein, Urfelsbrocken und hier und da ein grosses Stück Trachyt sichtbar. Als aber in geringer Entfernung Sandsteinschichten über der Breccie und zuweilen eine Ader von Basalt- oder Trachytfels oder wildaufgethürmte schwarze, blasige Massen dieser Gesteine über dem Sandstein oder Conglomerat gelagert erschienen, da wollten sich meine noch unentwickelten Begriffe von geologischer Eigenthümlichkeit vollständig verwirren. Ich glaube, dass Männer, die in den Naturwissenschaften zu Hause sind, diese scheinbare Verwirrung ohne Mühe erklären werden; und wenn



Rob. Kupfer sc.

Der Vulkan Momotombo vom Ufer des Managua-Sees aus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

diese (wie es mehr als wahrscheinlich) aus meiner Darstellung nichts zu machen wissen, so wäre es am Bessten, wenn sie selber hingingen und mit eignen Augen prüften. Sowohl in geologischer als in geographischer und topographischer Hinsicht giebt es kein interessanteres Land als Nicaragua, und keines, das die Forschungen des Naturkundigen besser lohnen kann.

Ich ritt unter der kochenden Sonne beinahe noch eine Legua weiter fort und kam über kleine, mit *chaparral* oder Dorngestraüch bewachsene Flecken, welches Gestraüch an Form und Farbe seiner Blätter der Weide glich und in dem Felsboden und dürren Sande nur unsichern Fuss fassen konnte. Jenseits derselben theilte sich der Weg: ein Arm führte durch eine Schlucht aufwärts ins Gehölz, der andre zog sich am See entlang. Ich war in tödtlichster Verlegenheit, welchen von beiden ich einschlagen sollte, und der Gedanke, solo hier zu sitzen, bis meine Reisegefährten anlangten, wollte mir gar nicht recht behagen. Während ich so verdutzt dastand, hörte ich von der Schlucht her Hahnengekräh; ich ritt hinein und befand mich bald auf einem breiten Wege, der zu einer Anzahl Hütten führte, die so gelegen waren, dass sie zwar eine volle Aussicht auf den See hatten, aber vom Ufer aus nicht gesehen wurden. Ich schickte ein Kind unter dem Versprechen der glänzenden Belohnung von einem Medio fort, um auf meine Gefährten zu warten, warf einem jungen Burschen den Zügel meines Pferdes zu, trat in die hübscheste der Hütten ein und nahm hier von der Hängematte Besitz, die eine mütterlichgesinnte alte Dame für mich zu schwingen auf sich nahm, während ich mich für den gestörten Schlaf der vorigen Nacht zu entschädigen suchte. Der Schlaf kam ungerufen und ich hielt hier unter diesen gutherzigen Indianern eine lange Siesta, bis ich endlich durch unsern *Comisario* geweckt ward, der nach Nagarote jagte, um das Mittagsessen zu bestellen, und mit dem ich fortzueilen mich entschloss. Er hatte Einen von unsrer Reisegesellschaft beredet, sein altes Maulthier zu nehmen, und war dafür in den Besitz des bessten Pferdes in der Gesellschaft gekommen, das meinige ausgenommen.

Der Ritt nach Nagarote war schön; stellenweise lief die Strasse zum See herab, stieg dann wieder schlängelnd in die Berge hinauf und bot dem Reisenden immer den reizendsten Wechsel dar. Einmal kamen wir in ein kleines Thal, in dessen Grunde ein helles Wässerchen rieselte — das einzige, das wir von Granada bis hierher gefunden. Der Boden war fest getreten und in einem weiten Umkreise von Buschholz gereinigt, da es ein allbekannter Ruheplatz für die *carreteros* und *arrieros* (Frachtfuhrleute und Maulthiertreiber) war. Wir trafen zwei oder drei kleine Gruppen von Reisenden hier an, die ihre Becher mit Wasser aus dem Flüsschen füllten, während ihre Thiere nach Herzenslust umherlaufen durften. Sie luden uns ein, uns zu ihnen zu setzen; aber bei der Aussicht auf ein gutes Mittagsessen nach einem Ritte von nur einer Legua schlugen wir es ab und galoppirten weiter und weiter und immer weiter, bis ich endlich zu denken anfing, dass man mir mit diesem Ritt nach Nagarote einen argen Streich gespielt habe oder die Stadt selbst davongelaufen sei. Diese infame Legua ward nachher stets von uns als die „Fünfmeilen-Legua“ bezeichnet. Wir kamen endlich doch noch nach Nagarote, einer kleinen, lumpicht aussehenden Stadt, die nur ein einziges Haus von wirklich gutem Ausselın aufzuweisen hatte, und dieses war zu

meiner Freude die Posada. Die Frau Wirthin war eine wohlbeleibte Vierzigerin und empfing uns mit wahrer Herzlichkeit; sie liebte die Amerikaner, wie sie sagte; denn die hätten *„mucho dinero“* (viel Geld) und bezahlten ohne zu brummen doppelt so viel als andere Leute. Ich bestellte für die ganze Gesellschaft ein Mittagsmahl so gut wie sie es nur herbeischaffen könnte, und begab mich dann abermals in die Hängematte, um rasch ein zweites Schläfchen zu halten. Es währte eine volle Stunde, ehe die übrige Reisegesellschaft einrückte, und zwar Einer nach dem Andern, denn die Marschordnung hatte sich, nachdem sie Matearas verlassen, vollständig aufgelöst. Das Essen war beinahe fertig, aber es fehlten noch immer drei bis vier Mann. Endlich langten auch diese an, zwei zu Fuss, die einen ihrer Gefährten im Sattel hielten. Es war der geprellte junge Mann, der sein Pferd gegen des Commissars Maulthier vertauscht hatte, das zwei bis drei Leguas vor Nagarote völlig zusammengebrochen war und das man im Holze hatte liegen lassen. Er hatte versucht den Rest des Wegs zu Fuss zurückzulegen, aber durch die Anstrengung sich ein Fieber zugezogen. Man brachte ihn zu Bett, wusch ihn mit Branntwein und wickelte ihn in Tücher ein, in Folge dessen er stark transpirirte, so dass am nächsten Morgen der Anfall augenscheinlich beseitigt war.

Ich ass mit Don Enrique Pallais zu Mittag im Rohrhause eines armen Priesters, mit welchem er bekannt war. Der Padre war abwesend, aber seine Haushälterin, eine schlanke, blasse Frau mit grossen, ausdrucksvollen schwarzen Augen, bewillkommte uns aufs Herzlichste. Sie hatte an fünfzehn bis zwanzig kleine Kinder aus den ärmsten Familien des Ortes um sich, die sie im Lesen und Schreiben unterrichtete. Ihre bescheidne Wohnung hatte nicht einen einzigen Gegenstand des Luxus oder der Verschönerung aufzuweisen, man müsste denn ein schöngemaltes Madonnenbild, das über einem kleinen Altar in einer Stube hing, dazu rechnen können. Ich fragte sie, ob sie für ihre Mühe bezahlt würde. Sie schüttelte mit dem Kopfe, ihr Auge erglühte, ihre Stirn klärte sich, und langsam hob sich ihr Antlitz zum Himmel auf: — d o r t war ihr Lohn. Wie wenig wissen doch die Sectirer und Frömmler unsers Landes von der frommen Hingebung und innigen, uneigennützigen Liebe Vieler von Denen, die sie so schonungslos als die unreinen Diener einer herabgewürdigten Religion anklagen! Als ich das letzte Mal durch Nagarote reiste, trat ich wiederum in die Hütte ein, um die sanfte Lehrerin zu sehen, aber die Hütte stand verlassen und von üppigem Unkraut umwachsen da. Ich fragte in der Posada nach ihr: die alte Wirthin gab mir keine Antwort, aber ihre Augen wurden feucht. Die Santa Anita (das heilige Aennchen) war todt; sie war eingegangen zu dem Lohne, für welchen sie gestritten, den Lohn der Sanftmüthigen und Demüthigen an Geist! Soll ich es gestehen? Mir, dem ketzerischen Fremdlinge, entfiel eine Thräne, die dem Andenken der Santa Anita galt.

Es machte uns in Nagarote viel Schererei, um an die Stelle von zwei oder drei krackenhaften Maulthieren, die man uns in Granada aufgeschwatzt und über die hier ein einstimmiges Verdammungsurtheil gesprochen ward, andere aufzutreiben. Wir sagten dem Manne, den der Verleiher ihnen beigegeben hatte, er müsste andere herbeischaffen. Er war es aber nicht im Stande, da man alle Pferde und Maulthiere in die Wälder getrieben hatte, um zu verhindern, dass sie nicht für die Armee in Be-

schlag genommen würden. *„No hay, Señor!"* — 's sind keine da, mein Herr! — war die ewige Antwort auf alle unsere Anfragen. Da wir aber durchaus weiter mussten, so wies ich unsern Commissar an, den Regierungsbefehl, den er in seiner Tasche führte, hervorzuholen, zum ersten Alcalden damit zu gehen und diesem nebst meinen Empfehlungen die Erklärung abzugeben, dass er Pferde schaffen müsste, sonst sollte über die Sache getreulich an die Regierung berichtet werden. Die Wirkung war zauberisch; denn auf der Stelle erschienen Pferde, und zwar gute Pferde, weshalb ich einen grossen Respect vor dem schmutzigen Stückchen Papier bekam, das dieses Wunder bewirkt hatte und worin alle Behörden der Ortschaften zwischen Leon und Granada angewiesen waren, „Sr. Excellenz Señor Jorge Squier, dem bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten Nordamerika's beim nicaraguanischen Staate, und seiner Escorte kein Hinderniss in den Weg zu legen, wie auch ihm alle seinem hohen Charakter gebührende Achtungsbeweise und Berücksichtigungen zu Theil werden zu lassen."

Es war spät am Nachmittage und finstre Gewitterwolken zogen sich im Osten um den kahlen, verbrannten Pik des Momotombo zusammen, als wir von Nagarote nach Pueblo Nuevo aufbrachen, wo wir über Nacht bleiben wollten. Die Winde kamen stossweise, waren aber kühl und erfrischend, und ich holte meinen Poncho hervor und warf ihn über den Sattelbogen, um ihn sogleich zur Hand zu haben, wenn das sich immer dichter um uns aufthürmende Gewitter losbräche. Es kam grimmig und schwarz heran, bevor wir von den fünf Leguas, welche die beiden Orte auseinanderlagen, nur erst eine einzige zurückgelegt hatten. Im Nu waren wir in dichte Finsterniss gehüllt und der Regen stürzte in Strömen nieder. Wir konnten einander nur erkennen, wenn die dunkelgelben Blitze uns umzuckten. Die Pferde ihrer eignen Leitung überlassend, trugen wir nur Sorge, durch die vorstehenden Aeste und überhangenden Zweige, die beim nächtlichen Reisen in diesen Ländern am meisten Gefahr bringen, nicht aus unsern Sätteln gerissen zu werden. Die Strasse ward zu einem wahren Wasserpfuhl und die unbeschlagnen Pferde glitten beständig aus, auf eine Weise, die keineswegs geeignet war, Einen ruhig sein zu lassen. Bald war das Gewitter vorüber und stürmte hinaus auf die weite Fläche des stillen Oceans, und durch die Ritzen der ziehenden Wolken erglänzte der Vollmond in seltsamer, schauerlicher Weise, bald auf Augenblicke hohe gespensterhafte Stämme und skelettartige Aeste enthüllend, bald uns in völliger Dunkelheit lassend. Es war ein abschreckender Wald, den wir passirten, und die ganze Gesellschaft schien seinen düstern Einfluss zu empfinden, denn wir ritten eine ganze Stunde lang schweigend und langsam dahin. Plötzlich aber ward der Zauber von Einem aus unsrer Mitte gebrochen, der „Heil dir, Columbia!" anstimmte, worein die Andern unwillkürlich im Chor einfielen; und als diess geschehen, brachen wir in ein lautes Jubelgeschrei aus, jedes Pferd ward trotz Schmutz und Wasser zum Galopp angetrieben und nicht eher ein Zügel angezogen als bis wir aus dem Wald heraus waren und uns in den Strassen von Pueblo Nuevo von einer Myriade von Hunden begrüsst sahen. Hier wurden wir von zwei oder drei Amerikanern empfangen, die zwar mit der Escorte der Californier aufgebrochen, aber zur Pflege Eines von ihnen, der durch einen Fall sich verletzt hatte, hier zurückgeblieben waren. In Erwartung unserer

Ankunft hatten sie bereits Wohnungen in dem Orte für uns ausgemacht, und es ward auf ächt militärische Weise eine Abtheilung von uns hier, eine andre dort einquartiert. Das mir und meinen persönlichen Reisegefährten angewiesene Haus war das grossartigste und vornehmste Gebaüde des Ortes, insofern es zweimal so gross als alle andern, mit Lehm beworfen und gar auch noch weiss angestrichen war. Seine Bewohner bestanden aus einer Senora und deren fünf Töchtern, alle in ihrem schönsten Sonntagsstaate, in Atlaspantöffelchen, das dunkle Haar ganz frisch geflochten und mit einem ganzen Bündel buntfarbiger Bänder geschmückt. Auf der einen Seite des Hauptzimmers stand ein ungeheurer ausgehöhlter Block, — es war der Kornspeicher; auf der andern eine Wachsfigur Christi am Kreuz, umgeben von weinenden Marien und bärtigen Römern, die alle von Flitterwerk strotzten; das Ganze in einem grossen, mit Guirlanden von frischen Blumen umhangenen Glasgehaüse eingeschlossen. Die fünf Töchter wandten augenscheinlich allen Fleiss an, sich im schönsten Lichte zu zeigen, schienen aber in grosser Verlegenheit zu sein, wer denn eigentlich „der Minister“ wäre. Mit Koth bespritzt, von der Reise angegriffen und ermüdet, machte Keiner unter uns eine absonderlich imponirende Figur, und es kam mir vor, als bemerkte ich Zeichen getaüschter Erwartung an den Señoritas. Sie waren aber trotzdem sehr aufmerksam, reichten uns allen durch die Bank Cigaritos und brachten uns in silbernem Becher Kohlen zum Anzünden derselben, und was besser war, sie bereiteten uns ein Prachtessen, mit drei Messern, vier Gabeln und vier Löffeln für unser acht, die wir zu Tische sassen, was ein Bisschen mehr war als was gewöhnlich gereicht wird. Noch ehe wir fertig waren, trat der Alcalde ein, wir lehnten es aber ab, eher zu sprechen als bis das Mahl vorüber wäre, und so setzten sich die Würdenträger der Stadt einstweilen auf dem grossen Blocke nieder und sahen uns schweigend zu. Da wir gegen die officiellen Aufmerksamkeiten sehr gleichgiltig geworden waren, so entliessen wir unsern Besuch mit aller thunlichen Eile, überschütteten sie aber gleichzeitig mit Complimenten, an denen sie gewaltigen Geschmack zu finden schienen.

Ich bekam ein Bett mit einer Unterdecke von Sacktuch und schlief die ganze Nacht bis früh um 8 Uhr fest und traumlos. Die Luft war durch das Gewitter des vorhergehenden Abends gereinigt worden und das Oertchen nahm sich im Schimmer der Morgensonne ganz besonders hell und freundlich aus. Verschieden von den andern Städten, durch die wir gekommen, war jedes Haus hier von saülenförmigem Cactus eingehegt oder vielmehr umpfählt, der manchmal niedrig war, manchmal wieder zur Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuss sich erhob und dann Pallisaden glich, über welche nur die Dächer der Wohnungen hervorragten. „Das nenne ich mir ein Land“, sagte W*, „wo man die Einpfählungen pflanzt!“

Wir waren jetzt nur noch acht Leguas von Leon entfernt und hatten doch den ganzen Tag noch vor uns, weshalb wir uns nicht so eilig fortbewegten als es unter andern Umständen hätte der Fall sein mögen. Nachdem wir mit aller Gemächlichkeit gefrühstückt, reisten wir mit aller Musse weiter. Hinter Pueblo Nuevo ging die Strasse wie gewöhnlich durch Wald, der hier und da entblösste Stellen zeigte, „*jicarales*“ genannt, von *jicaras* d. i. Kürbissbaüme, die verstreut auf ihnen umher-

standen und an Grösse wie an Aussehen der Blätter und Früchte unsern heimischen Aepfelbaümen glichen.

Der breite und gutgebahnte Weg, vom Regen der vorhergehenden Nacht hart und glatt geworden, war von Palmen und mit Blüthen überschütteten Baümen eingefasst, die die Luft mit ihren reichen Wohlgerüchen würzten und von denen die weissen und rosafarbnen Blumenblätter unter dem Hauche des kühlen Morgenlüftchens niederschneiten. Hier blickte eine Gruppe von Affen, wunderliche Grimassen schneidend, auf uns herab; dort stürzte eine Schaar Papageien, die unter dem dichten Laub verborgen nisteten, bei unserm Nahen in wildem Fluge davon, während Tauben und rothbeinige Rebhühner die Gnade hatten, uns aus dem Wege zu gehen und uns vorüberziehen zu lassen, ohne indessen auch nur den geringsten Grad von Schüchternheit zu zeigen. Hunderte von Eidechsen von hellgrüner und goldiger Farbe schossen wie Lichtstrahlen vor uns vorbei, und grosse Ameisen, jede mit einem grünen Blattstückchen auf dem Rücken, marschirten in festen Colonnen, gleich Gnomen-Armeen mit ihren Fähnleins, quer über den Weg hinweg. Ihre Nester in den Gabeln der Baumzweige glichen grossen Bienenkörben und ihre Marschlinien, von denen auf einer Breite von mehren Zollen alle Hindernisse beseitigt waren, konnte man überallhin in den Gebüschen mit dem Auge verfolgen.

Wir ritten rasch dahin und kamen in weniger als zwei Stunden zu einer von hohen Felsenmauern eingeschlossenen Schlucht, wo wir mittelst einer Reihe von steilen Stufen hinabstiegen, die man bei uns zu Hause für völlig ungangbar halten würde, die aber den Pferden hier zu Lande ganz in der Ordnung zu sein schienen. Diese Stelle hiess Ajusco. Sowie wir in die Schlucht hinein waren, ward sie über alle Beschreibung malerisch. Der Boden schien feuchter zu sein als auf der Höhe und dem entsprechend war die Vegetation reich und dicht. Massen von Ranken, Laub und Blumen waren in üppigster Fülle übereinander geschichtet und warfen Schatten von einer Breite und Tiefe, wie man sie nirgends als unter den Tropen sieht, und selbst da nur selten so wie hier. Der Ort galt indess für nicht geheuer, und ein Paar verfallne Kreuze, die unter dem dichten Gestrüpp kaum sichtbar waren, zeigten, dass er der Schauplatz tragischer Ereignisse, von Raub und Mord gewesen war. Ich passirte ihn in der Folge haüfig des Nachts, aber niemals ohne die Hand am Degengriffe zu haben.

Wir hielten bei Ajusco eine kurze Rast, jagten dann die gegenüberliegende Schluchtwand hinauf und setzten von hier aus unsern Marsch weiter fort. Zwar schloss derselbe Wald uns ein, aber Pfade, die hier und da nach entfernten Gütern und Pflanzungen abführten, gaben doch Zeugniss, dass wir der Stadt Leon uns näherten. Endlich fingen die Baüme an lichter zu werden und durch gelegentliche Waldblössen konnte man unbestimmte und flüchtige Blicke auf breite Felder, grüne Hügel und sich aufthürmende Vulkane thun. Diese Ausblicke enthüllten uns einen Landesstrich, der an Fruchtbarkeit Alles übertraf, was wir bis jetzt gesehen. Ich eilte in Ungeduld vorwärts, und als ich nach wenigen Augenblicken aus dem Wald herauskam, that sich die weite Ebne von Leon grossartig vor mir auf!

Ich hatte meine Reisegefährten hinter mir zurückgelassen und stand allein am Saume dieses grünen Oceans. Schachbretartig durch Hecken in

Vierecke abgetheilt und mit Baumgruppen und schlanken Palmen bewachsen, erstreckten sich Meile auf Meile hinaus grüne Felder, von Waldung umsaümt, rechts von hohen Bergen begränzt, deren regelmässige Kegel wie Spitzthürme zum Himmel emporstrebten, links von niedrigen, smaragdgrünen Hügeln gleich Amphitheatersitzen umschlossen. Geradaus war die Aussicht durch nichts gestört und vergebens suchte das ermüdete Auge ihre Gränze zu entdecken. Auf der tiefen Ferne ruhte ein purpurner Nebelschleier und unter ihm wälzten sich die Wogen des grossen Weltmeers ununterbrochen von China und Indien heran!

Es war der Beginn der Regenzeit und die Vegetation war in erneuter Jugend und Kraft emporgeschossen; noch hatte kein Staub dem fast durchsichtigen Grün der Blätter Glanz und Frische benommen, noch hatte die Hitze nicht verdorrt die zarten Grashälmchen und Maisstengel, die die ebnen Felder wie mit einem Teppich schmückten, und die jungen Ranken, die sich zärtlich um die Zweige der Baüme schlangen oder, von Knospen und Blumen geröthet, vom Hauptstamm herniederhingen. Und diess Alles beleuchtete die prachtvolle Sonne und unter ihren schöpferischen Strahlen schien die ganze weitausgespannte Fläche von Leben zu pulsiren.

Nie in meinem Leben hatte ich ein so grossartiges und glänzendes landschaftliches Bild wie dieses erblickt. Mit Recht und der Wahrheit gemäss hat der alte Chronist sie geschildert als „ein ebnes und schönes Land, reich an Anmuth und Reiz, so dass Der, der darin wandert, meint, er wandele auf den Pfaden des Paradieses.“ Der Eindruck, den der Anblick auf meine Gefährten, die mittlerweile zu mir gestossen, hervorbrachte, war nicht weniger ergreifend als den er auf mich gemacht. Wohl hatten wir viel des Herrlichen von der grossen Ebne von Leon gehört, aber die Wirklichkeit übertraf bei Weitem die Vorstellungen, die wir uns von ihrer Ausdehnung und Schönheit gemacht. Als wir indessen weiter ritten, waren wir überrascht zu finden, dass, obgleich sehr viel Land urbar gemacht, doch nicht mehr als die Hälfte davon wirklich angebaut war: eine Bemerkung, die wir später haüfig zu machen Gelegenheit hatten, denn der Landbau ist seit der Losreissung von Spanien in Folge des unglücklichen Zustandes des Landes gar sehr in Verfall gerathen.

Da wir ahnten, dass uns bei unsrer Ankunft in Leon irgendeine Art von Ehrenbezeigung zu Theil werden würde, und unsers schönen Aufzugs in San Carlos gedachten, so hatten wir das etwa vier Meilen vor der Stadt gelegene Kloster — *„El Convento“* — als den Ort bestimmt, wo wir den nöthigen Wechsel in unsrer Kleidung vornehmen wollten, bevor wir mit den Würdenträgern und Bürgern der Capitale zusammentrafen. Das Kloster lag noch eine Legua vor uns und bis dahin blieben wir noch in den schmutzigen, mit Koth bespritzten Kleidern, in denen wir das Gewitter des vorhergehenden Abends ausgehalten hatten. Wir waren indessen in der freien Ebene noch nicht weit gekommen, als wir in der Ferne eine Anzahl Reiter entdeckten, die rasch auf uns zu galoppirten. Wie sie näher kamen, bemerkten wir, dass Einige militärische Uniformen trugen, während die Andern als einfache Bürger gekleidet waren. Sie ritten an uns heran, und Einer aus der Schaar, der offenbar ein Amerikaner war, sah uns scharf an und schien einen Augenblick in Zweifel zu sein. Wir verbeugten uns und wollten eben vorbeiziehen, als unser vermeintlicher Landsmann sich plötzlich an uns wandte und auf

Englisch fragte, ob wir bei einem Trupp Amerikaner und dem amerikanischen Minister unterwegs vorübergekommen wären. Die Frage fiel mit der Thür ins Haus; ich platzte vor Lachen geradheraus und die Dinge wollten eben eine sehr komische Wendung nehmen, als zum Glück und noch zur rechten Zeit Einer aus der Escorte heranritt und den Dr. Livingston, amerikanischen Consul in Leon, mit uns bekannt machte, durch den wir dann den begleitenden Officieren gebührend vorgestellt wurden. Der ganze Auftritt nahm sich recht drollig aus und mich dünkte, die Ernsthaftigkeit unsrer neuen Freunde ward ganz gehörig auf die Probe gestellt. Die Sache hätte mir viel Spass machen können, wenn ich nicht gleichzeitig erfahren hätte, dass eine grosse Gesellschaft von Herren aus der Stadt, hundert oder zweihundert an Zahl, mit den vornehmsten Staatsbeamten und dem Bischofe in Person an ihrer Spitze, uns entgegenkämen. Als man aber gar noch hinzufügte, sie wären bereits beim Kloster vorbei und keine halbe Meile mehr entfernt, da ergriff mich Entsetzen. Ich ersuchte den Dr. Livingston, dass er zurückreiten und sagen möchte, wir wollten sie jenseits des Klosters treffen; allein ehe diess noch zu ermöglichen war, kam die ganze Cavalcade uns in Sicht und näherte sich uns, sowie sie unsern Trupp entdeckte, in Galopp. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken und so ritten wir denn voll Verzweiflung weiter. Zuerst kam der Bischof in seinen Purpurgewändern und auf stattlichem Rosse, ihm zur Seite eine Anzahl Priester und dahinter ein langer Tross von Officieren in Uniformen von solchem Glanz, dass sie im Strahlen der Mittagssonne Einen geradezu blind machten. Es möge genügen, wenn ich sage: wir trafen zusammen, da gab es Beglückwünschungen, da gab es Bewillkommungen, da gab es viel schöne Worte, — und wenn wir keine recht deutliche Vorstellung von republikanischer Einfachheit in den Gemüthern unsrer neuen Freunde zurückgelassen haben, so wird diess zu bewirken ein Jeder nach uns vergebens sich bemühen. Es waren indessen lauter gebildete Caballeros und sie behielten mit ächt spanischer Politesse ihren Ernst bei, worin sie, wie W* bemerkte, „eine ausserordentliche Selbstbeherrschung" an den Tag legten. Dessenungeachtet nahm ich wahr, wie einige der jüngern Officiere sehr oft Gelegenheit nahmen, sich das Gesicht mit ihrem Taschentuch abzuwischen und sich gar lange damit zu schaffen machten. Freilich aber war es ein heisser Tag und sie hatten einen schnellen Ritt gemacht.

Ich war indessen fest entschlossen, in meinem gegenwärtigen Kostüm nicht in die Stadt mit einzuziehen, daher ich mich, als wir das Kloster erreichten, entschuldigte und die Cavalcade unter dem Versprechen, sie in einigen Minuten wieder einzuholen, weiter reiten liess. Das sogenannte „Kloster" war weiter nichts als eine indianische Hütte, von welcher ich sofort und nicht in der bessten Laune Besitz nahm und dabei die ganze Familie, die Alten, die Kinderchen, die Schweine und Hühner — sie alle sammt und sonders höflich zur Thür hinauswies. Ben holte das Diplomatenkleid hervor, das ich seit des Schneiders Werkstatt nicht gesehen hatte, und zeigte ausserordentliche Geschicklichkeit, als er es mir anzog und zurecht rückte und zupfte. Zehn Minuten genügten, um meine Metamorphose zu bewerkstelligen; aber meinen Chapeau warf ich bei Seite und griff dafür nach dem breitkrämpigen Panama-Hute, den ich mir in

Granada gekauft; freilich zu Bens grossem Verdrusse, welcher das Ansehen der Gesandtschaft gar zu gern wieder zur Geltung bringen wollte.

Wir holten den Reiteraufzug einige hundert Schritte von der Stelle, wo wir ihn verlassen, wieder ein. Sie hatten unter einigen grossen Baümen Halt gemacht. Auch unsre Escorte, die mittlerweile herangekommen war, trafen wir hier an, und zwar in derselben Ordnung wie bei unserm Auszug aus Granada. Ein kecker junger Officier ritt, als ich nahte, auf mich zu und bat um die Erlaubniss, „das ruhmvolle Banner des Nordens tragen zu dürfen", welche Bitte natürlich huldvoll gewährt ward. Die Dinge begannen jetzt eine bessere Wendung nehmen zu wollen, und ich sah mich dem Ordnungsprogramme gemäss mit Dr. Livingston und dem Bischof an die Spitze der Procession gestellt, welche letztere sich zu einer Colonne drei Mann hoch ordnete. Der Bischof Don Jorge de Viteri y Ungo erschien mir gleich vom ersten Augenblicke an als ein Mann, der hoch über dem gewöhnlichen Niveau stand, als wohlunterrichtet, höflich, leutselig und von einem Benehmen, das die stolzesten Höfe Europa's geziert haben würde. Ich bemerkte bald, dass er in den Vereinigten Staaten gewesen, viel in der Alten Welt gereist war und von Menschen und Dingen mehr wusste als von einem wenn auch hochstehenden Geistlichen in diesem abgeschiedenen Theile der Welt vermuthet werden konnte. Doch war ich, ich muss es gestehen, ein wenig befremdet, als er mich nach Forrest und Miss Clifton fragte und ob sie noch auf der Bühne erschienen. Er hätte, sagte er, sie beide im Park-Theater gesehen und wäre von ihrem Spiel entzückt worden, obwohl er von Allem, was sie gesprochen, kein Wort verstanden hätte. Ich sagte ihm, das Park-Theater wäre abgebrannt und würde wahrscheinlich niemals wieder aufgebaut werden, und ich stimmte ihm bei, als er diess als einen „grossen Verlust" beklagte. Auch Herrn Clay hatte er sprechen hören und, ohne seine Sprache zu verstehen, Alles was er sagte gefühlt. „Ach", rief der Bischof aus, „am Ende liegt doch im Gefühl des Sprechers und in der Art und Weise, wie er sich giebt, mehr als in seinen Worten; — die Theilnahme des Zuhörers zu erwecken, darin besteht das wahre Geheimniss der Redekunst!" Für Nicaragua keine üble Kritik, dacht' ich bei mir.

Je weiter wir über die Ebne dahinritten, um so mehr vermehrten sich die angebauten Felder, um so zahlreicher wurden die Zeichen von Gewerbfleiss. Mir kam es vor, als läge etwas Prophetisches darin, als der Bischof mit der Hand um den Horizont herumfuhr und sagte: „Wir bedürfen blos der Eingiessung des Geistes Ihres Volkes, um dieses weite Land zu einem Eden voll Schönheit und zum Garten der Welt zu machen." Er zeigte mir die neun Vulkane, welche die Ebne umgürteten: den gigantischen Viejo, den regelmässig gestalteten Telica, den zerklüfteten Orota und den himmelanstrebenden Momotombo, die jetzt klar und scharf gezeichnet vor unsern Augen aufstiegen; das, sagte er, sind die Werke des grossen Baumeisters und das dort kleinliches Menschenwerk! Ich blickte nach der Richtung hin, wohin er zeigte, und es erhoben sich dort die weissen und massiven Thürme der grossen Kathedrale über einem wilden Gewirr von Dächern, Laubwerk und Fruchtbaümen empor. Trotz seiner philosophischen Geringschätzung lag doch, wie mich dünkte, im Gesichte des Bischofs ein Ausdruck von Stolz, als seine Augen auf diesem architektonischen Wunder Nicaragua's ruhten; und diese seine Eingenommenheit

war auch nicht ungerechtfertigt, denn die Kathedrale von Leon ist ein Gebaüde, das eines Platzes neben den imposantesten heiligen Bauwerken beider Continente nicht unwürdig ist.

Wir nahten uns jetzt rasch der Stadt und zogen in die Vorstadt ein, die mit der von Granada und Masaya völlig übereinstimmte. Hier stand der Wagen des Bischofs zu meiner Benutzung bereit, im Fall ich es vorzöge, mich seiner zu bedienen. Ich wollte indessen lieber zu Pferde bleiben und der feine Bischof lobte meine Wahl. Nachdem wir die indianische Vorstadt *(barrio)* Guadelupe, wo das Volk beim Nahen des Bischofs auf die Kniee fiel, passirt, ritten wir plötzlich einen tiefen Hohlweg hinab, in dessen Grunde ein klares, schönes Wasser floss, und stiegen dann auf der andern Seite auf einem breiten, planirten, mit Steinen gepflasterten Wege in die eigentliche Stadt hinauf. Ich hatte nur so viel Zeit, um zu bemerken, dass die Strassen im schönsten Schmucke prangten, als der Kanonendonner und das plötzliche Glockengelaüte von allen Kirchen, worin die Glocken der Kathedrale durch ihren vollen und hellen Klang vor allen hervor tönten, unsre Ankunft verkündeten. *„Vivan los Estados Unidos del Norte!“* (es leben Nordamerika's Vereinigte Staaten!) rief der Officier, der meine Fahne trug, als er im vollen Galopp an der Spitze unsrer Colonne dahinjagte. Die ganze Cavalcade ward von Begeisterung ergriffen und rief das *„Vivan“* nach und der Bischof selbst winkte mit der Hand und rief *„Adelantamos!“* (Vorwärts!) Ich erinnere mich nur Weniges mehr ausser dem verworrenen Lärmen von Pferdegetrampel, jauchzendem Volke, Glockengelaüte, Kanonendonner und einer Wolke von Staub. Wir langten auf dem grossen Hauptplatz an. Hier stand die ganze Besatzung aufmarschirt und präsentirte das Gewehr und brachte den Vereinigten Staaten ein Vivat, als wir nahten. Die Musikbande spielte ein kriegerisches Stück auf und die Damen der Metropole wedelten von den Balcons des Regierungspalastes mit ihren Tüchern uns zu. Wir machten einen Augenblick Halt und der Oberalcalde *(alcalde mayor)* hielt eine Rede, die — Gott sei Dank — kurz war, von welcher ich aber bei dem Gelaüte der Glocken und dem Geschrei der Menge kein Sterbenswörtchen vernahm. Ich antwortete in drei kurzen Gedanken, die vermuthlich ebenso unverständlich waren. Darauf bewegten wir uns in dichtem Menschengedränge weiter nach dem Hause des amerikanischen Consuls, auf welchem das Sternenbanner stolz im Winde flatterte. Es geschah mit ungemischtem Gefühl der Freude, dass ich, nachdem ich dem Bischof die Hand gedrückt und mich vor den übrigen Herren der Cavalcade verneigt, aus dem Lärmen und Staube der gedrängtvollen Strassen durch das Portal in den Hof von Dr. Livingstons Wohnung sprengte. Aber die Neugierde des Publicums war noch nicht befriedigt und das Volk drängte sich in den Hofraum herein, um das Wunderthier aus dem Norden anzugaffen; und es gelang uns nicht eher, es loszuwerden, als bis man das Einfahrtsthor geschlossen und verriegelt hatte; und selbst dann noch waren die Eisengitter der Fenster von neugierigen Buben umlagert, die wie schwärmende Bienen aneinanderzuhängen schienen. Doch trieben sie einige rücksichtsvolle Alcalden durch gehörige Anwendung ihrer Stöcke endlich hinweg und nun erst wurde uns ein Stündchen zum Alleinsein und zum Essen zu Theil.

Wie am Tage zuvor ein Hochamt in der Kirche La Merced für unsre

glückliche Ankunft gehalten worden war, so ward heute aus Dankbarkeit für den Schutz, den der Himmel uns hatte angedeihen lassen, ein Te Deum in der Kathedrale gesungen. Den Abend wurden Feuerwerke auf dem Marktplatze abgebrannt und das Musikchor der Garnison brachte uns eine Abendmusik, die wir zu unsrer Uiberraschung fast ebenso effectreich fanden als irgendeine, die wir je gehört.

Wir fanden die Stadt nicht frei von der Unruhe und Besorgniss, die in Granada herrschten, und wenngleich es in diesem Theile des Staates noch nicht zum Ausbruche gekommen war, so hatte doch die Regierung gemäss dem Grundsatze „Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit", die vollständigsten Vorkehrungen getroffen, um gegen einen Handstreich sich zu sichern und sogleich den ersten Zeichen von Unruhe energisch Einhalt zu thun. Das Dach und die Thürme der Kathedrale, an sich eine uneinnehmbare Feste, waren von Truppen besetzt; ebenso auch die Kirche La Merced, und das zu dieser gehörige geraümte Kloster war in eine Kaserne der Cavallerie verwandelt worden. Letzteres lag der Wohnung des Dr. Livingston gerade gegenüber und ich bemerkte, dass die Pferde der Lanciers beständig gesattelt waren, um in jedem Augenblicke zum Handeln bereit zu sein. Auch waren in jeder Hauptstrasse Vorposten ausgestellt, und sobald 8 Uhr vorüber war, hörte man die Wachen ihr trotziges „*Quien vive?*" und das muntere „*Alerta!*" ohne Unterlass rufen.

Der Tag nach unsrer Ankunft war zum Empfange von Besuchen der Beamten und vornehmsten Bürger Leons bestimmt. Unter allen Diesen machte Keiner einen günstigern Eindruck auf mich als der Presbyter Dr. Desiderio de la Quadra, damaliger Bisthumsverweser, ein Mann von sehr würdevollem Benehmen und von einem Charakter, an dem der Argwohn auch nicht den kleinsten Makel auffinden konnte. Er erschien im Geleite einer Anzahl geistlicher Würdenträger und sprach von seinem Vaterlande, dessen Bedürfnissen und Aussichten mit einer Kraft und Freiheit, die ich kaum zu hören erwartet hatte. Uiberhaupt entdeckte ich bald, dass der bessere Theil der Bevölkerung die Uibel, unter denen sie litten, vollständig begriff und nur verlangte, dass, um sie zu beseitigen, aüssere Einflüsse nicht, wie bisher geschehen, gegen sie, sondern zu ihren Gunsten thätig sein sollten. Der revolutionäre Geist hatte sich erschöpft und Alles sehnte sich jetzt nach Ruhe und Frieden, nach Festigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten und Mässigung in ihrer Verwaltung. Alle hofften viel von der Theilnahme und Beihilfe der Vereinigten Staaten und schöpften neuen Muth und neue Kraft aus dem Umstande, dass sie die Aufmerksamkeit ihrer Regierung auf sich gezogen und ihr Interesse erweckt hatten. Einen bessern Beweis für die Wahrheit dieser Bemerkungen konnte ich nicht begehren als die sich bei Gelegenheit meiner officiellen Präsentation kundgebende Gesinnung, welche Präsentation wenige Tage nach meiner Ankunft öffentlich in dem grossen Saale des eigens dazu geschmückten Gouvernementspalastes stattfand. Was hier vor sich ging, war durch den höchsten Anstand und einen Grad von Begeisterung charakterisirt, welche schildern zu wollen mir schwerlich geziemen dürfte. Ja schon damit, dass ich meine bei dieser Gelegenheit gehaltene Anrede nebst der von Seiten des Oberdirectors des Staats, des Señor Ramirez, darauf gegebene Antwort hier mittheile, laufe ich, wie ich wohl fühle, Gefahr, missverstanden und missgedeutet zu werden; da ich aber nun einmal in der Absicht hierher

gereist bin, die öffentliche Meinung in Nicaragua zu rechtfertigen und den Charakter und die Lage seines Volks bekanntzugeben, so meine ich, dass ich nichts Besseres thun könne als gelegentliche Documente dieser Art, zumal wenn sie zur Vervollständigung meines Reiseberichts und zum Verständniss des gegenwärtigen Standes der Angelegenheiten in jenem Lande beitragen, mitzutheilen.

Anrede.

„Herr Director der Republik Nicaragua!

„Ich habe heute die Ehre, Ihnen meine Creditive als Repräsentant der Vereinigten Staaten von Nordamerika bei der Regierung dieser Republik einzuhändigen. Die persönliche Genugthuung, die ich bei dieser Gelegenheit empfinde, wird bedeutend gesteigert durch die vielfachen mir bereits gegebenen Beweise der freundlichen Gesinnungen, welche Nicaragua's Regierung und Volk gegen die Vereinigten Staaten hegen. Ich kann Ihnen im Namen meiner Regierung versichern, dass diese Gesinnungen von ihrer Seite volle Erwiederung finden und dass es deren ernstester Wunsch ist, die herzlichsten Beziehungen mit dieser Republik zu unterhalten und zu vervollkommnen. Hiervon werden die officiellen Schreiben aus der Stadt Washington, welche ich jetzt Ihnen und Seiner Excellenz dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu überreichen die Ehre habe, volles Zeugniss geben.

„Es wird mein Ziel und Streben sein, mein Herr, in meinem officiellen und persönlichen Verkehre mit der Regierung und dem Volke dieses Staates nicht nur den gegenwärtig zwischen den beiden Republiken bestehenden Einklang und das gute Einvernehmen zu befestigen, sondern auch neue Bande der Freundschaft zu knüpfen und eine engere und innigere Beziehung zwischen ihnen zu fördern. Beide Republiken, mein Herr, besitzen gemeinsame Interessen; beide stehen vor der Welt da als die anerkannten Trägerinnen liberaler Principien und als die Vertheidigerinnen republikanischer Institutionen; beider wahre Politik ist die Erhaltung der Ordnung und die Förderung der Bildung und des Gewerbfleisses im Innern und die Bewahrung des Friedens nach Aussen. Es steht ihnen daher an, ein Beispiel jener schwesterlichen Gesinnung zu bieten, die nach dem Wunsche meiner Regierung und, wie ich weiss, Ihrer Excellenz zwischen den beiden Republiken bestehen soll.

„Zu diesem Ende und um die dauernde Wohlfahrt beider sicherzustellen, ist es wesentlich, dass sie ein ausschliesslich amerikanisches System der Politik verfolgen. Um mich der Worte eines ausgezeichneten Staatsmanns meines Vaterlandes zu bedienen, dessen Andenken von jedem amerikanischen Bürger in Ehrfurcht hochgehalten wird, dessen Worte von ihnen gleich einem Schatze sorgfältig aufbewahrt werden, — um mich also der Worte dieses Mannes zu bedienen, „müssen, damit das Gebaüde der internationalen Verbindungen zwischen den Republiken dieses Continents im Laufe der Jahre in einer Grossartigkeit und Harmonie der Verhältnisse, die der Grösse der von der Vorsehung ihnen in die Hand gegebenen Mittel entsprechen, sich erhebe, seine Fundamente auf Grundsätzen der Politik und Moral

ruhen, die den Thronen und Gewalten der alten Welt neu und missfällig sind, aber an Umfang der Oberfläche des Erdkreises, an Dauer der wechselnden Zeit gleichen.“

„Ein Hauptgrundsatz in dieser Politik ist der gänzliche Ausschluss fremden Einflusses von den haüslichen und internationalen Angelegenheiten der amerikanischen Republiken; und während wir mit der ganzen Welt freundlichen Verkehr unterhalten, Handel und Wandel mit ihr fördern und das Volk aller Nationen zu unsern Gestaden und zum Genusse unserer Institutionen einladen wollen, müssen wir zugleich in einer bestimmten und festen Sprache verkünden, dass der amerikanische Continent den Amerikanern angehört und der republikanischen Freiheit geheiligt ist. Ebenso müssen wir es wissen lassen, dass, wenn fremde Mächte nach dem Gebiete e i n e s der amerikanischen Staaten die Hand ausstrecken oder dessen Rechte antasten, sie ihnen a l l e n eine Beleidigung anthun, die wieder gutgemacht zu sehen ebenso die Pflicht als der entschiedene Wille aller ist.

„Herr Director! Die Vorsehung hat das Land, dessen vollziehende Gewalt in Ihren würdigen Händen ruht, ganz besonders gesegnet. Ich habe Ihre Gebiete vom atlantischen Ocean her passirt, bin auf Ihren Flüssen und über Ihre prächtigen Seen gefahren und am Fusse Ihrer hohen Gebirge hin, wie über Ihre breiten und schönen Ebenen gereist, bis wo die weite Spiegelfläche des stillen Meeres sich vor mir aufthat und ich das Donnern seiner Wogen, die sich an Ihren westlichen Gestaden brechen, fast vernehmen konnte. Bei jedem Schritte war ich erstaunt über die Productionskraft des Landes und den ungeheuern Reichthum an innern Hilfsquellen. Auch habe ich mit Vergnügen die vielen Beweise von Industrie und Civilisation in Ihrem Lande gewahrt und bin dem Glauben geneigt geworden, dass die Zeit nicht mehr fern sei, wo der Verkehr zweier Hemisphären innerhalb Ihres Gebietes eine bequeme und leichte Durchfahrt von Meer zu Meer finden werde. Es gehört mit zu den Zwecken meiner Mission, Ihnen bei einem Unternehmen unter die Arme zu greifen, das wichtig für die gesammte Welt ist; bei einem Unternehmen, dessen glückliche Hinausführung dieses Land in den Stand setzen muss, einen Grad von Wohlstand zu erreichen, der dem keines andern Landes auf dem Erdball nachstehen wird. Unter Ihrer aufrichtigen Mithilfe (von welcher ich fest überzeugt bin) und derjenigen der Bürger dieser Republik hoffe ich bald im Stande zu sein, meiner Regierung zu melden, dass die Einleitungen zu diesem grossartigen und ruhmvollen Unternehmen bereits getroffen worden sind.

„Und hier werden Sie mir gestatten, mein Herr, mein tiefes Bedauern darüber auszusprechen, dass ich diese Republik durch Bürgeraufruhr heimgesucht erblicke. Sowohl die Grundsätze als die Politik der Vereinigten Staaten lassen uns wünschen, dass diese wie die übrigen Republiken Centralamerika’s glücklich und mächtig seien. Wir empfinden ein tiefes Interesse an ihrer Wohlfahrt, aber wir erkennen, dass diese nur durch erleuchtete und starke Regierungen gefördert werden kann. Ohne dauernde Ordnung kann der Genuss der Freiheit und die Aufrechterhaltung persönlicher Rechte nicht gesichert werden, und diese Ordnung kann nur entspringen aus gewissenhafter

Beobachtung des Gesetzes. Ich hege das Vertrauen, mein Herr, dass die patriotischen Bürger Nicaragua's, welches auch immerhin ihre Meinungsverschiedenheiten seien, sich alle in dem ernstesten Bemühen vereinen werden, dem Staate den Frieden wiederzugeben. Nichts, mein Herr, könnte mir persönlich eine grössere Genugthuung verschaffen und, ich bin dess gewiss, nichts könnte der Regierung und dem Volke der Vereinigten Staaten und den Freunden republikanischer Institutionen in der ganzen Welt willkommner sein.

„Ich will Sie, mein Herr, nicht länger aufhalten. Ich kann nur die freundlichen Gesinnungen meiner Regierung und meiner Landsleute wiederholen und Ihre Excellenz und die Sie umgebenden ausgezeichneten Staatsbeamten und Officiere, wie auch den erlauchten Bischof und die ehrwürdigen Prälaten und Geistlichen meiner persönlichen hohen Ehrerbietung und Achtung versichern. Gestatten Sie mir auch, durch Ihre Vermittelung meinen Dank zu sagen für die vielen gütigen Aufmerksamkeiten, die ich von Seiten der Magistrate und Bürger der Republik empfangen, und die hohe Freude auszusprechen, die ich empfand, als ich von meinen Landsleuten, die jüngst durch unvorhergesehene Umstände in diesem Lande zurückgehalten wurden, von der gleichförmigen Güte und Leutseligkeit vernahm, mit welcher sie behandelt worden waren. Ich bin stolz darauf, dass der Name „Amerikaner“ für jedes nicaraguanische Herz ein Pass gewesen ist. Dass die neuen Beziehungen, die heute zwischen dieser Republik und der meinigen eröffnet werden, zu dauerndem Nutzen für beide gereichen mögen, das, mein Herr, ist mein aufrichtiges Gebet und auf dieses Ziel hin werde ich meine eifrigsten Bemühungen richten.“

Auf diese Anrede antwortete der Oberdirector des Staats, Señor Don Norberto Ramirez, wie folgt:

Antwort.

„Mein Herr! Die Genugthuung, die ich darüber empfinde, dass ich die Ehre habe, zum ersten Male einen Repräsentanten der nordamerikanischen Republik zu empfangen, kommt nur den Wünschen und hohen Erwartungen gleich, die dieses Ereigniss einflösst. Die Dankbarkeit, mit welcher Ihre Worte mich beseelt, und die ausserordentliche Intervention Ihrer Regierung bei der Lage der Dinge, in welcher Nicaragua sich befindet, legen mir die angenehme Pflicht auf, der göttlichen Vorsehung für ihre Wohlthaten zu danken.

„Nicaragua hat längst die Nothwendigkeit empfunden, unter dem glänzenden Banner der nordamerikanischen Union Schutz zu suchen; aber noch war die Zeit nicht gekommen, welche der Lenker der Nationen für solch hohes Glück und den daraus folgenden Wohlstand bestimmt hatte. Schon ehe wir eine Legation an den amerikanischen Minister in Guatemala sandten, und selbst noch ehe der Vertrag in Betreff des Kanals mit Dr. Brown (einem Bürger Ihrer Republik) eingegangen ward, hatten wir der amerikanischen Regierung einige Anträge mit Absicht auf dieses glückliche Ziel gemacht; aber unsere Hoffnungen fanden in deren Ergebniss kaum eine Stütze. Jetzt da-

gegen sehe ich alle Elemente einer glücklichen Zukunft zusammenwirken: die Regierung, zu welcher ich gehöre, ist von Redlichkeit beseelt; jedes nicaraguanische Herz hegt die freundlichste Gesinnung gegen Nordamerika, und wir haben die Versicherung der Theilnahme und Unterstützung von Seiten des amerikanischen Gouvernements. So besitzen wir denn Alles, was wir nur wünschen können, um die Vortheile, mit denen der Himmel uns gesegnet, nutzbar zu machen. Unser Staat muss in Betracht seiner geographischen Lage der blühendste im spanischen Amerika werden; aber unsre Unerfahrenheit zur Zeit, wo wir von Spanien uns trennten, unsre beschränkten Hilfsquellen und die eingetretenen bürgerlichen Unruhen haben den schönen Tag verzögert, der jetzt über uns anbricht. Ich bin überzeugt, dass die Regierung, welche Sie vertreten, die Schwierigkeiten, welche diese unsre Republik umgeben haben, zu erkennen vermag. Da Ihre Excellenz recht eigentlich im Stande sind, diese Umstände zu würdigen, so müssen Sie sich bereits eine richtige Vorstellung von der Lage dieses Theils Centralamerika's und von der Stellung seiner Regierung gebildet haben. In dem Glauben daher, dass die bessten Absichten Ihrerseits gegen uns bestehen, wie ich weiss, dass die günstigste Gesinnung unsrerseits obwaltet, hege ich keinen Zweifel, dass es uns gelingen werde, die innigsten Beziehungen zwischen den beiden Republiken zu begründen und den Weg zur Vollendung jenes ruhmvollsten Unternehmens zu eröffnen, das zu beginnen und hinauszuführen den Nachfolgern des unsterblichen Washington vorbehalten worden ist. Es soll mir die höchste Freude sein, wenn ich zu diesem Ergebniss und dem daraus folgenden Wohlstande Nicaragua's meinen geringen Antheil beizutragen im Stande sein werde. Ich danke Ihnen, mein Herr, und durch Sie Ihrer Regierung für ihre angetragene Mitwirkung bei einem so ruhmvollen Unternehmen.

„So lassen Sie uns, mein Herr, dieses grosse Werk unter diesen glänzenden Auspicien beginnen, und wir werden sicherlich die schönsten Erfolge sehen. Die Völker der beiden amerikanischen Continente sehen auf uns; vielleicht werden künftige Generationen um Dessen willen, was wir thun, unser Andenken segnen; zum wenigsten werden wir das Bewusstsein und die Genugthuung haben, kein Mittel vernachlässigt, kein Opfer gescheut zu haben, um die grossen, so feurig erstrebten Ziele der beiden Schwester-Republiken zu erreichen, der Schwester-Republiken, die entschlossen sind, ihre Interessen, ihre Ehre, ihre Unversehrtheit und die Grundsätze continentaler Freiheit gegenseitig zu vertheidigen und zu behaupten.

Am Schlusse dieser Erwiederung trat ein Zwischenfall ein, der vielleicht strengere Verfechter von Form und Etikette als bei dieser Gelegenheit versammelt waren, stutzig gemacht haben würde, den ich aber aus denselben Gründen, die mich veranlasst haben, den obigen Reden hier einen Platz zu gönnen, erwähnen will. Der Director hatte eben seine Antwort beendet und die ganze Versammlung war noch still und aufmerksam, als ein junger Officier, ebenso ausgezeichnet wegen seines feurigen Patriotismus als wegen seiner Tapferkeit im Felde und seiner Gemeinnützigkeit als Bürger, Oberst Francisco Diaz Zapata, plötzlich aus der

Reihe der Officiere hervortrat und eine tiefbewegte Anrede an das Banner der Vereinigten Staaten begann, das, mit dem nicaraguanischen verschlungen, über dem Sitze des Directors hing. Die Wirkung war elektrisch und die ganze Versammlung schien vom Geiste des Sprechers erfasst zu werden, dessen Aüsseres, Vortrag und Sprache das tiefste Ergriffensein verriethen. Die Hörer drängten sich lebhaft vor, als wären sie begierig, jedes Wort, das von seinen Lippen fiel, aufzunehmen und zu bewahren; und als er geendet, brach, mit Hintansetzung aller andern Rücksichten, ihre Begeisterung in laute und langanhaltende Viva's aus, die von dem Volke auf dem Platze und den Soldaten der Besatzung aufgefangen und nachgerufen wurden.

Neuntes Kapitel.

Die Stadt Leon — Ursprünglich an den Ufern des Managua-Sees erbaut — Ursache ihrer Verlegung — Ihre gegenwärtige Lage — Die Wohnungen ihrer Einwohner — Baustyl — Verwüstungen im Gefolge der Bürgerkriege — Oeffentliche Gebaüde — Die grosse Kathedrale — Ihre Bauart; ihr Inneres; prachtvolle Aussicht vom Dache — Das Zimmer der Bischöfe — Die Universität — Der bischöfliche Palast — Das Regierungsgebaüde — Das „*cuartel general*" — Die Kirchen La Merced, Calvario, Recoleccion — Das Hospital Juan de Dios — Steinerne Brücke — Das indianische Stadtviertel Subtiaba — Leons Bevölkerungsstand — Die Indianer vorherrschend — Stammesunterschied — Vermischte Racen — Leons Gesellschaft — Die Frauen; ihre Tracht — Gesellige Zusammenkünfte; die „Tertulia" — Bälle — Nationale Tänze — Persönliche Reinlichkeit des Volks — Allgemeine Mässigkeit — „*Aguardiente*" und „*Italia*" — Nahrung — „*Tortilla*" — „*Fréjoles*" — Pisangs — Die Märkte — Ursprüngliche Landesmünze — Mahlzeiten — Kaffee, Chocolade und „*Tiste*" — Confecte — Leons Handel.

Die Stadt Leon liegt unter 12° 35′ nördl. Breite und 86° 57′ westl. Länge. Sie ward, wie ich an einem andern Orte erwähnt, im J. 1523 von Hernandez de Cordova, dem Eroberer des Landes und dem Erbauer von Granada, gegründet. Ihre ursprüngliche Lage war am innersten Ende der westlichen Bai des Managua-Sees, nahe dem Fusse des grossen Vulkans Momotombo, an der Stelle, die jetzt Moabita oder, wie sie in den frühsten Chroniken geschrieben wird, Ymbita heisst, wo ihre Ruinen, von Baümen des sie umgebenden vordringenden Waldes überwachsen, noch jetzt zu sehen sind. Diese Lage ward im J. 1610 mit dem gegenwärtigen Standort vertauscht, welchen damals eine grosse indianische Stadt, Namens Subtiaba, einnahm. Eine Uiberlieferung besagt, dass über die alte Stadt vom Papste ein Fluch ausgesprochen ward, als er von dem Morde hörte, der hier im J. 1549 von Hernando de Contreras an Antonio de Valdivieso, drittem Bischofe von Nicaragua, begangen ward, der sich den von Contreras gegen die Indianer ausgeübten Grausamkeiten und Bedrückungen widersetzte und darum als ein Opfer seiner Wuth fiel. In Folge dieses Fluches, sagt die Tradition weiter, ward die Stadt von einer Reihe von Unglücksfällen heimgesucht, die unerträglich wurden, bis endlich am 2. Jan. 1610 die Einwohner, zur Verzweiflung getrieben, nach einem feierlichen Fasten, mit der spanischen Fahne und den Municipalbeamten an der Spitze, nach der jetzt von der Stadt eingenommenen Stelle auszogen

und hier zur Anlegung einer neuen Stadt verschritten. Der grausamen und gotteslästerlichen That des Contreras wird selbst jetzt noch mit Grausen gedacht und Viele im Volke glauben, dass Flecken vom Blute des Bischofs, der in die Kirche floh und am Fusse des Altars an seinen Wunden starb, an deren zerfallenen Mauern noch immer sichtbar seien, ein ewiges Zeugniss des göttlichen Zornes.

In Gemeinschaft mit Granada hatte Leon von den Angriffen der Piraten, als diese in der Südsee die Oberhand hatten, viel zu leiden. So landete im J. 1685 ein Trupp englischer Freibeuter, darunter der gefeierte Dampier, in dem Estero (Seebucht) Doña Paula, schritt rasch auf die Stadt los, überrumpelte sie, nahm sie trotz des tapfern Widerstandes der kleinen Besatzung von 50 Mann weg, plünderte sie und brannte die Kathedrale, das Kloster La Merced, das Hospital und viele der angesehensten Haüser nieder.

Leon liegt inmitten der grossen gleichnamigen Ebene, die ich oben beschrieben, und so ziemlich auf halbem Wege zwischen dem See und dem Meere. Die Wahl dieses Standorts scheint durch dieselben Erwägungen bestimmt worden zu sein, welche auch die Indianer mit veranlassten, ihn für eine ihrer Städte zu erkiesen, nämlich die Nähe des Wassers. Zu beiden Seiten der Stadt ziehen sich tiefe Schluchten hin, worin eine Menge Quellen reinen Wassers entspringen, welche beständig fliessende Gewässer von beträchtlicher Grösse bilden, die in der Entfernung einer halben Meile von der Stadt sich vereinigen. Aus ihnen holt die Stadt ihren Wasserbedarf zum grössten Theile. In neuern Zeiten hat man eine Menge Brunnen gegraben, aber sie verlangen eine bedeutende Tiefe (von 120 bis 200 Fuss) und man schätzt ihr Wasser für nicht so gut als das aus den Schluchten.

Gleich allen andern Städten in den Tropenländern nimmt Leon einen weiten Flächenraum ein. Es ist regelmässig angelegt und jeder Pfarr- oder Stadtbezirk hat seinen grossen Platz *(plaza)*. Die Haüser sind wie in Granada von Lehmziegeln *(adobes)* gebaut und haben selten mehr als ein Gestock. Jedes Haus schliesst einen geraümigen *patio* oder Hofraum in sich, der mit Frucht- oder schattengebenden Baümen bepflanzt ist. Manchmal hat das Gebaüde noch einen innern oder Hinterhof für die Hausthiere, während der unmittelbar ans Wohnhaus angränzende mit Zierstraüchern und Blumenrabatten geschmückt und auf allen Seiten von einem breiten Corridor umgeben ist. Diese Bauart, die dem Klima angepasst ist und in einem Lande, wo Erdbeben so haüfig sind, in der That zur Nothwendigkeit wird, lässt freilich der architektonischen Kunst sehr wenig Spielraum. Der Baumeister hat keine Gelegenheit, seinen Geschmack oder seine Kunst zu zeigen, ausgenommen an der Eingangsthür *(puerta)* und dem Portalvorbau *(zaguan)* und in der feinen Arbeit an den mit Balcons versehenen Fenstern. Diese Eingangsthüren sind oft hoch und imposant und mit Verschwendung und Geschmack ausgeschmückt. Manche sind Copieen maurischer Bögen, wie man sie in Spanien allerwegen sieht, und mit den diesem architektonischen Style eigenthümlichen Verzierungen überladen. Andere folgen den strengern griechischen Mustern, wieder andere ganz und gar nicht zu bezeichnenden und überaus originellen Baustylen. Uiber den Bögen der Portale brachte die alte Aristokratie haüfig ihre Wappen an; die den Kriegsstand liebten, schnitzten



Rob. Kupfer sc.

Der hintere Hof unsers Hauses in Leon.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stücke aus einer Rüstung, die Frommgesinnten ein Gebet oder eine Stelle aus der Bibel ein *).

Früher hatten sehr wenige Haüser mehr als zwei oder drei Oeffnungen auf die Strasse, während in den neuern Jahren Fenster immer haüfiger werden. Diese Fenster sind breit und hoch, stehen zwei bis drei Fuss vor und werden von eisernen Balcons geschützt. Auf den Balcons sind Sitze für die Senoras angebracht, wo sie des Abends verweilen, ihre Besuche empfangen und die Begrüssungen vorübergehender Freunde erwiedern. Der Galan schlendert von Balcon zu Balcon und macht seine Aufwartung ohne ins Haus einzutreten: eine bequeme Sitte, die am frühen Abende den Strassen einen Anstrich von grosser Lust und Fröhlichkeit giebt. Oft führt er seine Guitarre mit sich und singt, wenn das Gespräch matt wird, ein Liedchen. Bisweilen hält der berittene Caballero seinen Renner vor dem Balcon rasch an, um den Schönen droben seinen Gruss hinaufzuwerfen, — wobei er jenes unbemerkt mit den Sporen stachelt, um seine Kunst in der Leitung und Bändigung des schnaubenden Thiers im vollen Glanze zu zeigen und die Senoras mit Bewunderung ob seines Muthes zu erfüllen. Auf solche Kunststückchen versteht man sich in Nicaragua so gut wie in andern Ländern.

Das Innere der Wohnungen der bessern Klassen erweckt die Idee grosser Bequemlichkeit und Behaglichkeit, in einem Lande, wo Raum und freier Luftzug nothwendige Bedingungen des Daseins sind. Die Hauptzimmer führen mit seltnen Ausnahmen auf den Corridor hinaus und stehen auch noch durch innere Thüren miteinander in Verbindung. Im Hauptgebaüde befindet sich der grosse Saal *(sala)*, der das eigentliche Empfangs- und Gesellschaftszimmer bildet. Auf beiden Seiten sind die Privatzimmer der Familien, während die Flügel zu Schlafzimmern, Gesindestuben und Vorrathskammern bestimmt sind. Sehr selten haben die Zimmer Decken, sondern sind bis zum Dache hinauf offen und erlauben so der Luft vom Dache aus eine freie Circulation. Die Fluren sind mit grossen viereckigen Ziegeln oder Backsteinen belegt, dann und wann auch mit Marmor, und werden in der Regel fleissig mit Wasser besprengt. Und da die Fenster niemals mit Glasscheiben versehen sind, so dringt jedes vorüberstreichende Lüftchen ungehindert herein und es wird auf diese Weise ein vollkommner Luftzug bewirkt. Die Mahlzeiten werden im Corridor auf der von der Sonne abgekehrten und beschattetsten Seite eingenommen; hier hängen auch Hängematten für Diejenigen, die sich ihrer bedienen wollen. Die Wände sowohl der Corridors als der innern Zimmer sind bisweilen marmor- oder tapetenartig gemalt; da es aber den Künstlern an Geschick fehlt, so ist der Effect nicht immer ein günstiger. Der beigegebene Grundriss **) wird dem Leser einen Begriff von der Einrichtung der verschiedenen Theile einer centralamerikanischen Wohnung beibringen, woraus man die Details ohne weitere Erklärung herausfinden wird. Ich muss es aber noch einmal sagen, dass, wie sehr auch diese Haüser mit den herrschenden architektonischen Regeln in andern Ländern in Widerspruch stehen mögen, sie doch dem Klima und Lande wahrscheinlich besser angepasst sind als Gebaüde von anspruchsvollerer Bauart.

*) Taf. II. Fig. 12 lässt einen Einblick in eine Strasse von Leon thun.

**) S. auf Taf. II. Fig. 13.

In Leon sind wie in Granada die Haüser in den Vorstädten einfache Rohrbauten mit Schilfbedachung, aber bisweilen auch berappt und mit Ziegeln gedeckt, auch wie in allen übrigen Städten dicht von Baümen umstanden und von Cactushecken eingeschlossen*).

Die Strassen in den mittleren Theilen der Stadt sind gepflastert. Der Hauptzweck, den man dabei im Auge hat, ist die Verhütung von Staub, der gegen das Ende der trocknen Jahreszeit in den ungepflasterten Theilen der Stadt fast unerträglich ist.

Vielleicht hat keine Stadt in Amerika vom Kriege mehr gelitten als Leon. Während des Kampfes zwischen den Aristokraten und Liberalen, welcher der Unabhängigkeitserklärung folgte, ward ein grosser Theil, und zwar gerade der reichste und besstgebaute, durch Feuer zerstört. Mehr als tausend Gebaüde wurden in einer einzigen Nacht niedergebrannt. Um die grosse Kathedrale liegen ganze Haüserquadrate mit Trümmern einstiger Paläste bedeckt. Die hohen und reichverzierten Portalvorbaue zeigen noch von ihrer ursprünglichen Pracht. Ganze jetzt verödete Strassen entlang ziehen sich die Uiberreste grosser und schöner Gebaüde hin, die in den Bürgerkriegen verwüstet wurden. In ihren verlassenen Höfen stehen rohe Rohrhütten — gleichwie ein Spott auf ihre frühere Herrlichkeit. Leon war ehedem eine der besstgebauten Städte im ganzen spanischen Amerika. „Es ist,“ sagt der alte Reisende Gage, der im J. 1665 schrieb, „sehr artig gebaut; denn woran seine Einwohner ihr grösstes Ergötzen finden, sind ihre Haüser, der Genuss der die Stadt umgebenden Natur und die Fülle alles Dessen, was zum menschlichen Leben gehört.“ — „Sie sind zufrieden,“ fügt er hinzu, „mit ihren schönen Gärten, der Mannichfaltigkeit an Singvögeln und Papageien, dem Reichthum an Fisch und Fleisch und ihren zierlichen Haüsern, und so führen sie ein herrliches, gemüssiges und faules Leben, und kümmern sich wenig um Handel und Wandel, obgleich sie den See und das Meer in ihrer Nähe haben. Die feinen Herren von Leon sind fast so lustige und phantastische Leute wie die von Chiapas, und es geschieht besonders um des Reizes dieser Stadt willen, dass die Provinz Nicaragua Mohammeds Paradies genannt wird“**).

Die öffentlichen Gebaüde Leons gehören zu den schönsten in ganz Centralamerika. Ja, die grosse Kathedrale von St. Peter kann man vielleicht als keinem ähnlichen Bauwerke in irgendeinem spanisch-amerikanischen Staate nachstehend ansehen. Sie ward im J. 1743 vollendet, nachdem man zu ihrem Bau 37 Jahre verwandt. Die Kosten sollen fünf Mil-

*) Die Zeichnung einer solchen Hütte auf Taf. III. Fig. 15 kann als Typus für alle übrigen dienen.

**) Der Pirat Dampier spricht sich bei der Erzählung von der Einnahme und Einäscherung Leons durch ihn und seine Gesellen also aus: „Unser Landsmann Gage, welcher in diesen Gegenden reiste, empfiehlt Leon als den angenehmsten Ort in ganz Amerika und nennt es das Paradies von Indien. Allerdings, wenn man die Vorzüge seiner Lage bedenkt, so kann man wohl begreifen, dass es an Gesundheit und Reiz die meisten Orte in Amerika übertrifft; denn das Land ringsum ist sandiger Boden, der allen Regen alsbald aufsaugt. Es ist von Savanen umgeben, so dass man hier die Wohlthat der Winde geniesst, die aus allen Gegenden wehen; welches alles es zu einem sehr gesunden Orte macht.“ *Dampier's Voyage round the World, vol. I. p.* 218.

Fig. 19.

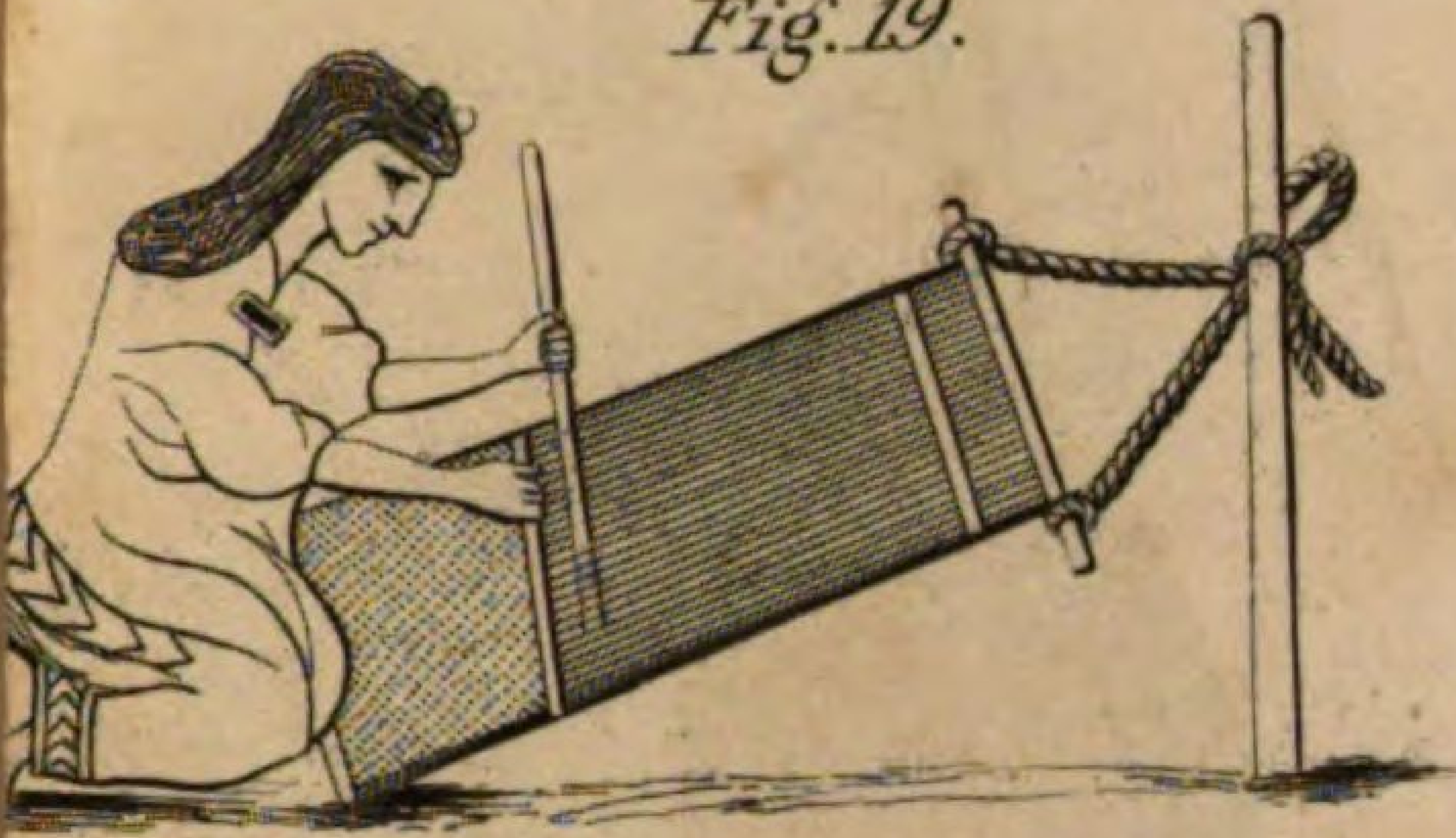


Fig. 17.

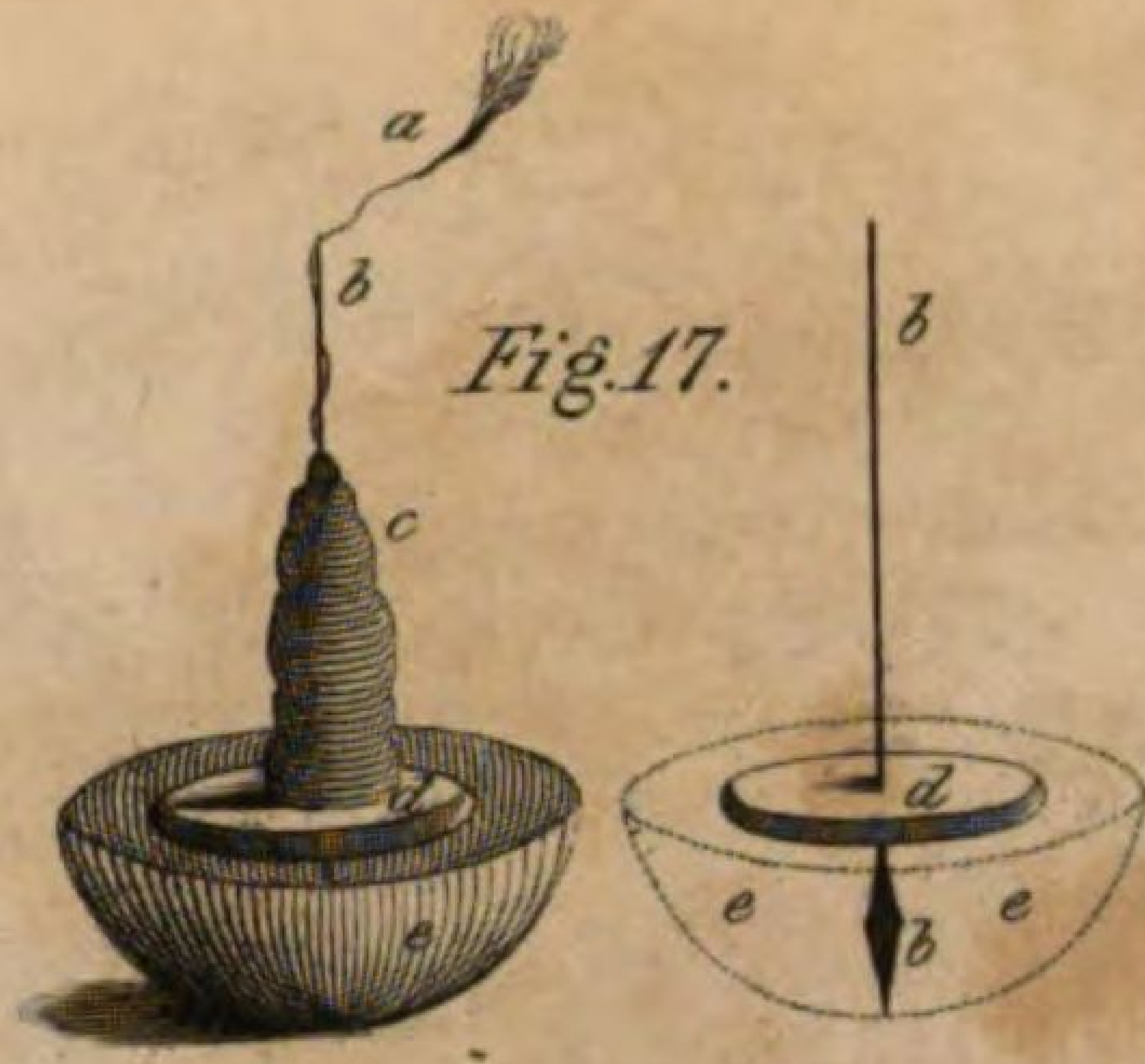


Fig. 20.



Fig. 18.



Fig. 32.





Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN


Rob. Kupfer sc.

Die Kathedrale von St. Peter in Leon.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

lionen Doll. betragen haben, was indessen eine Uibertreibung zu sein scheint. Sie bedeckt ein ganzes Haüserquadrat und ihre Façade nimmt die ganze Breite des grossen Platzes ein. Sie ist von Quaderstein gebaut und ein kerniges massiges Mauerwerk. Das Dach besteht aus massiven Gewölben und hat die ganze Solididät eines Felsen. Nichts kann ihre Festigkeit besser erlaütern als der Umstand, dass sie den Stürmen und Erdbeben von mehr als einem Jahrhundert widerstanden hat und mit Ausnahme eines ihrer Thürme, der während meines Aufenthalts im Lande vom Blitze getroffen und von oben bis unten auseinandergerissen ward, heute fast noch so unversehrt ist wie damals als sie aus den Händen ihrer Erbauer kam. Und doch ist sie zum Oeftern in eine Festung verwandelt worden und hat mehr als ein Bombardement von Seiten belagernder Truppenmassen ausgehalten. Im J. 1823 sollen nicht weniger als dreissig Stück Geschütz auf ihrem Dache aufgepflanzt gewesen sein. An ihrer ausgesetztesten Seite, nach Osten zu, findet man an ihren Mauern kaum einen Quadratzoll, der nicht von Kugeln zerlöchert ist.

Ihre Verzierungen sind von Stuck und in einfachem und keuschem Style gehalten. Von einer Höhe aus gesehen bietet das ganze Gebaüde einen sehr imposanten Anblick dar, während es vom Platze aus im Verhältniss zu seiner Breite zu niedrig erscheint. Das Innere ist dem Aüssern nicht unwürdig, an Schmuck aber verhältnissmässig arm. Am Ende des Hauptchors, unter einem hohen weiten Kuppelgewölbe steht der Hochaltar von Silber und von feiner getriebener Arbeit. Die Seitenkapellen zeichnen sich durch Reichthum und Schönheit nicht aus, da während der Bürgerkriege die Kirchen der Raubgier der Soldatesca nicht entgangen sind. Die Kathedrale besass ehedem einen ausserordentlichen Reichthum und die Kostbarkeit und Mannichfaltigkeit ihres Schmucks waren selbst in Spanien sprichwörtlich; jetzt dagegen kann sie ausser ihren gewaltigen Verhältnissen und dem architektonischen Plane nur noch auf Weniges stolz sein.

Ich besuchte die Kirche kurz nach meiner Ankunft unter der Führung eines Canonicus, der mir alles Merkwürdige mit Gewissenhaftigkeit zeigte. Was mich indess von Allem am meisten interessirte, war ein kleines Zimmer, das die sämmtlichen Porträts der Bischöfe von Zuñiga an enthielt. Es waren ihrer vierundvierzig an Zahl und sie boten alle Mannichfaltigkeit von Gesichtsbildung und Hautfarbe dar. Die dunkle Farbe und das schwarze Haar einiger dieser Bischöfe bewies, dass das indianische Blut kein Hinderniss für kirchliche Würden gewesen war, und contrastirte stark mit der weissen Farbe Anderer von europäischer Abkunft. Die Meisten hatten einen finstern, strengen Ausdruck, wahre Typen eifriger Zeloten, die aussahen, als wäre jedes menschliche Gefühl aus ihrem Herzen mit der Wurzel ausgerissen; während Andere freundlichere Züge trugen und Einige sicherlich zu ihrer Zeit recht lustige alte Bursche gewesen waren, keineswegs abhold dem Bacchus und nicht ganz gleichgiltig gegen das Lächeln der Schönheit.

Sowohl die Façade als die hintere Seite der Kathedrale waren früher mit den königlichen Wappen Spaniens geziert; sie wurden aber in der ersten Hitze des republikanischen Eifers beseitigt und ihre Stellen sind bis jetzt noch leer, — bezeichnend für ein Land, das sich von einer Re-

gierung freigemacht, ohne dass es ihr noch vollständig gelungen ist, an ihre Stelle eine andre einzusetzen.

Eine der schönsten Aussichten in der Welt geniesst man vom Dache der Kathedrale, und hier erblickte ich zum ersten Male die Gewässer des stillen Meeres, ein Silberstreif am Saume des westlichen Horizonts. Im Osten starrten die neun Vulkane der Marabios empor mit ihren gegen den Himmel scharf abstechenden Umrissen und einer Regelmässigkeit der Formen, die der Symmetrie der Pyramiden gleichzukommen suchte. Von diesem Standpunkte allein ist eine gute Ansicht von der Stadt zu gewinnen, die, von einer Seite oder aus der Ferne gesehen, nur eine einförmige Masse von Ziegeldächern, halb unter Baümen begraben und nur von dem weissen Gemaüer der Kirchen unterbrochen, darbietet.

Links von der Kathedrale und nur durch die Strasse von ihr getrennt liegt der bischöfliche Palast. Er ward im J. 1751, seit welcher Zeit er sich nur wenig verändert hat, vom damaligen Bischof Nicaragua's, Don Pedro Agustin Morel de Santa Cruz, auf folgende Weise beschrieben:

„Der bischöfliche Palast liegt an der Ecke des Hauptplatzes und stösst unmittelbar an das Sagrario. Er ist von Lehmsteinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt, hat zwei Balcons und zeichnet sich durch ein gewisses ehrwürdiges Aussehn aus. Seinen Eingang bildet ein Porticus von guten Proportionen und er hat nicht weniger als vierzehn Zimmer, die meublirt und geschmückt sind mit Gemälden, Ruhebetten, Gardinen, Tischen, seidnen Betten und vielen schöngeschnitzten Stühlen. Der Hauptsaal und das Oratorium sind am grössten, die andern sind ihren Bestimmungen angemessen gross. Sie gehen alle auf eine breite Gallerie aus, die um den ganzen Hof laüft, in welchem letztern ein Garten mit vielen Baümen und Blumen und einer sehr schönen und dem Auge erfreulichen Fontäne sich befindet. Hinter dem Gebaüde liegt ein anderes viereckiges Haus für die Dienerschaft, zu Stallungen u. s. w. Kurz, es fehlt an nichts, um es zu einer anständigen Wohnung für den Prälaten zu machen, ausgenommen an einem hinreichenden Einkommen, das ihn in Stand setzte, einen dem Gebaüde entsprechenden Aufwand zu machen.“

An den Palast des Bischofs stösst das Tridentinische Collegium von St. Ramon an, das im J. 1675 errichtet ward. Dieses Institut war ehedem sehr blühend und hatte zahlreiche Studirende mit Professuren der Jurisprudenz und Medicin. Es hat indessen an dem allgemeinen Verfall des Landes Theil genommen und existirt fast nur noch dem Namen nach. Man hat neuerdings Anstrengungen gemacht, es auf neuer Grundlage wieder aufzurichten, und es ist kein Zweifel, dass es, wenn nur die Zustände des Landes im Allgemeinen sich erst bessern, seine frühere Stellung zum Theil wiedergewinnen kann.

Das Regierungsgebaüde, das die nördliche Seite des grossen Platzes einnimmt, zeichnet sich durch nichts aus als dass es seine Nachbarn etwas überragt und längs seiner ganzen Fronte einen erhöhten Corridor hat. Ihm gegenüber liegt das *„Cuartel general“* oder Hauptquartier der regelmässigen Truppen der Regierung nebst einer Wache mit ununterbrochen ausgestellten Posten; denn dieser Ort würde, als das allgemeine



Rob. Kupfer sc.

Die Kirche La Merced und der Vulkan El Viejo.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Waffendepot des Staats, im Falle eines Aufruhrs den ersten Angriff erfahren.

Die Kirchen La Merced*), Recoleccion und Calvario sind durch ihren Umfang und durch ihre schönen Façaden bemerkenswerth. Die Vorderseite der letztern Kirche ist mit Feldern, die wunderschön in Basrelief ausgeführte Gruppen aus der heiligen Schrift enthalten, und mit Nischen, in denen Heiligenstatuen stehen, geschmückt. Sie hat viel von Kugeln gelitten, da sie zweimal von belagernden Truppen eingenommen ward, während die höher gelegene Kathedrale im Besitze der andern Partei war. Auch La Merced hat aus demselben Grunde gelitten, aber in geringerm Grade. Sie enthält einige schöne Gemälde und ihr Hauptaltar ist ein sorgfältig gearbeitetes und sehr schönes Kunstwerk. Ehemals gehörte ein Kloster zu La Merced, wie auch zu den Kirchen Recoleccion und San Juan de Dios. Diese Klöster sind aber aufgehoben worden, und die Klostergebaüde von La Merced dienten zur Zeit meiner Ankunft als Cavalleriecaserne, während die von San Juan de Dios in ein Hospital verwandelt worden waren. Ausser den genannten Kirchen giebt es noch zehn bis zwölf andre, aber von geringerem Umfange und bescheidnern Ansprüchen. Und da jede derselben ein Glockenspiel hat und fast jeder Tag einem Heiligen geweiht ist, zu dessen Ehre sie nothwendigerweise alle in Gang gesetzt werden, so giebt es hier ein ununterbrochenes Gelaüte, das für den Fremden aüsserst belästigend ist, bis er sich daran gewöhnt oder völlig taub dagegen wird.

Wenn ich in diese Liste noch eine steinerne Brücke über ein Wildgewässer der Schlucht im Süden der Stadt, die diese mit der Vorstadt Guadelupe verbindet, aufnehme, so bin ich mit den architektonischen Merkwürdigkeiten Leons zu Ende. Diese Brücke ist niemals vollständig fertig geworden, aber sie war kühn entworfen und die das Gewässer überspannenden Bögen sind Muster von Symmetrie und tüchtiger Arbeit.

Der indianische Flecken *(pueblo)* Subtiaba ist ein wirklicher Theil der Stadt Leon, obgleich er eine besondere Gemeinde bildet. Er hat ebenfalls seinen grossen Platz für sich und seine besondern öffentlichen Gebaüde. Seine Hauptkirche**) steht keiner andern in Nicaragua, mit Ausnahme der Kathedrale von Leon, an Grösse nach. Die Façade ist zierlich und hat zahlreiche Nischen mit Figuren grimmiger alter Heiligen. Sie ist massig gebaut und hat ein sehr hohes Alter. „Die Pfarrkirche von Subtiaba,“ sagt der alte Bischof Don Pedro Agustin Morel, der von dieser Kirche 1751 schrieb, „ist die grösste und schönste im Bisthum. Die Haupt- und Seitenkapellen und das Baptisterium sind gewölbt, hoch und weit. Der Körper der Kirche besteht aus drei Schiffen, die Saülen sind von Cedernholz und haben vergoldete Kapitäle. Sie hat acht Altäre, vier Kapellen, eine nette Sacristei und ist wunderschön ausgeschmückt. Ihre Thürme haben gute Proportionen und das ganze Gebaüde hat den Zuschnitt zu einer Kathedrale.“

Subtiaba hat von den Bürgerkriegen nicht weniger als Leon gelitten und ist nur ein Schatten von Dem, was es ehedem war, wo es in einem

*) Ihre beigegebene Ansicht ist vom Dache der Kathedrale von Leon aus aufgenommen. Den Hintergrund bildet der Vulkan Viejo.

**) Abgebildet auf Taf. II. Fig. 14.

Augenblicke zweitausend Streiter auf seinem Hauptplatze versammeln konnte.

Was die Bevölkerung von Leon betrifft, so ist es schwer, sie genau abzuschätzen. Die Stadt breitet sich über einen so weiten Flächenraum aus und ist so unter Baümen begraben, dass ich selbst nach dreimonatlicher Anwesenheit immer neue, abgelegene Theile derselben entdeckte, von deren Existenz ich zuvor gar nichts gewusst hatte. Und obwohl ich anfangs die Berechnung zu 20,000 für zu hoch gegriffen erachtete, so kam ich doch zuletzt dahin, die nach der 1847 versuchten Zählung bekanntgemachte Zahl von 30,000 Seelen als der Wahrheit wahrscheinlich näherkommend anzusehen. In diese Berechnung schliesse ich die indianische Gemeinde Subtiaba mit ein, von der man allgemein, aber irrthümlich meint, sie sei eine von Leon getrennte Stadt.

Hier wie sonst überall in Nicaragua ist die indianische und gemischte Bevölkerung bedeutend im Uibergewicht, während die reinen Weissen kaum ein Zehntel der Gesammtzahl ausmachen. Die Hautfarbe im Allgemeinen ist indessen beträchtlich lichter als in Granada, aber doch nicht so hell wie in Managua und einigen der kleinern Städte. Bei einem grossen Theile Derer, die von rein spanischer Abkunft sein wollen, ist eine Beimischung indianischen Blutes ohne Mühe zu entdecken. Es tritt diess weniger in der Färbung der Haut hervor als in einer gewissen Lebhaftigkeit des Auges, das bei Denen, die sich mit den Indianern gekreuzt haben, bei weitem ausdrucksvoller als bei irgendeiner der Urracen ist. In Rücksicht auf Leibesbeschaffenheit, die Farbe bei Seite gelassen, giebt es wahrscheinlich keine schönern Menschen in der Welt als manche Zambos d. i. Abkömmlinge von indianischen und Neger-Aeltern. Sie sind natürlich dunkler als die Indianer, aber schlanker und vollkommner entwickelt. Es muss indess bemerkt werden, dass die Neger von Nicaragua in ihrem Aüssern sich von denen der Vereinigten Staaten sehr bedeutend unterscheiden, daher sie aus einem ganz andern Theile des afrikanischen Continents hergekommen sein müssen. Sie haben in der Regel Adlernasen, kleine Münder und schmale Lippen; kurz, mit Ausnahme des krausen Haars und der dunkeln Haut, nur wenige von den Zügen, die bei uns als dem Negerstamme eigenthümlich und allgemein zukommend betrachtet werden.

Die Mischung zwischen allen Theilen der Bevölkerung Nicaragua's ist eine so vollständige gewesen, dass trotz der Racenverschiedenheit Kastenunterschiede kaum zu erkennen sind. Im gesellschaftlichen Verkehr behaupten zwar die Weissen einen gewissen Grad von Gesondertheit, in allen andern Beziehungen aber herrscht die vollständigste Gleichheit ob. Diess würde wahrscheinlich nicht der Fall sein, wenn die weisse Bevölkerung verhältnissmässig grösser wäre und die physische Macht besässe, die Unterschiede aufrecht zu erhalten, welche die höher- und die niedrigerstehenden Menschenfamilien von Natur trennen. Bei dem vollen Bewusstsein ihrer numerischen Inferiorität ist ihre Politik offenbar die Politik der Concession, und wie widerstrebend sie auch anfangs ihrem Stolze gewesen sein mag, so ist es doch nun dahin gekommen, dass man sie als etwas ganz Natürliches betrachtet und sich mit guter Miene fügt.

Wenige Tage genügten, mir zu zeigen, dass Leon im gesellschaftlichen Tone und in den Manieren des Volks einen mehr grossstädtischen Charakter hatte als Granada. Und wenngleich die Zahl derjenigen seiner Ein-

wohner, die eine sogenannte „Stellung“ beanspruchten, auch hier verhältnissmässig klein war und sie den Conventionalitäten der grösseren Städte Mejico's, Südamerika's und unsers Vaterlandes keineswegs mit Strenge nachkamen, so fand ich sie doch in den wesentlichen Beziehungen der Gastlichkeit, Leutseligkeit und Höflichkeit zu einer Stellung berechtigt, die keiner andern Stadt nachstand. Die Frauen sind weit entfernt, hohe Bildung zu besitzen, aber sie sind in ihrem Wesen einfach und ungekünstelt und zeichnen sich durch eine grosse Lebhaftigkeit der Fassungskraft und durch Raschheit in witzigen aber gutmüthigen Gegenantworten aus, — Eigenschaften, die ihren Mangel an allgemeiner Bildung zum Theil ersetzen. Die Lage des Landes ist seit vielen Jahren der Art gewesen, dass sie der Ausbildung derjenigen Talente, die ein unumgänglich nöthiges Zubehör der feinen Gesellschaft sind, wenig Gelegenheit bot, und wir sind daher auch nicht berechtigt, die Menschen in Leon oder jeder andern Stadt Centralamerika's nach unserm eignen Masse zu messen. Ich kann mir nichts Schmerzlicheres denken, nichts was mehr geeignet wäre, die Theilnahme des das Land besuchenden Fremden zu erwecken, als das Schauspiel eines Volks, das bei wahrhaft hohen Fähigkeiten und edlem Streben doch durch die Gewalt entgegenstehender Umstände niedergehalten wird, das sich seiner Lage klar bewusst ist, aber doch an ihrer Verbesserung fast verzweifelt.

In der Kleidung haben die Frauen von Leon die gleichen Moden mit Granada, aber die europäischen Trachten sind weniger allgemein, was dem Umstande zuzuschreiben ist, dass zu wenig Fremde hier ansässig sind, um den Geschmack des Volkes anzustecken. Sie sind ebenso erpicht auf den „Cigarito“ wie die Damen von Granada und nicht weniger stolz, auf der Strasse ein nettes Füsschen und ein atlassenes Pantöffelchen zu zeigen. Wie sonst überall in der Welt widmen sie ihren Andachtsübungen grosse Aufmerksamkeit und besuchen daher täglich die Kirchen. Sonst aber gehen sie nur selten aus, ausgenommen zeitig des Abends, wo man sich kleine Besuche macht. Führt der Zufall eine genügende Anzahl zusammen, so wird oft eine *„tertulia“* oder ein Tänzchen improvisirt. Förmliche Gesellschaften oder Bälle finden selten statt und werden in der Regel nur bei öffentlichen Veranlassungen, dann aber mit grossem Aufwand und Gepränge gegeben.

Wir wohnten am zweiten Abende nach unsrer Ankunft in unserm eignen Hause einer *„tertulia“* bei. Ein Dutzend Señoras fanden zufällig sich zusammen, es ward von den Galans, die unter den Balcons umhertändelten, ein Tänzchen vorgeschlagen, und da der Vorschlag huldvoll aufgenommen ward, so eilten sie sogleich hierhin und dorthin, um noch andere Tänzer und Musici herbeizuholen. In Zeit von einer Stunde war der grosse Saal von Menschen voll. Die Frauen wurden bei ihrem Eintritt sämmtlich auf die eine Seite des Zimmers, die Männer auf die andre gewiesen. Es nahm sich diess ein Bisschen steif aus und ich fing schon an zu fürchten, dass die *tertulia* am Ende nichts Besondres wäre. Bald indessen trat ein einzeles Paar vor, die Musik begann, und während sie sich den Saal hinabbewegten und der langsame Tanz sie erst auf die eine, dann auf die andre Seite brachte, versetzte die Dame abwechselnd einem Señor und einer Señora einen gelinden Schlag mit ihrem Fächer auf die Schulter und bestimmte auf diese Weise willkürlich die Tänzerpaare, die

nun sofort am Tanze theilnehmen mussten. So ward denn die ganze Gesellschaft nolens volens auf die Füsse gebracht, — eine Art der Tertulia-Eröffnung, die, wie ich bemerkte, haüfig angewandt ward. Ist dieser erste Gang vorüber, das Eis einmal gebrochen und Leben in die Gesellschaft gekommen, dann wird es den Galans gestattet, ihr Wahlrecht auszuüben. Mir dünkte dieses Verfahren recht zweckmässig, da es sogleich beim Beginn viel linkisches Drehen und Wenden erspart und macht, dass ein Jeder sich rasch behaglich und ungenirt fühlt. Im Laufe des Abends vermehrte sich die Gesellschaft noch und ehe es zehn Uhr war, hatten wir die ganze Elite Leons beisammen. Alle waren mit Leib und Seele bei der Sache, und als die Glocke der Kathedrale eilf schlug, war eine lebhaftere Gesellschaft beisammen als ich je gesehen zu haben glaube. Die Polka und der Walzer, wie auch der Bolero und andere bekannte spanische Tänze wurden sämmtlich mit Grazie und Feuer getanzt; nach ihnen bekamen wir auf vieles Zureden noch einen indianischen Tanz, ein sonderbares, langsames und verwickeltes Ding, zu sehen, der auf mich den bestimmten Eindruck machte, dass er religiösen Ursprungs sei. Nach dem Tanz ward uns mit Musik aufgewartet; doch kann ich ausser der Volkshymne, die mit Kraft und Feuer vorgetragen ward, nicht viel zu Gunsten des Gesanges sagen.

Während des ganzen Abends waren die Fenster von kleinen Buben umschwärmt und die Thüren von Zuschauern belagert, die, wenn sie recht befriedigt waren, stürmisch applaudirten, gerade als ob es ein Schauspiel wäre, das um ihretwillen, zu ihrer speciellen Unterhaltung gegeben würde. Die Polizei wollte sie zwar fortjagen, ich legte mich jedoch zu ihren Gunsten ins Mittel, so dass sie bleiben durften, wodurch ich mir ihre dauernde Liebe gewann. Bei Bällen förmlicherer Art, die später gegeben wurden, waren an jedem Eingange Soldaten postirt und die Menge wurde in gehöriger Ferne gehalten.

Unter den niedern Klassen sind der Fandango und andere charakteristische Tänze haüfig, bei denen es ziemlich lärmend und bunt hergeht. Aus begreiflichen Gründen wohnte ich keinem derselben in der Stadt bei, wiewohl ich in den Dörfern während meiner Streifereien im Lande gelegentlich und zufällig auf sie traf.

Die Nicaraguaner sind im Allgemeinen in Bezug auf ihren Körper gewissenhaft reinlich, ausgenommen auf Reisen und in Krankheitsfällen, wo die Berührung des Wassers verboten ist. Ihre Haüser dagegen sind mit Ausnahme des grossen Saals und der den Besuchen gewidmeten Zimmer sehr weit entfernt, Muster der Reinlichkeit zu sein. Ich habe Schlafgemache der vornehmsten Familien gesehen, die sicherlich seit Wochen, wenn nicht gar seit Monaten nicht gefegt worden waren. Doch waren die Betten in diesen Zimmern reinlich und sauber — vielleicht um des Contrastes willen. Diese Bemerkungen sind auf Granada weniger anwendbar als auf Leon, da in erstrer Stadt das Beispiel der ansässigen Fremden auch in den Haüsern der Eingebornen eine theilweise Aenderung zum Bessern bewirkt hat.

Das spanische Volk ist in allen Theilen der Welt mässig in seinen Gewohnheiten; und die Spanier in Nicaragua machen in dieser Beziehung ihren Vorfahren keine Schande. Starke Getränke sind wenig in Gebrauch, ausgenommen unter den niedern Klassen der Bevölkerung, und selbst unter ihnen kommt eine Unmässigkeit seltner vor als bei uns. Der Verkauf von

Branntwein und *„aguardiente“* d. i. inländischem Rum ist Regierungsmonopol und auf die *„estancos“* oder concessionirten Verkaufsläden beschränkt, wo er dem Staate eine hohe Abgabe zahlt. Ich kann mich nicht entsinnen, während der ganzen Zeit meines Aufenthalts im Lande einen einzigen respectabeln Bürgersmann trunken gesehen zu haben. Doch wird in der Regel dem Fremden, sooft er einen Besuch macht, eine Flasche Cogniac vorgesetzt. In den grössern Städten wird zwar eine bedeutende Quantität süsser oder spanischer Weine verbraucht, aber den stärksten Consum finden die leichtern französischen. Es giebt hier eine köstliche Art Liqueur aus der Muskatellertraube bereitet, der „Italia“ oder „Pisco“ heisst und aus Peru kommt. Er wird indessen dort (in Peru) nur in sehr geringer Menge, ich glaube auf einem einzigen Landgute, erzeugt und daher in Nicaragua nur in sehr beschränktem Masse importirt. Sollte er jemals dem Volke der Vereinigten Staaten allgemein bekannt werden, so würde er ohne Zweifel lebhafte Nachfrage finden. Ob er aber in genügender Menge erzeugt werden könne, um einen bedeutenden Markt zu versorgen, das ist ein Punkt, über den ich nichts zu sagen weiss.

Auch in ihrem Essen sind die Nicaraguaner aüsserst einfach. *„Tortillas“* und *„fréjoles“* sind die stehenden Gerichte. Die erstern bestehen aus Mais und sind gut bereitet wirklich schmackhaft. Man wählt stets frischen, bessten Mais vom Kolben weg dazu. Dieser wird gereinigt, in Alkali geweicht, um die Hülse zu entfernen, und dann sorgfältig und wiederholt in kaltem Wasser gewaschen; darauf auf einen *metlatl* oder Mahlstein *) gelegt und aufs Feinste zerrieben, ein wenig Käse hinzugethan, um ihm Consistenz zu geben, dann eine Wecke in beide Hände genommen, zu einem flachen Kuchen geschlagen und auf eine bereits auf dem Feuer erwärmte irdene Pfanne gelegt. Ist der Kuchen auf der einen Seite gut, so wird er geschickt auf die andre gewendet und endlich heiss und kruspelig auf den Tisch gebracht. Ich hielt es gleich vom ersten Augenblicke an mit der Tortilla und zog sie stets dem einheimischen Brote vor, das zwar leicht und schön fürs Auge ist, aber ohne Ausnahme durch Versüssen verdorben wird.

Fréjoles sind in der Pfanne gebackne Bohnen; aber diese Bohnen sind von ganz anderm Wohlgeschmack als die man in nördlichern Breiten verbraucht. Sie sind klein, weiss, schwarz oder braun von Farbe und im Lande einheimisch. Gewöhnlich wollen sie anfangs nicht munden, allmälig aber findet man Geschmack daran, und einer Mahlzeit ohne *fréjoles* geht zuletzt ein wesentliches Ingrediens ab. Wer sich mit den *fréjoles* nicht befreunden kann, der thäte besser, er bliebe von Centralamerika ganz weg. Denn wenn der müde Wanderer in einer indianischen Hütte, wo er unter fünf Malen vier Male über Nacht zu bleiben genöthigt ist, um den Speisezettel bittet, erhält er meistentheils das kurze Verzeichniss:

*) Die Tortilla wie der *metlatl* sind eine Erfindung der Urbewohner. Der Stich auf Taf. III. Fig. 16a stellt einen solchen *metlatl* dar, der während ich in Leon weilte ausgegraben ward. Die Form desselben ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben, obwohl nur wenige so sorgfältig und kunstvoll verziert sind wie der hier copirte, der eine günstige Probe von der Schnitzkunst der alten Eingebornen giebt. Man wird bemerken, dass dieser Stein sorgfältig mit Einschnitten geziert ist, die in den beigegebenen vergrösserten Zeichnungen (b) der obern und untern Enden des *metlatl* deutlicher dargestellt sind.

„hay tortillas, fréjoles, frejolitos, frejolitos fritos, y huevos,“ — „Tortillas, Bohnen, Böhnchen, gebackne Böhnchen, und Eier!“

Ausgezeichnetes Rind- und Schweinefleisch kann man zu billigen Preisen in allen grössern Städten bekommen und Geflügel ist im Uiberfluss vorhanden. Ein Paar Hühner kosten einen *cuartillo* bis zu einem *medio* d. i. drei bis sechs Cents. Nächst den Tortillas und Fréjoles sind indessen die Hauptverbrauchsartikel Reis, Pisangs und eine Art Käse, der in grossen Quantitäten von den *„haciendas de las vacas“* oder Viehwirthschaften kommt. Die Pisangs werden auf vielerlei Weise bereitet: gekocht, geschmort und gebraten, und sind für sich allein im Stande das Leben zu erhalten. Und wenn ich noch hinzufüge, dass sie in vielen Gegenden des Staates nach Begehr zu haben sind und dass sich überall für sechs Cents eine kleine Familie eine ganze Woche lang ernähren kann, so wird man begreifen, dass die Antriebe zur Arbeit hier nicht sehr gross sein können und dass der ärmste Schlucker nicht nöthig hat am Hungertuche zu nagen.

Die Märkte Leons zeigen den grössten Uiberfluss an Früchten und Gemüse, von denen eine vollständige Liste zu geben fast unmöglich sein möchte. Da giebt es Wasser- und Bisammelonen, Papayas, Pistazien, Orangen, Mamays, Mispeln, Granatäpfel, Marañons, Jocotes, Yucas, Pisangs, Bananen, Bohnen, Mais und gelegentlich auch kleine Kartoffeln, nur wenig grösser als Flintenkugeln, die in Ballen aus dem Hochlande von Costa Rica und Honduras hergebracht und pfundweise verkauft werden. Da die kleinste Münze im Lande der *cuartillo* (drei Cents) ist, wofür man von fast allen diesen Waaren mehr kaufen kann als die meisten Familien auf einmal verbrauchen dürften, so bedient man sich als Tauschmittels der ursprünglichen Münze des Landes, nämlich der Cacaobohnen, wovon vier Stück an Werthe etwa einem Cent unsers Courantgeldes gleich sind.

Man isst in der Regel zweimal des Tages. Noch im Bett oder unmittelbar nach dem Aufstehen des Morgens geniesst man eine Tasse Kaffee oder Chocolade. Darauf folgt um 9 oder 10 Uhr Vormittags das Frühstück und um 3 oder 4 Uhr Nachmittags das Mittagsmahl. Thee wird nur von Fremden getrunken und auch von ihnen nur in sehr beschränktem Masse, daher er auch in keinem Kaufladen zu finden ist. Eine Tasse Chocolade oder noch haüfiger eine Tasse *„tiste“* (geröstetes Korn mit Chocolade und Zucker zusammengerieben und mit Wasser vermischt), die des Abends ohne alle Umständlichkeit getrunken wird, ersetzt seine Stelle und ist kein unangenehmes Ersatzmittel. Es ist indessen noch zu erwähnen, dass zwischen den Mahlzeiten, namentlich von den Frauen, grosse Quantitäten *„dulces,“* d. i. Zuckerwerk, Confecte, gegessen werden. Der Geschmack der Spanier für *„dulces“* war schon in früher Zeit sprichwörtlich geworden, aber in Nicaragua überbietet er sich selbst. Die Verkaüfer von „dulces,“ in der Regel schöne, stattlich gekleidete indianische Mädchen mit einer mit den reinlichsten weissen Servietten überdeckten Mulde auf dem Kopfe, ziehen täglich von Haus zu Haus herum, und es ist bisweilen schwer und stets ungalant, sie abzuweisen, ohne etwas, wenn auch nur eine Kleinigkeit von ihrer Waare zu kaufen. Das *„mil gracias, Señor!“* (tausend Dank, mein Herr) mit der reizendsten Silberstimme gesprochen, ist schon allein des Geldes werth und so bekommt man also die „dulces“ umsonst. Manchmal indess missbrauchten sie meine Gutmüthigkeit ein Bisschen und lockten mir mehr von meiner kleinen Münze ab als recht war, in Betracht dass ich,

in Folge billiger Rücksicht auf meinen Magen, von ihren magenverderbenden Leckereien nie etwas genoss.

Leon besitzt ausser der Versorgung mit seinen localen Bedürfnissen wenig Handel; denn das Hauptgeschäft im Import und Export für diesen Theil des Staates wird in der grossen und blühenden Stadt Chinandega, zwei Leguas vom Hafen von Realejo, gemacht. Indess sind seine Magazine wohlversorgt und es besitzt einige reiche Kaufleute. Die Vornehmsten unter seinen Einwohnern sind aber *„propietarios,“* Besitzer grosser Güter, die durch Agenten verwaltet werden. Es sind neuerdings Versuche gemacht worden, die commercielle Wichtigkeit Leons dadurch zu erhöhen, dass man eine kürzere und directere Verbindung mit Realejo eröffnete; allein seine Binnenlage wird sich stets als ein Hinderniss seines Fortschritts in dieser Beziehung erweisen. Chinandega hat bereits einen Vorsprung vor ihm voraus, den es ohne Zweifel auch behalten wird, es müsste denn in Folge der Bedürfnisse des Handels eine günstiger d. i. mehr in der Nähe des Hafens gelegene Stadt sich erheben.

Seit Obiges geschrieben ward, hat man eine neue Stadt, Namens „Korinth“, am südlichen Ufer des Hafens von Realejo in der Richtung gegen Leon angelegt, die auf die letztere Stadt sehr vortheilhaft einwirken wird.

Zehntes Kapitel.

Die Umgebung von Leon — Das Bischofs-Bad — „Fuente de Ajusco“ — „Cerro de los Americanos“ — Ein militärischer Ball und ein civiles Diner — General Guerrero — Officieller Besuch von Seiten der indianischen Municipalität von Subtiaba — Simon Roque — Ein Geheimniss — Ansprache und Antwort — Erwiederter Besuch — Das Cabildo — Ein leerer Schatz — „Subtiaba, leal y fiel“ — Königliche Patente — Sie sind ein Wörterschatz — Eine „Décima“ — Die Indianer Nicaragua's; Körperbau; Hautfarbe; Gemüth; Tapferkeit; Gewerbfleiss; Geschick in den Künsten — Baumwollenfabrikation — Ursprüngliche Art des Spinnens — Die Purpurfarbe — Petates und Hängematten — Töpferarbeiten — „Aguacales“ und „jícaras“ — Tracht — Schmuck — Satzungen der Ureingebornen — Die Eroberung Nicaragua's — Abscheulichkeiten an den Indianern verübt — Gegenwärtige Lage der Indianer — Der Erfolg von Somoza's Aufstand — Die Schlachten von Obraje und San Jorge — Somoza's Gefangennehmung und Hinrichtung — Gemässigte Politik der Regierung — Rückkehr des Generals Muñoz — Denkmünzen — Friedensfest — Neue Procession — Ein schwarzer Heiliger.

Die Umgegend von Leon ist sehr schön und die nahen *„paseos“* oder Spaziergänge sind, wenn ihnen auch ein wichtiges Element der Schönheit, die Nähe des Wassers, abgeht, nicht ohne Mannichfaltigkeit und Interesse. Mein erster Ausritt ging nach einem Orte, welcher das „Bischofs-Bad“ hiess. Wir ritten durch den *barrio de San Juan* (Johannesvorstadt), wo die *carreteros* (Fuhrleute) sich meist versammeln, bis zum Rande der nördlichen Schlucht. Hier kamen wir auf einen schmalen Pfad, der von Cactus und mit Weinranken übersponnenen Baümen buchstäblich eingeschlossen war und uns zu den Ruinen eines alten Portals brachte, hinter welchem einst der vorstädtische Wohnsitz der Bischöfe von Nicaragua gelegen hatte. Es war eine reizende Stelle; der Boden war künstlich geebnet wor-

den und unter den grossen schattigen Baümen waren noch die Uiberreste von steinernen Sitzen und von Piedestals zu sehen, die einstmals Kreuze und Heiligenstatuen getragen hatten. Vor der Stelle, wo das Haus vor seiner Zerstörung während der revolutionären Unruhen gestanden, zog sich ein steiler Abhang bis zum Gewässer im Grunde des Hohlwegs hinab. Dieser Abhang war früher terrassirt gewesen und hatte auf einem sich schlängelnden Wege hinabgeführt. Die Bäder waren von Stein erbaut und zeugten, wenn sie auch jetzt in Trümmern lagen, doch noch von dem Geschmack und der üppigen Pracht, die sich an ihnen bethätigt hatten. Im Hauptbade waren ein Paar Weiber, die bis auf ein Stück Zeug um ihre Lenden nackt gingen, mit Waschen beschäftigt; sie raümten es aber auf unsre Bitte einstweilen und wir nahmen Besitz davon. Die Abgeschiedenheit dieses Plätzchens, die durchsichtige Klarheit des Wassers und der tiefe Schatten, in welchen Alles gehüllt war, bezauberten mich und ich dachte unwillkürlich, dass einer der rosigsten und lustigsten jener alten Bischöfe, deren Porträts mir von den Wänden des traurigen Gemachs der Kathedrale, worin sie eingekerkert waren, freundlich zugenickt, dieses Plätzchen für sich ausgewählt haben müsse. Ich entdeckte aber später, dass diess nur eine von den tausend gleichschönen Stellen in der Nähe der Stadt war. Derjenige Ort indessen, wohin meine Erinnerung am haüfigsten und liebsten zurückkehrt, ist die „Quelle von Ajusco,“ — *„fuente de Ajusco,“* gegen zwei Meilen südlich von der Stadt entfernt. Es ist ein breiter Teich im Grunde einer Schlucht, der von allen Seiten von steilen Wänden eingeschlossen ist und wohin man nur auf einem einzigen engen Wege gelangt. Sein Wasser ist lauwarm und bricht krystallrein und in grosser Menge unter den Felsen hervor. Er ist von Baümen buchstäblich überwölbt und von Weinrankengehängen umzogen. Hier war mein Lieblingsplätzchen während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Leon. Ich stand mit dem grauenden Morgen auf, schlürfte rasch eine Tasse Kaffee hinunter, bestieg mein Pferd und erreichte den Ort gewöhnlich, wenn eben die Sonne den Gipfel der fernen Vulkane zu röthen begann. Der Weg führte durch Felder, bedeckt mit Baümen und Gebüsch, die ganz mit Blumen überschüttet waren und von Thautropfen funkelten. Die kühle kräftige Morgenluft, die rasche Bewegung des Pferdes und das wohlthätige Bad im stillen Teich, — ich glaube, nie in meinem Leben habe ich die blosse Lust am Dasein in solcher Fülle genossen als während meiner Besuche bei der „fuente de Ajusco.“ In einem Versteck in der Nähe des Teichs stand ein Kreuz, woran ich haüfig frischblumige Kränze aufgehangen sah. Ich wusste gar nicht, wie ich mir diess erklären sollte, und als ich eines Tags einen kleinen Knaben daneben sitzend fand, fragte ich ihn, warum das Kreuz hier stände? Es erinnere, sagte er, an einen grauenvollen Mord; etwas Weiteres wüsste er nicht, ausgenommen dass das Opfer ein Weib gewesen wäre. Jenseits der „fuente“ zieht sich die niedre Hügelreihe hin, von der ich schon gesprochen und gesagt, dass sie die Ebene von Leon nach dem Meere zu begränze. Ich hatte auf einer die weiteste Aussicht beherrschenden Höhe die Baüme niedergehauen und kam so oft hierher geritten, dass die Hüttenbewohner einer nahen Pflanzung sie mit dem Namen *„el cerro de los Americanos,“* d. i. der Hügel der Amerikaner, tauften. Von diesem Höhepunkte aus schweifte das Auge über die ganze weite Ebene dahin und umfasste alles Interessante mit einem Blicke. Auf

der einen Seite versperrten blos die Wälder die Aussicht auf den Managua-See, während auf der andern der breite Spiegel des stillen Weltmeers glänzend und schön am Saume des Horizonts lag. Mit einem Glase konnte man die Schiffe im Hafen von Realejo, wie auch die Umrisse des Vulkans Coseguina, der über hundert Meilen weit entfernt war, deutlich erkennen. Die Aussicht von dem „cerro de los Americanos" bildet in meinem Leben ein Ereigniss, das ich wohl nimmer vergessen werde. Der Eindruck, den sie in meiner Seele zurückgelassen, ist zu deutlich und lebhaft, um je verwischt zu werden.

Unsre zweite Woche in Leon zeichnete sich durch einen vom Militär gegebenen Ball und ein Diner von Seiten der Regierung aus, beide nach einem Massstabe, der alles Derartige, was man seit vielen Jahren in der Stadt erlebt, bei weitem übertraf. Der Ball stand unter dem speciellen Schutze des Generals Don José Guerrero, der soeben seine Zeit als Staatsdirector beendet, aber in Abwesenheit des Obergenerals das Commando über die Besatzung übernommen hatte. Unter seiner Verwaltung hatte die Wegnahme von San Juan durch die Engländer stattgefunden, und sein beredter Aufruf an alle civilisirte Nationen war es, der die Aufmerksamkeit des Generals Taylor und seines Kabinets auf sich gelenkt und deren Theilnahme erweckt hatte. Meine Ankunft im Lande war ihm, wie man sich leicht denken kann, eine Quelle der höchsten Genugthuung, und ich hatte daher während meines officiellen Aufenthalts in Leon keinen wärmern Freund als General Guerrero. Möge er die Früchte der Politik erleben, die er seinem Lande vorgezeichnet, und die Verwirklichung jener hohen und patriotischen Hoffnungen, die er so lange und so innig gehegt hat!

Unter die angenehmsten Zwischenfälle, die mit meiner Ankunft verknüpft waren, gehörte ein feierlicher Besuch von Seiten der Municipalbehörden des indianischen Orts Subtiaba, die nach ihrer Weise zu den energischsten Republikanern in ganz Nicaragua gehörten. An ihrer Spitze erschien Simon Roque, mit dem ich später ein herziges Freundschaftsverhältniss einging. Er überreichte mir eine Adresse, sowohl in indianischer als spanischer Sprache geschrieben, und begleitete sie mit einer Rede, die hoch über dem gewöhnlichen Mittelschlage sowohl in Sprache als an Gedanken stand und in allen Beziehungen eine günstige Probe indianischer Beredtsamkeit war. Simon und seine Begleiter erschienen in schneeweisser Tracht mit rother Schärpe um den Leib und einem Stock mit goldnem Knopf, als Insignie ihres Amtes, in der Hand. Sie waren begierig, von der indianischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten etwas zu erfahren, und — ich erröthe es zu sagen — ich schämte mich ihnen die Wahrheit zu sagen. Sie hätten gehört, sagten sie, ich wäre ein grosser Freund der Indianer und forschte den „piedras antiguas" nach. Sie hätten mir hierüber etwas mitzutheilen, es könnte aber nur unter vier Augen geschehen. So ward denn der Saal geraümt, und Simon unterrichtete mich nach einigen Umschweifen, dass sie von gewissen alten Steinen wüssten, die ihre Vorfahren vor gar langer Zeit vergraben hätten und mit denen sie mich, wenn ich es wünschte, beschenken wollten, freilich unter der ausdrücklichen Bedingung, dass der Ort derselben ein tiefes Geheimniss bleiben müsste. Ich war über die gefundene günstige Gelegenheit zu sehr erfreut, um nicht in jede Bedingung einzuwilligen, und wir kamen endlich dahin überein, dass, da es mir unmöglich fallen würde, mich für jetzt der Sache

zu widmen, einige von den Steinen sogleich ausgegraben und nach meiner Wohnung geschafft werden sollten. Sie hielten Wort: ein Paar Morgen darnach war ich überrascht, an dem Portale meines Hauses zwei Statuen zu finden, und einige Abende später erschien ein Karren mit noch zwei andern, — von denen allen an einem andern Orte eine Beschreibung gegeben werden wird. Nachdem diese Unterhaltung unter vier Augen vorüber war, tractirte ich die Gesellschaft mit so viel Claret als sie trinken wollten, und wir schieden mit dem Versprechen von meiner Seite, dass ich ihren Besuch ehester Tage erwiedern wollte.

Die Adresse und die Antwort lauteten wie folgt:

Adresse.

„Mein Herr! Die Municipalität der Ortschaft (pueblo) Subtiaba, deren Mitglieder wir sind, fühlt sich hochbegeistert im Hinblick auf die Beziehungen, die, wie Ihre Ankunft uns glauben lässt, zwischen Nicaragua und den Vereinigten Staaten, dieser grössten und ruhmreichsten Republik unter der Sonne, rasch werden hergestellt werden. Wir freuen uns in der Tiefe unsers Herzens, dass ein Mann wie Sie auserkoren worden ist, uns die Versicherungen künftigen Glücks im Namen der Söhne Washingtons zu überbringen; und wir vertrauen auf den Allmächtigen, dass das Panier der Vereinigten Staaten bald der Schild und Schirm Nicaragua's zu Land und See werden möge. Uiberbringen Sie dem grossen Volke, das Sie repräsentiren, unsern aufrichtigsten Dank für seine Theilnahme und geben Sie Ihrer edelmüthigen Regierung die Versicherungen jener tiefen Dankbarkeit, die wir empfinden, aber nicht auszusprechen vermögen. Wir bitten Sie, mein Herr, diesen schwachen Beweis der herzlichen Gesinnungen anzunehmen, die wir sowohl für Sie als für Ihre Landsleute und Ihre Regierung hegen und die in gleichem Masse von dem Volke, das wir repräsentiren, getheilt werden."

José de la Cruz Garcias,
(Unterzeichnet.) Simon Roque,
Francisco Luis Antan.

Antwort.

„Meine Freunde aus der Municipalität von Subtiaba! Ich empfinde grosses Vergnügen, indem ich aus Ihren Händen diese kurze aber feierliche Adresse empfange, und ich sage Ihnen meinen Dank sowohl persönlich als im Namen meiner Regierung für die freundlichen Gesinnungen, welche sie enthält. Ich hoffe aufrichtig, dass die hohen Erwartungen, die Sie von einer innigern Beziehung zwischen Ihrem Lande und den Vereinigten Staaten hegen, vollständig in Erfüllung gehen mögen."

Der Leser kann versichert sein, dass ich mein der Municipalbehörde von Subtiaba gegebenes Versprechen nicht vergass. Mein Besuch ward auf einen Tag kurz darnach festgestellt und ich ward mit grosser Feierlichkeit im *„Cabildo"* oder Rathhaussaale empfangen, wo ich alle die alten

Männer versammelt fand, die mir bei Bildung eines Wörterverzeichnisses der alten Sprache, das ich gelegentlich den Wunsch geaüssert hatte mir zu verschaffen, behilflich sein konnten. Wir vermochten nur mit grosser Mühe unsern Eintritt zu bewirken, da den Knaben aller Schulen zu Ehren der Veranlassung ein halber Tag freigegeben worden war und sie das Gebaüde förmlich umschwärmten. Wir wurden endlich in ein inneres Zimmer eingeführt, wo die Urkunden der Municipalität aufbewahrt wurden. Auf der einen Seite stand ein grosser Kasten von starkem Holz und mit massiven Schlössern, der vor Alters die öffentliche Kasse gewesen war. Es fuhr ein Schatten über Simons Gesicht, als er mir ihn zeigte und sagte, er könnte sich noch der Zeit erinnern, wo er mit *„pesos duros“* (Piastern) angefüllt gewesen wäre, und wo auf einen einzigen Schlag der Alarmglocke zweitausend Mann auf dem Marktplatze von Subtiaba hätten versammelt werden können. Aber diese Tage wären dahin und der Ort wäre jetzt kaum noch ein Schatten seiner frühern Grösse. Während der spanischen Herrschaft hätte er sich den Beinamen *„leal y fiel“* — loyal und treu — erworben und zum Lohn für seine Treue die ganzen Ländereien zwischen ihm und dem Meere urkundlich zugewährt erhalten, um zum Nutzen seiner Bürger in deren ewigem Besitz zu bleiben. Und Simon zeigte mir die königlichen Patente mit ihrer Unterzeichnung *„Yo el Rey“* (Ich, der König), auf welche Simon, wie es mir vorkam, trotz seines glühenden Republikanismus mit einigem Bedauern zu blicken schien. Ich fragte nach Manuscripten, die auf die frühe Geschichte des Landes einiges Licht werfen könnten, fand aber nur vermoderte Urkunden ohne Interesse und Werth.

Meine Versuche, das unbeschriebene Wörterbuch, mit dem ich mich versehen, auszufüllen, erregten viel Spass, und ich lachte ebenso herzlich mit; denn es konnte nichts Ergötzlicheres geben als die Erörterungen und Streitigkeiten unter den alten Männern in Betreff gewisser zweifelhafter Wörter und Redensarten mit anzuhören. Sie vergassen dabei ganz und gar meine Anwesenheit und warfen einander ganz gehörig den Titel „Ignoranten“ an den Kopf, woran Simon gewaltiges Aergerniss nahm und sie alle als *„hombres sin verguenza“* (unverschämte Menschen) in den Klotz zu stecken drohte. „Ha!“ rief er, „diese alten Sünder machen mir mehr zu schaffen als die jungen,“ — eine Bemerkung, die unter den Draussenstehenden, absonderlich den jungen Gassenbuben, die wie Affen an den Fenstergittern hingen, grosse Lust erzeugte. Die Gruppe tiefbrauner, ernster Gesichter um den kleinen Tisch, worauf eine Masse alter vergelbter Papiere bunt durcheinander aufgestapelt lagen, würde ein interessantes Studium für einen Maler dargeboten haben. Es war bereits ganz dunkel, als ich mit meinen Nachforschungen zu Ende war; aber ich durfte nicht fort, ohne zuvor ein kleines Gedicht, eine „Décima“ auf mich und meine Regierung mit angehört zu haben, deren Verfasser, einer von den Schulmeistern, sie beim Lichte einer sicherlich aus der Kirche dazu entnommenen hohen Wachskerze mir vorlas, die aber mitzutheilen die Bescheidenheit mir verbietet.

Als ich mein Pferd bestieg, brachte Don Simon drei Hurrahs aus auf *„El Ministro del Norte“* und darauf drei andere auf *„El amigo de los Indios“* (den Freund der Indianer), was alles nachher in einem kleinen, im englischen Solde stehenden costaricanischen Schmutzblatte als Beweis

paradirte, dass ich im Geheimen die Indianer bearbeite und sie zur gänzlichen Ausrottung der weissen Bevölkerung anreize!

Die Indianer in Nicaragua, die, wie gesagt, das numerische Uibergewicht im Lande haben, sind überaus gelehrig und industriös und bilden eine ausgezeichnete „ländliche Bevölkerung", wie man in manchen Ländern sagen würde. Sie sind ein kleinerer Menschenstamm als die Indianer der Vereinigten Staaten, besitzen aber eine schöne muskulöse Entwickelung und einen ausserordentlich milden und sanften Ausdruck des Gesichts. Auch sind sie von Farbe lichter und ihre Züge minder stark markirt. Manche ihrer Frauen sind ungewöhnlich hübsch und haben, solange sie jung sind, schön und classisch geformte Gestalten. Sie sind in ihrem Benehmen durchaus nicht zudringlich, indem sie selten eher sprechen, als man sie anredet, und stets gütig und gastfreundlich gegen Fremde. Sie sind nicht kriegliebend, wohl aber tapfer, und wenn die Noth sie zwingt, kämpfen sie mit der verzweifeltsten Zähigkeit. Leon hat mehr als ein Mal seine Rettung dem indianischen Bataillon von Subtiaba zu verdanken gehabt, das während der Bürgerkriege von 1838—39 siegreich von einem Ende Centralamerika's zum andern zog.

Der Landbau von Nicaragua liegt fast gänzlich in ihren Händen; es fehlt ihnen aber auch an mechanischem Geschick keineswegs und sie fertigen oft mit den rohesten Werkzeugen die feinsten und mühevollsten Arbeiten. Die Frauen verarbeiten eine grosse Menge Baumwolle zu ihrem eignen Verbrauch und zum Verkauf; und wenn man des Nachmittags durch Subtiaba reitet, ist nichts gewöhnlicher als in der Thür fast jeder Hütte oder im Schatten eines davorstehenden Baums ein Weib, nackt bis zum Unterleibe, emsig mit Baumwollspinnen beschäftigt zu sehen. Man bedient sich dazu gemeiniglich eines kleinen, mit dem Fuss getriebenen Rades. Aber die ursprüngliche Maschine ist noch immer nicht ganz ausser Gebrauch gesetzt. Sie ist ausserordentlich einfach und besteht in einer dünnen hölzernen Spindel von 15 bis 16 Zoll Länge, die durch ein Schwungblatt oder ein Rad von hartem, derbem Holze von 6 Zoll Durchmesser geht; und die Spindel gleicht daher einem ungeheuren Kreisel. Beim Gebrauch wird sie in einen Kürbiss oder ein ausgehöhltes Stück Holz gestellt, um zu verhindern, dass sie nicht, solange sie nicht in Bewegung, umfällt. Gerade über dem Schwungblatt wird nun ein Faden angemacht und die Spindel zwischen Daumen und Zeigefinger schnell umgedreht. Die Triebkraft des Schwungblatts erhält sie eine halbe Minute lang in Bewegung, und mittlerweile zieht die Arbeiterin mit der Hand einen Faden aus dem Haufen Baumwolle, den sie im Schoose liegen hat, heraus. Dieser Faden wird dann auf die Spindel gewunden und der Prozess so lange wiederholt, bis die Spindel voll Garn ist. In der auf Taf. III. Fig. 17. gegebenen Zeichnung stellt *a* die Baumwolle vor, *bb* die Spindel, *d* das Schwungblatt, *c* das bereits gesponnene und aufgewundene Garn, und *ee* den Kürbiss. Genau dieselbe Art zu spinnen war bei den alten Mejicanern in Gebrauch, nur dass sie das untere Ende der Spindel in einen Holzblock steckten, wie man in dem Stiche auf Taf. III. Fig. 18. sieht. Auch die Art zu weben war bei den Indianern von Nicaragua vor Alters die nämliche wie bei den Mejicanern, was man recht deutlich aus dem Stiche auf Taf. III. Fig. 19. ersieht, der aus dem Codex Mendoza, einem mejicanischen geschriebenen oder gemalten Buche, copirt ist.

Einige Baumwollenfabrikate der Indianer sind sehr dauerhaft und haben geschmackvolle buntfarbige Figuren eingewebt. Die am meisten geschätzte Farbe ist der Purpur, der aus der an der Westküste Nicaragua's zu findenden Stachelschnecke gewonnen wird. Diese Farbe erhält man in jeder gewünschten Tiefe und Nuance; sie ist beständig und wird weder durch die Sonne noch durch Einwirkung von Alkalien afficirt. Der Prozess des Färbens des Garns zeigt von dem geduldigen Fleisse der Indianer. Man schafft das Garn ans Ufer, wo eine hübsche Anzahl Muscheln zusammengelesen und vom Seewasser getrocknet werden, worauf die Arbeit beginnt. Jede Schale wird einzeln zur Hand genommen und ein leichter Druck auf die Klappe, die ihren Mund verschliesst, presst einige Tropfen des färbenden Safts heraus, der in diesem Augenblicke fast aller Farbe entbehrt. Hierein wird jeder Faden einzeln getaucht und, nachdem er von der kostbaren Flüssigkeit genug eingesogen, sorgfältig mit dem Daumen und Zeigefinger herausgezogen und zum Trocknen bei Seite gelegt. Mit diesem langweiligen Prozesse werden ganze Tage und Nächte hingebracht, bis man damit zu Ende ist. Anfangs ist der Faden mattblau; wird er aber der Luft ausgesetzt, so erhält er die gewünschte Tinte. Das Thier wird durch die Operation nicht zerstört, sondern dem Meere zurückgegeben, wo es einen neuen Vorrath färbender Substanz für eine künftige Gelegenheit ansammelt. *)

Die Verfertigung von *„petates“* oder bunten Matten aus der Rinde der Palme, und von Hängematten aus der *„pita“*, einer Art Agave, liegt ausschliesslich in indianischen Händen. Auch sind sie geschickt in der Bereitung von Töpfergeschirr, das seit der Zeit vor der Conquista unverändert geblieben ist. So werden die *„cántaros“* und *„tinajas“* oder Wasserkrüge und andere Geschirre, wie sie unter allen Klassen in gewöhnlichem Gebrauch sind, von ihnen gefertigt. Sie werden mit der Hand, ohne Beihilfe der Töpferscheibe geformt, verschiedenartig und oft mühsam gefärbt und verziert, gebrannt und wenn sie zu Zwecken bestimmt sind, die es verlangen, auch theilweise glasirt. Die Wasserkrüge sind aber porös, dergestalt, dass sie so viel Wasser hindurchdringen lassen, dass die Aussenfläche mit Feuchtigkeit bedeckt erhalten wird, deren Verdunstung den Inhalt des Gefässes schnell und stark abkühlt. Oviedo zollt der Geschicklichkeit, welche die alten Einwohner in der Fertigung ihres Töpferguts zeigten, grosses Lob, und dieses Lob wird sowohl durch die Fragmente, die noch gefunden werden, als durch die Waaren, welche die Indianer noch jetzt fertigen, sehr wohl gerechtfertigt. „Sie machen Becken, Schüsseln, grosse und kleine Krüge von sehr schöner Arbeit, schwarz

*) „Das so gefärbte Baumwollengarn ist im Lande unter dem Namen *„hilo morado“* bekannt und wird hoch geschätzt von den Indianerinnen aller Staaten, die zur Ausschmückung ihrer Kleider bei festlichen Gelegenheiten ganz erpicht darauf sind. Früher bezahlte man dafür hohe Preise, da man in Guatemala und andern grossen Städten haüfig das Pfund mit 10 bis 14 Dollars verkaufte. In neuern Zeiten ist rothes Garn aus Europa eingeführt und zu weit billigerm Preise verkauft worden; aber die Farbe ist weder so gut noch so dauerhaft und verdrängt trotz ihrer Billigkeit das einheimische Fabrikat nicht. Die Indianer lassen sich, wenn man ihnen das eine Fabrikat für das andre anbietet, nicht leicht taüschen, da sie das fremde von dem einheimischen sogleich durch einen eigenthümlichen Geruch am letztern unterscheiden, das, wenngleich das theuerste, doch stets vorgezogen wird.“ — *Baily* p. 125.

und glatt wie Sammet und glänzend wie Gagat. Ich habe einige Stücke mitgebracht, die so schön sind, dass sie einem Fürsten angeboten werden könnten." So spricht der alte Chronist.

Herr W. H. Edwards beschreibt in seiner „Reise auf dem Amazonenstrome" S. 114 das Bereiten und Bemalen der Töpferwaaren bei den Indianern an jenem Flusse. Zu den Bürsten oder Pinseln nahmen sie die kleine Gattung der Palme, zu den Färbestoffen die einfachsten Naturproducte: zu Blau Indigo, zu Schwarz den Saft der Mandioca, zu Grün den Saft einer andern Pflanze, zu Roth und Gelb Letten. Die Farben wurden als Vierecke oder Kreise aufgetragen, und wollte man ein Ding nachahmen, so geschah es in den rohesten Umrissen. Das Glasiren bewirkte man mittelst eines Gummiharzes, das in den Wäldern gefunden ward und womit man die zuvor über Kohlen erwärmten Geschirre sanft überstrich. Diese Beschreibung passt ebenso gut auf die in Nicaragua gebraüchlichen Verfahrungsarten.

Sie machen auch aus dem Kürbiss Trinkgefässe, deren grösste Arten „*cántaros*" und „*tinajas*" (Krüge), die kleinern aber „*guacales*" oder „*aguacales*" und „*jicaras*" (Schalen und Tassen) heissen. Die kleinern werden aus dem langen oder birnförmigen Kürbiss gefertigt, haben oft auf ihrer Aussenfläche geschmackvolle Schnitzereien und dienen meist statt der Stürzbecher; *Tiste* muss schlechterdings in „*jicaras*" gereicht werden, und diese werden auch allgemein zum Kaffee und zur Chocolade gebraucht. Da sie aber unten gerundet sind, so macht man kleine geschnitzte Untersetzer, um sie darauf zu stellen. Die Indianer in der Nähe der Stadt Nicaragua machen ähnliche Becher aus der Nuss einer dieser Gegend eigenthümlichen Gattung des Cocosbaums, die wegen ihrer schönen Form und Verzierung im ganzen Lande im Rufe stehen. Sie sind schwarz und stark polirt, und sind sie mit Silber belegt, so werden sie von Ausländern sehr geschätzt.*)

Die Kleidung der Indianer ist aüsserst einfach. Für gewöhnlich tragen die Frauen blos einen weissen oder geblümten Rockschoss (Schurz) um den Unterleib gebunden, so dass der obere Theil des Körpers ganz entblösst bleibt oder nur theilweise durch ein um den Hals geschlungenes Tuch bedeckt wird. In Masaya und einigen andern Orten ersetzt ein viereckiges Stück Tuch, das im Lande gefertigt und genau von derselben Art und demselben Schnitt ist wie es vor der Entdeckung Amerika's zum gleichen Zwecke im Gebrauch war, die Stelle des Rockschosses. Es wird auf unbegreifliche Weise ohne Beihilfe von Bändern und Nadeln festgehalten und reicht von den Hüften bis etwas unter die Kniee herab. Indess sind in fast allen grossen Städten der *guipil* (Spitzenkragen) und die *nagua* (Frauenrock) in die Mode gekommen und an Sonn- und Festtagen werden sie allerwegen getragen. Die Männer tragen eine Art Unterbeinkleider von baumwollnem Zeuge, die über den Hüften befestigt sind, haüfig aber nicht weiter als bis zu den Knieen hinabreichen. Sandalen ersetzen die Stelle der Schuhe, meistentheils aber gehen beide Geschlechter barfuss. Der Sinn für Schmuck ist allgemein, und einen Rosenkranz mit einem kleinen Kreuz von Gold, Silber oder Ebenholz hat alle Welt am Halse hängen, Männer und Frauen, Alte und Junge. Sie sind auch grosse

*) Diese verschiednen Gefässe sind auf Taf. III. Fig. 20. abgebildet.

Liebhaber von Blumen, und selten sieht man ein Mädchen, das nicht welche in die üppigen Locken ihres langen, schwarzen Haars gesteckt oder zu einem Kranz geflochten um die Stirn gelegt hat.*)

Die Gemeinde von Subtiaba besitzt als Corporation ebenso wie die Barrios einiger Städte kraft königlicher Patente Ländereien, wie ich diess oben schon berührt habe. Diese Ländereien sind unveraüsserlich und werden an die Einwohner zu einem niedrigen und fast nominellen Preise verpachtet. Jeglicher Bürger hat ein Anrecht darauf, so viel Land zu erhalten, dass er damit sich und seine Familie ernähren kann, wofür er von vier Realen ($^1/_2$ Dollar) bis zu zwei Dollars jährlich zahlt. Dieser Brauch scheint als altherkömmliches Gesetz bestanden zu haben; denn unter der frühen Verfassung des indianischen Gemeinwesens ward das Recht zu leben als ein fundamentaler Grundsatz im Staate und in der Gesellschaft anerkannt. Kein Mann ward für berechtigt gehalten, mehr Land zu beanspruchen als zu seiner Ernährung nothwendig war, noch durfte er mit Ausschliessung und zur Benachtheiligung Anderer mehr als dieses besitzen.

Es sind überhaupt viele von den Satzungen und Einrichtungen der Indianer in diesem Lande von den Spaniern anerkannt und fortwährend beibehalten worden. Auch sind manche heilige Gebraüche des ursprünglichen religiösen Dienstes unter die Riten der katholischen Kirche aufgenommen worden. In vielen Beziehungen ist es schwer zu sagen, ob die Conquistadoren sich mehr den Indianern oder die Indianer den Spaniern assimilirt haben. Denn wie wild und zerstörend auch der erste Anprall der spanischen Eroberung in Amerika wirkte, so war doch die spätere Politik Spaniens, die von dem berufenen Rath von Indien geschaffen und gehandhabt ward, eine versöhnliche. In Gemeinschaft mit der Kirche gestand sie den Gewohnheiten und Ansichten der Eingebornen Vieles zu und bequemte sich ihnen in gewissem Grade an.

Die Eroberung Nicaragua's ward mit nicht weniger Gewaltsamkeit als die von Mejico und Peru bewerkstelligt; und wenn wir der Erzählung des Las Casas, des frommen Bischofs von Chiapa, Glauben schenken können, der das Land persönlich besuchte, so war sie von ausserordentlichen Grausamkeiten begleitet. Er bürdet die Abscheulichkeiten hauptsächlich Don Pedro Arias de Avila, dem Gouverneur von Darien, auf, welcher Cordova zur Unterwerfung des Landes absandte und selbst nachher sein Gouverneur ward.

„Die Indianer dieser Provinz", sagt Las Casas, „waren von Natur von milder und friedfertiger Gesinnung; trotzdem aber behandelte sie der Gouverneur oder vielmehr Tyrann nebst den Schergen seiner Grausamkeit auf dieselbe Weise wie die Bewohner der andern Königreiche. Sie verübten mehr Mord und Raub als die Feder zu schildern vermag. Unter den nichtigsten Vorwänden massacrirten die Soldaten die Einwohner ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder Stellung. Sie forderten von ihnen gewisse Masse Korn und eine gewisse Anzahl Sklaven, und wurden sie ihnen nicht gewährt, so trugen sie kein Bedenken, die Widerspänstigen zu ermorden. Und da das Land eben war, so waren die Menschen nicht im Stande, in die Gebirge zu entfliehen, wie diess anderwärts geschah,

*) Taf. III. Fig. 21. zeigt ein indianisches Mädchen aus Subtiaba in ihrem Sonntagsstaate.

und folglich der willkürlichen Gewalt der spanischen Reiter preisgegeben. Sie schleppten viele Tausende als Sklaven mit sich fort, und schlugen Diejenigen todt, die auf dem Marsche vor Schwäche hinsanken oder ermüdeten.

„Der Gouverneur nahm einst in der Vertheilung der Indianer eine willkürliche Aenderung vor, indem er den grössten Theil derselben zu seinen Favoriten fortführte, mit Ausschluss Derjenigen, die ihm missfällig waren. Die Folge davon war, dass ein grosser Nahrungsmangel eintrat, und da die Spanier sich der Lebensmittel der Indianer bemächtigten, so ward dadurch eine grosse Hungersnoth und eine Krankheit erzeugt, die an 30,000 Menschen hinraffte.

„Alle Städte und die sie umgebenden Felder waren wie reizende Gärten, welche die Spanier nach dem Antheil, den Jedem das Loos zugetheilt, bebauten; und um ihr eignes Geld zu schonen, lebten sie von den Vorräthen der Indianer und verzehrten auf diese Weise in kurzer Zeit Alles, was diese armen Menschen mit grosser Sorge und Mühe zusammengebracht hatten. Edle, Weiber, Kinder — Alle waren gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten, und Viele starben unter den ihnen auferlegten Lasten dahin. Denn sie nöthigten sie, nach den Häfen, die in manchen Fällen dreissig Leguas entfernt lagen, die zum Schiffsbau gebrauchten Bohlen und Balken auf ihren Schultern zu tragen.“

Las Casas sieht den Brauch, Sklaven von den Kaziken zu fordern, um sie anderswohin zu transportiren und dort zu verkaufen, als eine der Hauptursachen der Entvölkerung des Landes an. Fünf bis sechs Schiffsladungen wurden jährlich nach Peru und Panama geschafft und dort verhandelt. Er berechnet, dass auf diese Weise eine halbe Million Indianer aus Nicaragua allein gezogen wurden, was aber doch unglaublich erscheint. Vielleicht näher der Wahrheit kommt die Angabe, dass fünfzig bis sechszig Tausend in den Eroberungskriegen umkamen; „denn“, bemerkt er, „es war diess eins der besstbevölkerten Länder in ganz Amerika.“

Als der Rath von Indien den Grausamkeiten der Conquistadoren zu steuern begann, zeigten die Gouverneuere von Nicaragua Widerspänstigkeit; ja, Rodrigo de Contreras setzte seinen desfallsigen Anordnungen offnen Ungehorsam entgegen, was die nächste Ursache zu dem von seinem Sohn geleiteten Aufstande war, dessen ich anderswo gedacht habe.

Folgender von Oviedo erzählte Fall wird ein Commentar zu dem harten und empörenden Verfahren sein, das in dieser frühen Zeit gegen die Indianer angewendet ward. „Im J. 1528 verliessen der Schatzmeister Alonzo de Peralta und ein Mann Namens Zurita nebst den Brüdern Ballas die Stadt Leon, ein Jeder um die ihm zugehörenden Dörfer und Indianer zu besuchen. Sie kehrten niemals wieder heim, weil sie von ihren eignen Vasallen erschlagen worden waren. Darauf sandte Don Pedro Arias de Avila Soldaten aus, um einige der Verbrecher hereinzubringen. Sie verhafteten siebenzehn oder achtzehn Kaziken, die Don Pedro Arias durch Hunde zerreissen liess. Die Strafvollstreckung fand Dinstags den 16. Junius des nämlichen Jahres auf dem öffentlichen Platze zu Leon in folgender Weise statt. Jeder Kazike ward mit einem Stock bewaffnet und ihm gesagt, er solle sich gegen die Hunde vertheidigen und sie todtschlagen, wenn er könne. Zuerst wurden fünf bis sechs junge Hunde auf sie gehetzt, die ihre Herren zu dressiren wünschten, weil sie noch unerfahren

waren. Sie rannten bellend um den Indianer, der sie mit seinem Stocke ohne Mühe von sich abhielt; aber in dem Augenblicke, wo er sich als Sieger dachte, wurden ein Paar wohldressirte Bullenbeisser auf ihn losgehetzt, die ihn im Nu niederwarfen. Darauf fielen die andern Hunde über ihn her, bissen und erwürgten ihn, rissen ihm die Eingeweide heraus und frassen ihn gleichsam auf. Auf diese Weise wurden die sämmtlichen Achtzehn bald abgethan. Sie waren aus dem Thale Olocoton und seiner Nähe. Als die Hunde gesättigt waren, blieben die Leichname an derselben Stelle liegen, da es bei Strafe, auf dieselbe Weise bedient zu werden, verboten war, sie fortzuschaffen; sonst würden die Indianer sie hinweggenommen haben. Sie wurden hier belassen, um den Eingebornen Schrecken einzujagen; aber am zweiten Tage ward der Gestank der todten Körper ganz unerträglich, und am vierten war er so schauderhaft, dass ich, gezwungen auf einem Gange nach des Gouverneurs Hause dort vorüberzugehen, ihn bat, er möchte doch die Erlaubniss zu ihrer Beseitigung geben, wozu er um so bereitwilliger war, als sein Haus in der Nähe des Platzes lag."

Wie aber auch ihre frühere Lage gewesen sein mag, gegenwärtig haben die Indianer von Nicaragua von keinen Rechtsunfähigkeiten mehr zu leiden, geniessen vielmehr gleiche Rechte mit den Weissen und können nach jeglicher, wenn auch noch so hohen Stellung in der Kirche wie im Staate aufstreben. Das System der *peonage* (des Frohndienstes, einer Sklaverei unter einem weniger abstossenden Namen) ist hier unbekannt. Bei alledem bezeigt der Indianer noch immer seine Unterwürfigkeit unter den Weissen und gesteht stillschweigend dessen Uiberlegenheit zu. In einigen Staaten Centralamerika's haben gewissenlose Parteimenschen zu unwürdigen Zwecken eine Kasten-Eifersucht künstlich hervorgerufen, die die beklagenswerthesten Folgen gehabt hat; in Nicaragua aber lebt diese feindselige Gesinnung, wenn sie hier überhaupt existirt, nur im Verborgnen; wenigstens ist sie nie in jener furchtbaren Weise hervorgetreten wie in Guatemala und in Theilen von Peru, die sie beinahe ganz verwüstet hat, und in Yucatan, wo sie mit der völligen Ausrottung der weissen Bevölkerung draüt. Diese Ruhe kann freilich die Ruhe des schlummernden Vulkans sein, und ihre Fortdauer wird gar sehr von der verständigen Förderung der weissen Einwanderung aus den Vereinigten Staaten und Europa abhangen.

Die ursprünglichen Bewohner Nicaragua's, und Centralamerika's im Allgemeinen, scheinen vom ächten toltecanischen Stamme gewesen zu sein. Demselben Stamme gehörten auch die Nationen von Anahuac, die Azteken oder Mejicaner an, nur dass diese durch ihre Vergesellschaftung und Vermischung mit den barbarischen Chichemecas modificirt und ausgeartet waren. Aus dieser Quelle rühren die trotzigern und wildern Züge ihres Charakters her, und selbst jetzt noch sind, trotzdem dass sie in bedeutendem Grade neue Sitten angenommen haben und den Einflüssen der spanischen Gesellschaft seit mehr als drei Jahrhunderten unterworfen gewesen sind, die unterscheidenden Züge der beiden [illegible] leicht zu erkennen. Die sanften, tapfern aber nicht kriegliebenden, [illegible], einsichtigen und festansässigen Indianer um Leon aus dem reinern toltecanischen Blute bieten in ihren kleinern und rundlichern Formen, ihren regelmässigen Gesichtszügen, klaren Augen und ihrem freundlichen Ausdruck einen ent-

schiednen Gegensatz gegen die ruhelosen, verrätherischen und grausamen Indianer um die alte Stadt Nicaragua dar. Die Letztern sind von längerer Statur, knochiger, mit schärfern, oft unregelmässigen Gesichtszügen und mit einem stets verschlossenen, wenn nicht finstern Ausdruck. Der Contrast ist kaum grösser als zwischen den Franzosen und Holländern. Dennoch würde keiner dieser Indianer jemals mit den Wanderstämmen unsrer Breite vermengt werden können. Sie haben zwar gewisse generische oder Grundgemeinschaftlichkeiten, sind aber in den meisten physischen und moralischen Zügen weit voneinander unterschieden. Die Indianer von Mittelamerika sind grosser Ausbildung fähig und besitzen eine gewisse Leichtigkeit sich zu assimiliren und anzupassen. Sie bilden, wenn sie günstig gestellt sind, die besste Klasse der Bürger und würden überall die in Europa sogenannte ländliche oder arbeitende Bevölkerung abgeben. Ich habe einige Köpfe von wirklich reichem Geiste unter ihnen gefunden, Menschen von rascher und scharfer Auffassung und von grosser Entschiedenheit und Energie des Charakters.

Kurz, je besser ich mit den verschiedenen Urstämmen des Continents bekannt werde, um so mehr werde ich geneigt ihnen eine höhere Stellung zuzuerkennen, und um so weniger werde ich geneigt, dem relativen Range beizustimmen, der ihnen von den systematischen Schriftstellern angewiesen wird.

Ich habe des Zusammentreffens unsers amerikanischen Freundes in Granada mit dem Rebellenhaüptling Somoza bereits gedacht. Bald nach unsrer Ankunft in Leon langte die bestimmte Nachricht an, dass er glücklich bei San Carlos gelandet und sich des dort niedergelegten Waffen- und Kriegsvorraths bemächtigt hätte. Er wagte indessen nicht, den Platz zu behalten, sondern kehrte unverweilt mit seiner Beute nach der Stadt Nicaragua zurück. Mittlerweile war ihm, wie ich bereits kurz berührt, die Unterstützung, die er von Seiten der regierungsfeindlichen Partei erhalten, in Folge der von ihm verübten Graüelthaten gänzlich entzogen worden und er fand bei seiner Rückkehr seinen Anhang entmuthigt und in raschem Abnehmen begriffen. Die Entschiedenheit und Energie der Regierung trug weiter dazu bei, seine Macht zu schwächen, und als der Obergeneral in seiner Nähe ankam, hatte er weniger als die Hälfte seiner ursprünglichen Streitkräfte nur noch übrig. Wie ihn indessen nie sein Muth verliess, so rückte er auch jetzt kühn gegen die Regierungstruppen heran. Die erste Schlacht fand an einem Orte statt, welcher „Obraje" heisst. Hier ward er geschlagen und genöthigt, in seine frühere Stellung bei der Stadt San Jorge, gegen eine Legua von der Stadt Rivas oder Nicaragua entfernt, zurückzuweichen. Dort griff ihn General Muñoz, nachdem er seine Verbindung mit den Freiwilligen aus Granada, die zu Wasser angekommen, bewirkt, am nächsten Tage (den 14. Julius 1849) an, brachte seine Truppen in gänzliche Verwirrung und machte ihn und seine vornehmsten Anhänger zu Gefangenen. Es bedarf kaum des Zusatzes, dass sie durch ein Kriegsgericht verhört und erschossen wurden.

Die Kunde von diesen Ereignissen ward in Leon mit überschwenglichen Freudenbezeigungen empfangen und einen ganzen Tag lang wurden wir durch Musketenfeuer und Glockengelaüte völlig betaübt. Am Abende erschien folgendes Bulletin:

„Bernabo Somoza, der Urheber unheilbarer Drangsale und Leiden, ward am Abende des 14ten dieses, nach der Niederlage seiner Streitkräfte durch die Armee der Regierung, bei San Jorge zum Gefangenen gemacht. Nach der Schlacht ward er nach der Stadt Rivas gebracht, nach dem Kriegsgesetz verhört, zum Tode verurtheilt und am Morgen des 17ten vor den Augen der ganzen Armee erschossen (fué pasado por las armas). Der Obergeneral hielt darauf an die Truppen folgende eindringliche Ansprache:

> *„„Soldaten! Wir haben in sehr wenigen Tagen einen ruhmvollen Feldzug beendet. Diesen glücklichen Ausgang schulden wir eurer Tapferkeit, Festigkeit, Subordination und Ausdauer. Das Scheusal Somoza, der Schrecken der unschuldigen Bewohner dieses Departements, hat die gerechte Strafe für seine Verbrechen erlitten. Der Raüber, der Mordbrenner, der Tempelentweiher, der Schänder weiblicher Unschuld, der Mörder ist durch das Schwert menschlicher Gerechtigkeit von hinnen vor das schauervolle Antlitz eines beleidigten Gottes hinübergegangen. Soldaten! Ihr habt die Ehre des Staats gerettet und seine Unversehrtheit erhalten, die verhöhnte Menschheit und die verletzten Gesetze gerächt. Dafür danke ich euch; ihr habt verdient und werdet ernten den Dank eures Vaterlandes. Sollte von Neuem die Gelegenheit sich bieten (was Gott verhüte!), so werde ich stolz sein, euch abermals zum Siege zu führen. Es lebe die Regierung! Gott erhalte die Republik!“ “*

So hat die Sache der Ordnung, des Fortschritts, der Vernunft triumphirt! Dank dem ruhmreichen General Muñoz und seinen tapfern Soldaten, dem Bollwerk und Schirme des Staats! Ihre Thaten reden für sich selber, sie bedürfen keines Preises. Sie geben uns eine eindringliche Lehre von Vaterlandsliebe und treuer Pflichterfüllung.“

Diese Ereignisse machten den innern Störungen des Staates ein Ende. Die Anhänger Somoza's zerstreuten sich sogleich und kehrten ein Jeglicher in seine Heimath zurück. Es fanden nur einige wenige Verhaftungen statt; aber es ward mit einer Mässigung, die der Regierung Ehre machte und durch die sie beim Volke viel gewann, Allen, die an dem Aufstand Theil gehabt, eine allgemeine Amnestie gewährt, unter der Bedingung der Auslieferung ihrer Waffen und der Rückgabe alles von ihnen genommenen fremden Besitzthums, zu dessen Empfange und Zustellung an die rechtmässigen Eigenthümer Commissare angewiesen waren.

Am 16ten August, als die Ordnung vollständig wiederhergestellt und gehörige Vorkehrungen wider fernere Störungen getroffen worden waren, kehrte General Muñoz mit seinen Truppen nach Leon zurück. Er ward von einer Deputation aus der Stadt beim „Convento“ empfangen, wo Reden gehalten und Beglückwünschungen ausgetauscht wurden und von wo aus die Truppen im Triumph nach der Stadt marschirten. Hier wurden sie mit grosser Begeisterung aufgenommen und zogen in Masse nach der Kathedrale, wo aus Dankbarkeit für ihre glückliche Heimkehr das Te Deum gesungen ward. Das ausserordentliche Bataillon ward sogleich entlassen und nur die regulären Truppen blieben im Dienste. Es währte

indess noch einige Monate, ehe die Wachsamkeit der Regierung in etwas und zwar nicht eher nachliess, als bis jedes revolutionäre Symptom verschwunden zu sein schien. Darnach ward dem General eine Medaille votirt „für die ausgezeichneten Dienste, die er unter Gottes Beistand dem Staate geleistet.“ Sie sollte von Gold sein und auf der einen Seite einen Lorbeerkranz mit den Worten „DEM VERTHEIDIGER DER FREIHEIT UND ORDNUNG IN NICARAGUA“, und auf dem Revers ein entblösstes Schwert mit der Aufschrift „FUER SEINEN SIEG AM 14. JULI 1849“ enthalten. Auch den untern Officieren, die sich bei derselben Gelegenheit besonders hervorgethan hatten, wurden Medaillen bestimmt und die „Soldaten und Patrioten“, die in den Reihen gefochten, auf der linken Schulter mit einem mit Gold bordirten Schilde decorirt, das einen Palmbaum in der Mitte mit zwei gekreuzten Schwertern darunter und die Worte „RIVAS D. 14. JULI 1849“ enthielt. Nicht minder gewährte der Staat „den Verwundeten und den Vätern, Wittwen und Kindern Derer, die im Dienste gefallen“, einen Gnadengehalt und beschloss gleichzeitig, „dass aus tiefer Dankbarkeit für seinen sichtlichen Schutz die Corporationen und Behörden des Staates, die civilen wie die militärischen, sich zu einer öffentlichen und feierlichen Dankbezeigung gegen Gott am 2. September in der heil. Kathedrale versammeln sollten.“

Da ich gerade von dieser Sache spreche, so will ich den Ereignissen ein wenig vorgreifen und die Feierlichkeit beschreiben, für welche grosse Vorbereitungen getroffen und die mit grosser Solemnität begangen wurde. Am Morgen des bestimmten Tages fand in der Kathedrale in Gegenwart aller Staatsbeamten und Officiere Hochamt statt. Die Soldaten nahmen den grossen Chorgang ein und die Bürger die Seitengänge. Als dieses zu Ende war, bildete sich ein langer Aufzug, voran ein grosses silbernes Kreuz, unter welchem das Banner des Staats sich senkte, hierauf die militärische Musikbande und unmittelbar darnach unter einem schweren karmosinsammetnen Thronhimmel die Hostie, vom Bischof in Person getragen, umgeben von den höhern Würdenträgern der Kirche und gefolgt von den Staatsbeamten und Officieren, Alle barhaupt und in einem Viereck von Soldaten einherschreitend, Letztere ebenfalls mit unbedeckten Haüptern und umgekehrten Musketen; dann endlich die Chorsänger von der Kathedrale, die Soldaten und die Bürger. Aber das Merkwürdigste bei der Procession waren die Heiligenstatuen, die, auf den Schultern von Männern getragen, in Zwischenraümen durch den ganzen Zug vertheilt waren. Viele davon waren in Lebensgrösse und machten in ihren goldnen, mit Flitterwerk verzierten und phantastischen Gewändern einen höchst seltsamen Effect. Unter ihnen befand sich San Benito, ein kleiner schwarzer Bursche, den eine fernsehende und schlaue Kirche ohne Zweifel in der Absicht canonisirt hatte, um die farbige Bevölkerung zu gewinnen. Er ist, um diess nebenbei zu erwähnen, der populärste Heilige in Nicaragua und hat ein grosses jährliches Fest zu Masaya, zu welchem die Frommen aus allen Ecken und Enden Centralamerika's strömen. Männer, Frauen und Kinder schlossen sich gleichfalls an die „Friedens-Procession“ an, die langsam durch die Hauptstrassen sich bewegte und vor jeglicher Kirche anhielt, um ein Dankgebet zu singen. Sie kehrte endlich zur Kathedrale zurück, wo das Te Deum gesungen und die Versammlung unter dem Segen des Bischofs entlassen ward. Kaum war dieser feierliche Theil der Ceremonie

vorüber, als das ewige Glockengelaüte und Flintenfeuer von Neuem begann und bis zum Dunkelwerden fortging, wo auf dem Hauptplatze das Schauspiel eines Feuerwerks gegeben ward.

So endete Somoza's Aufstand und Leon nahm von da an einen heiterern Anblick an. Das Verhalten der Regierung zeichnete sich von Anfang bis zu Ende durch grosse Gerechtigkeit und Mässigung aus und bot in dieser Beziehung einen auffallenden und höchst günstigen Contrast zu dem Charakter dar, der seit vielen Jahren die militärischen Operationen in Centralamerika markirt hat.

Eilftes Kapitel.

Antiquitäten — Alte Statue auf dem Hauptplatze — Denkmäler auf der Insel Momotombita im Managua-See — Entschluss sie zu besuchen — Der Padre Pablo — Pueblo Nuevo und unsre alte Wirthin — Ein Nacht-Ritt — „Hacienda de las vacas" — Eine Nacht unter den „vaqueros" — Der See — Unser Bongo — Besuch der heissen Quellen des Momotombo — Versuch, eine der „infernales" des Vulkans zu erreichen — Furchtbare Hitze — Aufgeben des Versuchs — Oviedo's Bericht von dem Vulkan — „Punta de los pájaros" — Momotombita — Furcht vor Klapperschlangen — Die Denkmäler — Unser Entschluss, das grösste fortzuschaffen — Ein Skorpionennest — Angst unsrer Mannschaft — Schwere Arbeit — Wie wir das Götzenbild zu Schiffe brachten — Vortreffliche Wirkung des Aguardiente — Noch mehr „piedras antiguas" — Die Insel einst bewohnt — Vermeintlicher Dammweg nach dem festen Lande — Eine gefährliche Nacht-Reise — Schwieriges Landen — Der Skorpionen-Tanz — Eine Fusswanderung im Walde — Die „hacienda de las vacas" abermals — Karges Abendessen — Rückkehr nach Leon — Das Götzenbild via Kap Horn nach Washington gesandt — Ein befriedigter Padre — Götzenbilder aus Subtiaba — Monströse Köpfe — Besuch eines alten Tempels — Fragmente — Noch mehr Götzenbilder — Indianischer Aberglaube — „El Toro" — Ein zweibeiniger Blitz — Eine Jagd auf Pferde — Süsse Rache — „Capilla de la piedra" — Die Stätte des Götzenbildes — Der Fray Francisco de Bobadilla — Wie er die Indianer bekehrte — Wahrscheinliche Geschichte meiner Götzenbilder — Die alte Kirche „La Merced de Subtiaba" — Ihre Ruinen — Agarrapatas — Tropische Insecten — Schlangen und Skorpione contra Flöhe und Zecken.

Unter den interessanten Gegenständen, welche bei Zeiten meine Aufmerksamkeit in Leon auf sich zogen, befand sich eine alte steinerne Figur oder Statue, die an einer Ecke des Hauptplatzes stand. Sie war von Basalt, kühn ausgehauen und stellte einen Mann dar, der die Hände gegen die Brust drückt und scheinbar auf einer Art Piedestal sitzt. Der untere Theil der Figur indess war zerbrochen und das noch übrige Bruchstück betrug wenig mehr als ein Drittel der ursprünglichen Länge. Die Stirn umgab eine Binde und auf dem Kopfe trug die Figur einen Kopfputz, der einigermassen jenen glich, die an manchen alten ägyptischen Sculpturen zu bemerken sind. Das Gesicht war mit Ausnahme eines Theils des Mundes, der abgebrochen war, vollkommen erhalten, und die Augen waren anscheinend geschlossen. Der ganze Ausdruck war ernst, ruhig und klar und doch so charakteristisch, dass ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, es sei die Kopie eines lebenden Modells. Der beigege-

bene Stich*) wird eine sehr richtige Vorstellung vom Original geben, welches letztere ich mir zu verschaffen wusste und womit ich das Smithsonsche Institut zu Washington beschenkte, wo es gegenwärtig aufbewahrt wird.

Der Rücken der Figur ist viereckig, am Rande ausgehöhlt und in seiner ganzen Breite mit Einschnitten versehen, so dass er vorragenden Steinplatten gleicht. Man wird bemerken, dass die Schultern unnatürlich hoch erscheinen; aber bei genauerer Prüfung wird man finden, dass die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein scheint, die Figur in der Stellung, als ob sie etwas Schweres trage, darzustellen; wodurch die Wahrscheinlichkeit an die Hand gegeben wird, dass sie in Verbindung mit andern von gleicher Bestimmung einst einen Altar oder auch eine andre und noch grössere Statue getragen habe; eine Vermuthung, die durch die Plattheit der obern Fläche begünstigt wird.

Auf Nachfrage erfuhr ich, dass man diese Figur sammt vielen andern von der Insel Momotombita im Managua-See erhalten hätte und dass es daselbst noch eine Anzahl interessanter Monumente gäbe. Darauf hin beschloss ich einen Ausflug nach der Insel, und um mir die Zeit während des Beginns meiner Verhandlungen mit der Regierung sogleich zu Nutze zu machen, brach ich am 26. Julius auf, und zwar in Begleitung des Dr. Livingston und des Padre Pablo, Herausgebers des Regierungsorgans „*Correo del Istmo,*" eines Mannes, der ein Kenner in solchen Dingen war. Der Padre war aus Spanien gebürtig, wo er eine liberale Erziehung genossen hatte, aber in Folge eines Missgriffs Priester geworden war. Ich sage in Folge eines Missgriffs, nicht als ob der Padre kein guter Priester gewesen wäre, sondern weil ihn die Natur zu einem Licenciado, oder einem Staatsmanne, wo nicht zu einem Reisenden bestimmt hatte. Die Regierung hatte einige Tage vor unserer Abreise Befehle nach Managua gesandt, dass an einem der Insel zunächst gelegenen Punkte des Sees, „*Piedras Gordas*" genannt, Boote in Bereitschaft gehalten und unsre Ankunft erwartet werden sollte. Es war spät am Nachmittage, als wir die Stadt verliessen, um an diesem Tage noch bis Pueblo Nuevo zu kommen, wo wir die Nacht verbringen wollten. Die Strasse war die nämliche, die wir auf unsrer Reise nach Leon passirt hatten; aber die Jahreszeit war jetzt weiter vorgerückt und die grosse Ebne bedeckte eine Vegetation, die dreimal üppiger als zuvor war. Der Mais, der vor wenigen Wochen kaum den Boden bedeckte, stand jetzt brusthoch, und die Cactus-Einfriedigungen waren mit gelben Blumen geschmückt und die den Stiel umgebenden Blätter kehrten ihre zarte, blassrothe Innenseite nach Aussen gebogen der Sonne zu.

Der Padre ritt ein prächtiges, mit einer prunkfarbigen Schabracke bedecktes Maulthier, und in seinem weiten aufgeschürzten Priesterrocke, seinen schweren Reitstiefeln und massiv silbernen Sporen, hinter sich einen Diener mit einer „*alforja*" (Reisesack) voll Esswaren, machte er an der Spitze unsers kleinen Reiteraufzugs eine gar glänzende Figur. Er ritt gleich einem Cavalleristen und schien sich der Waldesfreiheit ganz ebenso zu freuen wie irgendein sündiges Menschenkind. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn für einen verkleideten Soldaten halten können, oder auch für

*) Auf Taf. III. Fig. 22.

einen feurigen Buhlen, der zur fernen Buhlin eilt. Die ganzen vierundzwanzig Meilen bis Pueblo Nuevo ging's in gestrecktem Galopp, und in weniger als drei Stunden stiegen wir an der Thür des Hauses ab, wo ich auf meiner frühern Reise geschlafen hatte. Die alte Wirthin und ihre fünf Töchterlein hatten keine Ahnung von unserm Kommen und waren daher voll augenscheinlicher Verlegenheit und Empfindlichkeit, dass sie so ohne Atlas-Pantöffelchen und mit fliegenden Haaren von uns ertappt wurden. Doch ehe noch das Abendessen fertig war, traten sie sammt und sonders im vollen Sontagsstaate wie damals ein und wir versuchten es, mit einigen schönen Worten unser fatales plötzliches Erscheinen wieder gut zu machen.

Wir erfuhren hier, dass es noch immer an drei Leguas bis zu den „Piedras Gordas" wären, wo unser Boot unser harrte, und da wir gar so gern mit Sonnenaufgang dort sein wollten, so beschlossen wir, noch diesen Abend bis zu einer Viehwirthschaft in der Nähe jenes Ortes zu reiten. Dem Padre wollte der Gedanke, eine comfortable Wohnung gegen die ungewissen Bequemlichkeiten der „hacienda de las vacas" zu verlassen, gar nicht munden und er schilderte uns mit wahrer Beredtsamkeit die Mühen und Gefahren eines nächtlichen Ritts auf unbetretenen Waldpfaden; allein der Padre blieb in der Minorität und musste sich fügen. Wir mittelten daher einen Führer aus und brachen zu unserm Marsche auf. Ein Paar Meilen weit verfolgten wir die Landstrasse und hier ging's recht glatt dahin; dann lenkten wir rechts in den Wald hinein. Die Nacht war ausserordentlich finster und der Weg schmal und selbst bei Tage dunkel. Aber unser Führer schien hier ganz zu Hause zu sein und wir folgten ihm so gut es gehen wollte. Gelegentlich schrie er uns ein „*cuidado!*" (vorgesehen!) zu, auf welches Signal wir uns platt auf unsere Pferde legen mussten, um den Aesten und Zweigen der Baüme zu entgehen. Trotz aller unserer Vorsicht aber bekamen wir doch manche sehr unsanfte Püffe und Risse weg und wurden zu mehren Malen schier aus dem Sattel geworfen. Einmal verwickelten wir uns in den Wipfel eines niedergefallnen Baumes und hatten eine ganze Viertelstunde zu thun, um den Weg mit unsern Schwertern buchstäblich hindurchzuhauen. Der Padre hielt sich klüglich im Nachtrab und zog aus allen unsern Erfahrungen den Vortheil. Unser Vorrücken ging nothwendigerweise sehr langsam von Statten und ich fing schon an zu fürchten, dass wir unsern Weg verloren haben möchten, und bereute es beinahe, dass wir nicht des Padre's Rath gefolgt, als wir in der Ferne das Brüllen von Rindern und das Bellen von Hunden vernahmen. Dadurch ermuthigt jagten wir weiter vorwärts und kamen alsbald auf einen breitern Weg. Indem wir diesen eine Strecke weit verfolgten, ward das Hundegebell mit jedem Augenblicke vernehmlicher, bis wir endlich aus dem Walde herauskamen und nach einer kleinen Anhöhe galoppirten, wo eine Anzahl Feuer das Dasein des Viehgehöfts verriethen. Es war von einer Art Pallisade oder Einfriedigung von aufrechtstehenden Pfählen umgeben, und als wir nahten, wurden wir mit einem trotzigen „*Quien vive?*" (wer da?) empfangen. Nächtliche Raüberüberfälle sind auf den Haciendas während der bürgerlichen Wirren im Lande keineswegs ungewöhnliche Ereignisse, und da zu einem Gute gemeiniglich eine beträchtliche Anzahl von Leuten gehören, so haben sie bisweilen ernste Gefechte zur Folge. Unser Herannahen hatte daher das Gut in Alarm versetzt, und wäre unser Führer hier nicht bekannt gewesen, so

hätte es kommen können, dass wir, statt das Thor geöffnet zu sehen und zum Eintritt eingeladen zu werden, mit einer vollen Ladung zurückgewiesen wurden. In der Mitte des viereckigen Raumes stand ein Lehmhaus, umgeben von einem überdeckten Schuppen, unter welchem ein Dutzend Hängematten aufgeknüpft waren. Unmittelbar an der Aussenseite dieses Schuppens dampften drei oder vier Feuer und um diese lagen einige Kälber, die von Fledermaüsen gebissen oder von wilden Thieren verletzt worden waren. Ein Dutzend grämlicher Hunde schlichen unter den *„vaqueros“* (Hirten) umher, deren dunkelfarbige, halbnackte Gestalten bei dem mattröthlichen Schimmer der Feuer gerade noch zu erkennen waren. Ein Paar Weiber, durch den Lärmen von Stimmen erschreckt, kamen dürftig bekleidet aus dem Hause geeilt, wurden aber sogleich von dem Padre beruhigt. Alles dieses zusammen, nebst den am Gebiss kaüenden Pferden und dem Blitzen der Waffen, bot, von der Finsterniss gleichwie mit einem Mantel umhüllt, einen seltsam wilden und malerischen Anblick dar.

Nachdem wir für unsre Thiere gesorgt, war das Nächste, was zu thun war, uns für die Nacht einzurichten. Die Frauen boten uns das Haus an, worin zwei mit blossen Haüten überzogene Betten standen. Aber meine Knochen schmerzten mich bei ihrem blossen Anblick, und so wählte ich eine Hängematte unter dem Schuppen und warf mich in meine Decke gewickelt hinein. Die Männer gaben ohne Murren ihre Lagerplätze auf und streckten sich auf die blosse Erde nieder. Bald war Alles still bis auf das melancholische Geheul des *„mono colorado“* und das dumpfe, ferne Brausen des Sees. Ich genoss eines festen Schlafes, bis ich beim Grauen des Morgens durch Ben's Reveilleschuss geweckt ward. Er hatte bereits eine Tasse Chocolade zurechtgemacht, die mit einem Schiffszwieback und einem Kruge frischer Milch unser Frühstück ausmachte. Nachdem wir die Pferde gesattelt und jedem der Männer, die wir so mir nichts dir nichts aus ihren Schlafstätten verjagt, die fürstliche Summe von einem Real gegeben, brachen wir nach dem See auf. Die Strasse ging durch einen schönen Forst von grossen Baümen, den das Vieh ziemlich frei von Unterholz hielt und der hier und da offne, mit langem frischem Gras bedeckte Plätze hatte. Ein halbstündiger Ritt brachte uns ans Ufer des Sees. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber eine glänzende Strahlenkrone schoss über die scharf gezeichneten und phantastischen Formen der fernen Gebirge Segovia's herauf und reflectirte sich in des Sees zitternden Wellen. Gerade vor uns thürmte sich der Vulkan Momotombo auf, die untere Hälfte in purpurnen Schatten getaucht, die obere vom reichsten Ambragelb umflossen. Eine dünne Rauchsaüle stieg fast senkrecht aus seinem Gipfel empor, der erst die carmosinrothen Strahlen der Sonne auffing und dann sich in Gold verwandelte. Zur Rechten lag die vollkommne Kegelgestalt der Insel, nach welcher wir eben wollten, und im Vordergrunde unser Boot, halb ans Ufer heraufgezogen, und daneben, am Fusse eines stattlichen Baumes, sass um ihr Frühstücks-Feuer dessen Mannschaft. Sie hatten hier seit zwei Tagen, in Erwartung unsrer Ankunft, gelagert und würden einen Monat darauf gewartet haben — denn was kümmerte sie die Zeit, solange der See Fisch darbot und Pisangs in Fülle dawaren?

Unsere Pferde wurden an einen langen Strick, eines hinter dem andern, festgebunden und unter der Obhut unsers Führers nach der Hacienda

zurückgeschickt, mit der ausdrücklichen Anweisung, mit Einbruch der Dunkelheit wieder mit ihnen am Ufer zu sein, für den Fall, dass wir zurückkommen sollten. Unser Boot war wie manche Bongos auf dem Nicaragua-See aus dem einzigen Stamme eines Cebiabaumes ausgehöhlt. Es war gegen vierzig Fuss lang und volle sechs Fuss breit, so dass es einem langen Manne erlaubte, sich quer über seinen Bodenraum zu legen. Wir hatten keinen Wind und die Leute waren daher genöthigt, zu ihren Rudern zu greifen. Da der grosse Vulkan nicht sehr von unserm Wege ablag, so beschlossen wir, bevor wir nach der Insel gingen, nach seinem Fusse hinzufahren und die dort entspringenden heissen Quellen zu besuchen. Die zwischenliegende Bai ist über zehn Meilen breit, bereits vor 9 Uhr aber hatten wir sie gekreuzt. Während unsrer Fahrt auf dem See ward uns die schönste Gelegenheit zu Theil, den Vulkan zu betrachten. Er hat eine senkrechte Höhe von gegen 6000 Fuss oder $1^{1}/_{4}$ Meile und ist sehr steil, und zwar so steil, dass, selbst wenn beim Hinaufsteigen keine Gefahr wäre, es doch wahrscheinlich unmöglich sein würde, seinen Gipfel zu erreichen. Seine untere Hälfte ist mit Baümen bedeckt, die in den Schluchten, von denen seine Abhänge durchfurcht sind, noch höher hinaufsteigen und hier allmälig schmäler und schmäler zulaufen, gleich den Spitzen einer Krause. Die obere Hälfte scheint aus Schlacke zu bestehen, die nahe dem Scheitel von weisser Asche verdrängt wird. Der Krater erscheint klein und von regelmässiger Form, und an den Seiten gegen den Fuss des Berges zu sind einige Oeffnungen zu sehen, die Dampf und Rauch auslassen und um welche sich auf den Steinen Schwefel absetzt. Sie heissen „*infernales*“ (Höllenpforten). Da wir auf der uns zugekehrten Seite in ziemlich geringer Höhe eine solche Oeffnung bemerkten, die unsre Wissbegierde sehr erregte, so beschlossen wir sie zu besuchen.

An dem Punkte, wo wir landeten, bestand der Boden aus einer ocherhaltigen Erde von dunkelrother, mit Gelb durchzogner Farbe, die man, wie uns die Bootsleute sagten, als Schminke brauchte. Eine Viertelmeile nach rechts hin und unmittelbar am Ufer des Sees entsprangen die „*fuentes calientes*“ oder heissen Quellen. Es sind ihrer Hunderte an Zahl, und in beträchtlicher Ausdehnung war der Boden mit weissen Incrustationen überzogen, dass er aussah wie ein Schneefeld; und wie wir darüber hingingen, machte das Wasser darunter ein Geraüsch gleich einem gewaltig siedenden Kessel. Es waren zahlreiche Oeffnungen im Boden, aus denen Dampfsaülen aufstiegen und wo das Wasser von sechs Zoll bis zwei Fuss hoch aufsiedete. Um einige derselben hatten die Niederschläge allmälig kleine Kegel aufgebaut, mit Oeffnungen in der Mitte, in denen das klare Wasser wie in einem Kessel brudelte. Ich habe Proben von den Niederschlägen zur Analyse nach den Vereinigten Staaten geschickt; leider sind sie aber verloren gegangen und ich bin daher nicht im Stande, ihre Bestandtheile anzugeben. Sie werden ohne Zweifel analysirt und bekanntgemacht werden, wenn erst das „Grosse Vulkans-Hôtel und die nordamerikanische natürliche Heissquellen-Badeanstalt“ für Kranke an den Gestaden des Managua-Sees eröffnet sein werden.

Zwischen dem Ufer und dem eigentlichen Fusse des Vulkans zieht sich eine sanfte Lehne hin, von Lavabetten durchstreift, die bis in den See hinablaufen, aber auf der Oberfläche verwittert und jetzt mit steifem Grase, Gebüsch und Baumgruppen bedeckt sind. Hier lässt man das

Vieh aus entfernten Haciendas das ganze Jahr hindurch frei umherschweifen, so dass es endlich ganz verwildert. Dann und wann zwar besuchen es die Hirten, um die jungen Thiere zu zeichnen oder die bessten Stücke zum Verkaufe auszulesen; ausser diesem aber widmet man ihnen keinerlei Sorge und Aufmerksamkeit. Wir eilten über diesen Abhang der rauchenden Mündung zu, die wir vom See aus bemerkt hatten. Aber wir waren unter dem Winde der Gebirge, wo kein Lüftchen uns erreichte, und der vollen Sonnenglut preisgegeben, so dass wir, noch ehe wir eine Meile weit gegangen, unser Unternehmen fast bereuten. Der Doctor, der Padre und ich bestanden allein darauf, weiter vorwärtszudringen. Der Boden ward immer rauher, je weiter wir kamen, und zwerghafte Baüme und dorniges Gestrüpp trat uns hindernd in den Weg und versperrte uns den Blick nach der Stelle, die wir zu erreichen uns mühten. Wir gelangten zunächst zu langgestreckten Hügeln von verrätherischem, schlackigem, unter unsern Füssen nachgebendem Sande, die wir nur dadurch ersteigen konnten, dass wir uns an die hier und da wachsenden Grasbüschel anhielten und unsere Schwerter als Stützen bis an das Heft in den Boden stiessen. Aber unser Vorschreiten ging nur langsam und mühevoll von Statten und wir waren genöthigt, eine Minute um die andere auszuruhen, um wieder zu Kräften zu kommen. Endlich war die Sonne nicht mehr heiss, sie war versengend und die dürren Schlacken erzeugten beim Auftreten Blasen. Ich blickte hinauf zur Spitze des Vulkans und werde seines kahlen, öden Aussehens nie vergessen. Es war als ob die Luft an seinen Abhängen vor Hitze wallte und die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen verbrannten mir die Augen. Ich wandte mich zu meinen Gefährten zurück und sah, dass sie nicht weniger litten als ich. Der Padre war so klug gewesen, sein Taschentuch um Kopf und Augen zu binden. Ich war ein Thor, sagte er, dass ich versuchte weiter zu gehen, und wir stimmten ihm bei und lenkten sofort unsre Schritte rückwärts. Das Herabsteigen war natürlich verhältnissmässig leicht; als ich aber das Boot erreichte, war ich vollkommen erschöpft und nicht minder vollkommen überzeugt, dass es Thorheit sei, Vulkane unter einer tropischen Sonne um die Mittagszeit erglimmen zu wollen.

Oviedo spricht von diesem Vulkan als einem sehr hohen, „dessen Gipfel von einer Menge abgesonderter Oeffnungen durchbrochen ist, woraus beständig Rauch aufsteigt, den man in einer Entfernung von zwanzig Leguas sehen kann.“ — „Eine Flamme,“ fährt er fort, „ist weder bei Tage noch bei Nacht sichtbar. Es ist hier eine grosse Menge Schwefel zu finden, wie Leute aussagen, die sich seiner zur Pulverbereitung oder zu andern Zwecken bedient haben. An den Seiten und in der Nähe des Vulkans bis auf eine Strecke von fünf bis sechs Leguas giebt es eine grosse Anzahl von Quellen kochenden Wassers gleich der Sufretarari (Solfatara), die man bei Puzzuoli zwei oder drei Leguas von Neapel sehen kann. Ich möchte meinen, alle diese Berge bildeten nur eine einzige Schwefelmine. Es giebt auch Oeffnungen, aus welchen ein luftförmiger Dampf hervorkommt, und zwar so warm, dass er nicht auszuhalten ist. Wenn man ihm (dem Berge) naht, glaubt man das Brausen einer ungeheuern Anzahl von Schmelzöfen in voller Thätigkeit zu hören, das manchmal nachlässt und in wenigen Minuten von Neuem beginnt; die Zeit aber, während welcher man das Getöse vernehmen kann, ist mindestens

viermal so lang als die Pausen. In der Nähe des Orts Totoa ist eine Quelle von solcher Wärme, dass die Indianer sich ihrer zum Kochen und Backen ihres Fleisches, Fisches und Brotes bedienen. Diese Speisen werden in weniger Zeit fertig, als man brauchen würde, um das Credo zweimal herzusagen, und was die Eier betrifft, so würden diese eher gar sein als man zu einem Ave brauchte.“

Wir fanden unsre Leute ruhig im Schatten eines Baumes sitzen und ihre Cigarren rauchen, völlig gleichgiltig, ob sie den ganzen Tag hier bleiben oder weiter reisen sollten. Ich glaube in Wahrheit, eine Anzahl Menschen von solch unerschütterlichem Phlegma haben noch nie beisammen gesessen. Wir sagten ihnen, sie sollten nach der Insel rudern, und sie thaten es auf die allergemächlichste Weise. Der Wind hatte zu wehen begonnen, und da er gegen uns war, zogen sie das Boot unter dem Winde des Ufers hin, wobei sie neben dem Boote im Wasser einherschritten, das ihnen hier, in der Entfernung einer Viertelmeile vom Strande, kaum bis an die Brust ging. Wir sahen vieles Rothwild und eine Anzahl fauler Alligators am Ufer, die aber ausser dem Bereiche unsrer Flinten waren. Endlich kamen wir zur „Punta de los Pájaros“(Vogel-Spitze), einem hohen, in den See hinauslaufenden Riff nackter Basaltfelsen, die mit Myriaden von Wasservögeln bedeckt waren. Hier griffen unsere Leute zu den Rudern und fuhren direct auf die Insel los. Der Nachmittagswind erhob sich jetzt kräftig und der See ging hohl. Es bedurfte eines zweistündigen angestrengten Ruderns, um uns nach der Insel zu bringen, wo wir in eine kleine, von der Deining des Sees geschützte Bai einliefen.

Die Insel ist vulkanisch und erhebt sich in regelmässiger Kegelform vom Wasserspiegel bis zur Höhe von 2800 Fuss. Sie hält gegen acht Meilen im Umfange und ist mit dichtem Wald bewachsen. Das Ufer war an unsrer Landungsstelle steinig, aber eine kleine Strecke landeinwärts wurden die Steine von Sand und weichem Lehmboden verdrängt. Unser Boots-Patron Victorino kannte den Ort, wo die Monumente zu finden waren, und seine Sandalen anlegend ergriff er seinen Machete und schritt voran, wobei er verdächtig nach rechts und links schaute. Auf unsre Anfrage nach der Ursache seiner Vorsicht erhielten wir die tröstliche Versicherung: „*hay muchos cascabeles*“ — es giebt hier viele Klapperschlangen! Der Doctor zog schnell sein Schwert heraus, hob die Beine hoch und setzte uns beständig in Schrecken, indem er auf dem Boden hinkriechende Weinranken für „cascabeles“ ansah. Nachdem wir gegen eine Stunde marschirt, kamen wir an eine Stelle, wo das Unterholz und Gestrüpp hohem Grase wich. Es war eine Art natürlichen Amphitheaters, worin der Boden glatt war, sanft nach dem See abfiel und von hohen Baümen überschattet wurde. Diess wäre der Ort der Monumente, verkündete uns Victorino; aber sie wären alle niedergestürzt und das hochgewachsene Gras verbärge sie vor unsern Blicken. Wir waren genöthigt, es mit unsern Machetes niederzudrücken, um die Figuren eine nach der andern aufzufinden. Wie ich schon gesagt, hatte man viele derselben fortgeschafft und die meisten der zurückgebliebenen waren zerbrochen oder dergestalt verunstaltet, dass sie für meine Zwecke wenig Werth mehr hatten. Victorino sagte, er könnte sich noch der Zeit erinnern, wo sich an fünfzig Statuen hier befanden und wo manche darunter noch aufrecht standen. Nach seiner und Anderer Erzählung waren sie in

Form eines Vierecks aufgestellt gewesen, mit den Gesichtern nach Innen gewandt, was durch die Stellung der noch vorhandenen und der Fragmente bestätigt ward. Unter den wenigen noch unversehrten Statuen war eine von bedeutender Grösse, die eine Anzahl vom englischen Consul hergesandter Leute vor einigen Jahren für das britische Museum hinwegzuschaffen bemüht gewesen waren, aber nachdem sie sie einen Theil des Weges nach dem See hin fortbewegt, in Verzweiflung liegen gelassen hatte. Sie war zwar roher als manche andere, aber vollkommen gut erhalten, und ich beschloss sogleich sie fortzuschaffen, in der Absicht, sie nach den Vereinigten Staaten zu senden. Ich schickte daher Victorino ab, damit er sein Boot und seine Mannschaft an den allernächsten Punkt heranbringe, und begann mit Dr. Livingston, dem Padre und Ben kleine Baüme von der passenden Grösse zu Rundhölzern oder Hebebaümen abzuhauen und einen Weg nach dem See zu bahnen. Als Victorino mit seiner faulen Mannschaft ankam, liessen wir sie ebenfalls mit angreifen, aber sie brachten nicht viel vor sich und wir sahen bald, dass wir die Last der Arbeit selbst zu tragen hätten. Mit grosser Mühe machten wir einen Weg frei und nach untergelegten grossen Rundhölzern wälzten wir die Figur auf diese. Es hatte sich unter dem Stein eine Colonie „*alacranes del monte*“ oder schwarze Skorpionen haüslich niedergelassen, die im Nu unsre Füsse umschwärmten. Die halbnackten Indianer retirirten über Hals und Kopf, während wir dagegen, durch unsre hohen, dicken Stiefeln geschützt, aushielten und die kleinen stechenden Ungeheuer mit unsern Absätzen todt traten. Indess konnten wir die Indianer nicht eher bereden, wieder zu uns heranzukommen, als bis es uns gelungen war, die Statue eine Strecke weit von ihrem Orte zu entfernen. Nach zweistündiger schwerer Arbeit hatten wir sie bis zum Ufer gewälzt; jetzt aber entstand die Frage, wie wir sie ins Boot bringen sollten. Victorino protestirte fürs Erste wider den Versuch, sie überhaupt fortzuschaffen, weil sie sicherlich das Boot zerdrücken und uns versenken würde; und fürs Zweite dagegen, sie auf den Boden zu legen, der unfehlbar durchbrechen würde. Wir sahen wirklich selber sehr verblüfft darein, da wir hieran nicht gedacht hatten, waren aber trotzdem fest entschlossen, uns nicht umsonst zu Schanden gerackert zu haben. Ward sie auf den Boden gelegt, so sahen wir klar ein, dass wir, auch wenn dieser nicht durchbräche, nicht Kraft genug haben würden, sie wieder herauszubekommen. So entschieden wir uns denn zuletzt dahin, dass sie der Länge nach auf die Ruderbänke gelegt und diese zur Unterstützung der Wucht mit Querhölzern verstärkt werden sollten. Die Leute standen ganz verdutzt zu unserm Vorschlag und weigerten sich anfangs schlechterdings, uns behilflich zu sein. Sie nahmen den Padre bei Seite und sagten ihm, „diese Amerikaner wären sicherlich nicht richtig im Kopfe.“ Wir versprachen indessen Jedem einen halben Dollar extra, reichten eine Gabe Branntwein mit Wasser herum und brachten sie endlich dazu, wieder Hand anzulegen. Es ward eine gegen das Boot geneigte Ebene von starkem Holz zusammengezimmert und das Boot halb mit Steinen angefüllt, um es so tief wie möglich niederzudrücken und auf dem Sande festzusetzen. Darauf ward die Statue allmälig an Bord gewälzt. Mehr als ein Mal dachte ich, unser Gerüst werde zusammenbrechen; und wäre diess geschehen, so hätte es unter uns mehr zerbrochene als ganze Beine



B. Kupfer

Götzenbild auf Pensacola Platte I.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München



R. Kupfer

Götzenbild auf Pensacola, Platte II.

a Fig. 26. b



Fig. 25a

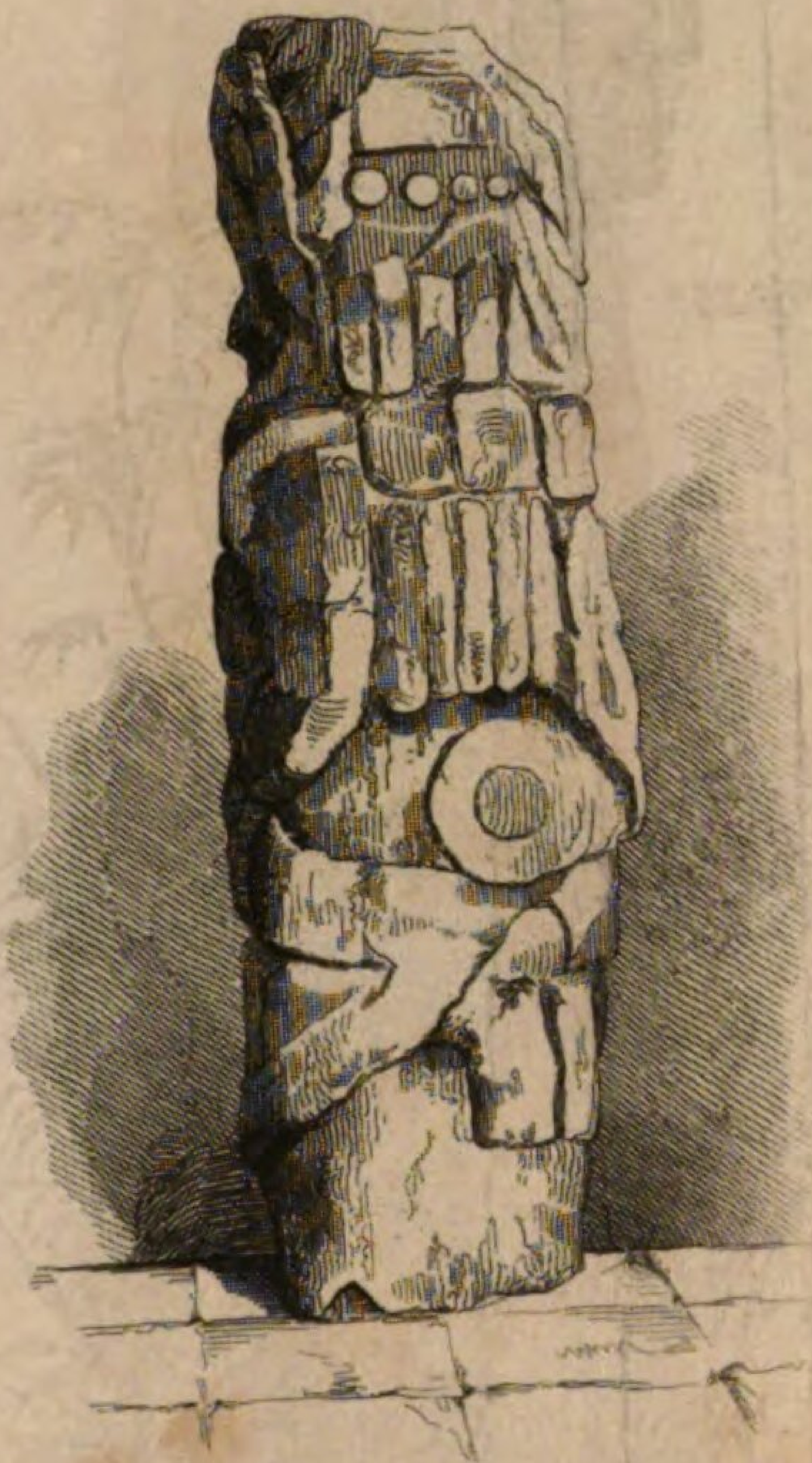


Fig. 30.



.25b



gegeben. Als die Statue sicher an Ort und Stelle ruhte, ward ein Theil der Steine herausgeworfen, und bald hatten wir die Genugthuung, den Bongo flott und im vollkommnen Gleichgewicht zu sehen.

Die Figur*) ist regelmässig in schwarzem Basalt oder Trachyt von ausserordentlicher Härte ausgehauen. Das Gesicht ist aüsserst keck und streng in seinen Umrissen; die Stirn ist breit, die Nase adlermässig, die Wangen hoch, der Mund steht offen und schliesst etwas in sich, was, wie wir (aus Gründen, die anderswo angegeben werden sollen) schliessen können, ein menschliches Herz vorstellen sollte. Die Arme und Beine waren nur roh angedeutet, die Geschlechtstheile dagegen stark markirt. Es mag hier bemerkt werden, dass zwar die meisten dieser Statuen männliche, einige aber auch weibliche Wesen darstellen, und es giebt nur wenige, in denen das Geschlecht nicht zu erkennen ist. Den Grund zu diesen geschlechtlichen Unterscheidungszeichen kann man in dem Umstande finden, dass die Lehre von den wechselseitigen Naturprincipien oder der schaffenden männlichen und der empfangenden weiblichen Natur in fast allen Urreligionen der neuen wie der alten Welt, und in keinen so scharf wie in den centralamerikanischen anerkannt ward.

Ausser dieser Figur nahmen wir noch einen colossalen Kopf**) mit fort, fanden aber sonst nichts weiter, was die Mühe des Fortschaffens gelohnt hätte. Es mochten wohl noch andere interessante Statuen in dem hohen Grase und Gestrüpp verborgen liegen; auch war auf der entgegengesetzten Seite der Insel, wie uns Victorino sagte, noch ein andrer, freilich ebenfalls mit Gras überwachsener Ort, wo es früher viele „piedras antiguas" gegeben hätte: allein es war jetzt spät am Tage, und wollten wir nicht die Nacht auf der Insel zubringen, so war es klar, dass wir keine weitern Nachsuchungen anstellen konnten; und da ich zudem die Absicht hatte, in der trocknen Jahreszeit wieder hierher zu kommen, wo man das Gras durch Abbrennen beseitigen konnte, so beschlossen wir, für jetzt unsere Nachforschungen einzustellen.

Die Insel Momotombita war vor Alters bewohnt und hiess Cocobolo. Ich bemerkte Bruchstücke von irdnem Geschirr und steinernen Gefässen, die überall am Strande zerstreut umherlagen, und in der kleinen Bucht, in der wir landeten, war deutlich zu sehen, wie man die Felsstücke hinweggewälzt hatte, um die Anfahrt der Boote ans Land zu erleichtern. An einem Punkte am Ufer des festen Landes, der Insel beinahe gegenüber, befindet sich eine Reihe grosser Steine, die sich auf ein- bis zweihundert Ellen weit ins Wasser erstrecken und über dasselbe hervorragen. Die Indianer besitzen eine dunkle Uiberlieferung, dass diess einst ein von den alten Bewohnern aufgeführter Dammweg gewesen, der sich vom Strande bis zur Insel erstreckt habe; und Kapitän Belcher von der britischen Flotte, der im J. 1838 hier reiste, scheint die Erzählung nicht für unwahrscheinlich zu halten. Der vermeintliche Dammweg ist indess nichts weiter als eine schmale Felsenader, die in irgendeiner fernen Zeit durch eine Spalte in den obern Schichten oder der Erdkruste hindurchdrang und, weil sie härter als die sie umgebenden Substanzen war, ihre Höhe

*) S. ihre Abbildung auf Taf. IV. Fig. 23ª und 23ᵇ, welche letztere die Vorderansicht des Kopfs giebt.

**) Abgebildet auf Taf. IV. Fig. 24.

beibehielt, während jene durch die Wirkung des Wassers hinweggewaschen wurden.

Es war völliger Sonnenuntergang, als wir von der Insel abstiessen, und wie wir von ihrer Leeseite ins offne Wasser herauskamen, ward der Wind zur Kühlte und der See ging hoch. Unsre Ladung war eine kitzelige, und da der Bongo keinen Kiel hatte, so war die Nothwendigkeit begreiflich, ihn gerad vor dem Wind zu halten; denn hätte er nur um einen Fuss auf der einen oder andern Seite geschlingert, so würde der Stein uns im Nu umgeworfen haben. Victorino war besorgt, aber kaltblütig, und seine Leute hatten zu viel Angst, um nicht seinen Befehlen nachzukommen, und so setzten wir die Segel aus und kamen ohne Unfall in den rechten Curs. Zum Glück wehen hier die Winde mit grosser Stätigkeit, sonst möchte unsre Fahrt gefährlicher geworden sein als sie es war. Die Nacht brach düster und bei umhülltem Himmel herein; der Padre und M* wurden bald seekrank, und die Mannschaft, sich damit tröstend, dass sie einen Priester an Bord hatte, versammelte sich um den Fuss des Mastes und betete schweigend den Rosenkranz. Ben stellte sich mit dem Messer in der Hand bei den Ziehtauen auf und ich hielt einen Stock von weichem Holz, den ich im Boot gefunden, fest in meinen Händen und berechnete die Möglichkeit, mit seiner Hilfe ans Ufer zu gelangen, im Fall uns unser Stein-Gott umwerfen sollte. Kurz, unsre Lage war eine gar ernste und die drei Stunden, die wir zur Uiberfahrt nach dem Lande brauchten, schienen gerade so lang zu sein wie sechs Stunden unter gewöhnlichen Umständen. Es war so dunkel, dass wir die Küste nicht erkennen konnten; zum Glück aber hatte das Feuer, das unsre Leute heute früh hier verlassen hatten, vom Winde angefacht den Stamm des Baumes erfasst, an dessen Fusse es aufgeschichtet worden war, und verrichtete die Dienste eines Leuchtthurms, indem es uns unserm Bestimmungsorte zuführte. Hier waren wir so glücklich, durch einige grosse Felsen, gegen die sich die Brandung mit der Gewalt und dem Brausen des Meeres brach, vor dem Winde geschützt zu landen. Jetzt begriff ich vollständig, warum Kapitän Belcher, ein so alter Seemann wie er war, sich hütete, sich auf diesen See zu wagen, selbst nachdem er von Realejo ein Boot zu diesem Zwecke herbeigeschafft hatte. Ich empfand keinen gewöhnlichen Grad von Freude, als ich mich wieder auf festem Boden fand. Beim Ausraümen der kleinern Artikel unsers Reisegeräths aus dem Boote ward Ben zweimal von einem Skorpion in die Hand gestochen und tanzte vor schrecklichem Schmerz am Strande umher. Ich wickelte indess seine Hand in ein mit Branntwein befeuchtetes Tuch ein und gab ihm reiche Gaben des genannten Getränks zum innerlichen Gebrauch, — das besste und gewöhnlich auch das zugänglichste Mittel.

Unsre Pferde waren nicht zu finden; entweder hatte sie unser Führer nicht herbeigebracht, oder er war mit ihnen nach der „Rancheria" (dem Gehöft) zurückgekehrt. Wir pflogen Rath, ob es am Bessten wäre, am Ufer zu campiren oder uns durch den Wald nach unserm gestrigen Nachtquartier zu schlagen. Der unbehagliche Wind und einige niederfallende schwere Regentropfen entschieden die Sache, und so brachen wir, an der Spitze Victorino mit einigen Feuerbränden, zu unserm Nachtmarsch auf. Es herrschte eine wahre Höllennacht im Walde, so dass es rein unmöglich war, die nächste Person vor sich zu erkennen. Wir zogen indess

dem Feuer nach und kamen nach einem ermüdenden Marsche auf der Hacienda an. Wir waren müde und hungerig, es war aber nichts zu essen da als *tiste* und geronnene Milch. Zwar sprachen wir ihnen so viel wir konnten zu, begaben uns aber doch unbefriedigt in unsere Hängematten, uns tröstend mit der Aussicht auf ein unbeschränktes Frühstück im Hause unsrer Wirthin mit den fünf bepantoffelten Töchterlein in Pueblo Nuevo.

Vor unsrer Weiterreise am nächsten Morgen vertheilte ich unter unsre Bootsleute die verheissenen Geschenke und miethete das ganze Personal des Landguts zur Beihilfe unsers Führers, der mit einem Karren nach der Statue zurückkehren sollte. Wenige Tage darnach erreichte sie Leon, nachdem sie unterwegs drei Wagen zerbrochen hatte. Ich sandte sie darauf nach Realejo, von wo sie über das Kap Horn nach den Vereinigten Staaten verschifft ward. Sie ist jetzt im Museum des Smithsonschen Instituts zu Washington aufgestellt. Und so endete meine erste antiquarische Episode in Nicaragua. Der Padre sprach sich befriedigt aus; ein solcher Ritt, sagte er, reiche für ein ganzes Leben aus.

Ich habe an einem andern Orte gesagt, die Indianer von Subtiaba hätten mir kurz nach meiner Ankunft in Leon zwei Götzenbilder gebracht. Das erste derselben*) war zerschlagen und ein Theil davon, vielleicht ein Dritttheil der ganzen Figur, verloren gegangen. Der noch vorhandene Theil hat etwas weniger als 6 Fuss Höhe, 18 Zoll im Durchmesser und über 4 Fuss im Umfange. Das Gesicht ist zerschlagen und seine Züge sind zerstört. Die Verzierungen auf dem Rücken und sonst sind dagegen sehr gut erhalten und aüsserst sorgfältig ausgeführt, und gleichen denen von Copan mehr als alle andern im Lande aufgefundenen. Das Gesicht scheint aus dem weit auseinandergerissenen Rachen eines Thiers hervorzuragen, dessen Kopf zum Hauptschmuck dient. Die alten mejicanischen Soldaten hatten den allgemeinen Brauch, in der Schlacht Köpfe von Thieren oder Helme, die ihre Form nachahmten, auf dem Kopfe zu tragen, um sich furchtbar zu machen und ihre Feinde zu schrecken. Auf der Brust trägt die Figur eine Art Platte oder ein Stück von einer Rüstung und auf ihrem rechten Arm einen Schild. Die Bildhauerarbeit daran scheint sehr gut gewesen zu sein; aber der fromme Eifer der frühen Christen und der nagende Zahn der Zeit haben die ganze Figur sehr übel zugerichtet. Sie befindet sich jetzt im Museum des Smithsonschen Instituts.

Das zweite Götzenbild aus Subtiaba**) gleicht genau dem eben beschriebenen und hat wie dieses aus gleicher Veranlassung sehr gelitten. Die Gesichtszüge sind ganz zerstört; deutlicher dagegen ist die Zeichnung des Kopfputzes und ist offenbar der Rachen eines Ungeheuers, aus dem das Gesicht der Figur hervorsteht. Diese Figur ist minder sorgsam ausgeführt als No. 1, aber von demselben Material und ihr an Grösse entsprechend. Die eine Hand ruht auf der Brust, die andre hängt nachlässig zur Seite herab. Auch dieses Götzenbild ist im Museum des Smithsonschen Instituts aufbewahrt.

Nach den beiden oben beschriebenen Figuren ward mir ein Frag-

*) Deren verjüngte Ansicht von hinten auf Taf. IV. Fig. 25 a. dargestellt ist; die Vorderansicht aber Fig. 25 b.

**) Auf Taf. IV. Fig. 26 a. b.

ment*) von Sandstein und von 2 Fuss 6 Zoll Höhe, 10 bis 12 Zoll im Durchmesser gebracht, das durch die Luft sehr zernagt, sowie durch Gewalt bedeutend verletzt war. Es trägt deutliche Spuren an sich, dass es sorgfältig verziert gewesen ist, und scheint zur Darstellung eines weiblichen Wesens bestimmt gewesen zu sein. Das Merkwürdigste daran ist aber eine Maske des menschlichen Gesichts, die mit beiden Händen auf dem Unterleibe gehalten wird; wenn nicht die Indianer Recht hatten, welche meinten, sie stelle eine Oeffnung im Unterleibe vor, die von den Händen auseinandergehalten werde und irgendeine darin verborgene mythologische Figur zeige; für welche Ansicht es allerdings Gründe giebt, die aber in einem Werke von so populärem Charakter wie vorliegendes darzulegen kaum geeignet sein dürfte. Auch diese Figur ist zerbrochen und weniger als die Hälfte nur noch übrig.

Die oben beschriebenen Götzenbilder wurden mir, wie gesagt, von den Indianern ins Haus gebracht, und ich weiss nichts weiter in Betreff derselben als dass sie nahe am Fusse des Cerro de Santiago (Jakobshügel), südwestlich von Leon, ausgegraben wurden, wo sie seit mehren Generationen in die Erde versunken gelegen hatten. Ich hörte später von dem Vorhandensein noch anderer in derselben Gegend und brach daher, von einem durch die Güte des General Guerrero erhaltenen Führer begleitet, zu ihrer nähern Besichtigung und Untersuchung auf. Unser Weg ging durch Subtiaba in der Richtung gegen das Meer zu. Wir kamen über schönes wellenförmiges Land voll verlassener Pflanzungen und von verschiedenen schönen Gewässern getränkt, die den Fuss der Hügel in Südwesten von Leon bespülen. In einer Entfernung von etwa drei bis vier Leguas von der Stadt kamen wir zu einer Reihe von Cacaopflanzungen, in deren Mitte ein Viehgehöft lag. Hier sahen wir Kühe und Hirsche gesellig beisammen, die letztern scheinbar ebenso zahm wie die erstern. Jenseits dieser Hacienda lag ein hoher, nackter Hügel, steil wie die Pyramiden, Monte San Miguel geheissen, an dessen Fusse der Boden mit grossen zerstreut liegenden Steinen ganz überdeckt war, über die unsere Pferde furchtbar stolperten und wir nur mit grosser Mühe kamen. Hierauf passirten wir die schönste Cacaopflanzung, die ich noch gesehen. Sie glich einem wohlunterhaltenen neuenglischen Obstgarten; die Baüme hatten weniger Schmarotzer, die an ihrer Lebenskraft nagten, und der Boden war von einem sanften Grasteppich überdeckt. Untermischt mit den Cocosbaümen standen eine Menge wilder „*jocotes*“ oder Pflaumenbaüme, schwerbeladen mit gelber und rother Frucht, die dem Geschmacke nicht unangenehm war, mir aber die Lippen vergiftete, so dass sie eine ganze Woche wund und schmerzhaft waren. Dieselbe Frucht ist sehr schön, wenn sie cultivirt wird, und dient zu sehr mannichfaltigen Zwecken. Der Wald, in welchem die Götzenbilder verborgen lagen, begann unmittelbar an der einen Seite der genannten Pflanzung und bildete eine fast undurchdringliche Masse von Rebengewinde, niedrem Gehölz und breitblätterigen tropischen Pflanzen. Tausend Monumente mochten seit Jahren hier vergraben liegen, ohne entdeckt zu werden, ausgenommen durch blossen Zufall; und da wir uns den Weg mit unsern Schwertern bahnen mussten, begann ich schon über den Erfolg unsrer Expedition bedenklich zu wer-

*) S. dessen Vorderansicht auf Taf. V. Fig. 27.



R. Kopfer

Götzenbild aus Subtiaba, No. 4.

den. Unser Führer indess, der seine Augen nach allen Seiten warf, schien sowohl in Bezug auf die Oertlichkeit der „piedras‘, als auf diese selbst seiner Sache gewiss zu sein, und wirklich kamen wir nach einer halben Stunde zu der Stelle, wo sie gestanden hatten. Ich sage „gestanden hatten“; denn obwohl der ganze Boden mit Trümmern überstreut war, so war doch nur eine einzige Figur noch ganz erhalten. Sie stand, wie der beiliegende Kupferstich zeigt, theilweise in der Erde vergraben. Ihre Höhe über dem Boden betrug 6 Fuss und 4 Zoll; das Material war Sandstein. Wie in den andern Fällen war auch hier das Gesicht verstümmelt, aber alles Uibrige an der Figur fast unversehrt. Das Haar schien in Wülsten von der Stirn nach hinten zu fallen, oder vielleicht war Das, was ich für das Haar hielt, eine andre Form jener Art von Federschmuck, der auf den Monumenten Mejico's, Yucatans und Centralamerika's so gewöhnlich ist. Den Hals umgiebt ein breiter Kragen und von diesem hängt eine kreisrunde Platte oder ein Schild, mit der versuchten Darstellung eines Menschengesichts in der Mitte, vorn herab. Um den Leib oberhalb der Hüften laüft eine Art Gürtel, von welchem ein Stück Zeug herabhängt, wie es die Gränz-Indianer noch heut zu Tage haüfig tragen. Am untern Ende des letztern befindet sich ein rundes, becherförmiges Loch, das etwa ein Quart zu fassen vermag und von dem nicht deutlich ist, wozu es gedient haben mag.

Während ich mir einen Weg um diese Figur freimachte, gerieth ich auf eine längliche Stein-Erhöhung, die das Fundament zu einem Gebaüde oder einer der alten „Teocalli's“ oder Altäre der Urbewohner gewesen zu sein schien. Sie mass etwa 200 Fuss in der Länge, 60 in der Breite und 10 in der Höhe. Um die Kanten herum zeigten die Steine noch eine gewisse Regelmässigkeit, das Ganze war indessen in Trümmer zerfallen und obendarauf wuchsen grosse Baüme. Die zahlreichen ringsumher verstreuten Sculpturfragmente gaben bündiges Zeugniss, dass der Ort von berechnender Gewaltthätigkeit heimgesucht worden war, und zwar nicht etwa nur vor Alters, zur Zeit der Conquista, sondern in späterer Zeit, ja innerhalb sehr weniger Jahre. Mein Führer sagte mir, dass er sich noch der Zeit entsinnen könnte, wo die Indianer des Nachts heimlich hierher kamen, seltsame Tänze um diese Götzen aufführten und ihnen Opfer darbrachten. Die Erde um die obige einzige aufrechtstehende Figur war ziemlich frei von Gestrüpp, zum Beweise, dass sie auch gegenwärtig noch von den Nachkömmlingen des Volks, das sie errichtete, im Geheim besucht wird, um hier ihre traditionellen heiligen Ceremonien zu verrichten. Die Priester haben ein wachsames Auge auf die Entdeckung und Vernichtung dieser Uiberreste des Götzendienstes, und nur erst wenige Monate vor meiner Ankunft hatten sie die merkwürdige Figur eines Thieres, „*El Toro*“ (der Stier) geheissen, umgestürzt, die etwa eine Legua von dieser selben Stelle stand und zu welcher die Indianer seit langer Zeit ganz offen sich begaben, um, ehe sie ihre Ernten der Erde anvertrauten, hier ihre Opfer von „Tiste“ darzubringen und Tänze aufzuführen. Die Zertrümmerung des Götzenbilds ward im Geheimen bewirkt und nachher bekannt gemacht, es wäre durch die Blitze des erzürnten Himmels geschehen. Einer meiner indianischen Freunde sagte mir aber ins Ohr, die Indianer durchschauten den Pfiff und wüssten recht gut, dass dieser Blitz ein zweibeiniger wäre und einen Priesterrock trüge! Ich würde nach der Stelle gegangen sein und versucht haben, die einzelen

Bruchstücke zum Behufe einer Skizze zusammenzustellen; allein mein Führer sagte mir, die Eingebornen hätten sie fortgeschleppt und vergraben.

Während wir mit den Steinen beschäftigt waren, hatten wir, wie diess gewöhnlich geschah, ganz sorglos unsre Pferde frei umherlaufen lassen. Zum ersten Male kam es ihnen heute in den Kopf, diese Verstattung zu missbrauchen, und trabten davon. Jemehr wir sie durch Schmeichelworte zurückzulocken suchten, um so unartiger gebehrdeten sie sich und jagten zuletzt im vollen Galopp in die Cacaoplantage, wo sie in toller Lustigkeit ihre Sätzchen und Sprünge machten. Die Aussicht, zu Fusse nach Leon zurückzumüssen und dazu der Sättel, Pistolen, Schwerter u. s. w., wenn nicht gar der Thiere selbst verlustig zu gehen — sie war wenig geeignet, uns zur Bewunderung dieser drolligen Sprünge zu bewegen. Die Jagd währte eine halbe Stunde fort, wo es uns endlich gelang, des Pferdes unsers Führers habhaft zu werden; leider war es aber das armseligste von allen und nicht im Stande, den andern im Rennen beizukommen. Zum Glück hatte unser Führer einen „Lasso" (Wurfschlinge) bei sich, und so ward nach einem abermaligen halbstündigen Manövriren, bei welchem wir ganz erhitzt und aufgebracht wurden, das meinige eingefangen, das, nachdem es für seine Streiche tüchtig durchgeledert worden, dem Führer übergeben ward, um mit ihm die andern einzuholen, wozu es, da es der schnellste Renner war, nur wenig Zeit bedurfte. Wir trugen gehörige Sorge, dass sie heute nicht etwa abermals den Vortheil über uns gewännen, und beim Heimritt zerrten wir mit boshafter Freude an dem furchtbaren mejicanischen Gebiss und wandten nicht mit Mass den ebenso furchtbaren spanisch-amerikanischen Sporen an.

Auf unsrer Rückkehr führte uns unser Führer vom Wege ab und in eine Art Gebirgs-Amphitheater, nach der sogenannten *„Capilla de la piedra"* oder Stein-Kapelle. Es war diess ein grosser Felsen von konischer Gestalt, hoch oben auf dem Abhange gelegen, der nach dem Eingange zu diesem natürlichen Circus blickte, und war auf dieser Seite mit einer Nische oder Eintiefung versehen, die vier bis fünf Personen zu fassen vermochte und in den Felsen gehauen zu sein schien. Es gelang mir nicht, mich zu überzeugen, ob sie natürlich oder künstlich sei, ich schloss aber zuletzt aus ihrer Lage und Regelmässigkeit, dass es zwar eine natürliche Oeffnung im Felsen wäre, aber durch Kunst erweitert und verändert. Es waren Spuren von Feuer zu bemerken, ringsum Fragmente von zerbrochnem irdenen Geschirr und unmittelbar davor ein grosser flacher Stein, der zu einem Altar gebraucht worden sein mochte. Wie ich so diese Stätte, umgeben von wilden, draüenden Felsen und von Wein überkleidet, betrachtete, stellte ich mir die Nische als für einen Götzen bestimmt vor und dachte mir dieses natürliche Amphitheater mit einer aberglaübigen Menge erfüllt, wie sie in blinder Anbetung vor dem Götzen stand, während vielleicht auf derselben Stelle, wo ich mich eben befand, das Blut von Menschenopfern floss.

Ich habe oben gesagt, dass ich von den Götzenstatuen, die mir die Indianer brachten, nichts weiter wüsste als dass sie am Fusse des Cerro de Santiago bei Subtiaba ausgegraben worden seien. Nun war der Fray Francisco de Bobadilla, vom Orden der barmherzigen Brüder, in der Bekehrung der Indianer Nicaragua's ganz besonders thätig, wobei er nach dem Zeugniss des Chronisten Oviedo y Valdez so verfuhr, dass er sie taufte,

ihnen einen christlichen Namen gab und vierzig Cacaobohnen forderte! Bobadilla bekehrte in den Gebieten des Kaziken von Nagrando, dessen Hauptstadt da lag wo jetzt die Stadt Leon steht, binnen drei Monaten vierzigtausend Menschen. Auch vermochte er den Kaziken, ihn die Götzen, welche in „dem weiten und prachtvollen Tempel, den die Indianer unter der besondern Leitung des bösen Geistes hier errichtet hatten,“ standen, niederreissen und an deren Stelle das Kreuz aufrichten zu lassen. Nachdem Bobadilla die Gesichter dieser Statuen mit einer Keule zerschlagen, riss er sie herab von ihren hohen Postamenten, in der Absicht, sie dann mit Feuer zu zerstören, um den Indianern die Ohnmacht ihrer Teoti zu zeigen; aber „während der Nacht schafften Einige sie hinweg und begruben sie, so dass sie nicht gefunden werden konnten.“ Und es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieses dieselben Götzengestalten sind, welche die Indianer von Subtiaba für mich ausgruben, von denen zwei, nachdem sie das Kap Horn umschifft, jetzt von dem westlichen Corridor des Smithsonschen Instituts auf Washingtons Söhne finster niederschauen.

Auf der Stätte dieses Tempels ward später die christliche Kirche „La Mercedes de Subtiaba“ gebaut, die seit länger als zweihundert Jahren in Trümmern liegt*). Ihre Lehmziegelmauern sind zu Schutthaufen, von Brombeeren überwachsen, zusammengesunken und Alles ist formlos, ausgenommen die Ständer, die ihre hölzernen Pfeiler trugen, und ihr niedriges maurisches Portal, mit zwei schlanken Saülen zur Seite, die sich weiss und gespenstig über einer verworrenen Masse von Grün erheben. Die Stadt, deren Mittelpunkt sie einst bildete, ist im Laufe der Zeit zusammengeschrumpft und liegt jetzt eine Meile davon entfernt; und der ursprüngliche Ort, von welchem Bobadilla redet, der drei Quadratleguas bedeckte und mehr als hunderttausend Einwohner zählte, ist zu weniger als einem Viertel dieser Zahl herabgesunken. Wir besuchten diese Kirche auf unserm Heimwege. Ben hieb mit seinem Machete das Gebüsch weg und wir ritten über den Mauerschutt hin und standen an der Stätte, wo vor Jahrhunderten die einfachen Indianer in stiller Ehrfurcht vor den Symbolen einer neuen und sie überwältigenden Religion niederknieten. Einige rohe hölzerne Kreuze bezeichneten die tiefen Gruben, in welche die Opfer der Cholera haufenweise geworfen wurden, als diese Würgerin im J. 1837, fünf Jahre nach ihrer Verheerung unsers Vaterlandes, die Bevölkerung von Leon mehr als decimirt hatte. Zwei oder drei Indianer, die von ihrer Tagesarbeit auf den Feldern heimkehrten, drängten sich, als sie unsere Stimmen hörten, durch die Gebüsche und nahmen ehrerbietig ihre Hüte ab, als sie die heilige Stätte betraten. Wir fragten sie, ob sie von der alten Kirche etwas wüssten oder wer sie gebaut hätte? *„Quien sabe?“* (wer weiss das?) war die einzige Antwort, wobei sie als Zeichen ihrer Unwissenheit den Zeigefinger der rechten Hand langsam rückwärts und vorwärts bewegten. *„Es muy, muy antigua“* (sie ist sehr, sehr alt) sagten sie. Auf dem glatten Stuck unter dem Bogen des Portals las ich die unbeholfen eingekritzelten Worte *„Juan Peralta, Estrangero* (aus fremdem Land), 1732.“

Diese Kirche ward erbaut, ehe Hudson auf den Gewässern des grossartigen Flusses, der seinen Namen trägt, dahinschwamm; ehe die Pilger an

*) S. ihre Abbildung auf Taf. V. Fig. 28.

den winterlichen Gestaden Neuenglands knieten; ehe Smith die Schrecken seiner Waffen unter den Indianern Virginiens verbreitete. Und wenn nicht eine Frevlerhand das alte Portal der Erde gleichmacht, so wird es noch Jahrhunderte stehen, um die Stätte des uralten Götzendienstes des Landes zu bezeichnen und von dem frommen Eifer des Fray Bobadilla Zeugniss abzulegen, welcher vierzigtausend Indianer taufte und dafür, wenn sie alle zahlten, 1,600,000 Cacaobohnen empfing. O du frommer Bobadilla!

Es liegen noch mehre andere zerfallene und verwaiste christliche Kirchen in den Wäldern bei der Vorstadt von Subtiaba vergraben, Wohnplätze der Fledermaüse und Vögel, über deren zerbröckelnde Mauern und um deren zusammensinkende Saülen der wilde blüthenreiche Wein hinkriecht, seinen süssen Duft über die schweigenden und verlassenen Altäre des Allerheiligsten ausströmend. Trümmer und nichts als Trümmer — die christliche Kirche und der heidnische Altar, sie alle sind zusammen zu Boden gesunken.

Bei unsrer Heimkehr nach Leon wurden wir von *„garrapatas“* oder Zecken ganz überdeckt, von denen der Wald während der trocknen Jahreszeit wimmelt und die man von Wanderern zu Tausenden abkehren kann. Sie dringen in die Haut ein, vergraben ihre Köpfe in dem Fleische und bewirken eine Entzündung, die Manche zur Verzweiflung treibt. Haben sie sich einmal fest eingefressen, so ist es unmöglich, sie mit Gewalt abzureissen, ohne dass der Kopf im Fleisch zurückbleibt, wo er dann ganz für sich allein fortkommt, und zwar anscheinend noch weit besser als wenn ihm der Leib im Wege ist. Die einzige Art sie zu entfernen besteht darin, dass man sie mit einem weichen Wachskügelchen überreibt, an welchem sie ankleben. Manche dieser Thierchen sind klein, kaum dem blossen Auge sichtbar, andere von der Grösse des Leinsamens, ja selbst des Melonensamens; aber je kleiner desto schlimmer. Nächst den Flöhen bilden sie die Hauptplage des Landes. Mosquitos *(zancudos)* giebt es in Leon, in den grossen Städten und in den ebenen Theilen des Landes im Allgemeinen gar nicht; aber in Vergleich mit Flöhen und „garrapatas“ sind die Schlangen, die Skorpione, die „chinches“ oder Wanzen, die „zancudos“ und all die andern Beschwerden der tropischen Klimate eine blosse Bagatelle und kaum des Erwähnens werth.

Zwölftes Kapitel.

Unterhaltungen in Leon — Hahnenkämpfe — Spiel — Stierhetze — „Una sagrada Funcion“ — Ein Gedicht und ein Drama — „Una compañía de funámbulos“ — Grosse Erwartungen — Ein neues Theater — Die Aufführung — „La Jovena Catalina“ und der „excentrische Possenreisser Simon“ — „Tobillos gruesos“ — Feste und Heiligentage — Das St. Andreasfest — Tanz der Teufel — Höllenmusik — Allerheiligen — Ein Carneval in Subtiaba — Ein jäher Schluss.

Ist die Neuheit des ersten Besuchs einmal vorüber, so findet der Fremde wenig Interessantes in Leon. Es giebt keine stehenden Unterhaltungen, ausgenommen auf dem allsonntäglich Nachmittags offnen Hahnenkampfplatze. Hier wimmelt es allezeit von Menschen; doch wird er von

dem bessern Theile der Bevölkerung nicht haüfig besucht. Es ist ein ebner, glatter Platz in dem zum Hause des Besitzers der Hähne gehörenden Hofe, von einem etwa vier Fuss hohen Rohrzaun eingehegt, ringsum von hohen Bänken umgeben und mit einem Strohdach überdeckt. In den Corridors des Hauses sind kleine Ställe, in denen die Hähne gehalten werden, und hier verkaufen die Frau und Töchter des Besitzers Chocolade und Confecte an die Besucher. Branntwein darf gar nicht verabreicht werden, und zur Erhaltung der Ordnung hat die Regierung mit reifer Voraussicht stets einen Alcalden und einige Soldaten zur Stelle. Die Zuschauer werden zu einem *medio* à Person zugelassen und Jedem steht es frei, seinen „Vogel" mitzubringen. Ist eine Hahnenpartie nicht anders auszumachen, so ist der Besitzer verpflichtet, die Ausforderung jedes seiner Besucher anzunehmen. Für jeden auf dem Kampfplatze erscheinenden Hahn wird ihm eine gewisse Summe erlegt, wovon ein Viertheil in die Stadtkasse fliesst. Ich besuchte den Ort nur ein Mal, denn nach meinem Bedünken kann ein Hahnengefecht doch nur wenig Spass darbieten. War eine Partie zu Stande gekommen, so bekamen die Hähne Haken (Sporen), schwertförmig, doppelschneidig, spitz wie Nadeln und manchmal drei bis vier Zoll lang, an die Beine gebunden, mit denen sie sich fast ohne Ausnahme gleich bei ihren ersten vorlaüfigen Manövers zu Krüppeln machten. Die hierauf folgenden Kämpfe waren von nur sehr kurzer Dauer; ein oder zwei Gänge machten ihnen in der Regel ein Ende. Die Wetten waren in keinem Falle hoch, die Aufregung aber nichtsdestoweniger gross. In frühern Zeiten, sagte mir der Besitzer, hätte er alle „Caballeros" der Stadt zu seinen Theilnehmern gezählt und damals hätte man um Goldunzen statt um lumpige Realen gewettet, — und er holte mit verächtlichem Blick eine Handvoll der letztern aus seiner Tasche und steckte sie dann ungestüm wieder ein. Er sehnte sich nach einer Aenderung; es würde ihm jedwede Aenderung recht sein, die ihm die Caballeros und die Goldunzen wiederbrächte!

Daraus, dass der vornehmere Theil der Einwohner von Leon den Hahnenkampfplatz nicht haüfig besucht, darf man nicht schliessen, dass sie dieser Art von Unterhaltung ganz und gar abgeneigt sind. Im Gegentheil, in den hintern Corridors der Haüser — und nirgends haüfiger als bei den Padres — kann man fast allezeit ein Dutzend schöne Hähne finden, oder auf alle Fälle hören, wenn nicht sehen. Da werden an den Nachmittagen im Stillen kleine Gesellschaften zusammengeholt und Hahnengefechte angestellt, und nicht selten gehen bei solchen Gelegenheiten, wenn Fama wahr spricht, Goldunzen plötzlich aus einer Börse in eine andre über!

Das Spiel ist im ganzen spanischen Amerika eine Passion des Volkes. In Nicaragua aber wird es nicht so öffentlich und vielleicht auch nicht so ausgedehnt betrieben wie in den meisten spanischen Staaten. Trotzdem hörte ich während meiner Anwesenheit im Lande von Fällen, wo Tausende von Dollars in einem einzigen Abende verspielt worden waren. Das Spiel ist, glaub' ich, in der Regel der wohlbekannte *„monte"* (Lotto). Es giebt in Leon verschiedne Billardzimmer, die fortwährend stark besucht zu sein schienen; aber sie sind nicht sehr elegant, ja nicht einmal reinlich. In der Calle Real (Königsstrasse) war ein concessionirtes Spielhaus, „Casa de Juego", das einzige, wenn ich nicht irre, in der Stadt. Es war jeden Abend von den untern Klassen gedrängtvoll; doch ging es hier nur

um „lumpige Realen", wie man schon aus dem Stande seiner Besucher schliessen kann.

Centralamerika begann seine republikanische Laufbahn mit sehr durchgreifenden Reformen, wobei es sich die Vereinigten Staaten zum Muster nahm. Unter den frühesten Decreten seiner Regierung befand sich auch die Aufhebung der Stiergefechte. Der alte Geschmack für diese Unterhaltung war indess nicht ausgestorben, sondern hatte nur eine etwas andre Form angenommen. Es war eine Feiertagswoche im Barrio del Calvario (Calvarien-Viertel) — welches Fest es war, erinnere ich mich nicht mehr, denn der Feste und Heiligentage gab es kein Ende, — und man sagte uns, dass das Fest mit einem *„juego de los toros"* oder einer Stierhetze auf dem Platze vor der Kirche jenes Viertels schliessen sollte. Ja, es wartete uns gar der Pfarrer in Person auf und lud uns dazu ein. Wir gingen denn den Nachmittag dahin und fanden den Platz von einem hohen, starken Stacket umgeben und ausserhalb dieses noch von einem zweiten, zwischen denen ein enger, mit dicken Balken verschlossener Gang in den grössern Raum führte. Das Dach und die Thürme der Kirche waren mit Menschen besetzt, meistentheils Frauen, und auch ein Musikchor hatte seinen Stand dort. Rings um den ganzen Platz war die Einfriedigung von Schaaren kleiner nackter Buben dicht behangen und hinter diesen hatte sich eine grosse Anzahl Reiter aufgestellt, die auf ihren Pferden sitzend das ganze Schauspiel gut mit ansehen konnten. Unter diesen letztern nahmen auch wir unsern Stand, wobei man uns den schönsten Platz einraümte, während ein dienstfertiger Alcalde die Jungen von dem Stackete vor uns fortjagte, um uns eine ganz ungestörte Aussicht zu gewähren. Die Musik verführte einen gewaltigen Lärmen; als aber die Menge lange gewartet und ungeduldig ward, machte sie von den allgemeinen Vorrechten aller Volksmengen Gebrauch und schrie den Musikern zu „sie sollten ihrem Lärmen ein Ende machen," und den Directoren, „sie sollten die Stiere hereinbringen." Und sofort hoben sich die Balken des kleinern eingefriedigten Raums und es stürzte ein Reiter mit einem an seinem Sattel befestigten „Lasso" (Wurfschlinge) herein und zog damit einen grossen schwarzen Stier bei den Hörnern hinter sich her. Er sprengte im vollen Galopp mit ihm um den ganzen Platz herum, drängte den nun wüthend gewordenen Stier auf geschickte Weise nach einem starken Pfahle in der Mitte, und band ihn nach einigen gewandten Schwenkungen daran fest, so dass er bewegungslos mit dem Kopfe gegen den Pfahl stand. Jetzt nahten drei oder vier Männer heran und befestigten vorsichtig und mit vieler Schwierigkeit auf dem Rücken des Stieres eine *„albarda"*, den gewöhnlichen Sattel des Landes, den sie mit Gurten ihm fest um den Leib banden. Darauf ward Feuerwerk an den Hörnern und dem Schwanze festgemacht und eine Aufforderung an Jeden gerichtet, der etwa gewillt wäre *„á manejar el toro"* d. i. den Stier zu reiten. Zwei oder drei kräftige Burschen, begierig nach Auszeichnung, erboten sich dazu, von denen einer gewählt ward. Er schwang sich sehr geschickt auf das Thier, setzte sich im Sattel fest, das Feuerwerk ward angezündet und der Strick durchschnitten. Der Stier stürzte unter dem Losplatzen der Raketen, unter Trommelgewirbel und dem Geschrei der Volksmenge wuthschaümend davon, machte linkische aber ungeheure Sprünge und stürzte auf Alles los, was ihm unter die Augen kam. Es befanden sich innerhalb des Kampf-

platzes drei oder vier Reiter mit Stäben, die an dem einen Ende ein rothes Fähnchen, an dem andern eine lange Eisenspitze hatten. Diese jagten abwechselnd vor den Augen des Stiers vorüber oder drängten von der Seite auf ihn ein. Als das Feuerwerk loszuplatzen begann, rannte der Toro auf keinen einzelen Gegenstand mehr, sondern stürzte in blinder Wuth von Seite zu Seite und schleuderte den Reiter von seinem Sitze in den Staub, dass ich einen Augenblick meinte, er würde todtgetreten werden; allein er raffte sich wieder in die Höhe und zog sich, offenbar mehr erschreckt als verletzt, eiligst über die Barriere zurück, unter dem Hohngeschrei einer Menge, die sich mehr befriedigt gesehen hätte, wenn er mit einem oder einigen zerbrochnen Gliedmassen davongekommen oder auch auf der Stelle getödtet worden wäre. Die Anstrengung für den Stier war allzu gross gewesen, so dass er, nachdem er die Männer zu Pferde noch eine Weile umhergejagt, mit heraushangender Zunge und schaumbedeckt in einen Winkel der Schranken abtrabte, wo von nun an nichts mehr mit ihm anzufangen war, daher die Menge „hinaus mit ihm! hinaus mit ihm!“ brüllte, worauf einer der Reiter ihm einen Lasso über die Hörner warf und ihn hinauszog.

Jetzt ward ein anderer Stier hereingeführt und dasselbe Spiel von Neuem begonnen. Aber diessmal erhielt sich der Reiter in seinem Sattel bis zum Ende und ward ob seiner Geschicklichkeit oder seines Glückes mit Vivats von der männlichen Jugend überschüttet, während die Frauen mit den Tüchern schwenkten. Es ist unmöglich, die Aufregung des Volkes zu beschreiben, als das Schauspiel im vollen Gange war; Manche stampften mit den Füssen, Andere sprangen wie toll umher, Alle aber schrieen aus allen Leibeskräften. Fehlte es dem Stier an Muth, so brüllten sie: „fort mit der alten Kuh! fort mit dem Kalbe!“ und steinigten ihn zu den Schranken hinaus. Ich hatte alsbald genug an dem Schauspiel und würde fortgegangen sein, wenn mich nicht der Pfarrer vermocht hätte, bis zum Schlussacte zu bleiben, der, wie er sagte, *„muy glorioso“* (sehr glänzend) werden würde. Es wurden jetzt vier Stiere zusammen losgelassen, aber der commandirende Officier des anwesenden Detachements Soldaten liess diessmal keine Reiter zu. Diese Vorsicht war eine weise, denn nur erst wenige Monate zuvor waren zwei Menschen bei einem solchen „grossen Finale“ getödtet worden. Die Stiere, toll gemacht durch den Lärmen des Volks und die vor ihren Augen flammenden und um ihre Ohren zischenden Raketen, griffen sich gegenseitig mit der grössten Wuth an und einer ward todt aus dem Kampfe herausgeschleppt. Sein Fleisch ward für die Armen des Stadtviertels beansprucht und dem Brauche gemäss ihnen ausgeliefert. Diese Art von Unterhaltung war, wie ich bemerkte, im ganzen Staate beliebt.

Später wohnte ich auf demselben Platze einer Darstellung andrer Art bei. Sie war als *„una sagrada funcion“* (bisweilen auch *„sainete“* genannt) d. i. als ein heiliges Schauspiel oder ein Mysterium angekündigt und war, in einer hellen Mondscheinnacht gegeben, eines der merkwürdigsten Schauspiele, die man sich denken kann. Auf einer Seite des Platzes war eine Art Bühne errichtet, etwa sechs Fuss über dem Boden erhaben, mit einem dahinter liegenden, durch buntfarbige Tücher verhüllten Raume für die agirenden Personen und vornan mit einem hölzernen Gerüst, das eine grosse Menge flackernder Talgkerzen trug. Als wir auf

dem Platze ankamen, war er bereits von Zuschauern überfüllt. Viele hatten ihre Stühle mitgebracht und sassen in einem Halbkreise vor der Bühne, die Meisten aber standen in Gruppen beisammen und waren in eifrigem Gespräch begriffen. Alle Stutzer waren auf den Beinen und trugen fast sämmtlich lange entblösste Toledos (Stossdegen) unter dem Arme — ein allgemeiner Gebrauch bei Gelegenheit nächtlicher Versammlungen, wiewohl das Gesetz sowohl Pistolen als Schwerter und Messer von einer gewissen Länge verbietet. Hier bot sich eine köstliche Gelegenheit zu Liebeshändeln aller Art, und ich dachte mir schon, dass es sich während des Sacramentstücks mehr um Liebeleien als um sonst etwas handeln würde. Doch was ich in Bezug auf diesen Punkt sah und hörte, gehört nicht hierher. Ich sage nur so viel, dass ich einen sehr behaglichen Sitz inmitten einer Schaar der schönsten Señoritas erhielt und die „funcion" so gut genoss wie irgendeine unter ihnen.

Vor der Bühne befand sich eine Art Orchester, aus einer Unzahl quietschender Fiedeln und heiserer Clarinetten bestehend, die eine halbe Stunde lang nach unsrer Ankunft auf dem Platze eine sehr melancholische Musik machten. Nachdem sie endlich ihr Ende erreicht, ward angekündigt, dass Señor Z*, ein junger Mann, der Gedichte schrieb und nach Art der Dichterlinge in aller Herren Ländern langes Haar trug, ein der Feier angemessenes Gedicht recitiren würde. Der Señor trat hervor, machte eine tiefe Verbeugung, theilte uns in platter Prosa was er zu sagen vorhätte mit und begann sein Gedicht. Es bezog sich auf Christus, hatte viel mit Superlativen zu schaffen und complimentirte unsern Erlöser ziemlich nach der Art und Weise, wie etwa ein liebesiecher Jüngling sich an die Dame seines Herzens wenden möchte. Die einzige Entschädigung war die hübsche Art des Vortrags und die klare, deutliche Aussprache, mit der es recitirt ward. Man hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu und erhob bei seinem Schlusse einen gewaltigen Applaus. Während der Sprecher mitten in der bessten Begeisterung war und die ganze Gesellschaft still lauschte, hörte ich ein schweres regelmässiges Getrampel, und als ich mich wandte, sah ich ein Commando Truppen mit ihren im Mondlicht blitzenden Waffen langsam durch die Menge und bis zur schattigen Mauer der Kirche marschiren, wo sie auf das Commandowort ihre Musketen mit erschreckendem Geklirr auf den Boden niedersetzten und den ganzen Abend wie Broncestatuen dastanden. Dieser Zwischenfall wird die Lage des Landes besser beleuchten als eine lange Abhandlung.

Nach dem Gedichte begann die Musik von Neuem aufzuspielen und wir wurden mit einem klagenden Liede von zwei Männern und drei Frauen regalirt, ich konnte es aber nicht wegkriegen, wovon es eigentlich handelte. Die Vocal-Musik steht sicherlich in Nicaragua sehr tief, obenauf dagegen ist die Nasal-Musik. Zum Glück machen die Leute keine Ansprüche auf musikalische Talente und Virtuosität und so ist die Kritik entwaffnet.

Auf die Gesangsunterhaltung folgte ein der Bibel entlehntes zweiactiges Drama, worin ein einfältiger, plappernder Charakter oder Hanswurst nebst andern komischen Nebenpersonen auftrat. Diess war bei Weitem der besste Theil; der Hanswurst war ein kostbarer Bursche und führte seine Aufgabe sehr gut aus; der ernste Theil dagegen war sehr ernst.

Die Personen sprachen wie in einer Art von monotonem Recitativ, gleich Automaten und ohne die geringste Action. Dieses Ding eine ganze Stunde auszuhalten, war für ein Christenkind genug, und so brach ich, nachdem ich in die Büchse eines Mannes, der in der Absicht umherging, um zum Bessten der Kirche einzusammeln, etwas Silber geworfen, in Gesellschaft mit den Señoritas auf, die mich fragten, ob dergleichen „funciones" auch in den Vereinigten Staaten gewöhnlich wären? Ich sagte ihnen, diess wäre zwar der Fall, unsere Padres aber wiesen Alle, die sie besuchten, zum *demonio*, worauf die Señoritas ihre grossen schwarzen Augen weit aufthaten und ausriefen *„Mira!"* (was Sie sagen!)

Aber alle diese „funciones" wurden todtgemacht von einer Vorstellung durch eine *„Compañia española de fundmbulos"* — eine spanische Seiltänzergesellschaft — unter der Direction des Señor Don Pedro Serrate, der kurz nach unsrer Ankunft in Leon eintraf. Sie machte grosse Sensation im Publikum, dessen Neugierde bis zum höchsten Grad gesteigert ward durch die feurigen Ankündigungen, auf denen die Rede war von den wundervollen Kunststücken der „sehr reizenden Jovena Catalina" und der „sehr schönen jungen Kitty", sowie von den ebenso staunenswürdigen tollen Streichen des „excentrischen Hanswursts Simon", welches alles mit anzusehen und sich daran zu erfreuen „das gebildete und hochachtbare Publikum Leons" eingeladen ward, — Eintritt zwei Realen, für *niños* (Kinder) ein Real, für *niñitos* (ganz kleine Kinder) nur ein Medio. Am folgenden Sonntage um 3 Uhr sollte das Schauspiel stattfinden. Wir waren sämmtlich ganz speciell von Señor Serrate in Person eingeladen, der Aufführung beizuwohnen, und nahmen natürlich die Einladung an. Mittlerweile ward die Aufregung allgemein; sie glich förmlich einer Revolution, nur dass sie nicht halb so gefährlich war. Als die Zeit heranrückte, zogen Leute durch die Strassen und bliessen Rappel an den Ecken, welches das Zeichen zum Versammeln war. Was wir nun zunächst sahen, waren Schaaren von Dienern, welche für ihre Herren und Herrinnen Stühle trugen, wornach die Herren und Herrinnen selbst im Sonntagsstaate kamen. Eine solche Parade mit Atlaspantöffelchen hatte ich noch nicht gesehen. Wir geriethen in diesen Menschenzug hinein und folgten ihm nach dem Hause, wo die „funámbulos" ihre Bühne aufgeschlagen hatten. Es gehörte dasselbe einem der angesehnsten Bürger von Leon an, der es aus Patriotismuss bei dieser interessanten Gelegenheit zur Benutzung hergegeben hatte. An der Thür waren Soldaten aufgestellt, um den Pöbel abzuhalten, der die Strasse blockirte und alle mögliche Versuche machte, um von den geheimnissvollen Dingen dadrinnen ein Blickchen zu erhaschen. An dieser Thür nahm die Gemahlin des Señor Serrate die Realen ein und begleitete jeden mit einem Knix und mit *„mil gracias"* (tausend Dank). Das Gebaüde besass einen grossen viereckigen Hof, der von hohen Baümen beschattet und von einem breiten, einen bis zwei Fuss über dem Boden erhöhten Corridor umgeben war. Auf einer Seite dieses Hofs war eine temporäre, mit Teppichen belegte Bühne errichtet, die weit in den Hofraum vortrat. Hinter dieser hing ein schreiend gemalter Vorhang herab, der das geheimnissvolle Cabinet verhüllte, wohin sich die Künstler, nachdem sie ihre anstrengenden Kunststücke zum Bessten gegeben, zurückzuziehen hatten. Das Ganze bildete kein übles Surrogat für ein Theater: der Corridor entsprach den Logen, der Hofraum dem Parterre und das

Dach der Gallerie. Wohin ich aber Die zählen soll, welche die Baüme innehatten, das weiss ich wirklich nicht. Der Ort war bereits gedrängtvoll, als wir ankamen; das Staatsoberhaupt, der General, sammt allen vornehmen Einwohnern, welche die schöne und feine Welt Leons umfassten, und volle zwei Drittel der sämmtlichen Padres waren anwesend. Alle schienen in besster Laune zu sein und rauchten, die Damen mit eingeschlossen, ihre Cigaritos. Für mich hatte man einen Sitz neben dem General frei gelassen, während der übrige Theil unsrer Gesellschaft ihre Plätze in der Nähe einnahm. Das Orchester spielte mit furchtbarer Kraft auf und einige Hühner, die unter einem Trupp kleiner Buben auf den Baümen sassen, erhoben, durch diesen ungewohnten Lärmen in Schreck gesetzt, ein ebenso gewaltiges Gegacker. Der Hofraum war von Gassenbuben und Ammen mit Kindern bedeckt, die allmälig ihre Ungeduld laut werden liessen und in den Gränzen des Anstands nur durch die Stöcke der wachhabenden Alcalden erhalten wurden.

Nach einer Pause trat ein Bote zum Staatsdirector und fragte an, ob es ihm beliebte, dass das Schauspiel beginnen solle, worauf eine bejahende Antwort gegeben ward. Darauf trat der Seiltänzerdirector hervor und kündigte an, dass die „hermosisima (sehr reizende) Jovena Catalina“ auf dem straffen Seile ihre Gewandtheit zeigen werde. Den Augenblick darnach erschien Jovena selbst und ward, wie die Zeitungen besagten, „mit Begeisterung empfangen.“ Sie war ganz so gekleidet wie dieselben Künstlerinnen bei uns zu Hause, nämlich in ein ebenso kurzes Röckchen, und schien die gleiche Kunstfertigkeit zu besitzen. Aber sie zeichnete sich durch ungeheuer grosse Knöchel und durch einen Fuss aus, der keineswegs zu den kleinsten gehörte, weshalb sie denn, namentlich von Seiten des weiblichen Publikums, aufs Unbarmherzigste kritisirt ward. „*Mira!*“ — rief eine Schöne neben mir aus und hob vor Erstaunen ihre feinen Händchen empor, — „*Mira! valgame Dios, es una pateta inglesa!*“ — „o sieh! Gott im Himmel, ist das eine englische Tatze!“ Ich warf einen verstohlenen Blick hinab auf die bepantoffelten Füsschen zu meiner Seite — sie waren wirklich sehr klein. Meine schöne Freundin gewahrte die Bewegung, erröthete aber darob mit nichten, sondern schob die Füsschen nun noch weiter vor und fragte schelmisch: „Wie gefallen sie Ihnen?“ Ich versicherte ihr, dass ich nach einer hinabgefallenen Cigarre gesehen hätte, allein der Kniff wollte nicht gelingen. Jovena erhielt darnach in einem Lande, wo kaum Jemand, der etwas Besondres an sich hat, einem Spottnamen entgeht, die unpoetische Bezeichnung „Tobillos gruesos“ Dickknöchel.

Jovena hatte eine Schwester, die eine Schönheit und während ihres Weilens in der Stadt der Gegenstand der Huldigung der jungen Officiere und der Stutzerwelt im Allgemeinen war. Sie besass indessen nicht die Kunstfertigkeit des Fraülein „Dickknöchel,“ tanzte aber recht leidlich und war in der Pantomime sehr gut. Die allgemein beliebteste Figur schien der „excentrische Hanswurst Simon“ zu sein, der, wenn er auch nicht immer überzart war, doch selten verfehlte, das Haus durch seine witzigen Einfälle zu erschüttern. Ich merkte bald, dass das gesammte Volk hier einen scharfen Geschmack für das Possenhafte oder für Das, was man etwa „ernsten Spass“ nennen möchte, hatte, und ich habe oft Stegreifscenen unter den jungen Burschen auf Landstrassen oder in kleinen Orten mit angesehen, die unwiderstehlich komisch waren und, abgesehen von Zeit und Ort,

die Originale hätten sein können, nach denen Cervantes seine unsterblichen Gemälde zeichnete.

Nach den Darstellungen auf dem Seile bekamen wir äquilibristische Kunststücke zu sehen, an denen zwei schmucke Knäblein, Söhne des Directors der „Funámbulos,“ der Hanswurst und eine Frau Theil nahmen. Aber die Leonerinnen nahmen daran, dass Eine vom *„bello sexo“* (schönem Geschlechte) zu dergleichen Dingen sich hergab, einen solchen Anstoss und sprachen ihre Missbilligung auf solche Weise aus, dass sie nie wieder als *volteadora* auftrat. Darauf folgte eine Pantomime, worin ein zänkischer, gichtgeplagter Engländer, der in Spanien reist und der Sprache unkundig ist, die Hauptperson war. Die Fatalitäten, in die er dabei gerieth, erzeugten ungeheure Heiterkeit und der lumpigste Bube im Hofraume schien sich zu freuen, dass er hier eine Gelegenheit fand, über John Bull zu lachen, der, wie ich schon gesagt, nirgends in der Welt so vom Grunde des Herzens gehasst wird als in Nicaragua.

Es war völliger Sonnenuntergang, als Señor Serrate hervortrat und dem Publikum für die Ehre seines Besuchs dankte, worauf Jovena Catalina im reinsten Castilianisch die sämmtlichen Zuschauer einlud, zum nächstfolgenden Sonntag wiederzukommen. Die „Funámbulos“ machten einen Monat lang ein brillantes und einträgliches Geschäft und empfingen, als sie weiterzogen, ein Zeugniss von den Bürgern ausgestellt, worin besagt war, „dass sie es der Bemerkung werth erachteten, dass das Publikum bei diesen Darstellungen nicht wie bei andern Gelegenheiten in die harte Nothwendigkeit versetzt worden sei, zum Nachtheil der guten Sitten und des guten Geschmacks unanständigen Reden zuzuhören oder aber vom Besuch des Schauspiels wegzubleiben.“ Der „Courier des Isthums“ (Correo del Istmo) machte ihnen ebenfalls ein Compliment, indem er sagte, sie hätten „kunstfertig und vorzüglich gespielt.“ Und mit diesen Empfehlungen ausgestattet schieden sie, um eine Rundreise durch das ganze Land zu machen.

Ich sagte zu Anfange dieses Kapitels, dass es in Leon keine stehenden Unterhaltungen gebe; vielleicht indess dürften die verschiedenen Feste und Heiligentage unter diese Rubrik zu reihen sein. Wenigstens wurden sie eher auf jede andre als eine ernste Weise begangen; es waren allgemeine Feier- und Jubeltage, an denen Jedermann im Bratenrock erschien und um so mehr Feuerwerke losgelassen und mit den Glocken gelaütet wurde, je fröhlicher *(alegre)* die Gelegenheit und je grösser die Ehre der Heiligen war. Da wir in der Nähe der Hauptkirchen wohnten, so war die Folge, dass wir zweimal die Woche auf eine Weise regalirt wurden wie bei uns zu Hause am 4. Julius. Manchmal brachte man bei solchen Gelegenheiten eine ganze Kette Feuerwerke an, nicht blos um die Kirchen herum, sondern auch auf deren Dächern und Thürmen, und in Zwischenraümen grosse Kanonenschläge, die beim Zerplatzen einen Lärmen gleich einer Kanone machten. Sie wurden fast ohne Ausnahme bei Tage abgebrannt, bewirkten beinahe eine halbe Stunde lang ein betaübendes Krachen gleich dem rollenden Musketenfeuer inmitten einer Kanonade und erfüllten die Luft mit dickem Qualm und Schwefelgeruch. Dazu wurden die Glocken gelaütet und Jedermann schien entzückt, vor Allen die Strassenbuben, die gleich den *gamins de Paris* überall haufenweise umherzogen und bei allen öffentlichen Gelegenheiten die erste Rolle spielten.

Das Fest des heil. Andreas ward mit einigen neuen und eigenthümlichen Schaugebungen begangen und empfahl sich absonderlich der lieben Strassenjugend. Es zeichnete sich nämlich durch einen „*baile de los demonios*“ oder Teufelstanz aus. Die Teufel waren auf die phantastischste Weise gekleidet, trugen Larven und paradirten in behaarten Schwänzen. Einer, der schwarz verhüllt war, zeigte einen grinsenden Todtenkopf unter seinem halbgeöffneten Schleier und schlug mit einem Paar wirklicher Schenkelknochen den Takt zur Musik. Der Tanz kam mir fast vor, als wäre er den Indianern entlehnt; die Musik war es sicherlich. Sie hatte etwas Grausenhaftes und beinahe Höllisches an sich, wie sie Cortez in der Nacht seines Rückzugs aus Mejico schildert, „die selbst den Seelen der Christen Schrecken einflösste.“ Es ist unmöglich, die seltsamen Instrumente zu beschreiben. Eines bestand aus einem grossen Kürbiss, über den die Haut eines Thieres gespannt war, die, wenn sie einwärts gedrückt ward, mit einem dumpfen, düstern Schall gleich dem gedämpften Brüllen eines wilden Thieres zurückprallte; und die Klagetöne einiger langen Rohrpfeifen klangen wie das Röcheln eines Menschen, der in schrecklichem Todeskampfe liegt. Die Teufel huschten eiligst durch die Hauptstrassen, von einem gaffenden Haufen verfolgt, und traten in alle vornehme Haüser ein, wo sie im Hofe einen Tanz aufführten und dafür ein Paar Realen und eine Regalirung mit einem Gläschen Aguardiente erwarteten. Mich beehrten sie mit einer ganz besondern Darstellung ihrer teuflischen Geschicklichkeit, — es waren aber hochherzige, noble Teufel, denn sie lehnten es ab, von einem Fremden Geld anzunehmen.

Noch eine andre Klasse von Tänzern, die verschwenderisch mit Flittern behangen sind, aber nicht zum Teufelsrange aufstreben, ziehen an gewissen Heiligentagen in Parade durch die Strassen und besuchen alle diejenigen Haüser, in denen die Familienhaüpter den Namen des Heiligen führen und wo sie für eine Leistung ihrer Kunst ein Geldgeschenk oder ein Tractement erwarten. Ich entsinne mich indessen nicht mehr, welchen Heiligen diese Lustbarkeiten galten, da mir's vor allen Heiligen bald ganz wirr im Kopfe ward.

Der Allerheiligentag zeichnete sich durch eine grossartige Procession aller Heiligen aus, worunter auch der kleine schwarze San Benito nicht fehlte, die, nachdem sie durch die Hauptstrassen gezogen, die verschiedenen Kirchen nacheinander besuchte, mit Einschluss der Kathedrale von Subtiaba, wo es einige sehr seltsame und verwickelte Ceremonien gab. Der Nachmittag dieses Tages ward als eine Art von Carneval unter den Indianern dieses Stadtbezirks gefeiert. Sie haben bei dieser Gelegenheit das Vorrecht, Alle die sie besuchen mit Orangen zu werfen und einen Tänzerkreis um sie zu schliessen, aus dem sie nur durch die Zahlung einer gewissen Summe für die Kirche herauszukommen vermögen. Fast alle Welt aus der Stadt zog an diesem Tage dorthin, auch die Staatsbeamten nicht ausgenommen, deren Stellung sie nicht etwa von jenen Spässen befreite, — im Gegentheil, sie wurden mehr beworfen als recht und billig war. Weil aber die Besuchenden in der Regel beritten sind, so ziehen sie sich stets über Hals und Kopf zurück, wenn der Hagel der goldnen Geschosse gar zu toll wird. Ich machte es mir zur Pflicht, Alles mit anzusehen, und ritt daher kurz vor Sonnenuntergang nach Subtiaba hinüber, wo der erste Gegenstand, den ich sah, ein ehrwürdiger Doctor der Medi-

ein war, der barhaüptig im vollen Galopp davoneilte und unter einem Schauer von Orangen, die aus einem Hinterhalte auf ihn abgefeuert wurden, von einer Seite zur andern sprengte. Denn es gilt bei den Gassenbuben als ein Hauptspass, hinter verfallnem Mauerwerk oder im Gebüsch zu lauern und einen nichtsahnenden Reiter mit einer vollen Ladung zu begrüssen. Als ich auf dem Hauptplatze ankam, standen überall Haufen Volkes, die hierhin und dorthin sich bewegten und in toller Aufregung und Lustigkeit schrieen und lachten, während die Luft von Wurfgeschossen erfüllt war. Einige wurden auch nach mir geworfen; sowie man mich aber erkannte, ward ich mit der gewohnten Strafe verschont. Plötzlich bemerkte ich in der Gegend des Rathhauses eine Bewegung und schon im nächsten Augenblicke wurde ich mit „*Vivan los Estados Unidos!*“ und „*Vivan los amigos de Nicaragua!*“ (Es leben die Vereinigten Staaten! Es leben die Freunde Nicaragua's!) begrüsst, welche Rufe mit der grössten Begeisterung ertönten.*)

Rings um den Platz waren Pfähle aufgestellt, an denen man eine Doppelreihe von Raketen befestigt hatte. Diese sollten (merkwürdig!) nach Eintritt der Dunkelheit losgelassen werden, und mein Freund Simon Roque drang in mich, dass ich das Abbrennen mit ansehen möchte, und erbot sich sogar, Letzteres früher als zur gesetzten Stunde zu erwirken; aber ich hatte an den Raketen und Kanonenschlägen für meine Lebenszeit genug und ritt im Zwielicht nach Hause. Die Strassen waren voller Leben und die auf den Stufen der grossen Kathedrale aufgestellte Musikbande spielte die Nationalhymne auf, während die Soldaten im Chor mit einfielen. Dieses Mal entging ich, Dank der Dunkelheit, dem ewigen Gewehrpräsentiren und Trommelwirbel, womit ich allezeit auf dem Marktplatze empfangen ward und was mich veranlasste, ihm immer auszuweichen, wenn mich die Noth nicht zwang ihn zu betreten. Ich hörte auf meinem Pferde sitzend eine Viertelstunde lang der Musik und dem lustigen Singen und Schreien zu und überdachte bei mir, ob nicht am Ende trotz unbeständiger Regierungen und trotz des Entbehrens alles jenes Zubehörs, das nach unsern Nützlichkeitsideen zur Volkswohlfahrt nothwendig ist, — ob nicht das Volk in Leon im Ganzen glücklicher und zufriedener sein dürfte als die Bevölkerung irgendeiner gleichgrossen Stadt in unserm Vaterlande?

*) „An dem zum Feste aller Heiligen bestimmten Tage sind die Läden geschlossen und jedes Geschäft ist eingestellt. Um 10 Uhr beginnt die Procession von der Kathedrale aus. Ein Trupp Soldaten marschirt langsamen Schrittes voran und hierauf folgen sechs der schönsten indianischen Mädchen, die man sich verschaffen kann, mit langen Wachskerzen in der Hand und in die alten Trachten ihrer Stämme gekleidet, unter Begleitung der grossen Trommel, die auf dem Rücken eines Indianers getragen und von zwei andern geschlagen wird. Nach ihnen kommen Männer mit hölzernen Tafeln auf den Schultern, auf denen Bilder der Heiligen stehen. Hierauf folgen andere Darstellungen von seliggesprochenen Cardinälen und Bischöfen in Geleit von Engeln mit ausgebreiteten Flügeln. Dann kommt eine ungeheure Statue des heil. Petrus mit den Schlüsseln in der Hand und auf beiden Seiten von Engeln gestützt. Noch andere Bilder ziehen nacheinander vorüber, auf welche unmittelbar die Hostie folgt, die unter einem glänzenden Baldachin getragen und vom Erzbischof und der höhern Geistlichkeit begleitet wird. Die verschiedenen Mönchsorden, die Priester und die Collegiaten in ihren Trachten folgen und abermalige Heiligen- und Engelsbilder und ein abermaliger Soldatentrupp schliessen den Zug. . . . Der Abzug von der Kathedrale und die Rückkehr dahin werden durch haüfiges Losbrennen von steigenden Raketen verkündet.“ — *Dunn's Guatemala*, p. 114.

Hier gab es keine vollgedrängten Werkstätten, wo Jung und Alt den ganzen langen Tag, bei bleichem Gaslicht, in bösen Dünsten oder verderbter Luft sich abarbeiten, auf dass der Handel blühe und die anmassende Speculation auf der Börse sich spreizen könne. Hier gab es keine donnernden Maschinen, um durch ihren rauhen, höllischen Lärmen die Stille des Abends zu stören und das Saûseln des Nachtwindes und den leisen Gesang der fallenden Thautropfen zu übertaûben!

Dreizehntes Kapitel.

Ein Ausflug aus Leon — Quesalguaque — Der Estero de Doña Paula — Der Monte de San Juan — Summarisches Verfahren gegen Raüber — „El Tigre," Jaguar oder Onze; Bemerkungen über ihn; wie er gejagt wird — „El Leon" oder Puma — Der „Coyote" — Posultega — Ein Muster von einem Padre — Die „Sobrinas" — Chichigalpa — Schweres Gewitter — *Das Gebet* — Die Hacienda von San Antonio — Chinandega — El Viejo — Vertrautes Meublement — Ein unternehmender Bürger und sein tragisches Schicksal — Eine Stadt im Verfall — Ein Besuch auf den Haciendas — Eine Indigopflanzung und ein Verwalter — Schöne Aussicht — Die Zuckerpflanzung von San Geronimo — Eine Junggesellenwohnung und ein Hacienda-Leben — Ein Obstgarten — Die Brotfrucht — Zuckermühlen und die Bereitung von Aguardiente — Eine sündhafte Siesta — Besuch von Seiten des Gemeinderaths — Ein Lied — Chinandega bei Tage — Realejo — Sein Hafen — Sein Aufschwung — Die projectirte neue Stadt Korinth — Rückkehr nach Leon.

Bald nach unserer Ankunft in Leon hatten wir unter vielen andern Einladungen gleicher Art auch eine von der begüterten und einflussreichen Familie Venerio erhalten, eine Woche auf ihrem Landgute in Viejo Chinandega zu verleben; eine Einladung, die wir, da mit ihr zugleich das Versprechen uns in die Geheimnisse des Hacienda-Lebens einzuweihen verbunden war, ohne Weiteres annahmen. Es war mir indess gerade damals (den 3. Sept. 1849) nicht möglich gewesen, die Hauptstadt zu verlassen. Erst als meine officiellen Unterhandlungen glücklich zu Ende waren und während der Thätigkeit der für den 22sten desselben Monats zusammenberufenen legislativen Kammern fand ich Gelegenheit, von der prachtvollen Ebne, in deren Mitte wir wohnten, etwas mehr zu sehen.

Ich habe schon gesagt, dass das Reisen in Centralamerika aus begreiflichen Gründen meistentheils des Morgens oder Abends geschieht. Und so brachen denn auch wir um 4 Uhr Nachmittags nach El Viejo auf, das 12 Leguas oder 36 Meilen entfernt lag. Bei uns würde diess als eine vollständige Tagereise angesehen werden, hier aber gilt es als ein blosser Abendspazierritt. Unser Weg führte durch Subtiaba und kreuzte das bei dieser Ortschaft vorüberfliessende Gewässer an der Stelle, wo die Kunst die steilen Schluchtwände ausgehauen und die Natur ein ewiggrünes Dach darüber gewoben hat, — ein dunkles, kühles, trautes Plätzchen, wo die Wasservögel sich zu versammeln lieben und wohin die indianischen Mädchen zum Baden kommen — und jenseits dieses Uiberganges breiteten sich die üppigen Maisfelder aus, die von Baumhecken schachbretartig durchschnitten waren. Die Strasse, die zum Schutze des Reisenden vor der Sonne mit Baûmen eingeschlossen war, wand sich fünf bis sechs Meilen

weit zwischen diesen Feldern hin, worauf sie wieder in den Wald einlenkte und bald in einen tiefen Hohlweg mit jähen, 70 bis 80 Fuss hohen Wänden führte, in dessen Grunde ein breiter, klarer Strom fliesst, der hier an dieser Stelle Quesalguaque heisst. Er entspringt in der Nähe des Vulkans Telica und trägt eine Strecke weit von seiner Quelle den Namen Rio Telica, fliesst in den Hafen von Realejo und wird einige Leguas vor seiner Ausmündung ins Meer ein Aestuarium (Estero) und heisst „El Estero de Doña Paula.“

Dieses ist der grösste Fluss auf der Ebne von Leon und wahrscheinlich derselbe, der auf einigen Landkarten den Namen Rio Tosta führt. Die Landstrasse steigt im Zickzack die Schlucht hinab und auf gleiche Weise wieder aufwärts und die Strecke von der einen Schluchtwand bis zur andern beträgt fast eine Meile. Der Maulthierweg dagegen laüft in gerader Linie, aber das Aufsteigen wie das Niedersteigen sind beide steil und schwierig. Ich hielt das eine wie das andre kaum für möglich und war daher wahrhaft erstaunt, als ich mein Pferd sich daran wagen sah, ohne dass es auch nur einer Berührung mit dem Sporen bedurfte, gleich als wäre das Ding ganz einfach und natürlich. Als wir aus der Schlucht heraustraten, kamen wir zu einigen angebauten Feldern (darunter eins mit Ananas bepflanzt, deren Früchte jetzt beinahe reif waren und im Sonnenglanze ausserordentlich verführerisch aussahen), in deren Mitte eine kleine Anzahl Hütten beisammenstanden „Pueblecita (Oertchen) de Quesalguaque“ genannt. Wir hielten einen Augenblick hier an, um unsre Taschen mit köstlichen *nisperos* (Mispeln) von einem auf die Strasse herüberhängenden Baume, dessen Schätze Allen frei standen, die da kommen und essen wollten, anzufüllen, lenkten hierauf von der Hauptstrasse ab und betraten einen schmalen Maulthierpfad, der durch den Monte (Waldgebirge) de San Juan führt. Dieser Theil der Strasse ist im ganzen Lande in Verruf und war während der jüngsten Unruhen der Schauplatz mehrer tragischer Ereignisse gewesen. Die Raüber indess, die ihn unsicher machten, waren von den Freiwilligen aus Leon und Chinandega aufgestöbert und gleich wilden Thieren niedergeschossen worden: ein zwar summarisches aber sehr wirksames Mittel, um weitern Raübereien vorzubeugen. An einem Punkte kamen wir bei einer Anzahl von frischerrichteten Kreuzen vorüber, die den Ort bezeichneten, wo Morde verübt worden waren. Aber es war jetzt Alles still und friedlich und wir sahen nichts, was uns erschrecken konnte, ausser einem *Tigre*, der wenige Schritte vor uns quer über den Weg sprang und augenblicklich im Walde verschwand.

Was man hier *el tigre* oder der Tiger nennt, ist der wahre Jaguar oder die Onze, und das *leon* genannte Thier ist der mähnenlose mejicanische Löwe oder Puma. Onzen giebt es im ganzen Lande in grosser Menge und sie richten unter dem Vieh auf den Haciendas oft arge Verwüstungen an. Sie sind von rothbrauner Farbe, der Leib ist mit unregelmässigen länglichen schwarzen Flecken schön besprenkelt und Brust und Bauch sind weisslich. Sie erreichen eine Länge von vier bis fünf Fuss, sind kräftig gebaut, haben massive Kinnbacken und besitzen eine Kraft und Gewandtheit, worin sie alle gleichgrossen Thiere aus dem Katzengeschlecht übertreffen. Sie greifen alle Thiere von jeglicher Grösse unbedenklich an, die nicht vollkommen im Stande sind sich zu vertheidigen,

und bei meinen Ritten durch die Wälder sah ich mehrmals völlig ausgewachsene junge Kühe, die sie nicht nur getödtet, sondern auch bis zu beträchtlichen Entfernungen — das eine Mal nicht weniger als hundert Schritte — fortgeschleppt hatten.

Bisweilen findet indessen der Tiger seinen Meister an einem trotzigen Stier oder einer muthigen Kuh und wird dann zum Rückzug gezwungen. Die Hirten der Landgüter, die von den Tigern gar gern und viel zu reden wissen und oft grässliche Narben zur Bekräftigung ihrer abenteuerlichen Geschichten aufzuweisen haben, erzählen von Fällen, wo der Tiger in seinem Zusammentreffen mit dem Stier ohne Weiteres getödtet worden ist. Mir ward in Honduras ein Stier von ehrwürdigem Ansehen und aüsserst milder Sinnesart gezeigt, der der Held vieler Schlachten, in allen Sieger gewesen war und in drei Fällen seinen Gegner erlegt hatte. Ich fühlte einen wahren Respect vor diesem Beschützer seiner Herde und hielt dafür, dass er doch mindestens den Ehrentitel des „Grossen Vertheidigers" bekommen sollte. Die Hirten stimmen alle darin überein, dass *sie sagen*, der Tiger sei in der Regel zu schlau, um die Rinder anders *als einzeln*, von den übrigen getrennt anzugreifen, da sie, wenn er sich unter die Herde wagt, alle gemeinsame Sache wider ihn machen. Selten greift die Onze den Menschen an, ausgenommen wenn sie vom Hunger dazu getrieben oder von den Jägern hart gedrängt wird. Diess ist ein Glück, weil sonst das Reisen in Centralamerika, wo in den abgelegenen Theilen des Landes kaum ein Tag vergeht, ohne dass man eine oder einige derselben sieht, mit der grössten Gefahr verbunden wäre. In manchen Gegenden soll indess die Onze wilder sein als in andern und so kühn, dass sie sich bei hellem Tageslicht in die Dörfer schleicht, um ihre Beute zu suchen. Es giebt eine Menge Leute, die sich durch ihr besonderes Glück bei der Jagd auf dieses Thier auszeichnen und sich selbst den Namen *tigreros* (Tigerjäger) beilegen. Sie bedienen sich keiner Waffen ausser eines langen und starken Speers oder Lanze und ihrer Machetes. Das Erste dabei ist, dass sie mit Hilfe von Hunden den Tiger in einen Baum treiben oder ihn zur Nothwehr bringen. Ist diess geschehen, so wickelt der *tigrero* seinen Poncho um seinen linken Arm, naht dem wilden und gereizten Thiere und hält seine Lanze so gerichtet, dass es, wenn es seinen Satz macht, in deren Spitze springen muss. Diess erfordert grosse Kaltblütigkeit und Festigkeit, weil Alles davon abhängt, dass der Jäger seinen Speer im rechten Augenblicke gerade in die Brust des Thiers versenkt. Geschieht diess nicht, dann erfolgt ein furchtbarer Kampf, so dass der stärkste und tapferste Mann sich glücklich schätzen kann, wenn er mit dem Leben davonkommt. Der ächte *tigrero* verschmäht es, sich der Feuerwaffen zu bedienen. Manche dieser Männer zählen ihre Siege zu Dutzenden und gelten für unbesieglich.

Der *tigre negro* oder die schwarze Onze wird von den Eingebornen irrthümlich als eine besondre Varietät angesehen und gilt, vielleicht wegen seines abschreckendern Aussehens, für stärker und wilder. Ohne Zweifel sind diese Onzen etwas grösser von Gestalt als die andre Art. In Nicaragua sieht man sie nur selten, in den gebirgigen Districten von Honduras aber sollen sie in sehr grosser Menge sein.

Der Löwe oder Puma hat trotz seines Namens weniger von den traditionellen grossmüthigen, dem Löwen eignen Zügen an sich als der

Tiger. Er ist weiter nichts als ein heimtückischer Schleicher und greift das Vieh nur dann an, wenn er es verwundet, im Dickicht verfangen oder im Sumpfe steckend findet, wo aller Vortheil auf seiner Seite ist. Er flieht vor dem Menschen, aber er schleicht ihm gleich dem Wolfe des Abends verstohlen nach; daher man ihm nur schwer beikommen kann und er nur selten erlegt wird. Seine Farbe ist ein schwaches, ins Braünliche spielendes Roth, das auf dem Rücken zu Schwarz neigt, unter dem Bauche aber licht ist. Von Gestalt ist er schlanker als die Onze, Beine und Schwanz sind länger, Pfoten und Kopf feiner. Der müde Wanderer, wenn er im Walde einschläft, hat vom Puma mehr zu fürchten als von irgendeinem andern wilden Thiere. Ausser der Onze und dem Puma giebt es noch verschiedne Varietäten des Tigers oder der Bergkatzen, die unter dem Geflügel und den kleinern Hausthieren der Landgüter Raübereien begehen, von denen aber der Mensch nichts zu fürchten hat.

Der „*Coyote*“, wilde Hund oder, wie er auch bisweilen heisst, Wolf, ist in einigen Theilen Centralamerika's ganz gemein. Ich habe nie einen zu sehen bekommen, sie sollen sich aber ebensosehr vom ächten Wolfe als vom gewöhnlichen Hunde unterscheiden. Es haben Manche die Vermuthung ausgesprochen, dass sie Nachkömmlinge der Bluthunde seien, die von den frühen Spaniern zur Jagd auf die Eingebornen gebraucht wurden. Aber alle Versuche sie zu zähmen, obwohl durch zwei bis drei Generationen fortgesetzt, sind fehlgeschlagen. Gleich den Wölfen jagen sie gemeiniglich in Rotten, wobei sie kein Geraüsch machen ausser einem leisen Geheul, und folgen ihrer Beute mit einer Ausdauer, die zuletzt fast stets ihr Ziel erreicht. Man erzählt, dass sie, obgleich einzeln erzfeig, doch in Masse sogar den Tiger angreifen, ihn in einen Baum treiben und hier viele Tage lang belagern, bis er erschöpft bei seinem Fluchtversuche der Zahl seiner Angreifer zum Opfer fällt. Die Eingebornen haben indess die sonderbare Vorstellung, dass die Coyotes den Tiger blos dann belagern, wenn er ihre Brüderschaft beleidigt, sie ihrer Beute beraubt oder einen Verirrten aufgefressen habe.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unsrer Reise zurück. Zwei Leguas jenseits Quesalguaque, von wo an das Land eben und prachtvoll bewaldet und die Strasse breit und gutgebahnt ist, liegt der Pueblo (die Ortschaft) Posultega, ein bescheidnes Städtchen von etwa fünf- bis sechshundert Einwohnern und durch nichts ausgezeichnet als durch eine alte Kirche, die mehr um ihres Verfalls als um ihrer Architektur willen bemerkenswerth ist. Vor dem Pfarrhause sah ich zwischen zwei Orangenbaümen den Pfarrer, der einige Tage zuvor in Leon mich besucht, in seiner Hängematte sich schaukeln; er sprang auf seine Füsse als wir uns nahten, hielt mich auf der offnen Strasse an und gab mir eine Umarmung, die bei meiner hohen Stellung auf dem Pferde dem Gürtel allzu nahe kam, um angenehm zu sein. Er wollte durchaus, dass ich den Rest des Nachmittags und die Nacht in seinem „armen Hause“ (jedes Haus in Centralamerika wird von seinem Besitzer „*mi pobre casa*“ genannt) bleiben sollte, was ich mit dem affectirtesten Bedauern ablehnte, welches Bedauern aber den Augenblick darnach zu einem aufrichtigen ward, als ich des Padre's Nichte gewahrte, ein schönes, vollbrüstiges Mädchen, die verstohlen durch die Fenstergitter guckte. Natürlich ist es für Padres nicht anständig, Frauen in ihrem Hause zu haben, ausgenommen nahe Verwandte,

z. B. Tanten zu Haushälterinnen, Nichten zu — Gesellschafterinnen! Die Tanten waren, wie ich bemerkte, allezeit alt, die Nichten aber fast ohne Ausnahme jung und hübsch, wie Nichten es sein müssen.

Das Land behält von Posultega bis Chichigalpa, einer ansehnlichen Stadt zwei Leguas weiterhin, seinen ebnen Charakter bei, dessen Einförmigkeit nur gelegentlich durch enge und seichte Betten, welche die überreichen Wassermassen der Regenzeit in sich fortführen, eine kleine Unterbrechung erhält. Chichigalpa, ehedem eine sehr grosse indianische Stadt, zählt noch immer drei- bis fünftausend Seelen, ist regelmässig angelegt und bietet einen netten und reizenden Anblick. Die Sonne ging gerade unter, als wir in seine Strassen einzogen. Im Osten hinter den Vulkanen thürmte ein schweres Unwetter seine schwarzen Wolkenmassen auf und auf der Ebne ruhten die Ruhe und das Schweigen, die Gewittern vorherzugehen pflegen; kein Lüftchen regte sich und die Blätter auf den Baümen hingen regungslos herab. Die erwachsenen Einwohner schienen mit der Natur zu sympathisiren und sassen schweigend in ihren Thüren, aber die Kinder waren muthwillig und lärmend wie immer und ihre Stimmen ertönten bei der herrschenden Stille doppelt scharf und fast widernatürlich. Da erklang mit einem Male die Glocke des Abendgebets, und im Nu wurden die heitern Stimmen der Kinder still und wir selbst hielten instinctmässig unsere Pferde an und entblössten unser Haupt. Ein leises Gebetsgemurmel ward auf den Wellen des Tons dahingetragen, der in Kreisen uns zu umschweben schien; — und abermals erklang die Glocke, und abermals, und jetzt, wo fast der Puls zu schlagen aufhörte, dass das gespannte Ohr die ersterbenden Schwingungen noch leise vernehmen konnte, fiel das dumpfe Rollen des fernen Wetters ein, das mit der Majestät eines Oceans längs den erzitternden Hängen der Berge sich niederstürzte. Das Gebet, das nie verfehlt, auch auf den gedanken- und gefühllosesten Reisenden einen tiefergreifenden Eindruck zu machen, bildete nur ein Glied in dieser grossartigen Verkettung des Feierlichen und Erhabenen.

Wir ritten ohne Aufenthalt durch Chichigalpa hindurch und trieben eiligst vorwärts, um das Landgut San Antonio, das der Familie meines Begleiters angehörte, noch vor dem Losbrechen des Unwetters zu erreichen. Rasch aber senkte sich tiefe Finsterniss auf unsern Weg und binnen zehn Minuten waren wir nicht mehr im Stande, die Umgebung zu erkennen, ausgenommen wenn sie uns durch die Blitze enthüllt ward, die dann und wann in fahlgelben blendenden breiten Lichtmassen von den Scheiteln der Vulkane niederschossen, wo das Wetter Halt zu machen schien, gleich als wollte es seine düstern Heerschaaren hier erst zusammenziehen, bevor es auf die schweigende Ebne sich herabbewegte und nach den dunklen Wässern des stillen Oceans weiter zöge. Zum Glück war die Strasse breit und erlaubte uns einen stürmischen Ritt, ohne von den vorragenden Baumästen sehr gefährdet zu werden. Wir erreichten San Antonio, das acht Meilen von Chichigalpa liegt, in Zeit von einer Stunde.

Besagtes Landgut bewohnte ein Onkel meines Reisegefährten, ein liebenswürdiger und feiner Mann, der sich entschuldigte, dass er uns nicht an der Thür empfangen hätte. Seine Entschuldigung war eine triftige: er hatte nämlich auf die Raüberbanden, welche die Strasse nach Leon beunruhigten, Jagd gemacht und beim letzten Zusammentreffen mit



Rob. Kupfer sc.

Chichigalpa.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ihnen eine Kugel in die Hüfte empfangen. Es wurde uns sofort eine Tasse Chocolade angeboten, die wir annahmen, um ebensowohl unserm Geschmacke als der Landessitte, welche verlangt, dass man jederzeit das Dargebotene annehme, Genüge zu thun. Wenn daher einem Caballero eine Cigarre angeboten wird, so nimmt er sie ohne Weiteres mit einer Verbeugung oder mit *„mil gracias“* an, und hat er keine Lust zum Rauchen, so steckt er sie ein. Diess wird während eines und desselben Besuchs so oft geschehen als die Cigarren herumgegeben werden. Mit der Chocolade ist der Fall natürlich ein wenig anders, da man diese doch nicht leicht in die Tasche stecken kann. Das Haus in San Antonio übertraf, wie ich sogleich beim Eintritt bemerkte, alle Hacienda-Wohnungen, die ich bis jetzt gesehen. Es war nicht nur gut gebaut, sondern auch im Innern angemessen eingerichtet und gemalt. Sein Erbauer war ein Herr Bridge, ein Engländer, gewesen, der hier eine der schönsten Zuckerplantagen des Landes angelegt hatte. Wie die meisten hier ansässigen Engländer hatte er eine Frau des Landes geheirathet und theils durch Handel, theils durch seine Hacienda und durch ein Kriegsschiff, das allezeit zur Hand war, um irgendeiner Forderung, die er und seine englischen Brüder gegen die Regierung zu erheben für dienlich finden mochten, Nachdruck zu geben, ein bedeutendes Vermögen anzusammeln gewusst. Bei seinem Tode aber war die Besitzung an seine gegenwärtigen Inhaber verkauft worden, und wenn sie auch ein wenig vernachlässigt war, so zeigte sie doch noch immer, was in diesem begünstigten Lande mit einem nur mässigen Antheil von Unternehmungsgeist und Thätigkeit erreicht werden könne.

Da der Wind sich plötzlich aufgemacht und das drohende Wetter nach Süden getrieben hatte, so sassen wir nach halbstündigem Aufenthalt in San Antonio wieder auf und setzten unsere Reise weiter fort. Bei dem wiederkommenden noch matten Lichte konnte ich so viel entdecken, dass wir in einem offnen, trefflich angebauten und mit zahlreichen Haüsern betüpfelten Lande waren. Die nächste halbe Stunde brachte uns zu der Vorstadt von Chinandega, wahrscheinlich der blühendsten Stadt im ganzen Staate und die einzige, glaube ich, die seit der Zeit der Unabhängigkeit an Seelenzahl zugenommen hat.*) Durch sie geht der Handel von Realejo; daher wohnen hier fast alle Kaufleute, und die Einwohner, fünfzehn- bis sechszehntausend an Zahl, sind, wie man allgemein einraümt, die gewerbfleissigsten und wohlhabendsten in der ganzen Republik.

Es war zu dunkel, um etwas Weiteres zu erkennen als lange, breite Strassen, von Gärten eingefasst, von denen jeder eine Hütte in seiner Mitte hatte. Die Strassen schienen wahrhaft endlos und wir ritten volle anderthalb Meilen durch sie hin, ehe wir die gepflasterten Strassen erreichten, die in der Nähe der Hauptplätze liegen, wo die Haüser von Lehmziegeln und mit Ziegeldächern gebaut sind und Wohlstand und Handel sich concentriren. Die Leute sassen noch an ihren Thüren und Fenstern und labten sich an dem köstlichen kühlen Winde, den das vorüberziehende Gewitter irgendwo jenseits der Berge aufgeweckt hatte. Wir wollten eben geradesweges über den Marktplatz reiten, als wir durch das plötz-

*) Taf. IV. Fig. 29. giebt eine Ansicht der Stadt von Westen aus, mit dem Vulkan El Viejo im Hintergrunde.

liche Aufstossen einer Muskete auf das Pflaster und die trotzige Ordre stillzustehen und die Parole zu sagen aufgehalten wurden. Wir nannten das Losungswort und vermeinten nun weiter ziehen zu können; aber die Wache verlangte, dass wir Mann für Mann vorreiten sollten, und rief den wachhabenden Officier herzu. Da wir sahen, dass wir wahrscheinlich Gott weiss wie lange hier zurückgehalten werden sollten, so flüsterte ich meinem Reisegefährten zu, wir wollten wieder umkehren und den Platz auf Seitengassen umgehen. Er ging darauf ein und murmelte dabei etwas von dummem Militär in den Bart, das, wenn gehört, ihm hätte theuer zu stehen kommen können. Ein langer Umweg brachte uns auf die andere Seite der Stadt, die von einem durch eine tiefe Schlucht fliessenden Strom begränzt wird. Da der Weg nach dem Wasser hinab breit und planirt war, so kamen wir trotz der Dunkelheit ohne Schwierigkeit hinüber. Wir waren nunmehr auf der ebnen Strasse nach El Viejo, und ein rascher Ritt durch die zwischenliegenden Felder brachte uns zu genannter Stadt, wo wir, nachdem wir ihre stille Vorstadt durchritten, auf dem Marktplatze vor einem grossen Hause Halt machten und auf die wohlbekannte Stimme meines Reisegefährten die massiven Thore seines hohen und imposanten Portals sich aufthaten. In einem Augenblicke befanden wir uns unter den Baümen im Hofe, im vollen Glanze der traulichen Lichter, der durch die offenstehenden Thüren des grossen Saales strömte, wo unsere Freunde unserer Ankunft harrten.

Beim Eintritt in das Haus war ich überrascht, mich von all der wohlbekannten Ausmöblirung eines Besuchszimmers in Neuyork umgeben zu sehen. Da gab es Sofa's und Schaukelstühle und Spiegel und Uhren von heimischer Form. An der Wand hing ein Porträt Washingtons und ein Facsimile der Unabhängigkeitserklärung und in einer fernen Ecke füllte eine Büste Shakspeares einen leeren Platz aus. Nur ein klares blaues Auge, eine rosige Wange und der reizende Klang unsrer Muttersprache fehlten noch, um die Taüschung vollkommen zu machen; eine Taüschung, welcher nachzuhängen die Vollgestalt, das classische Profil, die blasse Gesichtsfarbe, die grossen und schmelzenden Augen, die hohe Anmuth, das geflüsterte aber herzliche Willkommen der Herrin des Hauses mir nicht erlaubten.

Ich habe oben gesagt, dass die Familie, deren edle Gastlichleit ich jetzt genoss, eine der reichsten und einflussreichsten im Lande war. Dennoch ist ihre Geschichte während der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre leider ein nur allzu treuer Commentar zu der Lage des Landes in dieser traurigen Zeit. Don Gregorio Venerio, das letzte Haupt der Familie, gehörte zu jenen in Centralamerika so seltnen Männern von Unternehmungsgeist, einem liberalen und gebildeten Geiste und jener gesunden Philosophie, die in dem practischen Sinn besteht, die vorliegenden Verhältnisse so gut zu nützen als möglich ist. Sich erhebend über die meisten engherzigen Vorurtheile, die unter dem strengen Colonialsysteme Spaniens grossgewachsen waren und lange Zeit nach der Unabhängigkeit die Masse des Volks noch gefangen hielten, traf er Verbesserungen im Ackerbau, führte neue Maschinen in der Zuckerfabrication und in der Zubereitung der Baumwolle und des Indigo's für fremde Märkte ein und suchte mit wahrem Patriotismus und Gemeingeist die allgemeine Aufmerksamkeit auf nützliche Beschäftigungen und aúf die Entwicklung der natürlichen Hilfs-

quellen des Landes zu lenken, als die bessten Mittel, Ordnung im Staate und Festigkeit in der Regierung dauernd zu sichern. Seine Bemühungen waren eine Zeit lang vom ausserordentlichsten Erfolg begleitet und er gab dem Gewerbfleisse und Handel in dem Theile des Staats wo er lebte einen Anstoss, der dessen Wohlstand und Einfluss seitdem aufs Doppelte gehoben hat. Aber es fehlte nicht an neidischen und übelgesinnten Menschen, welche seine Beweggründe in schlechtem Lichte darstellten und Misstrauen gegen die Zwecke, die er zu erreichen bestrebt war, erweckten. Es ward die Gehässigkeit der unwissenden Massen wider ihn und seine Familie aufgestachelt; seine Maschinen, hiess es, würden die Löhne herabdrücken und seine Producte den Markt für die Erzeugnisse der kleinern Besitzer vernichten. Die endliche Folge kann man sich denken. Der Raüberhauptmann Somoza, dessen gewaltsames Ende ich schon erzählt, drang an der Spitze einer Rotte von Mördern und Raübern zur Nachtzeit in sein Haus ein, riss ihn aus seinem Bett und schlachtete ihn in demselben Zimmer, wo ich jetzt sass, vor den Augen seiner ganzen Familie mit kaltem Blute hin. Dennoch war bis zur Zeit meiner Ankunft der Mörder der Strafe entgangen und hatte der Justiz getrotzt.

El Viejo Chinandega, d. i. Alt-Chinandega, oder, wie es schlechthin genannt wird, El Viejo, ist eine der ältesten Städte in Nicaragua. Es hat eine schöne Lage an einem Flusse, der mitten durch den Ort fliesst, und zählt fünf- bis sechstausend Einwohner. Früher war es nächst Leon die Hauptstadt in diesem Departement und der Sitz des Handels, der durch den Hafen von Realejo ging. Aber die neue Stadt ist günstiger für den Handel gelegen und in dem Masse wie jene an Bedeutung zugenommen hat, ist El Viejo gesunken. Während der Herrschaft der Piraten in der Südsee ward El Viejo verschiedne Male angegriffen und ein oder zwei Male niedergebrannt. Es besitzt eine grosse Kirche von hohem Alter, die auf einer künstlichen Terrasse mitten auf dem Hauptplatze liegt. Eine phantastisch verzierte Mauer laüft längs dem Rande der Terrasse hin und über jedem Auftritt der Treppe, auf welcher man hinansteigt, erheben sich hochgeschwungene Bögen von schönen Verhältnissen, die dem ganzen Gebaüde einen merkwürdigen Effect verleihen. In architektonischer Hinsicht bietet El Viejo keinen andern Gegenstand von Interesse dar.

Nach dem Frühstück am Morgen nach unserer Ankunft brachen wir zu einem Besuche der der Familie gehörenden Haciendas oder Pflanzungen auf. Ein so starkes Vorurtheil ich auch gegen Maulthiere hegte, so wollte doch mein Wirth durchaus, dass ich seinen *macho* (Maulesel) reiten sollte, ein frommes und feingebautes Thier, auf das man bereits meinen Sattel gelegt hatte. Ich fügte mich, ohne für den Augenblick den Grund der Bitte recht zu begreifen. Aber kaum hatten wir den Hauptweg betreten, als ich fand, dass in Rücksicht auf Schnelligkeit und Bequemlichkeit für den Reiter kein Pferd dem prächtigen Thiere, auf dem ich ritt, zu vergleichen war. Ohne sichtliche Anstrengung und gleich als ob es so ganz in der Ordnung wäre, stach es in Schnelligkeit alle Pferde der Gesellschaft aus und hielt sie bei einem Schritte, der sein gewöhnlicher zu sein schien, in scharfem Galoppe. „Dieser Macho,“ sagte mein Wirth, „kostet mich 300 Dollars, und ich habe mit ihm 60 Meilen in sechs Stunden hintereinander geritten.“ Wenn ich hinzufüge, dass gewöhnliche Maulthiere hier nur etwa 20 Doll. kosten und der erwähnte zu 350 Doll. geschätzt

ward, so hat man einen ungefähren Massstab der Berechnung des Unterschieds zwischen ihnen. Der Schritt ist angelernt. Wenn sich nun bei ihnen die sogenannte „gute Erziehung“ mit guten Proportionen, starken Gliedern und feurigem Wesen vereinigt, so werden sie bei Weitem höher geschätzt als Pferde. Ihre Ausdauer ist unglaublich und sie besitzen die Fähigkeit, da wo ein Pferd verhungern würde für sich zu sorgen.

Nachdem wir eine Legua weit geritten, bogen wir in einen schönen schattigen Zaunweg oder Gang ein, der durch die breiten Plantagen, die wir eben besuchen wollten, lief. Die Felder waren mit Ausnahme eines oder zweier, auf denen Mais stand, von Unkraut überwuchert. Ich fragte nach dem Grunde und erfuhr, dass diess Indigofelder wären, deren Anbau man bei der Unmöglichkeit, sich dauernde Arbeiter zu verschaffen, einstweilen eingestellt hätte; denn die Prozesse bei der Bereitung des Indigo's sind so zarter Natur, dass ein kleiner Mangel an Achtsamkeit die ganze Ernte zu Grunde richtet. Wenn erst im Staate wieder vollkommne Ordnung herrschte, hätte man die Absicht, den Anbau dieses werthvollen Products wieder vorzunehmen; bis dahin aber wären der Grund und Boden, die verschiednen Gefässe und Maschinen ein nutzloses Besitzthum. In der Mitte dieses Theils der Plantage, auf einer Anhöhe in der Nähe eines künstlichen, mit Wasserpflanzen bedeckten und zur Speisung der Indigowerke angelegten Teichs lag das Haus des Inspectors, ein grosses, zweistöckiges Gebaüde, mit einem doppelten Corridor auf jeder Seite und umgeben von einem Wäldchen prachtvoller Baüme, unter denen hochstämmige Palmen und des Cactus grüne Saülen hervorragten. Der Mayordomo oder Verwalter, ein ehrwürdiger alter Mann in weissem Hemd, weissen Hosen, rothen Schuhen und mit einem bunten Tuche um den Kopf, empfing jeden von uns mit einer herzlichen Umarmung und führte uns dann auf einer breiten steinernen Treppe zum obern Corridor hinauf. Hier waren des alten Mannes Töchter, drei hübsche, blühende Mädchen, die uns eine nach der andern als Paula, Manuelita und Concepcion vorgestellt wurden. „Ihre Mutter ist eine Heilige,“ sagte er und blickte mit einem Ausdruck von Stolz auf sie; „aber es bereiten sich glücklichere Zeiten für unser armes Vaterland und ich bin gewiss, dass sie sie erleben werden;“ und hiernach trippelte er fort, um *„alguna fresca“* (eine Erfrischung) herbeizuholen.

Vom Corridor aus genossen wir eine prachtvolle Aussicht über Feld und Wald, die sich, ein Ocean von Grün, bis zum Fusse des Vulkans El Viejo hin erstreckten, der seinen Purpurscheitel über Alles hinweg bis in die Wolken erhob. Da dachte ich mir die weite vor mir liegende Ebne in den Händen eines unternehmenden und energischen Volks, mit Städten und Dörfern überstreut und von den reichsten Gaben einer allgütigen Natur überschüttet, und fragte mich, ob wohl die gegenwärtige Generation diese Wandelung erleben möchte. Möge Der, der von Unmöglichkeiten schwatzt, in dem ersten Jahrzehent der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seinen Blick nach den Ufern der Bai von San Francisco wenden, dort das Mögliche und Wirkliche sehen und — schweigen!

Von der Indigopflanzung, die den Namen eines Lieblings-Heiligen trug, den ich vergessen habe, ritten wir eine oder zwei Meilen weiter nach der Zuckerplantage San Gerónimo. Sie liegt auf völlig ebnem Boden und wird mittelst Gräben, die eigens zur Bewässerung bestimmt sind, in viereckige Felder oder *manzanas* abgetheilt. Das Rohr auf manchen dieser Feldab-

theilungen war jüngst erst gepflanzt, auf andern kürzlich geschnitten worden, während es auf noch andern jetzt in vollkommner Reife stand und zum Verbrauche fertig war. Die Mühlen hier sind Jahr aus Jahr ein in beständiger Thätigkeit, und zur Zeit wo die Schnitter mit allen Feldern durchsind, sind die zuerst besorgten zum zweiten Male für das Messer reif. Unter günstigen Umständen können jährlich drei Ernten gewonnen werden und der Boden verlangt nicht mehr als ein Mal in zehn bis vierzehn Jahren umgepflanzt zu werden.

Auf der einen Seite der Rohrfelder, an den Ufern eines Gewässers und in der Nähe der Mühlen, stand ein zweistöckiges Haus, das neuer und besser gebaut war als das vorhin beschriebne. Es führte eine breite, gewissenhaft reinlich gehaltene Allee zu ihm und seine weissen Mauern und sein rothes Dach traten gegen einen dichten Hintergrund von Baümen, die jetzt in der üppigsten Fülle des Blätterschmucks und mit Früchten beladen prangten, scharf hervor. Das untere Stock ward von dem Mayordomo und seiner Familie bewohnt, das obere von einem unverheiratheten Bruder unsers Wirths, den wir mit aufgestreiften Hemdärmeln in einer auf der Schattenseite des Gebaüdes angebrachten Hängematte sich schwingend und mit der Lectüre einer Uibersetzung der Sue'schen „Geheimnisse von Paris" beschäftigt antrafen. Er stand hastig auf, brachte einige unbestimmte Entschuldigungen vor und führte uns in das Hauptgebaüde, wo wir uns im Augenblick von einer Schaar lustiger Jagdhunde umgeben sahen, die unser Freund, der viel von einem Nimrod an sich hatte, ausdrücklich aus England und den Vereinigten Staaten hatte kommen lassen. In einer Ecke des Zimmers stand eine elegante Büchse nebst einem Paar Pistolen, einem Schwerte und einer Menge von Gebissen und Sporen um sie herum. In einer andern Ecke hing eine Guitarre und ein Sattel und auf dem Tische lagen in einem ergötzlichen Durcheinander, wie man es nur in einer Junggesellenwirthschaft sieht, eine Flöte, einige Musikalien und Bücher und eine Unzahl Cigarren. Ein gestochnes Porträt der Lola Montez war die einzige Wandverzierung, es müsste denn das Fell eines ungeheuern Tigers, das an dem einen Ende des Zimmers ausgebreitet hing, eine Zimmerverzierung genannt werden können.

Vom Corridor aus schweifte das Auge über breite Zuckerrohrfelder hinweg, die von dichtem Walde eingeschlossen und nur gegen Osten hin offen waren, wo die Aussicht über die Felder in der Ferne mit dem Ziegeldache des zur Indigoplantage gehörenden Hauses endete, das aber durch die es umgebenden Baüme halb verdeckt ward. Ein quietschender Karren bewegte sich den breiten Weg herauf nach uns zu, mit Zuckerrohrstengeln beladen, die in Haufen vor den Mühlen aufgeschichtet wurden. Diese Mühlen lagen im Thalgrunde an den Ufern des Flusses und waren zum Theil von den Dämpfen verhüllt, die aus den Siedekesseln, in denen der Zuckersaft abgedämpft ward, träge emporstiegen. Die bei den verschiedenartigen Prozessen beschäftigten Arbeiter *(mozos)* bewegten sich langsam und sorglos umher, in vollkommner Harmonie mit der allgemeinen Ruhe der umgebenden Natur und im Einklang mit dem einförmigen Geklapper der Mühle, die halb eingeschlafen zu sein oder gänzlich stillstehen zu wollen schien. Ich setzte mich in eine leere Hängematte und begriff zum ersten Male die ganzen Reize des Hacienda-Lebens, — dieses ziellosen, traümerischen Seins, nicht gestört durch Ehrgeiz oder Neid und

entrückt dem Kampfe widerstreitender Interessen. Unser Freund, der Junggesell, vegetirte hier Jahr aus Jahr ein, ohne einen unbefriedigten Wunsch, die Gegenwart in vollen Zügen geniessend, unbekümmert um das Kommende. Mitunter, sagte er, würden seine einschlummernden Kräfte für einen Augenblick geweckt, da es ihnen aber an Gegenständen zu ihrer Beschäftigung fehlte, so sänken sie alsbald wieder matt zusammen und der Strom des Lebens flösse so still hin wie zuvor. Ein Morgenspaziergang in Gesellschaft seiner Hunde, ein Gang durch die Mühlen zum Nachsehen, ein Chocoladenfrühstück, ein Buch, die Hängematte, die Siesta, und dann und wann ein Ritt nach der Stadt oder bei ausserordentlichen Gelegenheiten ein kleiner Abstecher von einem einzigen Tage nach Leon, — das bildete die Summe seines Lebens.

Mit dieser Plantage in Verbindung stand eine *huerta de las frutas,* ein Obstgarten, auf den der verstorbene Don Gregorio viel Geld und Mühe verwendet hatte. Er bedeckte mehre Morgen Landes, — eine wahre Wildniss von Orangen und Citronen, weissen und gelben Ananasäpfeln, Melonen, Mamays, Marañons, Jocoten, Limonen, Guaven, Tamarinden, — kurz, von all den zahllosen Arten tropischer Früchte und Blumen, durchschnitten von breiten Baumgängen, die bald in eine Laube ausliefen, bald einen Blick auf die tiefen Bassins des Flusses thun liessen, und das Ganze von einer immergrünen Hecke in voller Blüthe stehender und die Luft mit Wohlgeruch durchwürzender Cacten umgeben. Hier stand die duftreiche süsse Limone und in der Mitte des Gartens eine Gruppe Brotfruchtbaüme, merkwürdig wegen ihrer breiten, tiefgrünen Blätter, zwischen denen die Nüsse gleich Kinderköpfen hervorschauten. Diese Baüme hatte Don Gregorio von den Sandwichinseln kommen lassen und sie blühten hier ebenso üppig wie in dem Boden ihrer Heimath. Aber ihre Frucht hatte für die Nicaraguaner keinen Reiz, die ihre Tortilla und ihren Pisang vorzogen; daher der Baum blos als Curiosität forterhalten wird.

Vom Garten aus gingen wir zu den Mühlen. Die hier verwandten Maschinen waren sämmtlich aus England und den Vereinigten Staaten über Kap Horn eingeführt worden. Da gab es zuerst eine Quetschmühle, von welcher eine kupferne Röhre den Zuckersaft durch einen Seiher in einen Bottich leitete, der mittelst Röhren mit den Kesseln in Verbindung stand. Aus diesen ward, wenn das Absieden und die Laüterung gehörig weit vorgeschritten waren, die Flüssigkeit in andere Kessel fortgeleitet, aus denen der Schaum beständig abgeschöpft und in einen grossen Trog geworfen ward, um zur Destillation des Aguardiente verwendet zu werden. War der Zucker bis zu einem gewissen Grade eingedickt, so wurde er in die Kühlbottiche und Seiher geleitet, wo die Melasse abgeschieden ward. Ein grosser Theil des Zuckers wird diesem Prozesse nicht unterworfen, sondern in seinem rohen Zustande in Formen von einer gewissen Grösse gegossen, wo er dann *chancaca* heisst und zum gewöhnlichen Verbrauch unter den ärmeren Klassen verkauft wird, und zwar zu dem Preise von einem *cuartillo* (drei Cents) den Laib, = $1^1/_2$ Cent das Pfund. Die feinern auf dieser Pflangung erzeugten Zuckersorten sind fast so weiss und hart wie der raffinirte Handelszucker. Mit diesen Mühlen ist zugleich der vollständige Apparat zum Destilliren des Aguardiente verbunden, der einer unbeschränkten Erzeugung dieses Verbrauchsartikels fähig ist. Der Aguardiente ist aber ein Regierungsmonopol (*estanco*) und kann daher auf Privatrechnung nicht

fabricirt werden. Der Umstand, dass der verstorbene Don Gregorio einen Lieferungscontract mit der Regierung abgeschlossen hatte, bildete eine der Ursachen des Hasses gegen ihn von Seiten der kleineren Besitzer, deren rohe aber kostspielige Destillationsmethoden durch die Anwendung seiner verbesserten Maschinen gänzlich verdrängt wurden. Dieser Hass war noch immer nicht völlig erloschen und die Familie war Willens, den Contract aufzuheben und die Fabrication gänzlich einzustellen, als die leichteste Art, sich von dem allgemeinen Hasse, den sie erregte, zu befreien. Man vermag kaum zu begreifen, wie solche Vorurtheile existiren können; aber es ist eine allgemeine Thatsache, dass anfangs jegliche Verbesserung in den nützlichen Künsten, alles Vorwärtsschreiten im Gesellschaftlichen, im Staatswesen, in der Philosophie, in der Religion überall in der Welt genau in demselben Geiste und genau aus denselben Motiven Widerstand gefunden haben.

Bei unserer Rückkehr nach dem Hause fanden wir die seltenste Auswahl tropischer Früchte und Kostbarkeiten, die ich noch gesehen und um die uns ein König hätte beneiden können, aufgetafelt. Dazu erhielten wir *„frescas“* (Erfrischungen), bestehend aus Marañon, Orange und Cocosnuss-Saft mit einer geringen Beimischung von Aguardiente, das kühlendste und erquickendste Getränk, das man sich denken kann; und Melonen — und was für Melonen! Und als wir uns zur Nachmittags-Siesta unter dem schattigen Corridor in unsere Hängematten niederlegten, da ging unsere einstimmige Meinung dahin, dass wir bei unserer gegenwärtigen beschränkten Kunde vom Paradiese völlig bereit wären, lieber eine ewige Jugend und ein Hacienda-Leben hienieden anzunehmen als die Gefahr zu laufen, ins erstere zu gelangen! „Man mag über das Angemessene dieses Bekenntnisses verschieden urtheilen,“ sagte W*, „aber in Wahrheit“ — und er that einen langen schläfrigen Zug mit seiner Cigarre, — „ich denke, für einen armen Sünder wie ich bin ist es lange gut genug!“

Der Rauch unsrer Cigarren wirbelte träge von unsern Hängematten empor, die Mühle klapperte schläfrig und wir entschlummerten, bis der kühle Abendwind, der mit dem Neigen der Sonne Kraft gewann, in den Orangenbaümen neben dem Corridor zu rascheln begann und die quietschenden Karren, die während der Hitze des Tages träge dagestanden, von Neuem sich nach den Zuckerrohrfeldern hinausbewegten. Ein prächtiges Mahl und ein lustiger Ritt im Dämmerlicht nach der Stadt zu beendeten den Tag, und wir gingen diesen Abend mit einem sehr befriedigenden Begriffe vom Pflanzer-Leben zu Bett.

Ich hatte mir geschmeichelt, dass mein Besuch in El Viejo ausser der Familie, bei welcher wir weilten, aller Welt unbekannt sein würde; hatte ich ja doch mit unserm Wirthe Abrede getroffen, dass unser Incognito streng bewahrt bleiben sollte. Er war daher sehr verlegen und ich nicht wenig ärgerlich, als er mir am nächsten Morgen beim Frühstück mittheilte, es wäre, ehe ich noch aufgestanden, der Gemeinderath der Stadt hier gewesen, um zu melden, dass er sich die Ehre anthun würde, um zehn Uhr früh dem „Minister“ seine förmliche Aufwartung zu machen. Es blieb mir nunmehr keine weitere Wahl als mich in die einmal abgemachte Sache zu ergeben und sie, die ich so gern verhindert hätte, von der bessten Seite anzusehen. Richtig kam bis auf die Minute pünktlich, wie die Glocke die bestimmte Stunde anschlug, ein Musikchor aus dem Stadthaus auf der entgegengesetzten Seite des Platzes heraus- und in der Richtung auf uns

zu gezogen, vor ihm her ein halbes Dutzend Kerle, welche Raketen steigen liessen, hinter ihm die civilen und geistlichen Väter der Stadt, die Ersteren mit ihren rothen Schärpen und goldknopfigen Stöcken, die Letztern in ihren schwarzen Röcken und breitkrämpigen Hüten, zuletzt eine buntscheckige Menge von Männern, Weibern und Kindern. Die Musici spielten mit einer Kraft, wie sie der Veranlassung angemessen war, und die Leute mit den Raketen wussten ein ununterbrochenes Feuern zu unterhalten. Die Musiker, die Rathsglieder und die Priester nebst einer kleinen, sehr auserlesenen Anzahl der vornehmsten Bürger traten allein in den Saal ein. Der Haufe musste sich begnügen, bald durch die offnen Fenster bald durch die offnen Thüren hereinzugaffen. Unter den Geistlichen befanden sich der Dechant Remijo Salazar, ein Mann von der imposantesten Erscheinung, von den feinsten Manieren und der edelsten Bildung und dazu ein Redner und Philanthrop, und der ehrwürdige Padre José Maria Guerrero, im ganzen Staate hochverehrt wegen seiner musterhaften Frömmigkeit und bekannt als Tonkünstler und Componist. Ich empfand eine wahre Befriedigung, als ich diese Männer bei der Hand erfasste, und mein späteres näheres Bekanntwerden mit ihnen diente nur dazu, meine Achtung und Verehrung gegen sie noch zu erhöhen. Nach dem Austausch der Begrüssungen und einer sehr artigen Bewillkommung von Seiten des ersten Alcalden sagte man uns, dass die Musiker eine eigens für diese Gelegenheit componirte „*cancion*“ (Lied) in Bereitschaft hätten und um die Erlaubniss bäten, sie vortragen zu dürfen. Die Erlaubniss ward huldvoll gewährt und zugleich mit einem Gläschen Aguardiente begleitet, um ihre respectiven Kehlen geschmeidig zu machen. Besagtes Gedicht war zwar blos sieben Stanzen lang, aber jede Stanze ward siebenmal wiederholt, und zwar mit einer beständig zunehmenden näselnden Intonation, bis über die Gesichter der Sänger-Spieler — denn jeder Musikus sang und spielte zugleich — der Schweiss herablief. Das war eine schwere Strafe für uns und sie würde unerträglich gewesen sein, wenn nicht die Gesichtsverdrehungen und die starken Muskelbewegungen der Ausführenden, welche die tollsten Pantomimen, die je auf den Bretern erschienen, weit übertrafen, Unterhaltung und Belustigung gewährt hätten. Am Schlusse des Vortrags ward mir eine Abschrift des Gedichts überreicht; wer aber der Verfasser war, habe ich nie erfahren können; denn mit der Bescheidenheit eines ächten Genius hatte er seinen Namen sorgfältig verschwiegen.

Wir blieben nur zwei Tage in El Viejo und brachen am Morgen des dritten zu unserer Rückreise nach Leon wieder auf. Chinandega bei Tage gesehen bestärkte die günstige Meinung, die ich mir aus Beschreibungen und aus der flüchtigen Ansicht, welche der sternenhelle Himmel mir gestattet, gebildet hatte. Sie nimmt einen sehr grossen Raum ein und ist regelmässig in „*cuadros*“ oder Vierecken angelegt und mit Gärten geschmückt, von denen jeder ein Wohnhaus einschliesst, das in der Regel von Rohr erbaut und mit Stroh gedeckt, oft aber auch von Lehmsteinen und sauber mit Ziegeln gedeckt ist. Der centrale oder geschäftliche Theil der Stadt in der Nähe des Hauptplatzes ist compact und so gut gebaut wie irgendein Theil von Leon oder Granada. Und doch sind es kaum zwanzig Jahre her, wo es in der Stadt nur ein einziges Ziegeldachhaus gab. Kurz, Chinandega zeigt von einem Wohlstande und einem regsamen, unternehmenden Geiste, wie ich sonst nirgends in Centralamerika gesehen, und

in dem Verhältnisse, wie der jetzt an der Küste des stillen Meeres aufspriessende Handel sich vermehrt, wird auch seine Wichtigkeit immer mehr und mehr zunehmen. Das Land ringsum ist flach, der Boden aber trocken, und wenn auch die Tageshitze bedeutend ist, so sind doch hier wie in El Viejo die Abende und Nächte kühl und reizend. Diess verdankt es vielleicht seiner Lage sowohl gegen das Meer als gegen den grossen Vulkan El Viejo, welcher an dieser aüssersten Gränze der Ebene von Leon als Wächter dasteht.

Realejo ist gegen zwei Leguas von Chinandega entfernt. Es ist eine kleine Stadt, liegt an einem Fluthwasserstrom (Aestuarium), volle fünf Meilen vom eigentlichen Hafen, und kann von den gewöhnlichen Bongos oder Lichtern nur bei hohem Wasser erreicht werden. Die Lage ist seicht und gilt für ungesund. Das Zollhaus befindet sich zwar hier, aber die Kaufleute, die ihren Handel durch den Hafen betreiben, haben ihre Magazine in Chinandega und Leon. Man sagt, die Stadt sei ursprünglich näher dem Hafen erbaut worden und man habe die gegenwärtige Lage erst später gewählt, und zwar in Folge der haüfigen Angriffe der Piraten, die, wie ich schon bemerkt, diese Küste unsicher machten. Die Bevölkerung von Realejo beträgt gegen 1200 Seelen, die ihre Beschäftigung im Befrachten und Ausladen der Schiffe und in deren Versorgung mit Früchten und Proviant finden. Seit Kurzem hat der californische Handel dem Orte einen mächtigen Anstoss gegeben: es sind Docks und Waarenhaüser gebaut, Kohlenniederlagen errichtet worden und verschiedene amerikanische Dampfer legen jetzt wegen Provianteinnahme regelmässig hier an, da es eine in dieser Rücksicht günstig gelegene Station in der Mitte des Weges zwischen Panama und Acapulco ist. Wahrscheinlich dürfte aber die alte Stadt verlassen und eine neue aufgebaut werden, und zwar unmittelbar am Hafen, dem Ankerplatz gegenüber, wo die Lage schön und für alle Bedürfnisse des Handels geeignet ist. Ja, es ist seit Kurzem bereits von einer Gesellschaft eingeborner Kaufleute eine Strasse nach der Mündung des Estero Doña Paula eröffnet und der Platz für die neue Stadt unter Oberleitung der Regierung abgesteckt worden. Sie soll den classischen Namen „Korinth“ führen und wird nicht weiter als 18 bis 20 Meilen von Leon entfernt liegen, zu welchem Orte sie vermuthlich in dasselbe Verhältniss treten wird, in welchem Realejo bisher zu Chinandega gestanden hat. Die officielle Zeitung „Correo del Istmo“ bietet unterm 30. Jan. 1850 420 Bodenparcellen in „Korinth“ aus, variirend von 1000 bis 1500 Quadratellen und zu den Minimalpreisen von à 25 bis 37 Dollars. Es scheint kaum zu bezweifeln zu sein, dass dieses Unternehmen gelingen und dass der Hafen von Realejo keinem andern Hafen an der ganzen Westküste nördlich von Panama an Bedeutung nachstehen werde.*)

*) Sir Edward Belcher von der königl. Marine, welcher diesen Hafen im J. 1838 ausmass, sagt: „Die Insel Cardon an der Mündung des Hafens von Realejo liegt unter 12° 28′ N. Br. und 87° 12′ W. L. Der Hafen hat zwei Eingänge, die beide bei gehöriger Vorsicht bei allem Wetter Sicherheit bieten. Ein guter und sicherer Ankergrund erstrekt sich mehre Meilen weit. Das Steigen und Fallen des Wassers beträgt 11 Fuss, die Zeit der höchsten Höhe ist 3 U. 6 M. Docks oder geneigte Ufer sind daher leicht herzurichten und Zimmerholz ist ohne Mühe in allen Grössen herbeizuschaffen; Holz, Wasser und die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse sind in Fülle vorhanden und wohlfeil.“ — *Voyage round the World* Vol. II. p. 307.

Man hat gemeint, die Eröffnung des Hafens San Juan del Sur oder San Juan de Concordia zu Zwecken des Transits über den Continent auf dem Wege über den Nicaragua-See und den Rio San Juan werde auf die Bedeutung von Realejo empfindlich einwirken. Diess ist indessen gewiss nicht der Fall, da der Hafen San Juan del Sur nimmermehr den Erfordernissen eines umfangreichen Handels entsprechen kann und wird. Als Ein- und Ausschiffungspunkt für Dampfschiffe lässt er nichts zu wünschen übrig; aber er ist klein und für Segelschiffe ist es beinahe unmöglich, diesem Theile der nicaraguanischen Küste zu nahen. Die nordöstlichen Passate, die das ganze Jahr hindurch wehen, streichen hier über den ganzen Continent hinweg und gehen eine ansehnliche Strecke weit und fast beständig in die offene See hinaus, wo sie, mit andern Luftströmungen zusammentreffend, jene eigenthümlichen, wirbelnden, inconsequenten Winde bilden, die als „Papagayos" bekannt sind und dem Golf, in welchem dieser Hafen liegt, ihren Namen geben. Um dieses Umstandes und um seiner Lage gegen das Hinterland willen muss daher Realejo der Haupthafen Nicaragua's *bleiben*. Es entspricht unbezweifelt allen Zwecken eines Hafens am vollkommensten.

Dunlap bemerkt: „Ich kann mit Zuversicht behaupten, dass Realejo ein so guter Hafen ist wie irgendeiner in der ganzen bekannten Welt. Ich habe Portsmouth, Rio Janeiro, Port Jackson, Talhujano, Callao und Guayaquil gesehen, betrachte ihn aber als allen diesen entschieden überlegen. Er ist eine Salzwasser-Bai, in welche mehre kleine Gewässer sich ergiessen. Die Einfahrt wird von einer gegen zwei Meilen langen Insel geschützt, die an jedem Ende einen Kanal frei lässt, durch welchen die Schiffe in den Hafen einfahren können; sie zieht sich aber dem continentalen Lande gegenüber hin und bildet den Hafen dergestalt, dass sie ihn vor allen möglichen Winden vollständig schützt und auch die Deining bricht, die aus der See in die aüssere Bai von Conchagua hereindringt. Die nördliche Einfahrt ist gegen eine Viertelmeile weit und die südliche noch ein wenig weiter — und beide sind völlig frei von Klippen oder verborgenen Gefahren und haben an keinem Punkte weniger als fünf Faden Tiefe. Zu einer dieser Mündungen können die Fahrzeuge zu allen Zeiten mit einem günstigen Winde, gleichviel von welcher Seite er wehe, herein. Das Innere besteht aus einem herrlichen Wasserbassin, das nirgends weniger als vier Faden Tiefe und einen schlammigen Boden hat, wo zweihundert Linienschiffe zu allen Zeiten in vollkommenster Sicherheit liegen können. Kauffahrteischiffe liegen in der Regel etwa eine Meile vom Eingange entfernt in dem Arme der Bucht, der sich nach Realejo hinaufzieht, wo man fünf Faden Wasser über einem schlammigen Boden hat. Diesem Hafen gegenüber liegt ein schönes ebenes Gestade, das dicht am Rande tiefes Wasser besitzt und eine wundervolle Lage für eine Stadt abgeben würde und wo mit sehr geringen Kosten ein Werft erbaut werden könnte, das fähig wäre, fast jegliche Zahl von Schiffen zu beherbergen." — *Central America* p. 26.

Vierzehntes Kapitel.

Die Priesterschaft in Nicaragua — Sinkender Einfluss der Kirche — Verbannung des Erzbischofs — Aufhebung der Klöster — Verbot der päpstlichen Bullen — Legitimisirung der Kinder von Priestern — Die drei geraümten Klöster Leons — Der Padre Cartine, der Letzte der Franciscaner — Des Padre's Empfangs- oder Uhrenzimmer; seine Lieblingsthiere; sein Oratorium; seine Privatzimmer; seine Werkstätte — Ein Todtenkopf und seine Geschichte — Die Kirche Recoleccion — Der Padre als Wirth, als Maler, als Onkel, als Heirathsunterhändler — Ein günstiges Omen — Tod des Vicars der Diöcese von Nicaragua — Sein Leichenbegängniss — Eine Leichenrede — Priester-Beredtsamkeit — Allgemeine Leichenfeierlichkeiten — Der Tod als ein Engel des Erbarmens — Begräbnissgebraüche — Die „Capellanias," ihre Folgen und die Politik der Regierung in Betreff derselben — Bigotterie und Aberglaube des Volks — Eine alte Indulgenz — Kraft eines Stossgebets — Sündenvergebung — Bussübungen — Raisonnement über sie — Neue Bussen — Vortheilhafte Verwendung der Sünden — Gutes aus Bösem — System des Padre Cartine — Die Diöcese von Nicaragua und ihr Bischof — Allgemeine Erziehung — Oeffentliche Schulen — Die Universitäten Leon und Granada — Ein trauriges Gemälde.

Obgleich in Nicaragua und San Salvador wahrscheinlich weniger religiöse Bigotterie herrscht als in den meisten spanisch-amerikanischen Staaten, so üben die Priester doch noch immer einen bedeutenden Einfluss unter den Volksmassen aus. Zu ihrer Ehre sei es indess gesagt, dass Viele unter ihnen, wenn auch nicht hochgebildet, doch nicht nur Männer von liberalen Gesinnungen sind, sondern auch zu den thätigsten Förderern der zur allgemeinen Verbesserung dienenden Massregeln gehören. Vor der Unabhängigkeit war die Kirche in Centralamerika reich ausgestattet und ebenso anspruchsvoll und drückend wie in irgendeinem andern Theile des Continents oder in Spanien selbst. Nach diesem Ereignisse behielt sie noch eine Zeit lang viel von ihrer Macht bei und zeigte sich in den politischen Angelegenheiten des Landes thätig. Leider nur offenbarte sich ihr Einfluss selten zu Gunsten der allgemeinen oder localen liberalen Institutionen.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Männer, welche die Förderer der Unabhängigkeit waren und an der Begründung der Republik den thätigsten Antheil hatten, sehr wenig unter priesterlichem Einflusse standen; war es doch einer der ersten Acte der constituirenden Nationalversammlung, den Verkauf von päpstlichen Indulgenzen zu verbieten und die Erpressungen der Kirche zu beschränken. Die Folge dieser Politik war, dass der priesterliche Einfluss sich wider die neue Ordnung der Dinge erhob und hinfort zu Gunsten der aristokratischen, monarchischen oder servilen Partei gegen die Liberalen und gegen die Republik ausgeübt und so zu einer der Ursachen des vielen Unglücks ward, von dem das Land seitdem heimgesucht worden ist. Doch verfehlte der fanatische Eifer der Priester nicht, auf sie selbst zurückzuwirken. Sie traten auf den politischen Kampfplatz ein und wurden in den bürgerlichen Zwistigkeiten als Parteimänner behandelt. Sie ergiffen die Sache einer verrufenen Partei und mussten daher auch deren Hass und Missgeschick theilen. Die Liberalen, die sich von der Maschinerie der Kirche freigemacht, begannen alsbald voll Unglaubens auf ihre Lehren, mit Verachtung auf ihre Formen zu blicken, und wenn auch das Volk von Nicaragua noch immer dem Namen nach katho-

lisch ist, so giebt es doch unter Denen, die des Nachdenkens fähig sind oder Erziehung besitzen, mehr Solche, die alles positiven Glaubens entbehren, Rationalisten oder, wie man sie bisweilen nennt, Freidenker, als Katholiken oder Anhänger irgendeiner Religionsform. Diesen allgemeinen Skepticismus theilen auch viele Priester.

Der erste entschiedene Zusammenstoss zwischen der Kirche und der Republik erfolgte im J. 1825, als die Bevölkerung von San Salvador, dieser festen Burg des Liberalismus, missvergnügt mit der politischen Richtung des Bischofs von Guatemala, unter dessen geistlicher Gerichtsbarkeit sie stand, dem Erzbischof und Papste zum Trotz auf eigne Faust einen Bischof wählte. Dieses Beispiel ward bald von Nicaragua nachgeahmt. Die ignorante Priesterschaft, die Mönche von Quesaltenango, auf Seite des Erzbischofs und der Servilen stehend, suchten, wuthentbrannt über diese und andere kühne Neuerungen, die Indianer in Los Altos aufzustacheln, die in ihrer wilden Leidenschaft den Vicepräsidenten der Republik (Flores) auf grausame Weise schlachteten; und die Liberalen wurden von dieser Coalition eine Zeit lang niedergehalten. Sie schaarten sich indessen später unter General Morazan wieder zusammen. Unter dieses Mannes erleuchteter und kräftiger Regierung kam es im J. 1829 zu Tage, dass der Erzbischof wider die Regierung intriguirte, und bei dieser Gelegenheit geschah es, dass die Kirche einen Schlag erhielt, von dem sie sich niemals wieder erholen wird. Morazan war nicht der Mann, mit dem sich spielen liess: er bemächtigte sich kühn des Erzbischofs, schickte ihn unter militärischer Escorte zum Lande hinaus und verbot ihm die Rückkehr bei Todesstrafe. Auf ebenso summarische Weise wurden die in die erzbischöfliche Angelegenheit tief verwickelten Mönche und Brüder der verschiedenen Klöster von Guatemala verbannt. Aber man blieb bei diesen ersten Schritten nicht stehen. Die Legislatur Guatemala's decretirte die Aufhebung aller Mönchsklöster, verbot den Frauen ins Künftige Nonnen zu werden und eignete sich die Einkünfte der unterdrückten Klöster zu. Diese Acte ward vom Generalcongress ratificirt, der, von demselben Geiste ergriffen, zwei Monate nach der Verbannung des Erzbischofs alle religiösen Orden in der ganzen Republik für geschlossen erklärte. Dieser entscheidende Schritt fand die fast einmüthige Gutheissung des Volks und ward in mehren Staaten sofort ausgeführt. Auch decretirte der Congress nicht nur vollkommne religiöse Freiheit, sondern auch, dass die Ernennung zu den kirchlichen Würden der Nation zugehöre und durch den Präsidenten der Republik erfolgen solle; verbot die Verkündigung aller päpstlichen Bullen, wenn sie nicht zuvor die Billigung der Bundesregierung erhalten hätten, wie auch den Verkauf oder Gebrauch päpstlicher Dispensationen, gleichviel welcher Art sie wären. Im Staat Honduras ging kurz darnach ein Gesetz durch, das meines Wissens auch von allen andern Staaten angenommen ward, welches die Ehe der Priester legalisirte und deren Kinder für ehelich erklärte, so dass ihnen ihre Nachfolge in ihrer Väter Hinterlassenschaft gestattet ward*).

Nach der Auflösung der Conföderation und unter der Herrschaft der

*) In ihrem Eifer für Erziehung des Volks und für die Entkräftung ihrer religiösen Vorurtheile wurden Theater errichtet, in denen man die Künste und Gegenstände des Pfaffentrugs der Lächerlickeit, Verachtung und Verwünschung preisgab. Ein Schauspiel unter dem Titel „*La Inquisicion por dentro*“ oder

Servilen wurden die Klöster Guatemala's wiederhergestellt, aber die andern Staaten sind bei der Prohibitiv-Acte von 1829 beharrt, oder es ist vielmehr kein Versuch gemacht worden, die durch sie aufgehobenen Klöster wieder ins Leben zu rufen. Es gab früher, wie ich schon gesagt, in Leon drei Klöster: das Kloster San Juan de Dios ist in ein Hospital verwandelt worden; La Merced wird von der Regierung im Falle der Noth als Kaserne gebraucht; das grösste endlich, das Franciscanerkloster, obwohl in einem Zustande hoffnungslosen Verfalls, wird noch immer treulich von dem Padre Cartine überwacht, der seine heiligen Mauern vor profanen Händen bewahrt hat und in seinen in Trümmer fallenden Corridoren und mit Unkraut überwachsenen Höfen schweigend umherwandelt, gleich dem Alterthumsforscher unter Gräbern, als der Letzte von der mächtigen Brüderschaft des heil. Franciscus in Leon.

Der Padre Cartine ist ein gelehrter Mann in der continentalen Bedeutung des Wortes vor zwei Jahrhunderten, das heisst, er liest lateinisch und die Kirchenväter und ist mit der Naturgeschichte des Plinius vertraut, — dem spätesten Buche über diesen Gegenstand, mit dem er sich bekannt gemacht hat und das seine einzige Autorität ist. Ausserdem ist der Padre auch Mathematiker, besitzt eine lateinische Ausgabe des Euklid und liest ihn jedes Jahr einmal zu seiner Unterhaltung und zur Auffrischung seines Gedächtnisses. Er ist ferner Baukundiger und hat einen Riss zur Wiederherstellung des Klosters nach einem grossartigen Massstabe entworfen, dessen Ausführung einen Fürsten an den Bettelstab bringen würde und wegen dessen genauer Ausführung er sich so ängstlich besorgt zeigt, als ob die Maurer morgen beginnen sollten und als ob ein Versehen im Grundriss die architektonische Wirkung des Gebaüdes für immer vernichten könnte.

Meinen ersten Besuch beim Padre Cartine werde ich wohl nie vergessen. Ich fand ihn in einem breiten Lehnsessel im Hauptzimmer seines Hauses sitzend. Er war ein Mann von schönen Proportionen gewesen, jetzt aber ein Bisschen corpulent, welchen Fehler man nur wenn er stand bemerken konnte. Sein Kopf war schön geformt, breit und kräftig und sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Geist, Würde und Ruhe, der auf den ersten Blick einnahm und Eindruck machte. Er trug ein Kleid von grober grauer Sarsche mit einem Aloestricke in der Taille zusammengebunden, denn er hatte noch viele von den strengen Braüchen seines Ordens beibehalten. Das Meublement seines Hauses war einfach und gewöhnlich

„Die Inquisition von Innen" fand einen grossen Zulauf und brachte diesem Institute einen entschiedenen und dauernden Hass zuwege.

„In Guatemala," sagt Herr F. Crowe, der einige Jahre in Guatemala als protestantischer Missionar lebte, bis er von der Regierung der Servilen vertrieben ward, in seinem jüngst erschienenen Werke: *„Gospel in Central America"*, — „in Guatemala werden päpstliche Indulgenzen, die ebensoviel Werth zu haben pflegten wie in andern Ländern Papiergeld, gegenwärtig von den Krämern als Maculatur zu Düten verwendet. In San Salvador bot der Bischof vor wenigen Jahren erst zwanzig, später vierzig Tage vollständigen Sündenerlass, die ihnen von der Zeit ihrer Leiden im Fegefeuer abgezogen werden sollten, Allen an, die behilflich sein würden, einen dem Auge missfälligen Erdhaufen, der einen der Plätze der Stadt schändete und dem Eindruck der Kathedrale nachtheilig war, wegzuschaffen; aber der Haufen blieb liegen, obgleich der Bischof den verheissenen Erlass noch einmal verdoppelte."

und, wie ich glaube, sämmtlich vom Padre selbst gearbeitet. Auf einer niedrigen Bank, die sich auf zwei Seiten des Zimmers hinzog, stand ein höchst buntes Sortiment von Uhren aus allen Zeiten und Ländern und von allen Formen, von der grossen Schrank-Maschine des vorigen Jahrhunderts an, die vor Alter schwarzbraun aussah, durch alle zwischenliegenden Varietäten hindurch bis zu dem kleinen deutschen oder französischen Knirps, der an der Wand gegenüber hämisch pickte. Auch lagen überall Gehaüse ohne Uhren und Uhren ohne Gehaüse herum; dazu ein tolles Durcheinander von Gewichten, Stricken, Rollen, Rädern und Federn; denn Uhren waren des Padre's Steckenpferd in solchem Grade, dass er nicht nur eine grosse Menge selbst besass, sondern auch die Uhren aller seiner Nachbarn zum Flicken borgte und die fernwohnenden Landleute aufforderte, ihm die ihrigen zum unentgeldlichen Reinigen und Repariren zu überbringen. Eines Juden Trödelladen könnte nur ein sehr schwaches Gegenstück zu dieser merkwürdigen Sammlung bieten. Der Padre bemerkte, dass sie meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und begann eine philosophische Vorlesung über die Uhrmacherkunst, die ich durch den Vorschlag eines Gangs durch das alte Kloster und die dazu gehörig gewesene Kirche zu einem raschen Ende brachte. Im ersten Hofe liefen ein Dutzend Hirsche, wie Kätzchen zahm, herum, die herzugesprungen kamen, als sie des Padre's Stimme hörten; sie leckten seine hingehaltene Hand, senkten die Köpfe zum Krabbeln nieder, und wenn der Padre es unterliess, ihnen auf andre Weise zu schmeicheln als dass er ihnen ein Stückchen Pisang oder Tortilla reichte, stiessen sie neckisch mit dem Geweih nach ihm und schlugen ihn mit gutaffectirter Bosheit. Auf der einen Seite des Hofs hatte der Padre eine Privatkapelle hergerichtet, die einen marmornen Altar, eine Wachsfigur Christi und eine Fülle kostbarer Zierrathen enthielt, die er aus dem Schiffbruch des Klosters gerettet hatte und von denen sich zu trennen ihn nichts auf der Welt bewegen konnte. Ein Ausdruck, der zwischen Schmerz und Stolz getheilt war, überflog des Padre's Antlitz, als er die Thür offenhielt, damit wir die Herrlichkeiten seines Oratoriums sehen möchten. Von hier aus führte er uns zu einem geraümigen Zimmer, das sein Privatgemach war, worin das rauhe Hautbett stand, worauf er schlief und welches seltsam contrastirte mit einer grossen Anzahl Wein- und Liqueurflaschen (nebenbei gesagt, recht hübsch angefüllt) in einem wohlverwahrten geheimen Schränkchen, die er uns mit Wohlbehagen zeigte. Ein andres Zimmer war des Padre's Werkstätte. Hier stand in einem Winkel eine von ihm selbst erbaute Drehbank, mit welcher er aus den Armknochen verstorbener Nonnen Kügelchen für geweihte Rosenkränze drechselte und sie zum Bessten mildthätiger Zwecke und der Kirche — deren Interessen allezeit auf merkwürdige Weise zusammengestimmt haben — verkaufte. Hier waren ferner zu sehen Kessel mit gereinigtem Schwefel aus den Vulkanen, Salpeter und Kohle, um daraus Raketen und Kanonenschläge zur Verherrlichung der Heiligen, zum Dienste des Herrn und zur völligen Verzweiflung der Ketzer zu bereiten. Nicht minder bemerkten wir eine ebenfalls vom Padre erfundene und erbaute Maschine zum Schleifen und Poliren der Brillengläser, denn der Padre mit seinen mannichfaltigen Talenten und Geschicklichkeiten war auch Optiker, wahrscheinlich der einzige in ganz Mittelamerika. Hatte er doch ein Teleskop für die Universität Leon gefertigt und damit die Bürger in Staunen und

Schrecken gesetzt, als er ihnen die Ringe des Saturns darin gezeigt. „Sie sind ein sehr talentvoller Mann, Padre," sagte ich mit einem Blick auf seine Werke der Mechanik. „*Juguetes*," — blosse Spielereien — antwortete er mit einem selbstgefälligen Lächeln, das wie ablehnend aussehen sollte. Im dritten Hofe, der an die Kirche gränzte, wuchs ein prachtvoller Mangobaum. An seinem Fusse hatte ein Arbeiter in die Erde gegraben, um ein Wühlthier zu vertilgen, und dabei eine Menge Menschenknochen heraufgebracht, worunter auch ein Schädel war. Seine feinen Formen erregten meine Aufmerksamkeit; ich trat zur Seite und hob ihn auf. „Ach, Padre, das ist ein Frauenschädel, ein Mädchenschädel, ganz gewiss! Padre, wie kam denn dieser hierher?" Der Padre nahm ihn rasch aus meiner Hand, betrachtete ihn und sah dann ganz in sich verloren und abwesend nach der Stelle hin, wo er gelegen hatte. Nach einer kleinen Pause sprach er, indem er mit dem Zeigefinger die Erde langsam aus den Augenhöhlen entfernte: „Ach, Señor, sie war sehr schön, dieses Mädchen. Sie war die jüngste Tochter der Señora M*! Gott hab' sie selig! Sie starb 1837 an der Cholera. Fünftausend unsers Volkes starben damals in vier kurzen Monden, Señor! O Señorita Inez! Sie zählte erst sechszehn Jahre, Senor, aber sie war trotzdem schon ein Weib, — und schön, sehr schön!" Und der Padre hielt den zarten Schädel vor sich hin und betrachtete das lieblich geformte Antlitz noch einmal, gleich als ob es wieder mit Fleisch bekleidet wäre. „Sehr schön," sprach er für sich. „Sie gehörte unter die ersten Opfer; Fünfhundert wurden in diesem selben Hofe begraben, Señor," sagte der Padre rasch, zu mir gewandt und sich kreuzigend. „Fünftausend in vier Monaten, in vier kurzen Monaten!" Der Ausdruck in des alten Mannes Gesicht, als diese vier Monate ihm wieder ins Gedächtniss kamen, zeigte, wie schrecklich und unvergesslich die Scenen gewesen waren, die man in dieser Zeit erlebt hatte. „Sie war sehr schön!" und der Padre legte den Schädel behutsam wieder in die Erde und die zarten Knochen um ihn herum, scharrte mit der Hand Erde zusammen und warf sie über sie hinweg.

Die Klosterkirche hat eine sehr sorgfältig gearbeitete und mit Schilden bedeckte Façade, auf denen alle hervorragenden Wappen der Kirche dargestellt sind. Das Innere war dunkel und düster. Der Altar war schön, und als der Padre eine hier ewig brennende Lampe vor ein Bild der Jungfrau hielt, nahm es sich bei seinen bleichen Strahlen recht geisterhaft aus. An den Wänden hingen eine Anzahl Bilder, darunter eine Menge Heiliger, die theils behaglich auf Rosten brateten, theils von Pfählen, an die sie gespiesst waren, herablächelten, oder in einer Schaar von Engelskindern und körperlosen Cherubim zu einem wenige Ellen über der Erde erhabenen und sehr massiv aussehenden Himmel aufschwebten. Wir bestiegen den Thurm mittelst einer Reihe sehr wackeliger Treppen, hier und da mit Spalten, welche eine bis vier Stufen einnahmen und die der vorsichtige Padre gar nicht zu beschreiten versuchte. Von diesem Thurme genossen wir einer sehr schönen Aussicht, die nur derjenigen nachstand, die man vom Dache der Kathedrale hat. Beim Herabsteigen wurden wir von einer Nachteule von gewaltiger Grösse, die wir von ihrem Schlafsitz in irgendeinem dunkeln Winkel des Thurms aufgeschreckt hatten, bei ihrem Davonflug beinahe über den Haufen geworfen. In das Besuchs- oder Uhrenzimmer zurückgekehrt zeigte uns der Padre seinen mit rother und schwar-

zer Tinte gezeichneten Plan zur Wiederherstellung des Klostergebaüdes, der zu seiner Verwirklichung nur ein einziges Ding verlangte und zwar gerade dasjenige, was der Padre nicht zu erlangen wusste — Geld! Wir machten ihn indessen bei unserm Abschied durch das Versprechen ganz glücklich, dass wir in den Vereinigten Staaten uns für ihn verwenden wollten, um eine grosse Uhr für seine Kirche zu erwirken, die drei Zifferblätter haben und die Stunden anschlagen sollte. *„Con tres frentes!"* — „mit drei Zifferblättern!" — rief der Padre uns noch einmal nach, als wir schon die Strasse hinabgingen; — *„con tres frentes!"*

Der Padre ward endlich noch mein Wirth. Ich ermiethete ein Haus von ihm dem alten Kloster gegenüber, das er selbst entworfen und gebaut hatte. Es besass einen grossen Saal und zwei Zimmer auf die Strasse heraus, nebst Quartieren für die Dienerschaft und einer Küche. War es bisher für sechs Dollars für den Monat vermiethet gewesen, so erhielt ich es als besondrer Freund des Padre für n e u n Dollars, — ein hübsches Sümmchen, wenn man bedenkt, dass man das besste Haus in Leon für nur vierzehn Dollars monatlich ermiethen konnte. Einen grossen Triumph hatte der Padre bei Ausmalung des Innern dieses Hauses gefeiert. Es war al fresco gemalt und in einem ebenso neuen als verworrenen Style und mit so vielen Farben als nur zusammenzumischen waren. Doch sein Meisterstück war die „Menagerie", wie er sie nannte, an der Mauer des Bedienten-Corridors, wozu seine Muster die Thierbilder und die Gegenstände in „Des Kindes erster Nahrung" oder dem „Illustrirten Abc" gewesen waren, von dem er ein Exemplar aus den Vereinigten Staaten oder aus England bekommen haben musste, denn die ganze Reihenfolge von „*A* war ein Affe, der nach seinem Schwanze lief" an bis herab zu „*Z* war ein Zebra, das vom Kap kam" war in ansehnlicher Grösse und mit schreienden Farben conterfeiet. Diess dürfte wohl den Zustand der decorativen Malerei in Nicaragua zur Genüge zeigen.

Der Padre hatte eine Nichte (ja ja, eine wirkliche Nichte, du Zweifelsüchtiger!), die mit ihrer Mutter einen abgesonderten Theil seines Hauses bewohnte und über die er, sintemal sie ausserordentlich hübsch war, eine sehr strenge Wache hielt. Er liess zur Nachachtung für die Galane aussprengen, dass er den Ersten, der sich in dem Hause betreffen liesse, niederschiessen würde, und er hielt wirklich beständig eine geladene Muskete zu diesem Ende bereit. Der Padre war bekannt als Mann von Wort und die Drohung erreichte daher ihren Zweck: die Galane blieben weg. Das Letzte, was ich hierüber aus Leon vernahm, war, dass ein junger Amerikaner aus Boston mit dem Padre um die Hand seiner Nichte in Unterhandlung stand und dass es zwar den Padre hart anging, sie einem Ketzer zu überlassen, dass aber doch sein weiches Herz zuletzt noch nachgab. Boston und Leon; Massachusetts und Nicaragua: — das Omen ist günstig und bedeutungsvoll!

Ich habe an einem andern Orte den Namen des Bisthumsverwesers Don Desiderio de la Quadra erwähnt, welcher der erste Geistliche war, der mir bei meiner Ankunft in Leon seine Aufwartung machte. Er war damals krank und starb am 4. October darauf. Sein Leichenbegängniss fand unter grossem Gepränge und grosser Feierlichkeit statt. Am Morgen des 5ten wurden an alle vornehme Einwohner Circulare gerichtet und von einem Boten, der ein florumhülltes Silberkreuz aus der Kathedrale trug,

überbracht, worin besagt war, dass der Selige in der Kathedralkirche begraben werden und der Zug Nachmittags um 4 Uhr sich von seinem Wohnhause aus bewegen würde. Wir verfügten uns zur bestimmten Stunde nach diesem Hause. Es war ein grosses Gebaüde, aber aufs Einfachste ausgestattet, denn der Vicar war ein ebenso practischer als erklärter Jünger Christi und seinem Armuthsgelübde treu geblieben. Sein gesammtes Einkommen, mit Ausnahme der kleinen Summe, die er zur Bestreitung seiner mässigen Bedürfnisse nothwendig brauchte, war der Mildthätigkeit gewidmet. Hof und Corridor waren bereits mit Leuten angefüllt und die Geistlichkeit befand sich in dem grossen Saale, worin der Leichnam lag. Die Feierlichkeiten hatten schon begonnen, denn wir hörten die Gesänge und Gebete und sahen die Wachskerzen, aber das Menschengedränge war so gross, dass wir gar nicht den Versuch machten, hineinzukommen. Nach einer Weile ward in der versammelten Menge eine Gasse für die Leichenträger geöffnet, vor denen und um welche Priester im vollen Ornate und mit entblössten Haüptern einherschritten. Das Volk im Hofe kniete nieder, als die Leiche an ihm vorübergetragen ward. Auf der Strasse stand eine Art Karren, mit einem Bahrtuche überdeckt, auf den der Leichnam, mit dem Vicariatsgewande angethan, gehoben ward. Hier ward ein zweites Gebet gesungen, bei dessen Schlusse der Wagen, mit der leer vorausfahrenden geistlichen Kutsche und von der gesammten Geistlichkeit umringt, nach der Kathedrale sich bewegte. Alle Staatsbeamten und eine grosse Anzahl angesehener Bürger mit Wachskerzen in der Hand zogen hintennach, worauf die Masse des Volks kam, zwar ohne Ordnung, aber still und anständig. An jeder Strassenecke hielt der Zug, wo von den Priestern, die langsam um den Leichenwagen gingen und den Boden mit heiligem Wasser besprengten, ein leises Gebet hergemurmelt ward. Die Truppen waren mit umgekehrten Waffen auf dem Hauptplatze aufgestellt, auf dem die Procession unter dem gedämpften Glockengelaüte der Kathedrale ankam. Der Leichnam ward den Hauptchorgang der Kirche hinaufgetragen und auf ein erhöhtes Gerüst unmittelbar vor dem Hochaltar gestellt, während der Sängerchor den weiten Raum des Gebaüdes mit den feierlichen Tönen des Todtengesangs erfüllte. Das Licht fiel von der Kuppel in seinem vollen Glanze auf das strenge, ruhige, marmorkalte Antlitz des Entseelten herab, den ernste Gruppen schweigend im Schattendunkel der hochaufstrebenden Bögen umstanden. Die Leichenrede ward vom Dechant Don Remijo Salazar aus der Stadt El Viejo aus dem Stegreif gehalten, hatte die Stelle aus dem 11. Kapitel des 3. Buchs Moses' *„Sed santos, porque yo soy santo“* — „seid heilig, weil ich heilig bin“ — zur Grundlage, ward mit viel rednerischer Wirkung und mit viel Gefühl vorgetragen und war überhaupt ergreifend und der Gelegenheit angemessen. Sie ging im Wesentlichen darauf aus, zu zeigen, dass der Selige um seiner Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche willen Anspruch hätte, als ein Heiliger betrachtet zu werden. Das was den „wahren Israeliten“ ausmacht, ward mit grosser Klarheit und Beredtsamkeit entwickelt, die in Ländern mit höhern Ansprüchen als Nicaragua den Redner zu einem Manne von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten gestempelt haben würden. „Der wahre Heilige,“ sagte der Prediger, „wandelt fern von dem schimmernden Wege, auf welchem die hochmüthige und selbstsüchtige Welt einhergeht. Sein Pfad führt im Thale der Demuth dahin. Er lechzet nicht nach der Ehre des Kriegers

oder dem Ruhme des Staatsmanns, nach dem Glanze des Reichthums oder der Würde einer Stellung in der Gesellschaft. Ist er mit Gaben des Geistes gesegnet, so weiht er sie unsrer heiligen Religion. Besitzet er Reichthum, so legt er ihn als freies Opfer zu den Füssen der Barmherzigkeit nieder. Stammt er aus stolzem Geschlecht und trägt er einen erlauchten Namen, so legt er sie in Demuth auf dem Altar der Kirche nieder. Alles dieses that der verehrte Todte! Er war ein Mann, welcher Gott fürchtete und standhaft seinem Dienste treu blieb, untadelig im Leben, ein guter Sohn, ein wahrer Freund, ein gehorsamer Bürger, ohne Eigennutz in seinen Absichten und Handlungen, mässig in seinen Wünschen, ohne Murren im Unglück, voll Demuth im Glück; gelaütert im Feuer, gewogen auf der Wage des heiligen Gesetzes, hat er als Heiliger sich bewährt! Jetzt weilt nun unter der glorreichen Schaar von Heiligen und Märtyrern, jenseits der trüben Erdenatmosphäre, in der Gottheit ewigem Sonnenglanze die reine und unsterbliche Seele, deren Hülle, kalt und regungslos, wir eben jetzt dem stillen Hause, das für alles Lebende bestimmt ist, übergeben wollen. Unsere Thränen fallen zur Erde nieder, aber unser Lächeln strahlt im Himmel wieder!"

Das Leichenbegängniss des Vicars war bei Weitem feierlicher als irgendein andres, das ich im Lande gesehen. Die Begräbnissceremonien haben hier meistens wenig von jenen düstern Zuthaten, die unsere Sitten als durchaus geziemend vorschreiben. Statt unserer grausen Vorstellung vom Tode, als einem finstern, grausamen Tyrannen, der tückisch über seine Opfer herfällt, herrscht hier eine freundlichere Ansicht. Der Tod erlöst mitleidig das Kind von den Schmerzen und Gefahren dieses Lebens und lässt die Rose auf der Jugendwange welken, auf dass sie in der reinern Himmelsluft von Neuem erblühe und dufte. Die Thräne des Schmerzes wird nur um Die vergossen, deren lange Berührung mit der Welt den Stempel des Göttlichen in ihnen verwischt hat, deren gezeitigte Leidenschaften das Herz vergiftet und deren missleiteter Ehrgeiz das Trachten der Seele und die Kräfte des Geistes vom Himmel zur Erde, von der Erhabenheit der Ewigkeit zu den Armseligkeiten der Zeitlichkeit abgelenkt hat.

In der zweiten Hälfte des October starb und ward begraben die jüngste Tochter des Licentiaten D*, ein junges, kaum sechszehn Jahre altes Mädchen und ein angebetetes Kind ihrer Aeltern. Ihr Leichenbegängniss hätte ebensogut ihr Hochzeitsfest sein können, so ohne alle aüssere Zeichen des Schmerzes war es. Der Zug bildete sich vor meinen Fenstern. Zuerst kamen die Musiker, die ein lustiges Lied aufspielten, und dann die Priester, die einen Triumphgesang sangen, und hinter diesen die auf den Schultern junger Männer getragene Bahre, mit weisser Seide bedeckt und mit Orangenzweigen überladen, in welche gebettet die Marmorgestalt des todten Mädchens lag, gleichwie zu einem Feste weiss gekleidet, das Haupt von einem Kranze weisser Blumen umschlungen und in der Hand ein silbernes Kreuz haltend. Zunächst folgten die Aeltern, Schwestern und Verwandten der Geschiedenen, deren Augen thränenlos waren und auf deren Gesichtern zwar die Spuren des Schmerzes sichtbar waren, aber doch vor Allem der Ausdruck der Hoffnung und des Glaubens an die Lehren Dessen, der da gesagt hat: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Das Begräbniss von Kindern findet ziemlich auf die nämliche Art statt. Der Leichnam ist ohne Ausnahme weiss gekleidet und in Blumen gehüllt. Männer, welche Raketen loslassen, und Musiker, die heitere Lieder spielen, schreiten voran, die Aeltern und Verwandten hintennach. Der Grund dieses scheinbaren Mangels an Gefühl ist in der römischkatholischen Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe zu finden, nach welcher die abgeschiedne Seele im Himmel und darum mehr Ursache zur Freude als zur Trauer ist.

Erkrankt ein Erwachsener gefährlich oder stirbt er, so wird ein Priester zur letzten Oelung gerufen, im Krankenzimmer in Eile ein Altar errichtet, ein Crucifix darauf gestellt und von angezündeten Kerzen und Blumen umgeben, während ein Platz für die *custodia*, ein Gefäss mit der geweihten Hostie, gewöhnlich von Gold und reich mit Juwelen besetzt, freigelassen wird. Diese *custodia* wird von einem Priester in einer Sänfte oder Kutsche gebracht, umgeben von Soldaten und Knaben mit brennenden Kerzen und mit Musik voran, die manchmal nur aus einer einzigen Violine besteht. Das Volk wirft sich, während die Procession durch die Strassen zieht, auf die Kniee. Im Krankenzimmer angelangt, werden das Sacrament und die letzten Riten der Kirche dem Sterbenden gereicht, dessen Freunde sich dicht um das Bett stellend die Worte flüstern: *„Jesus te ampare, Jesus te auxilie, Maria te favorezca“* — „Jesus schütze dich, Jesus helfe dir, Maria sei dir hold“ — und, wenn sie meinen, dass der Todeskampf eintrete, dreimal ausrufen: *„Jesus, Jesus, Jesus!“*

„Unter den Vornehmern,“ sagt Herr Crowe in seinem interessanten Buche über Guatemala (und dieselbe Praxis wird im ganzen Lande befolgt), „ist es Sitte, dass dem mit schwarzem Sammet bedeckten Sarge, nachdem er aus dem düstern Zimmer, wo gewaltiggrosse Kerzen ihn matt beleuchteten, entfernt worden, ein langer Zug von Freunden zu Fusse und mit brennenden Kerzen in der Hand zur Kirche und von hier nach dem Gottesacker folgt. Ist der Leichnam endlich beigesetzt, so kehren die Freunde langsam und gruppenweise nach dem Trauerhause zurück, wo der Hauptleidtragende zurückgeblieben ist und ihrer harrt, um sie in einem grossen, mit schwarzem Tuch behangenen Zimmer oder Saale zu empfangen, an dessen einem Ende er sitzt, links und rechts auf zwei nahe Verwandte oder besonders vertraute Freunde sich lehnend. Die Rückkehrenden setzen sich auf Stühlen, die auf beiden Seiten des Zimmers für sie bereit stehen, einige Minuten vor ihm hin, und nachdem sie auf diese Weise ihre Theilnahme an dem Schmerze der Familie an den Tag gelegt, stehen sie nacheinander auf, drücken dem Hauptleidtragenden leise die Hand und fügen, wenn sie sehr nahestehende Freunde sind, auch wohl noch ein Paar Worte der Beileidsbezeigung hinzu, worauf sie sich entfernen und die Uibrigen auf gleiche Weise ihnen folgen.“ *)

Es giebt indessen bei den Begräbnissen, wie sie namentlich in Leon statthaben, viel Unsinniges und Abstossendes. So haben zwar die meisten Städte in ihrer Nähe einen eignen *Campo santo*, einen eingeschlossenen geweihten Gottesacker, auf welchem die Todten für eine kleine Summe, die bestimmt ist, den Platz in Ordnung zu erhalten, begraben werden; in Leon dagegen hat stets der Brauch, die Todten in den Kirchen beizu-

*) *Gospel in Central America* p. 373.

setzen, vorgeherrscht und hat sich durch den Einfluss der Priester, die von jedem solchen Begräbniss eine ansehnliche Gebühr beziehen, fortwährend aufrechterhalten. Die Folge ist, dass der Boden in und um die Kirchen von den Leichen (wenn man mir den Ausdruck erlaubt) gesättigt ist. Die Beerdigungen geschehen je nach der an die Kirche gezahlten Summe auf 10 bis 25 Jahre, nach deren Ablauf die Knochen nebst der sie umgebenden Erde herausgeschafft und an die Salpeterfabriken verkauft werden! Die Regierung hat sich schon seit vielen Jahren diesem Brauche widersetzt und während der Zeit der Cholera ihn verboten. Aber in Folge des schwankenden Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten des Landes haben die Behörden Bedenken getragen, durch ein entschiednes Endemachen des Brauchs den Hass der ganzen Priesterschaft hervorzurufen. Der Särge bedient man sich nur in seltnen Fällen. Der Leichnam wird auf dem Boden des Grabes niedergelegt, die Erde roh hineingeworfen und mit schweren Rammen festgeschlagen, und zwar mit einer Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Rohheit, die wahrhaft empörend ist und die ich nie zum zweiten Male mit ansehen mochte.

Zu den Einnahmequellen, an denen die Geistlichkeit mit der grössten Hartnäckigkeit festgehalten hat und deren allmäliges Eingehen eine der Hauptmassregeln der nicaraguanischen Regierungspolitik ist, gehört die sogenannte *capellania* oder das Retentionsrecht auf Liegenschaften, das die Besitzer bei ihrem Tode den Priestern cediren, um dafür einige Messen oder andere priesterliche Vermittelungen zu Gunsten ihrer Seelen zu erhalten, oder das zu denselben löblichen Zwecken an die Kirchen übertragen wird. Es fühlt Jemand sein Ende nahen und giebt seinem Priester ein Retentionsrecht auf zwanzig Dollars jährlich von seinem Grundbesitz, wofür eine gewisse Anzahl Seelenmessen jährlich für ihn gelesen werden sollen. Im nächsten Jahre stirbt dessen Frau, die, um an Frömmigkeit nicht nachzustehen, ihrer Lieblingskirche eine andre jährliche Summe aussetzt, um zu „rohem Salpeter“ für die Verherrlichung ihrer Schutzheiligen, sowie zum Bessten ihrer eignen Seele verwandt zu werden. Man wird ohne Mühe einsehen, dass dieses eine Reihe von Jahren fortgesetzte Gebahren am Ende das Grundeigenthum des Landes in bedenkliche Verwickelungen bringen und sich als ein wirksames Hinderniss zur Verbesserung dieser Art des Besitzthums erweisen musste. So liegen jetzt die schönsten, einst mit lauter Palästen bebaut gewesenen Theile von Leon in Folge der Anhaüfung der Capellanias, die in ihrem Betrage den Marktpreis des Grundes und Bodens überschreiten, jetzt wüst und unbebaut.

Während meines Aufenthalts in Leon beschlossen die gesetzgebenden Kammern trotz des Widerstandes der bei ihrer Aufrechthaltung Betheiligten die Einziehung von zehn Procent der Capellanias, mit Ausnahme der zu Erziehungszwecken bestimmten. Schon früher waren, glaube ich, von der Regierung fünfzehn Procent eingezogen und zur Ablösung zu einer Nominalsumme ausgeboten worden. Die gänzliche Aufhebung der Capellanias und die Befreiung des Grundbesitzes, den sie so lange belastet und werthlos gemacht haben, werden die endliche und glückliche Folge dieses Vorgehens sein.

Ich habe gesagt, dass die Masse des Volks noch immer mit einer gewissen Vorliebe an ihrer frühern religiösen Bigotterie hänge. Gleichwohl macht sie rasch freiern Ansichten Platz und man macht den Fremden um

ihrer Religion willen keinen Vorwurf mehr, solange sie eine anständige Rücksicht auf die Ceremonien der Kirche nehmen und die Vorurtheile nicht beleidigen, welche Erziehung und Sitte erzeugt haben und die nicht zahlreicher und stärker als bei uns sind, obwohl sie eine etwas andre Richtung nehmen. Dass viel Unwissenheit und Aberglauben im Volke herrschen, ist leider wahr, aber durchaus nicht überraschend, wenn man seine Vergangenheit und seine Zustände dabei in Anschlag bringt.

Es ist etwas schwierig, mit Sicherheit zu bestimmen, wie weit der Glaube der gebildetern Klassen an päpstliche Unfehlbarkeit und an andere Dinge, denen sie scheinbar die ungetheilte Ehrerbietung zollen, sich wirklich erstreckt. Herr Crowe bemerkt: „Daran, dass der Unglaube in Centralamerika sich weit ausgebreitet hat, namentlich gerade unter denjenigen Klassen, an welchen der Romanismus früherhin seine festeste Stütze hatte, ist kein Zweifel möglich. Es zeigt sich diess in der fast gänzlichen Vernachlässigung der aüsserlichen Ehrerbietung gegen das Papstthum von Seiten der Gebildetern unter den Ladiños und auch, ungeachtet ihrer politischen Richtungen, von Seiten der weissen und reinen Kreolen. Mit Ausnahme der Schwächern unter dem weiblichen Geschlecht und der Kinder, sieht man jetzt kaum noch Jemanden aus diesen Klassen zur Messe oder Beichte gehen und andere kirchliche Anforderungen werden von ihnen durchweg hintangesetzt. Eine Menge unglaübiger Bücher sind in den Bibliotheken und in den Händen aller Stände und Geschlechter zu finden. Und die Gemüther dieser Klassen sind von deistischen und atheistischen Ideen so stark angesteckt, dass diess ganz augenscheinlich zu Tage tritt und in der Gesellschaft ohne Erröthen eingestanden wird. Ja, auch manche Ehrliche unter den Priestern machen diese Ideen zu den ihrigen.“ *) Dass neben dieser Freigeisterei auch als frappanter Gegensatz die ärgste Bigotterie noch immer nebenherlaufe, zeigt der Umstand, dass ich in Leon folgende antiquirte Indulgenz an den Thüren aller Haüser, der Gebildeten wie der Ungebildeten, der Reichen wie der Armen, der Indianer wie der Caballeros angeschrieben fand. Sie lautete so:

„*Alabado sea el santisimo sacramento del altar!*

Nuestro Santisimo Padre Pablo V. de feliz memoria, en su Bula de 17. *de Abril despechada en Roma del año del Señor de* 1612, *concedió indulgencia plenaria y remision de la tercera parte de los pecados á cualquiera persona que en su casa tuviere escrito donde se pueda leer* ☞ *la anterior jaculatoria* ☜ *y la misma indul-*

*) *Gospel in Central America* p. 257. — „Es giebt Priester, fügt dieser Schriftsteller hinzu, die die angemasste Autorität des Papstes verspotten und sich über die Emancipation des Volks von der römischen Kirche freuen.“ Auch Herr Crowe freut sich über den Sieg des Unglaubens über den Romanismus, sofern er doch wohl zum Guten ausschlagen werde. „Den Umschlag vom Ultramontanismus oder einem andern analogen System“, schreibt er, „zur gänzlichen Verwerfung der geoffenbarten Religion mögen die Offenbarungsglaübigen immerhin mit Genugthuung begrüssen, wenn sie es nur verstehen, Vortheil davon zu ziehen; denn er vernichtet die Vorurtheile der Erziehung, führt zum Denken und Prüfen und manchmal zu einem aufrichtigen und ernsten Suchen der Wahrheit.“

gencia plenaria todas las veces que le leyeren, y el que no supiere leer venerare el escrito.“

„Gepriesen sei das allerheiligste Sacrament des Altars!

Unser heiligster Vater Paul V. seligen Andenkens hat in seiner Bulle, erlassen in Rom im Jahre des Herrn 1612, vollen Ablass und Erlass des dritten Theils der Sünden gewährt Allen, die in ihren Haüsern an einem Platze wo es gelesen werden kann ☞ das vorstehende Stossgebet ☜ angeschrieben halten, und denselben vollen Ablass Jedem sooft er es liest, und wer das Geschriebene nicht zu lesen versteht, soll es mit Ehrerbietung betrachten.“

„Bendito y alabado sea el santisimo sacramento del altar!“ — „Gesegnet und gepriesen sei das allerheiligste Sacrament des Altars!“ — ist das gewöhnliche Gebet des Dieners, wenn er des Abends die angezündeten Kerzen in die Zimmer bringt. Es wird mechanisch und in einem gedehnten, näselnden Tone gesprochen und ward früher von den Familiengliedern jedesmal beantwortet; gleich so vielen andern Gebraüchen ist aber das Letztere jetzt aus der Mode gekommen. Wer eine Gunst empfängt, anerkennt sie mit den Worten *„Dios selo pague“* — „Gott lohne es euch“ —; giebt man ein Versprechen, so geschieht es mit der Einschränkung *„si Dios quiere“*, — „so Gott will“; und nimmt man eine Verpflichtung auf sich, so geschieht es immer mit dem Vorbehalte *„Primero Dios“*, — „erst Gott“ d. i. wenn meine höherstehende Pflicht gegen Gott es erlaubt. Das „höhere Gesetz“ wird stets anerkannt, wenigstens der Form nach, wenn auch nicht im Geiste. Die gewöhnlichste Redeweise ist: *„Dios sobre todos“*, — „Gott über Alles!“

Wie stark der Volksaberglaube und der Priestereinfluss sei, davon geben die öffentlichen *penitencias* oder Bussübungen auffallende Belege. Ich war kurz nach meiner Ankunft in Leon Augenzeuge einer solchen. Sie bestand aus einer langen Procession von Männern und Jünglingen, ein- bis zweihundert an Zahl, barfuss und bis zum Unterleib entblösst, Kopf und Gesicht mit Schleiern verhüllt, um das Erkennen zu verhüten, die langsam durch die Strassen und von einer Kirche zur andern zogen und sich dabei mit rauhen Ochsenziemern geisselten. Ihnen voran gingen eine lebensgrosse Figur Christi am Kreuze, ein Dutzend Musikanten und ein Gewühl von Priestern und Weibern (die Letztern alle barfuss und Einige mit schweren Kreuzen auf den Schultern), welche Gebete sangen, während die Büssenden mit den Geisseln den Tact auf ihren eignen Schultern schlugen. Jeder trug ein kleines Kreuz in der einen Hand und hielt den Kopf vorwärts geneigt, gleichwie in eifrige Betrachtung des heiligen Symbols versunken. Es war ein seltsames Schauspiel: da waren schwarze Leiber und braune Leiber und weisse Leiber und gelbe Leiber zu sehen und die scharfen Streiche der Peitschen während der Pausen der langsamen und schwermüthigen Musik machten das Fleisch des Zuschauers ordentlich schauern. Eine besondere Veranlassung zur Theilnahme war indessen nicht vorhanden, denn jeder Büssende hatte es in seiner Gewalt, die Stärke seiner Schläge nach seinen Begriffen von der Grösse seiner moralischen Vergehungen abzustufen. Einige schlugen, blos zur

Form, leise auf, — das waren gemässigte Sünder! Andere aber peitschten tapfer auf sich los, so dass bei jedem Schlage aus ihrem zuckenden Fleische Blut bis zu ihren Fersen floss und die Erde da wo ihr Fuss hintrat purpurn färbte.

Es scheint beinahe unglaublich, dass diese heidnischen Uibungen, die fast Menschenopfern gleichen, unter Nationen, die auf Civilisation Anspruch machen, noch immer fortbestehen. Wenn wir indessen bedenken, dass Fasten und andere Körperkasteiungen von unsrer eignen Kirche vorgeschrieben und von der ausübenden Gewalt unsrer eignen Nation verordnet werden, so dürfen wir von keinerlei Kundgebung menschlicher Thorheit überrascht werden und uns nicht wundern, dass der Gottesbegriff im Volke noch nicht gereinigt ist von jenen grauenvollen und abscheulichen Zügen, mit denen er in den dunkelsten Jahrhunderten der Welt und auf der niedrigsten Stufe des Menschengeistes besudelt ward. Der Glaube, dass der allgütige und allmächtige Weltenlenker an der selbstauferlegten Züchtigung seiner Geschöpfe — mag diess nun durch Fasten oder Geisselung geschehen — Wohlgefallen finden könne, unterscheidet sich in keinerlei Beziehung von dem Glauben, der den fanatischen Hindu antreibt, sich vor die zermalmenden Räder des Jaggernath niederzuwerfen, oder den armen Mejicaner entflammt, seine Brust dem Messer des Aztekpriesters willig darzubieten, damit sein zuckendes Herz die Lippen des Götzenbildes, dieser sichtbaren Darstellung seines blutdürstigen Gottes, benetzen möge.

Es gab noch andere Bussübungen, nicht-öffentliche, die aber vielleicht noch strenger waren. Hundert Büssende oder mehr noch werden bisweilen in eine Kirche eingesperrt, bleiben neun ganze Tage darin, schlafen in vierundzwanzig Stunden nur vier Stunden und essen in dieser Zeit nur ein Mal. Die übrige Zeit verbringen sie nach den von den strengen Bussregeln vorgeschriebenen Ceremonien auf den Knieen oder mit dem Gesicht auf dem rauhen Boden der dunkeln Kirche liegend. Während ich in der Nähe der Kirche La Merced wohnte, fand eine dieser Bussübungen statt und ich ward mehrmals mitten in der stillen Nacht von den Wehklagen der Büssenden geweckt, die rauh und düster sich mischten mit den sanften und heitern Melodien jener Natur, die mit ihrem grossen Schöpfer harmonirt und gegen deren Gesetze Königsmacht und Pfaffentrug in der ganzen Welt und zu allen Zeiten einen ewigen, unnatürlichen und unheiligen Krieg geführt haben. Die entsetzliche Lehre von der Erbsünde und die Wirksamkeit der Kasteiungen, Bussübungen und Opfer, Theile Eines Systems, finden den bessten Beweis für ihre Wahrheit darin, dass sie unter den Menschen existiren. Ich sah die Schwärmer, als sie aus der Kirche kamen, bleich, verstört und schmutzig, ja Einige so erschöpft, dass sie ohne Beistand nicht zu gehen vermochten und von dem Schauplatze ihrer Erniedrigung aufs Kranken- und Todtenbett wankten.

Als Sühne für einzele Sünden werden bisweilen von den Priestern ganz neue Bussübungen vorgeschrieben. Besonders erfindungsreich und glücklich in Auferlegung derselben war der Padre Cartine. Faule Burschen und Bonvivants, für die sich nach seiner Meinung Körperanstrengung und Fasten als wohlthätig erweisen möchten, schickte er barfuss und allein nach El Viejo oder an irgendeinen fernliegenden Ort, unter dem Verbote, bis zu ihrer Rückkunft mit einem menschlichen Wesen unterwegs zu

sprechen, noch zu essen, noch selbst zu schlafen. Manchmal musste der Büssende, je nach der mehr oder weniger gottlosen Natur seiner Vergehen, entweder einen schweren, rauhen und eckigen Stein oder ein Kreuz von schwerem Holze auf seinen nackten Schultern tragen. Zimmerleute, Maurer und alle andern nutzbaren Sünder, deren Händearbeit zu seinem Vortheil ausgebeutet werden konnte, liess der Padre an der Ausbesserung und Verschönerung seiner Kirche und der dazu gehörigen Gebaüde arbeiten und verfehlte niemals, die tüchtigen Arbeiter dazu zu verwenden. Gelegentlich kriegte er einen dummen Kerl, der eine einträgliche Tagesarbeit nicht gemacht hatte, zu packen und trug kein Bedenken, eine Peitsche aus Dante- oder Tapir-Haut auf des Delinquenten Rücken zum Bessten seiner Seele und zur Beschleunigung der ihm übertragenen Arbeit anzuwenden. Und man erzählte, dass dieses Mittelchen bisweilen von Ausdrücken begleitet wäre, die mehr kräftig und nachdrücklich als höflich klängen; doch bürge ich für die Wahrheit nicht.

Während meines Aufenthalts in Leon hatte der Padre ein Paar Monate lang einen wegen seines lüderlichen Lebenswandels suspendirten Priester unter seiner Aufsicht, mit dem er ausserordentlich streng verfuhr. Ich ward zufällig ein Augenzeuge seiner Härte bei einer Gelegenheit, als die Hostie vorüberging. Der suspendirte Padre trat wie alle Leute in die Thür, kniete aber nicht gleich allen Uibrigen auf die harte Schwelle, sondern recht bequem auf einen weichen Stuhl nieder. Der Mönch bemerkte voll Entrüstung diesen Kniff, stand hastig auf und stiess mit einem *kräftigen* Fusstritt den Stuhl unter dem Delinquenten hinweg, der mit einer *Gewalt* zu Boden fiel, dass alle Knochen in seinem sündigen Leibe gekracht haben müssen. Das ewige Fasten und Beten, das dem Priester vom Padre Cartine auferlegt ward, die Nachtvigilien und die Tagesmessen, wenn anders die Fama wahr spricht, — sie würden einen Silen gebessert und aus Bacchus einen Heiligen gemacht haben.

Nicaragua und Costa Rica bilden zusammen einen Kirchsprengel, der aus sehr alter Zeit datirt, da er bereits im J. 1526 errichtet ward. Während der Zeit von 1832—49 war der Bischofssitz vacant, bis im letztern Jahre Don Jorge Viteri y Ungo, einst Staatssecretär von Guatemala und dann Bischof von San Salvador, zu dessen Besetzung berufen ward und gegenwärtig im Amte ist. Ich habe ihn bereits als einen Mann von hoher Bildung und feinem Wesen geschildert. Er hat sich viel in der Welt umgesehen und ist ein Mann, der nie verfehlt, auf Fremde einen günstigen Eindruck zu machen. Gleichwohl gilt er im Lande für einen Intriganten und scheint nicht das volle Vertrauen der höhern Stände zu geniessen, die ihn aber doch mit aller Ehrerbietung und Höflichkeit behandeln. Während er Bischof von San Salvador war, soll er einen ungebührlichen Antheil an politischen Angelegenheiten genommen haben, und diess war der Grund, warum man ihn aus dieser Diöcese entfernte; denn man ist in San Salvador in der Religion ebenso liberal gesinnt wie in der Politik und ist nicht gemeint, irgendwelche Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten von Seiten der Geistlichkeit als solcher zu dulden. Bei allem dem vergönnt man den Geistlichen als Einzelen die vollste Freiheit, und wie man keine Unterschiede zu ihren Gunsten macht, so macht man keine wider sie.

In Betreff des Unterrichts und der Bildung sowohl unter der Geistlichkeit als im Volke Nicaragua's ist wenig zu sagen, ausser dass sie auf der

allerniedrigsten Stufe stehen. Um mich der peinlichen Nothwendigkeit, selbst über diesen Gegenstand zu schreiben, zu entheben, will ich die nachfolgenden unparteiischen Stellen aus einem Privatbriefe, den einer der besstunterrichteten und patriotischsten Bürger Leons über diesen Punkt an mich geschrieben, übersetzt mittheilen. Kenntniss seiner Gebrechen und Bedürfnisse von Seiten eines Volks ist unumgänglich nöthig, um ein sicheres Heilmittel dafür zu finden, und der Umstand, dass einige der bessten Männer in Nicaragua den schlimmen Folgen der Unwissenheit gerad ins Gesicht sehen, ist von sehr guter Vorbedeutung für das Land.

„Das Unterrichtswesen in Nicaragua," sagt mein Correspondent, „ist im Allgemeinen sehr vernachlässigt, insbesondere in den Departements Chontales und Segovia, wo es Städte giebt, die nicht einen einzigen Lehrer von welcher Art auch immer aufzuweisen haben. Der Elementarunterricht wird hier, wie überhaupt, von den Familienvätern ihren Kindern Abends vor dem Schlafengehen beigebracht, erstreckt sich aber selten weiter als auf das Auswendiglernen ihres Katechismus. An diesen Orten, wie auch an manchen andern, wo es Lehrer giebt, ist es etwas ganz Gewöhnliches, dass die Aeltern ihre Kinder zu einem armen Nachbar schicken, wo ihnen der Katechismus und das Machen gewisser Krähenbeine, was man „Schreiben" nennt, gelehrt werden. Für diesen sogenannten Unterricht empfangen die Lehrer keinen andern Lohn als dann und wann ein kleines Geschenk. Das von ihnen dabei eingehaltene Verfahren besteht darin, dass sie die Aufgabe mit den Kindern ein- oder zweimal mit lauter Stimme wiederholen, und ihre Hauptbeschäftigung darin, dass sie den letzteren Alles was ihnen beliebt zu thun erlauben und sich selbst dabei betheiligen.

„In den Städten, wo es Lehrer giebt, sind selten mehr als eine oder zwei öffentliche Schulen; in grössern Orten vielleicht einige mehr, leider aber alle von ziemlich gleichem Charakter mit den obenbeschriebenen. In diesen Schulen werden nur die Grundlehren des Christenthums, Lesen und Schreiben gelehrt, und diess nicht etwa nach einem gutem Systeme, sondern durchweg auf eine Art und Weise, die wenig besser denn als Possenspiel erscheint. Nachdem der Lehrer die Aufgabe vorgesagt, wird sie von der ganzen Schule gleichzeitig nachgesprochen, wobei es schwer zu sagen ist, wer am lautesten schreit, ob der Lehrer oder die Schüler; dagegen kann man aus dem Lärmen stets die Nähe eines Schulhauses leicht erkennen. Die Lokalitäten dieser Schulen sind im Allgemeinen schlecht und schmutzig, gleichwie es auch die Kleidung der Schüler ist, die oft aus weiter nichts als einem Hemd besteht. In einigen Städten, wie in Masaya, Managua und Chinandega, sind die öffentlichen Schulen ganz überfüllt, und da nun jede nicht mehr als einen einzigen Lehrer hat, so kann dieser auf die einzelen Schüler eine nur sehr oberflächliche Aufmerksamkeit verwenden. In den genannten Städten giebt es auch höhere Schulen, in denen Latein gelehrt wird, und zwar nach der alten Methode, die für den Lehrer ebenso peinlich und mühevoll ist wie für den Schüler und in der Regel keinen weitern Erfolg hat als dass man weiss, Herr X habe so und so viele Jahre diese Sprache studirt. Auch sogenannte philosophische Klassen giebt es noch in den genannten Orten, wo man es in Summa Summarum nicht höher bringt, als dass man einige Paragraphen im Lugdunensis schlecht erlernt und noch schlechter versteht.

„Ausser ihren öffentlichen Schulen haben Granada sowohl als Leon auch eine Universität. Die Leoner ist die älteste und ward bereits im J. 1675 gegründet. Auf diesen Universitäten werden folgende Fächer gelehrt: Lateinische und spanische Grammatik, Philosophie, Civil- und kanonisches Recht und Theologie. Vor Kurzem hat man in Leon noch eine englische und in Granada eine englisch-französische Klasse hinzugefügt. Von Mathematik und verwandten Zweigen wird nichts gelehrt, ja man weiss von ihnen kaum etwas. Die Autorität im Spanischen ist Alemany, im Lateinischen Nebrisa, in der Philosophie Lugdunensis, im Civilrecht Salas, im Kirchenrecht Devoti, in der Theologie Larraga. Die für spanische Grammatik und Latein bestimmte Zeit beträgt dritthalb Jahre, für Philosophie zwei Jahre, für Civil- und Kirchenrecht und für Theologie drei Jahre. Aber Viele haben nicht die nöthige Geduld, die vorgeschriebene Zeit auszuhalten, und überspringen diese verschiedenen Studienzweige, sind aber doch so glücklich, später sich Titel und Würden zu erwerben. Giebt es doch ordinirte Priester, die niemals auch nur den Padre Larraga gelesen haben!

„Um graduirt und bequastet zu werden, ist nicht viel zu wissen nöthig; es ist schon genug, ein Paar allgemeine Ideen zu haben, bei den Professoren gut angeschrieben zu stehen, die Honorare pünktlich bezahlen zu können, oft zu einer guten Tafel einzuladen und recht glänzende Feuerwerke zu veranstalten. Ich habe Fälle erlebt, wo der Candidat nicht mehr als eine einzige Frage gut beantworten konnte und dennoch nach *einstimmigem* Beschluss den Grad, um den er ansuchte, erhielt. Uiberall im Lande wimmelt es von Baccalaureen und Doctoren und es giebt Familien von Reichthum und Einfluss, in denen die Troddel (practisch) erblich ist!

„Die Professuren in den Sprachen und im Civilrecht waren im Jahr 1850 sehr gut besetzt, nur liess freilich der Professor, weil er mit andern Dingen beschäftigt war, in der letztern Wissenschaft seinen Platz durch gewisse Baccalaureen sehr armselig ausfüllen. Uiberhaupt thun die sämmtlichen Professoren gar wenig, hauptsächlich darum, weil ihre Gehalte gar zu niedrig sind, indem sie sellten 200 Dollars jährlich übersteigen. Ihre Vorlesungen werden sehr kurz abgefertigt, da jede selten mehr als eine Stunde einnimmt, und ihre Vorträge werden kaum jemals durch passende Beispiele erlaütert oder eindringlich gemacht.

„Uiber die Universität Granada bin ich nicht gehörig unterrichtet; ohne Zweifel aber steht sie ziemlich auf gleichem Fusse mit Leon, oder wenn ein Vergleich möglich ist, noch etwas tiefer.

„Den Gebrechen im Unterrichtswesen Nicaragua's sind zum grossen Theil die Wirren beizumessen, von denen der Staat heimgesucht worden ist. Der Unterricht in den Schulen entbehrt aller practischen Richtung; die Studien sind alle abstract; und so kommt es, dass Charakterfestigkeit und Freiheit des Blicks, die eine Folge sind der Einsicht in die gegenwärtige Lage und die Beziehungen der Welt, der Kenntniss der modernen Wissenschaften, der Geographie, Chemie, Mineralogie, Mathematik, Mechanik u. s. w., nimmer erreicht werden. Die sogenannten Leute von Erziehung sind daher blosse Geschöpfe der Umstände und augenblicklichen Antriebe, so gut wie der unwissendste Theil des Volkes, und gerade ebenso schwankend in ihren Begriffen. Ihre Bildung genügt gerade, um ihnen die Macht zu geben, Unheil anzustiften, während die wahrhaft umfassende

Tüchtigkeit den Dienst des Steigerades verrichtet. Was man die moralische Wirkung des Unterrichts nennen kann, was beiträgt, den Charakter des Mannes zu bilden und ihm ein tüchtiges Gepräge zu geben, fehlt in dem Unterrichts-System oder vielmehr Nicht-System nicht nur Nicaragua's, sondern aller übrigen spanisch-amerikanischen Staaten.

„Es giebt daher in Nicaragua, bei dem Mangel an Lehrern, Methoden, Büchern, Instrumenten und beinahe allen Lehrelementen, nichts, was im eigentlichen Sinne Erziehung genannt werden kann.*) Ich will damit nicht sagen, dass es im Volke an unentwickelten Talenten und an Lerntrieb fehle; auch nicht, dass an Leuten von wahrer Bildung und guter Erziehung gänzlicher Mangel sei; im Gegentheil, es giebt Viele, die Gelegenheit hatten, unter Privatlehrern sich auszubilden, oder die im Auslande sich vervollkommneten; allein sie verlieren sich in der sie umgebenden Masse von Unwissenheit und Seichtigkeit.

„Ich erwähne noch, dass es in Leon zehn bis zwölf Schulen giebt, von denen einige täglich im Durchschnitt von zweihundert Schülern besucht werden. Der höchste Lehrergehalt ist zehn Dollars monatlich." So weit mein Berichterstatter.

Aber trotz der allgemeinen Mangelhaftigkeit der Bildung und der Mittel zu ihrer Erlangung herrscht doch ein sehr löbliches Streben, sich ihrer Wohlthaten zu versichern. Die Staaten Nicaragua, San Salvador und Costa Rica lassen der Gründung von Schulen aller Grade die reichste Unterstützung angedeihen. Unter der ehemaligen Conföderation, zur Zeit der Herrschaft der Liberalen, wurden die wirksamsten Mittel zur Erziehung des Volkes angewendet. Die Officiere der Armee und die untergeordneten Regierungsbeamten ertheilten, solange sie nicht mit ihren unmittelbaren amtlichen Arbeiten beschäftigt waren, in den Kasernen des Militärs, in den Zollhaüsern und in den Raümen der allgemeinen und der lokalen Gerichtshöfe freien Unterricht, und das Haus der Nationalregierung ward am Ende ihrer Geschäftsstunden zu einer förmlichen höhern Schulanstalt. Aber das gesammte Unterrichtswesen, wie alle andern von den Liberalen ausgegangenen Verbesserungspläne geriethen während der von den Servilen erzeugten Unordnungen ins Stocken und wurden überall und allezeit, wo und wann die Letztern zu Einfluss und Macht gelangten, über den Haufen geworfen. Bei der neuen Aera, die jetzt sich für Centralamerika eröffnet, beansprucht das Erziehungswesen die erste und vorzüglichste Aufmerksam-

*) „Die Bücher, welche gebraucht werden," sagt Herr Crowe, „sind ausser ihrem finstern Inhalt auch durch ihren Umfang geeignet, das fleissigste Kind abzuschrecken. Es sind ihrer vier oder fünf an Zahl, dicke Wälzer, die eine alterthümliche Büchersammlung ausmachen, und so plump und trocken, dass sie auch Erwachsenen allen Muth benehmen müssen. Das erste Buch „*La Cartilla*" enthält das Alphabet, die Gebetsformeln und die kirchlichen Gebote, ohne alle und jede stufenweise Folge. Das zweite heisst „*El Canon*," das dritte „*El Catecismo*" und das vierte „*El Ramillete*" (der Blumenstrauss). Alle diese Bücher, die viel grösser als das erste sind, enthalten theologische Definitionen, Sammlungen von Lehren, Glaubenssätzen, heiligen Legenden und Gebetsformulare an die Jungfrau und die Heiligen. Durch jedes dieser Bücher muss der unglückliche Schüler von Anfang bis zu Ende sich hindurcharbeiten; und seine Abneigung dagegen ist so gross und seine Freude, wenn er eines dieser Hindernisse seines Fortschritts überwunden hat, so gross, dass das Ereigniss in der Familie durch ein förmliches Fest gefeiert wird." *Gospel in Central America*, p. 287.

keit der respectiven Staaten und sie wird ihm ohne Zweifel auch zu Theil werden. Aber es kann nichts Nützliches und Wohlthätiges geschehen, solange man nicht die alten Lehrsysteme, die alten Autoritäten und Bücher vollständig aufgiebt und andere an ihre Stelle setzt, die der Zeit und dem Stande der allgemeinen Bildung unter den civilisirten Nationen angemessen sind. Wenn Glaubensbekenntnisse und Katechismen noch erforderlich sind, so bediene man sich ihrer wann und wo es sich geziemt; einen Theil der Erziehung bilden sie nicht und sie sind in ihren Einflüssen auf das jugendliche Gemüth erkältend und einengend. Je eher diese Thatsache in Centralamerika nicht nur erkannt, sondern auch darnach gehandelt wird, desto besser für sein Volk.

Fünfzehntes Kapitel.

Besuch der Hauptstadt Managua — Gesetzgebende Versammlung; Mittel, eine beschlussfähige Zahl zusammenzubringen — Botschaft der Regierung — Ratification des Vertrags mit den Vereinigten Staaten — Antiquitäten — Der See Nihapa — Huertas — Scheiderücken — Spuren vulkanischer Thätigkeit — Ein Viehhof — Weite Aussicht — Erloschner Krater — Alte Malereien an den Felsen — Die symbolische gefiederte Schlange — Ein natürlicher Tempel — Aberglaube der Indianer — Der Salzsee — *Laguna de las Lavadoras* — Ein Eilbote — Das Ufer des Managua-Sees — Uralte Art des Fischfangs — Alte Schnitzelei — Bevölkerung von Managua — Fruchtbarkeit des umliegenden Landes — Kaffee — Bewohner — Besuch des Rio Tipitapa — Sonnenaufgang am See — Heisse Quellen — Ausfluss des Sees — Schlamm und Alligators — Trocknes Flussbett — Der Ort Tipitapa — Ein grämlicher Wirth — Salto de Tipitapa — Abermals heisse Quellen — Steinerne Brücke — Ansicht des Landes — Nicaragua- oder Brasilienholz — Viehgehöft Pasquiel — Practischer Communismus — Der Matapalo oder Baumtödter — Landungsplatz und Aestuarium von Pasquiel oder Panoloya — Rückkehr — Tiefe des Managua-Sees — Verbindung zwischen den beiden Seen — Herrschende irrige Ansichten.

Obgleich Leon factisch der Sitz der nicaraguanischen Regierung ist, so bestimmten doch die Urheber der gegenwärtigen Constitution des Staates im Hinblick auf die zwischen den Städten Granada und Leon bestehende Eifersucht und Nebenbuhlerschaft und um die gesetzgebende Versammlung vor dem allzumächtigen Einflusse des letztern Orts frei zu erhalten, die Stadt Managua zu deren Zusammenkunftsorte. Die Wahl war in vielen Beziehungen eine glückliche, da Managua theils eine centrale Lage hat, theils seine Einwohner sich durch ihre Liebe zu „Gesetz und Ordnung,“ wie durch ihre Achtung vor der constituirten Regierung auszeichnen.

Die Aufgabe, die Mitglieder der Versammlung, die ein Haus der Deputirten und einen Senat in sich begreift, zusammenzubringen, ist keine leichte. Die Reize Managua's sind nicht gross; die tägliche Auslöhnung beträgt nur anderthalb Dollars und die Lage der Staatskasse ist so unsicher und schwankend, dass selbst die Zahlung dieser kleinen Summe nicht immer gewiss ist. Dazu fehlt es an den meisten jener Vortheilchen und Anreizungen zum patriotischen Eifer, die unsere Bürger so gierig nach einem Sitze im Nationalcongresse machen. Um daher die verfassungsmässige, zur Vornahme der Geschäfte nöthige Mitgliederzahl zusammenzubrin-

gen, ist es in der Regel nothwendig, zuvor öffentlich bekanntzugeben, dass gegenwärtig eine genügende Summe zur Auszahlung an die Mitglieder im Staatsschatze wirklich bereit liegt und eigens zu diesem Behufe reservirt werden soll. Aber selbst dieses Mittel reicht nicht immer aus und die Regierung ist zu mehren Malen in Ermangelung einer beschlussfähigen Mitgliederzahl zu völligem Stillstand gekommen. Ein derartiger Fall kam einmal während der Verwaltung des Generals Guerrero vor, der sich eine ganze Woche lang von seinen Cabinetsbeamten umgeben in Managua befand, aber ganz unfähig war einen Schritt zu thun. In der Versammlung fehlten zwei Mitglieder an der verfassungsmässigen Zahl und zwar gerade diejenigen Deputirten, welche die Stadt Leon gewählt hatte. Es waren diese der Licenciado Z* und der Doctor med. J*, angesehene Männer des Landes, die aber aus verschiedenen Gründen damals nicht wünschten, sich mit den Massregeln der allgemeinen Politik, die vor die Kammern gebracht werden sollten, zu befassen. Der Staatsdirector schrieb an sie, stellte ihnen die Lage der Versammlung vor und bat sie um ihr sofortiges Erscheinen. Der Licentiat entschuldigte sich mit Krankheit und der Arzt damit, dass er kein Pferd und kein Geld zur Bestreitung der Auslagen hätte. Aber sie hatten sich in ihrem Mann geirrt: wenige Minuten nach Empfang ihrer Antworten hatte der General zwei Officiere der Nationalgarde nach Leon entsendet und am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch erhielt der Licentiat eine höfliche Aufwartung von einem der Beiden in Begleitung eines Zugs Soldaten und die Mittheilung, dass unten an der Thür ein Ochsenfuhrwerk mit einem guten Strohbett stände, auf das ihn die Soldaten sorgfältig hinaufheben sollten und wo er den Militärarzt finden würde, der den Auftrag hätte, für alle seine Bedürfnisse auf seiner Reise nach Managua zu sorgen. Der Licentiat wollte Vorstellungen machen, aber der Officier sah nach seiner Uhr und bemerkte ganz ruhig, dass genau in drei Minuten der Wagen abführe und der Licentiat lebendig oder todt mit fortmüsste. Dem Doctor J* ward in gleicher Weise aufgewartet und gesagt, der Staatsdirector hätte sein eignes Pferd zu seiner Benutzung hergesandt, nebst vier Realen (einen halben Dollar) zur Bestreitung seiner Auslagen, und man gäbe ihm fünf Minuten Zeit, um sich zur Reise fertig zu machen. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass der Licentiat mit einem Male geheilt war und dass er und der Doctor die beschlussfähige Zahl in Managua gebührend vollmachten. Sie erzählen beide das Geschichtchen jetzt als aüsserst lustige Anekdote, der General versichert aber, dass in dem Augenblicke, wo sie auf ihren Sitzen erschienen, ihr Benehmen und ihre Stimmung keineswegs engelgleich gewesen wären.

Die gesetzgebende Versammlung war für den 15. September (1849) zusammenberufen worden, um über den soeben mit den Vereinigten Staaten verhandelten Vertrag und über den Kanal-Contract, den man mit einigen amerikanischen Bürgern unter der bedingten Garantie ihrer Regierung eingegangen war, Beschluss zu fassen. Bei der Natur der vor die Versammlung zu bringenden Gegenstände waren die Erwartungen des Volks sehr hoch gespannt und man war der Meinung, dass die verfassungsmäse sige Zahl zur gesetzten Zeit zusammenkommen würde, ohne dass man gezwungen wäre, zu ausserordentlichen Massregeln zu ihrer Erlangung sein-Zuflucht zu nehmen. Indessen empfingen wir doch erst am 19ten die officielle Nachricht, dass die Kammern beisammen wären, und wir verloren

nunmehr keinen Augenblick, nach Managua zu reisen, wo Don Pedro Blanco lange zuvor Befehl erhalten hatte, ein Haus zu unsrer Aufnahme einzurichten und wirksame Massregeln zur Ausrottung der „*pulgas*“ (Flöhe) zu treffen. Wir verliessen Leon an einem Nachmittage und erreichten Managua am nächsten Tage im Laufe des Vormittags. Don Pedro hatte ein Haus, das eine Strassenecke dem seinigen gegenüber einnahm, neu ausgeweisst und in Erwartung unsrer Ankunft zwei Diener darin einquartiert, so dass wir uns sogleich recht behaglich und wohnlich fühlten.

Die Adresse oder Botschaft des Directors war am Morgen unsrer Ankunft den beiden vereinigten Haüsern überreicht worden uud Alles in der Versammlung ging seinen ruhigen, friedlichen Gang. Sie ward dem Brauche gemäss den beiden Haüsern zusammen persönlich überbracht und von dem Präsidenten des Senats beantwortet. Die nachfolgenden Stellen sowohl aus der Adresse als aus der Antwort werden aus schon angeführten Gründen von Interesse sein. Der Director Señor Ramirez sagte:

„Ich empfinde die lebhaftesten Gefühle der Freude, die Vertreter des nicaraguanischen Volkes wiederum versammelt vor mir zu sehen, nach dem schrecklichen Sturme, der über das Land dahingebraust ist und der nicht nur seine Freiheiten zu untergraben, sondern selbst seine Existenz als civilisirte Nation zu vernichten drohte. Dieser Zeit der Verwirrung und Angst sind strahlendere Tage gefolgt und wir erfreuen uns von Neuem der unaussprechlichen Segnungen des Friedens. Beim Hinblick auf dieses glückliche Ergebniss muss Ihre Genugthuung, Bürger Repräsentanten, gleich sein der meinigen, und ich bin gewiss, dass die Wünsche für Nicaragua's künftiges Glück und Wohlsein, die meine Brust schwellen und denen Ausdruck zu geben Worte zu schwach sind, auch Ihre Herzen beseelen.

„Wir sind ohne Zweifel bei einem entscheidenden Wendepunkte unsrer nationalen Laufbahn angelangt. Nach heldenmüthig ertragenen Leiden ohne Gleichen hat unser Land sich aus dem Staube erhoben, in den es vieljährige Bürgerkriege und der Menschen wilde Leidenschaften geworfen hatten. Aber diese Leiden sind nur vorübergegangen, um andern Platz zu machen, die kaum weniger beklagenswerth und eine Folge fremder Ansprüche und Angriffe sind. Hiernach erheischt es nicht weniger unsere klar vorliegende Pflicht als unsre blosse Sicherheit, dass wir um die Dazwischenkunft eines mächtigen und uns freundlichgesinnten Volkes bitten. Wird dessen Hand uns edelmüthig dargereicht, dann können wir lachen ob der Ränke und der unschädlichen Bosheit der Feinde der Gesellschaft und Staatsordnung, die wir in unsrer Mitte haben. Dann können wir mit wohlbegründeter Hoffnung auf eine herrliche Zukunft hinausblicken. Dann können wir unsre Kräfte der Entwicklung unsrer fast unerschöpflichen Hilfsquellen widmen, der Förderung des Handels und Gewerbfleisses, der Neubelebung des Unterrichts, der Verbesserung unsrer Strassen und schiffbaren Seen und Flüsse — kurz allen jenen grossen und nützlichen Gegenständen, denen keine Regierung anders als wenn sie im Frieden mit der Welt und frei von fremder Einmischung und Belästigung ist, mit Erfolg ihre Thätigkeit zuwenden kann.

„An dieser Hilfe aus der Noth brauchen wir nicht zu verzweifeln.

Wohl können wir genöthigt sein, noch manche Opfer zu bringen; aber sie muss erscheinen mit der glücklichen Ausführung jenes grossartigen Unternehmens, der Verbindung der beiden grossen Oceane, die jetzt die höchste Aufmerksamkeit der Handelswelt in Anspruch nimmt, — ein Unternehmen, das nicht nur unermessliche Folgen für den Handel in sich trägt, sondern auch in den politischen und moralischen Beziehungen aller Länder des Erdkreises eine gänzliche Wandelung bewirken muss; das grösste Werk nicht unsrer Zeit allein, sondern aller Zeiten.

„Als einen directen und wesentlichen Schritt zur Durchführung dieses grossartigen Werks mit seiner langen Kette von für unsere Unabhängigkeit und Wohlfahrt so bedeutsamen Folgen habe ich die Ehre, Ihnen einen Bündniss-, Freundschafts-, Handels- und Schutzvertrag, verhandelt mit dem Ehrenwerthen Bevollmächtigten der grossen und erleuchteten Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie einen zwischen dem Agenten einer amerikanischen Compagnie und hiesiger Regierung abgeschlossenen Contract zur Eröffnung eines Schiffskanals zu unterbreiten — über welche beide Sie der Constitution gemäss Beschluss zu fassen haben werden.“

Der Präsident des Senats, Don Toribio Teran, erwiederte diese Adresse mit einer langen Rede, deren Hauptinhalt aus folgenden Stellen ersichtlich werden wird:

„Señor! Diese Versammlung ist von dem ernstesten Wunsche beseelt, mit der Executivgewalt in Allem, was die Interessen oder den Ruhm des Staats fördert, zusammenzuwirken, und sie flehet den Himmel an, dass er sie bei Erfüllung ihrer schwierigen Pflichten erleuchte und leite. Sie will, dass ich Ihnen Glück wünsche zu der Weisheit und Festigkeit, mit denen Sie den verantwortlichen Pflichten Ihrer Stellung während der jüngsten Unruhen nachgekommen sind, und welche den Staat von den Schrecknissen, die am politischen Horizonte drohten, errettet haben. Sie wünscht Ihnen ferner Glück zu der Würde und dem Geschick, mit denen Sie die auswärtigen Verhältnisse des Landes geleitet und die es in der Achtung bei andern und mächtigern Nationen erhoben und ihm deren Theilnahme und Vertrauen erworben haben.

„Die Anstrengungen und Opfer des Staats zur Erhaltung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung sind zwar gross, aber doch glücklich und erfolgreich gewesen; die Hydra der Anarchie ist zermalmt und was die innern Verhältnisse unsers Landes anlangt, so blicken wir einer friedlichen Zukunft und einer raschen und stetigen Entwicklung entgegen. In Betreff der fremden Ansprüche und Angriffe auf unser Gebiet, mit denen wir heimgesucht worden und die gegenwärtig die einzigen Quellen der Besorgniss für den Staat sind, wollen wir auf die baldige Dazwischenkunft jener Nation hoffen, die wir stets gewohnt gewesen sind als unser Muster zu betrachten, — jener mächtigen, erleuchteten Nation, die von Natur zum Schutze unsers Gebiets berufen ist, gemäss dem grossen und preiswürdigen Grundsatze, der vor Allem laut zu verkündigen ist und in jedem amerikanischen Herzen eine Antwort findet, nämlich dass „„der ame-

rikanische Continent den Amerikanern gehört und den republikanischen Institutionen geweiht ist." "

Es wird nicht ungehörig sein, hier hinzuzufügen, dass sowohl der Vertrag als der Contract einstimmig genehmigt wurden, sobald sie die von der Constitution vorgeschriebenen Formen passirt hatten, — ein Beweis von dem Vertrauen und der Freundschaft des Volks und der Regierung von Nicaragua, die wir als Amerikaner nimmer vergessen dürfen. Die Kunde von dem Ausgange der Sache ward allerwegen mit ausserordentlichen Beweisen von Genugthuung und Freude empfangen, und es ist aufs Ernstlichste zu wünschen, dass die Hoffnungen, die er erzeugt hat, nicht in Folge der falschen Politik unsrer Regierung oder der Wortbrüchigkeit der Compagnien, die selbst ihre blosse Existenz dem nicaraguanischen Edelmuthe zu verdanken haben, der Verzweiflung Raum geben und dass nicht Achtung in Verachtung, Freundschaft in Hass sich wandeln möge.

Ich hatte in Leon viel von alten Denkmälern in der Nähe von Managua gehört, insbesondere von einem alten, im festen Fels ausgehauenen indianischen Tempel am Ufer eines kleinen Sees inmitten der Hügel im Rücken der Stadt. Ich erfuhr jetzt, dass der See Nihapa heisse und dass an den ihn umgebenden Felsen eine Menge Figuren in rother Farbe ausgeführt seien, von deren Ursprunge man nichts wusste, die aber als sehr alt, aus der Zeit vor der Conquista datirend dargestellt wurden. So brachen wir, nachdem wir uns mittlerweile einen Führer verschafft, am nächsten Morgen nach dem genannten See auf. Der Weg führte eine Legua weit durch ein schönes ebenes Land, mit prachtvoller Waldung bestanden und durch offne angebaute Stellen unterbrochen, welche die „*hatos*" und „*huertas*" (kleine Pflanzungen und Gemüsefelder) der Einwohner Managua's waren. Fast jede derselben hatte eine kleine Rohrhütte, die malerisch inmitten einer Gruppe von Palmen oder Obstbaümen lag und zu welcher breite, von Pisanggebüsch überwölbte Wege führten. Hier wohnen die Besitzer, sooft sie der Stadt müde sind. Wir kamen bei Hunderten von indianischen Arbeitern vorüber, alle versorgt mit Tortilla und einem Stück Käse in einem über die eine Schulter geworfenen kleinen Netzwerksacke, die Beinkleider bis an die Schenkel aufgestreift und in der rechten Hand oder in der Höhlung des linken Arms den ewigen Machete tragend, diesen beständigen Begleiter jedes Arbeiters, den er als Axt beim Ausroden des Waldes, als Spaten beim Graben, als Messer bei seiner Mahlzeit und als Waffe im Falle eines Angriffs gebraucht. Nachdem wir das flache Land in der Nähe der Stadt passirt, gelangten wir zum Fusse der Hügel, die zwischen dem See und dem Meere sich hinziehen. Hier begegneten unserm Blicke bei jedem Schritte Spuren vulkanischer Thätigkeit und der Weg ward rauh und wand sich zwischen zerklüfteten Felsen und über breite Lavabetten hin. Die letztern liefen am Hange des Bergrückens herab, zum Beweise, dass ehedem hier irgendwo über uns ein Krater existirt hatte, der jetzt vom dichten Walde verdeckt war. Indess müssen die Ausbrüche vor vielen Jahrhunderten stattgefunden haben, da die Lava an der Oberfläche verwittert war und einen üppigen Boden für Reben, Gebüsch und Baüme darbot. In Folge dieses reichen Wuchses war es uns, obgleich wir wussten, dass wir schon hoch gestiegen waren, ganz unmöglich, über die immergrünen Bögen hinauszusehen, die über uns sich

wölbten und die vergebens die Sonnenstrahlen zu durchdringen suchten. Der Aufweg war steil und wir rückten nur langsam vorwärts, — so langsam, dass ein Trupp aufgebrachter Affen, die unter Grimassen und heftigen Drohungen von Ast zu Ast sich schwangen, im Stande war, Schritt mit uns zu halten. Wir feuerten unsere Pistolen auf sie ab und versetzten sie dadurch in eine Aufregung und Wuth, die der aufschaümenden Leidenschaft des Menschen beschämend ähnlich sah. Ich habe es haüfig beobachtet, dass diese ergötzlichen Waldbürger durch die Gegenwart von Weissen belästigt zu werden scheinen und bei ihrem Nahen in Zorn gerathen und keifen, während die braunfarbigen Eingebornen des Landes vorübergehen können, wenn auch nicht ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen, so doch wenigstens ohne ihren Ingrimm zu erwecken.

In einer Entfernung von etwa dritthalb Leguas von Managua erreichten wir, wie es uns erschien, eine breite, gebrochene Hochebene, den Kamm des zwischen dem See und dem Meere sich erstreckenden Scheidegebirgs. Wir waren nicht weit gekommen, als wir einen hohen konischen Hügel entdeckten, der aus Schlacken und Asche bestand, ganz baumleer war und sich offenbar durch die aus einer vulkanischen Oeffnung in der Nähe ausgeworfenen Materien gebildet hatte. Hier wandte sich unser Führer von unserm Wege rechtsab, machte sich mit seinem Machete Bahn und brachte uns nach wenigen Minuten an den Rand des alten Kraters. Es war ein ungeheurer Schlund, eine volle halbe Meile im Durchmesser und von steilen schwarzen und zerrissenen Felsmauern eingeschlossen. Im Grunde lag regungslos und gelb, gleich einer polirten Messingplatte, der See Nihapa*). Die Kraterwand war auf der Seite wo wir standen höher als an jedem andern Punkte, und es schwindelte Einem fast, wenn man über den zerrissenen Rand hinweg auf den Höllenpfuhl hinabsah. Auf der andern Seite, versicherte uns unser Führer, ging ein Pfad bis zum Wasser hinab und dort ständen auch der Felsentempel und die *„piedras pintadas“* (bemalten Felsen). So wandten wir uns wieder auf unsern Weg zurück, zogen uns am Fusse des obenerwähnten Schlackenkegels hin und kamen nach einem raschen Ritt von zwanzig Minuten plötzlich und zu unsrer Uiberraschung zu einem Haüflein von Hütten, die zu einer Viehwirthschaft gehörten. Hier eröffnete sich dem Blicke mit einem Male eine fast unbegränzte Aussicht auf Gebirg, See und Wald. Hinter uns thürmte sich, mit einem sanftgrünen Grasmantel überdeckt, der Schlackenkegel auf. Auf der einen Seite gähnte der erloschene Krater mit seinem wellenlosen See auf, auf der andern erhoben sich Lavarücken und wildaufgeschichtete trachytische Felsenblöcke, Eisenmassen gleichend, während vor uns im Vordergrunde die malerischen Rohrhütten der Kuhhirten unter schlanken Palmen und den breiten durchsichtigen Blättern des Pisangs ganz vergraben standen. Aber über alles Dieses hinaus — jenseits der Bergabhänge und wellenförmigen Hügel, welche von ewiggrünen Wäldern überdeckt waren, aus denen, weissen und rosigen, in einem grünen Meer sich spiegelnden Schäfchenwölkchen gleich, die Wipfel blüthenprangender Baüme sich erhoben, — jenseits alles Dieses breitete sich, das Licht der Morgensonne von seinem Spiegel zurückblitzend, der Managua-See mit seinen feenhaften Inselein und seinen fernen, traümerischen Gestaden aus.

*) S. Taf. IV. Fig. 30.

Wir liessen unsre Pferde bei den Hütten zurück uud verfolgten einen breiten, wohlbetretenen Fussweg, der zu dem Punkte führte, wo die Wände des erloschenen Kraters am niedrigsten waren. Hier fanden wir einen engen Felsenweg, der nur so weit war, um einen Reiter durchzulassen. Er rührte theilweise von Menschenhand her, wahrscheinlich schon aus der Zeit vor der Eroberung, als nach den Berichten der frühesten Chronisten auch diese Hügel von einem glücklichen und betriebsamen Volke dicht bewohnt waren. Einige hundert Fuss führte der Weg zwischen hohen Felswänden sehr steil hinab. Dann wandte er sich plötzlich und lief an der Aussenseite des Abhangs hin, wo herabgestürzte Steinmassen dem Fusse einen Halt boten und hangende, mit Wein drapirte Baüme die gähnenden Tiefen und gefährlichen Abstürze verbargen, die sonst den kühnen Wandrer mit Schwindel und Grausen erfüllt haben würden. Nahe dem Grunde weitete sich der Weg aus und am Rande des Wassers selbst erreichten wir eine Art Platform, von Felsen eingefasst, wohin das Vieh aus den Haciendas zum Saufen herabkam und wo die Hirten in den Hütten Wasser zu ihrem eignen Bedarfe holten. Hier hatten einige Baüme Wurzel gefasst und boten ein willkommnes Obdach vor den glühenden Strahlen der Sonne dar, denn die kühlen Lüftchen, die an den Seiten der Berge hinflattern, steigen niemals bis auf den Spiegel dieses fast begrabnen Sees hinab.

Die Mauern des alten Kraters fallen überall steil ab und haben an ihrem niedrigsten Punkte wahrscheinlich nicht weniger als 500 Fuss *Höhe*. Die einzige Stelle ausgenommen, wo wir standen, bespülte ringsum der See die Felsenwände, die senkrecht zu unbekannten Tiefen abstürzten. Als wir aufwärts blickten, war es uns, als ob die ziehenden Wolken die Baüme berührten, die, von Weingehängen übersponnen, die hohen Ränder des Abgrunds krönten.

Auf der vertikalen Fläche des Abhangs waren eine grosse Menge Figuren in hellrother Farbe gemalt. Diess waren die *„piedras pintadas“* oder „bemalten Felsen“, von denen wir gehört. Indessen hatte leider ihre freie, ausgesetzte Lage beinahe die ganzen Malereien zerstört; unter denen aber, deren Zeichnung ganz oder doch fast vollkommen erhalten war, trat eine vor allen hervor, die für mich ein besondres Interesse und eine besondre Bedeutung hatte. Auf dem am meisten in die Augen fallenden Theile der Felsenwand, ungefähr 30 bis 40 Fuss über unsern Köpfen, war die Figur einer zusammengerollten, gefiederten Schlange gemalt, von den Indianern *„el sol“* — „die Sonne“ — genannt. Bei den halbcivilisirten Nationen Amerika's südlich von Mejico, wie auch bei vielen Nationen der alten Welt, war die Schlange ein wichtiges religiöses Symbol, in welchem die tiefste Bedeutung verhüllt lag. In vielen Beziehungen traf sie mit der Sonne zusammen oder war das Symbol der höchsten Gottheit der Heiden, unter deren Emblemen die Sonne eines der hervorragendsten war. In der in Rede stehenden Malerei war die gefiederte heilige Schlange der Urbewohner kunstvoll so dargestellt, dass sie beide Symbole in eines vereinigte. Die Figur hatte etwa drei Fuss im Durchmesser*). Uiber derselben, inmitten einiger verworren laufenden Linien von theilweise verwischten Farben war die Gestalt einer menschlichen Hand zu sehen, — der rothen Hand, die Herrn Stephens auf allen seinen Forschungen unter

*) S. Fig. 1. auf dem beiliegenden Stiche.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

No. 1



No. 2



GEMALTE FELSEN BEI MANAGUA.–I.



CEMALTE FELSEN BEI MANACUA.-II.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

den Denkmälern Yucatans verfolgte, wo sie das Symbol der Gottheit *Kab-ul*, des Urhebers des Lebens und des Gottes der schaffenden Hand war*).

Auf einigen Felsen, ein wenig rechts von der Felswand, auf welcher dieses Schlangenbild dargestellt war, befanden sich früher grosse farbige Abbildungen der Sonne und des Mondes nebst vielen Hieroglyphen, wie uns unser Führer sagte. Aber die Felsen, auf denen sie dargestellt waren, wurden während des grossen Erdbebens von 1838 herabgestürzt. Theile von den Figuren konnte man noch jetzt auf einigen der niedergefallenen Felsenstücke entdecken. Ausser diesen Figuren zeigten sich noch Spuren von Hunderten anderer, die indessen zu undeutlich wahrzunehmen waren. Soviel wir ersehen konnten, waren einige darunter von regelmässiger Zeichnung gewesen und aus ihren bezüglichen Proportionen kam ich zu dem Schlusse, dass unter ihnen ein gewisser Zusammenhang bestanden habe. Besonders zog eine meine Aufmerksamkeit auf sich, nicht weniger wegen ihrer Regelmässigkeit, als wegen ihrer Aehnlichkeit mit gewissen Figuren in den gemalten geschichtlichen und rituellen Manuscripten Mejico's. (S. Fig. 2.)

An verschiedenen gesondert liegenden Felsblöcken am Wasser, unter Weingewinde versteckt oder unter Geröll und Humusanhaüfungen nur halb sichtbar, entdeckten wir noch zahlreiche andre Contourfiguren, darunter manche von ausserordentlicher Rohheit, Menschen und Thiere darstellend, nebst vielen Zeichnungen der menschlichen Hand. (Platte II.)

Indem ich mich hart an die Kante der schmalen Felsenplatte oder des Ufers stellte, konnte ich jenseits einer vortretenden Felsensaüle den Eingang zu dem sogenannten ausgehöhlten Tempel der alten Indianer sehen. Ich bemerkte auf den ersten Blick, dass es nichts weiter war als eine natürliche Nische im Felsen; um jedoch der Sache auf den Grund zu kommen, zog ich mich aus und schwamm, nicht ohne einiges Widerstreben, in den Schwefelsee hinaus, um die zwischenliegenden Felsen herum und bis vor die genannte Oeffnung. Wie ich vermuthet, war es eine natürliche Wölbung von etwa 30 Fuss Höhe und 10 bis 15 Fuss Tiefe, die, von dem gegenüberliegenden Abhange aus gesehen, ohne Zweifel den abergläubischen Indianern wie das Portal eines Tempels erschien. Die Malereien, von denen man gesprochen, waren weiter nichts als fleckige Stellen, gefärbt von den Feuern, die einst aus dem tiefen Abgrunde, in welchem jetzt das entgegengesetzte Element traümend schlummert, aufgelodert waren. Unser Führer sagte uns, dass es noch eine Menge andrer Malereien an den Felsenabhängen gäbe, die nur mittelst einer Flösse oder eines Boots erreicht werden könnten. Am nächsten Tage kam M* mit einer Canoa von Managua zurück, die mit grosser Schwierigkeit herabgelangt war und in welcher wir längs dem Ufer des ganzen Sees hinfuhren, ohne indessen etwas Neues oder Interessantes zu entdecken.

*) Die an der Symbolik, wie sie bei den amerikanischen halbcivilisirten Nationen war, oder in ihrer Verbindung mit ihren Religionssystemen ein Interesse nehmen, werden sie zum Theil erlaütert finden in meinem Werke, das den Titel führt: „*The Serpent Symbol and the Worship of the Reciprocal Principles of Nature in America*“, worin dem so weit verbreiteten und doch so räthselhaften Schlangendienste besondre Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Es ist nicht meine Absicht, diese Gegenstände in einem populären Werke wie gegenwärtiges umständlich zu erörtern.

Man sagte uns, dass es Alligators in dem See gäbe; wir sahen aber keinen und sind noch immer entschieden zweifelsüchtig über diesen Punkt, trotzdem dass die Hirten es aufs Bestimmteste behaupteten. Dass er aber reich an Fischen war, konnte uns nicht entgehen, denn sie zogen in grossen Schaaren am Ufer und am Fusse der Felsen hin. Ohne Zweifel stand dieser See in alten Zeiten bei den Indianern in hoher Verehrung, denn er wird auch jetzt noch von ihren Abkömmlingen mit einer gewissen aberglaübischen Furcht betrachtet. Unser Führer erzählte uns von bösen Geistern, die in seinen Tiefen hausten und rachgierig die Schwimmer, die sich auf seine düstern Wässer hinauswagten, hinabzögen. Es war nicht schwer, sich zu denken, dass hier die alten Götzenverehrer ihren Berggöttern, den Gottheiten, die den innern Feuern der Erde vorstanden oder über die Gewässer herrschten, ihre Opfer dargebracht hatten. Dieser halbeingesargte See mit keiner wahrnehmbaren Oeffnung, zwischen geschmolzenen Felsen auf dem Scheitel eines Bergs gelegen und mit aller seiner Zuthat an Grausigem und Geheimnissvollem war wohl geeignet, die aberglaübische Furcht und den heiligen Schauer eines Volks zu erwecken, das sich vor allen andern durch eine düstre Phantasie auszeichnete und alle Geschöpfe derselben mit Zügen des Schreckens und der finstern Strenge umkleidete, — Geschöpfe, deren erste Eigenschaft die Rache war und deren angenehmste Opfer zuckende, aus der Brust der Menschenopfer gerissene Herzen waren.

Es war Mittag vorüber, als wir mit unsern Nachforschungen am See zu Ende waren und wir müde, erhitzt und hungrig nach den Hütten der Hirten zurückkehrten. Die Frauen — diese Gebenedeiten der Erde! — knüpften für uns Hängematten im Schatten auf, in denen wir uns im schwelgerischen Genusse der prachtvollen Aussicht wiegten, während sie gebranntes Korn zu einer allezeit willkommnen Tasse *tiste* mahlten. Und wenn sie auch, als wir von ihnen schieden, zehnmal so viel dafür forderten als sie von ihren Landsleuten verlangt haben würden, so kamen sie doch unsern Wünschen und Bedürfnissen so munter und freundlich nach, dass wir die Zahlung mit einem ebenso herzigen „mil gracias" besiegelten, als ob es eine freie Gabe gewesen wäre.

Unser Führer brachte uns auf einem andern Wege zurück, um uns den „Salzsee", wie er ihn nannte, zu zeigen. Es war kein erloschner Krater wie der See Nihapa, sondern eine jener merkwürdigen trichterförmigen Vertiefungen, die in vulkanischen Ländern so haüfig sind und durch das Einsinken der Erde entstanden zu sein scheinen. Es war ein schauerlicher Ort mit einem grünlichgelben Pfuhle im Grunde, dessen Wasser nach der Aussage unsers Führers salzig und bitter war. Die Abhänge waren steil und mit einem Gewirr von Wein und Gestrüpp bedeckt, und wir machten keinen Versuch, sie hinabzusteigen.

Es giebt in der Nähe Managua's noch andre Seen mit wohlklingenden indianischen Namen, die genau dem Nihapa-See gleichen und ihren Ursprung denselben Ursachen verdanken. Einer derselben liegt eine Meile von der Stadt und ist ein Lieblingsplätzchen für die Wäscherinnen. Man gelangt auf zahlreichen Pfaden zu ihm, die zum Theil breit und mit Cactushecken eingefasst sind, zum Theil durch grünes Walddickicht sich winden, wo der fremde Wandrer oft plötzlich auf das scheue indianische Mädchen trifft, deren unbeschuhte Füsse den harten Boden glatt getreten

und deren Hände den wilden Wein zu einem reizenden gewölbten Laubdach gezogen haben. Nur ein einziger Pfad führt zum See hinab, der im Laufe von Jahrhunderten breit und verhältnissmässig bequem gemacht worden ist. Das Ufer des Sees ist von grossen Baümen mit prachtvollem Blätterschmuck umsaümt, unter deren Schatten die Wäscherinnen ihr nimmer endendes Geschäft verrichten. Das Wasser ist kühl und klar und der See gleicht mehr einer ungeheuern Quelle als einem bodenlosen vulkanischen Pfuhl, so gut hat es die Natur verstanden, die Beweise ehemaliger Convulsionen, von Erdbeben zerrissene und von Feuern aus den glühenden Tiefen der Erde geschmolzene Felsen, unter einem Kleide von Baümen, Ranken und Blumen zu verbergen.

Es war spät am Nachmittage, als wir vom Nihapa-See heimkehrten; aber so viel Genuss oder Befriedigung uns auch unser Besuch gewährt hatte, sie verschwanden zu nichts gegen die Freude, die wir empfanden, als wir einen Courier aus Granada antrafen, der uns Briefe und Zeitungen aus den Vereinigten Staaten, freilich um drei Monate später als alle, die wir bis dahin empfangen, überbrachte. Wir vergassen das Essen über der gierigen Hast, zu erfahren, was während der ganzen Zeit, wo wir unter Orangen und Palmen in diesem abgeschlossenen Winkel der Erde vegetirt hatten, aus der grossen Welt draussen geworden war. Die nichtssagenden Nachrichten, die der Bewohner in Gotham, während er über den Morgenzeitungen seinen Kaffee schlürft, mit gleichgiltigem Blicke überspringen würde, waren für uns hochwichtige Dinge und wir lasen jedes Sätzchen jeder Columne mit einer Gewissenhaftigkeit, mit einem Hochgenuss, wovon nur der Reisende in gleicher Lage sich einen richtigen Begriff zu machen vermag. Die Zeitung ist ein Leckerbissen, den in den Vereinigten Staaten der ärmste Tagelöhner sich verschaffen kann, und der Amerikaner würde sich eher seinen Thee und Kaffee versagen als die Freude, am Morgen oder des Abends nach den Mühen des Tages das wenn auch noch so schaale Zeitungsblatt zu überblicken. Wohl vermissten wir gar viele Dinge in Centralamerika, die wir uns gewöhnt hatten als wesentlich zu unserm Behagen und Glücke zu betrachten, am Meisten unter allen aber — die Zeitung. Ihre Stelle ward durch den kleinen „Correo del Istmo" des Padre Pablo, der monatlich zweimal erschien und voller Regierungsdecrete war, sehr dürftig ausgefüllt. Vergebens suchten wir hier nach unsrer täglichen Nahrung, wie wir sie zu Hause hatten, nach den Artikeln: „Neueste und wichtige telegraphische Nachricht!" — „Furchtbarer Unglücksfall!" — „Entsetzliche Explosion und wahrscheinlicher Verlust an Leben!" — und das alles mit fetten Lettern aufgetischt und mit Ausrufungszeichen verschwenderisch gespickt; suchten vergebens nach den furchtbaren Details von Mordthaten, nach den Berichten von Verrath, Verleumdung und Verbrechen, um damit unsere Herzen zu zerreissen; erfuhren nichts von den kämpfenden Ungarn, ob sie frei wären oder gefallen. Kurz, das grossartige Lebensdrama mit seinen wechselnden Scenen und überraschenden Lösungen war, insoweit wir dabei betheiligt waren, aufgehoben gewesen, — die Welt war immer vorwärtsgegangen und es schien, als ob nur wir allein zurückgeblieben wären, zwar lebend, aber doch practisch todt und vergessen. Kein Roman mit all seinen Verschürzungen und stark gefärbten Episoden, in denen Phantasie und Erfindungskraft sich erschöpft hätten, könnte sich an Interesse mit den Spalten die-

ser Zeitungen zusammenstellen, die nach dem dumpfigen Schiffe und nach dem Tabak des Courier-Felleisens rochen und die wir jetzt schweigend, beim Lichte eines tropischen Abends, uns langsam in unsern Hängematten schwingend, unter dem Corridor von Don Pedro Blanco's Hause, an den Gestaden des Managua-Sees hastig durchlasen!

Gegen Abend schlendern alle Frauen Managua's unter dem plausibeln Vorwande, ihre Wasserkrüge zu füllen, nach dem Strande des Sees hinab; und da es zum Lesen zu dunkel geworden, so folgten wir der Menge nach und gingen, von einem Nachzug meist nackter Buben begleitet, ebenfalls nach dem Strande hinab, der von Hunderten lustiger Gruppen belebt war, — hier von jungen Burschen, die ihre Pferde draussen in der Brandung schwemmten, hier von Mädchen, die ihre Krüge mit klarem Wasser füllten. An einer Stelle waren Gebüsche im See gleich Fischhältern angepflanzt, zwischen denen Weiber mit kleinen Fischnetzen standen, womit sie Myriaden Silberfischchen von der Grösse einer grossen Nadel bis zu der einer Krabbe heraufzogen, die sie in kesselförmig im Sande ausgehöhlte Löcher warfen, wo sie sich im Abendlichte in ihren Todeszuckungen gleich einer wallenden Masse geschmolzenen Silbers ausnahmen. Diese Fischchen heissen bei den Eingebornen *sardinas*, werden in Omelets gebraten und bilden ein gar köstliches Gericht, das ich niemals, sooft ich Managua besuchte, zu bestellen verfehlte. Schon die allerfrühesten Reisenden in Nicaragua gedenken dieses eigenthümlichen Fischfangs, wie er damals von den Urbewohnern getrieben ward, und er ist bis zur gegenwärtigen Stunde *unverändert* geblieben.

Als wir durch eine Seitengasse nach unsrer Wohnung zurückkehrten, bemerkten wir in der offenstehenden Thür einer gemeinen Rohrhütte etwas, was wir erst für ein grosses Gemälde hielten, was sich aber bei näherer Besichtigung als eine Holzschnitzerei auswies*). Es stellte in Hautrelief einen berittenen Cavalier fast in Lebensgrösse dar, nach der Weise des 15. Jahrhunderts gekleidet und bewaffnet, und in der einen Hand ein Kreuz, in der andern ein Schwert haltend. Wir waren überrascht von dem Geiste und der Ausführung des Schnitzwerks, das eine ganze Seite der Hütte einnahm und, wie man uns sagte, eine Abbildung des Eroberers von Mejico, Hernando Cortez, sein sollte. Die Leute, in deren Besitze es eben sich befand, wussten weiter nichts von ihm zu sagen als dass es seit mehr als 70 Jahren in den Händen ihrer Familie gewesen wäre. Ich erkundigte mich nachher bei den „*sabios*" oder Weisen Managua's nach der Figur, konnte aber von ihnen keine weitere Belehrung erhalten als dass es sehr alt sei und nach der Tradition den Cortez vorstellen solle. Don Pedro Blanco und einige Andere vermutheten, es hätte Santiago (den heil. Jacob), Managua's Schutzheiligen, vorstellen sollen, brachten aber keinen rechten Grund für diese Ansicht vor. Dass es sehr alt sei, leuchtet aus einer Menge von Umständen ein und aus keinem mehr als den jetzt halbverwischten Malereien, die das Feld um die Figur herum ausfüllen. Diese stimmen in der Art der Ausführung ganz und gar mit den Malereien überein, die von den Indianern aus der Zeit unmittelbar nach der Eroberung und nach ihrer ersten Bekanntschaft mit den Weissen herrühren. Sie stellen Landungen dar und Schlachten zwischen berittenen, bebärteten

*) S. auf Taf. V. Fig. 31.

weissen Männern und nach ihrer ursprünglichen Weise bewaffneten nackten Indianern. Auch Hunde sind abgebildet als Theilnehmer an diesen Kämpfen, — stumme Zeugen jener Grausamkeiten, die überall die spanischen Waffen in Amerika begleiteten und gegen welche aller Glanz der Grossthaten eines Cortez, Alvarado, Cordova oder Pizarro den unparteiischen Geschichtschreiber nimmermehr blind machen kann. Trotz der Volkstradition bin ich geneigt, die Figur für eine Darstellung nicht des Cortez, sondern des Cordova, des Eroberers von Nicaragua, oder dessen ersten Gouverneurs, Don Pedro Arias de Avila, anzusehen; oder vielleicht jenes kühnen Contreras, der auf den ungeheuern Plan ausging, ganz Amerika von der spanischen Krone loszureissen.

Von den Indianern sind zu verschiedenen Zeiten eine Anzahl Götzenbilder von Momotombita und andern Orten nach Managua gebracht und an den Strassenecken aufgestellt worden. Sie sind indessen sammt und sonders klein und dergestalt verunstaltet, dass sie nur wenig Interesse darbieten. Eines aber fesselte meine Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade. Es steht an der Ecke eines Hauses, das auf den kleinen Platz San Juan gerichtet ist, ragt etwa vier Fuss über den Boden hervor und steckt wahrscheinlich zwei bis drei Fuss in demselben. Das Material ist, wie bei allen andern, die man aus Momotombita erhalten, schwarzer Basalt*).

Die Stadt Managua zählt gegenwärtig etwa zehn- bis zwölftausend Einwohner, die das allereinfachste Leben führen, indem sie blos so viel fabriciren, um ihren beschränkten Bedürfnissen zu genügen, und nur wenig Handel treiben. Das Land ringsum ist von grosser Fruchtbarkeit und im Stande, eine bedeutende Bevölkerung zu ernähren. Die Hügelabhänge zwischen dem See und dem Meere sind zum Anbau des Kaffee's gut geeignet und die Qualität desjenigen, der auf den wenigen hier existirenden Pflanzungen erzeugt wird, gilt für vorzüglicher als der Kaffee von Costa Rica, der die nächste Stelle nach dem bessten Mokka einnimmt. Dieser werthvolle Stapelartikel könnte hier in jeglichem Umfange und zu ziemlich geringen Kosten producirt werden; aber der Zustand des Landes und der allgemeine Mangel an Unternehmungsgeist im Volke haben verhindert, dass man diesem wie jedem andern Industriezweige oder jeder andern Quelle des Reichthums Aufmerksamkeit zuwendet. Kein Theil Nicaragua's übertrifft an Lage, Schönheit, gesunder Luft und Productionsfähigkeit den Strich um Managua**), daher meines Bedünkens hier der günstigste Ausgangspunkt für ein Colonisationssystem von den Vereinigten Staaten oder von Europa aus ist.

In alten Zeiten war dieser Landesstrich dicht bevölkert. Nach dem Feldzuge des Cordova ward in Spanien erzählt, Managua sei eine Stadt von „neun Meilen Länge", und dieses Gerücht von seinem Umfange und seiner ungeheuern Bevölkerung gab Oviedo unter Anderm Anlass, das Land

*) S. auf Taf. III. Fig. 32.


**) Kapitän Belcher, der im J. 1838 hier war, sagt von Managua, dass „es bei dem letzten Besuch der Cholera hart mitgenommen ward, indem es bei einer Bevölkerung von 12,000 Seelen 600 verlor. Es ist bemerkenswerth, dass hierunter die Frauen vom 15. bis zum 25. Altersjahre und hauptsächlich Neuverheirathete die überwiegenden Opfer bildeten. Im Allgemeinen gilt dieser Ort als ganz vorzüglich gesund und die Durchschnittszahl der Gestorbenen überschreitet selten ein Procent." — *Voyage round the World*, vol. I. p. 172.

zu besuchen. Er scheint in Betreff seiner Grösse enttaüscht worden zu sein und rügt die in Spanien gemachten Berichte als plumpe Uibertreibungen. Dessenungeachtet fügt er hinzu:

„Es (Managua) ward von Choroteganern bewohnt und war, um die Wahrheit zu sagen, ein schönes und volkreiches Dorf, aber weit entfernt eine Stadt zu bilden, bestand es aus isolirt, beträchtlich weit auseinander stehenden Haüsern. Ehe es durch Krieg zerstört worden war, bedeckte es einen grossen Raum und glich den Dörfern, die zu sehen sind im Thale Alva in Vizcaya, in Galicien, in den Gebirgen und Thälern von Ibarra, wo alle Haüser einander gegenüber stehen und einen ansehnlichen Raum einnehmen. Dieses Dorf Managua zieht sich in einer Linie längs dem See hin; weit entfernt aber, drei Leguas Ausdehnung zu haben, hat es knapp eine. Indessen war es zur Zeit seiner Blüthe der schönste Ort der Provinz und zählte 40,000 *Einwohner, darunter* 10,000 *Bogenschützen oder Schleuderer. Aber als ich es sechs Jahre nach der Eroberung besuchte, war es der vollständigst verlassene und verödete Ort der Statthalterschaft. Gegenwärtig besitzt es* 10,000 *Seelen, darunter* 600 *Bogenschützen. Auf der entgegengesetzten Seite des Sees liegt die Domäne des Kaziken, Tipitapa, die einen Umfang von sechs Leguas und* 6000 *Einwohner hat, worunter* 800 *Bogenschützen.*

„Zum Schlusse: Was ich von Denen gehört, die dieses Land seit den Zeiten des Gil Gonzalez Davila bis zu denen des Kapitäns Francisco Hernandez besucht, war selbiges so bevölkert, dass man sagen konnte, es habe förmlich von Menschen gewimmelt. Es ist aber hier nicht der Ort, von der Verwüstung des Landes und von der Niedermetzelung so vieler Indianer zu reden.“

Von Managua aus nahmen wir uns vor, den Rio Tipitapa oder Panaloya zu besuchen, denjenigen Fluss, welcher den Managua- mit dem Nicaragua-See verbindet und der in Folge der in allen speculirenden Betrachtungen über die Eröffnung eines Kanals auf ihn genommenen beständigen Beziehung ein ganz besonderes Interesse erhalten hat. Wir kamen daher mit Victorino, unserm Patron bei der Fahrt nach Momotombita, überein, dass er uns zu Wasser nach dem Ausflusse des Sees bringen sollte, eine Entfernung von 20 bis 25 Meilen. Um unsern Nachforschungen am Tipitapa einen ganzen Tag oder doch den grössern Theil desselben widmen zu können, wiesen wir Victorino an, bereits um 2 Uhr des nächsten Morgens zur Abfahrt bereit zu sein, indem wir zufolge unsrer früher in der Saumseligkeit der Leute hier zu Lande gemachten Erfahrung meinten, er werde doch vermuthlich erst um 4 oder 5 Uhr erscheinen. Aber wie gross war unser Schreck, als er uns im ersten Schlafe weckte (wir waren spät zu Bett gegangen) und uns verkündigte, dass Alles bereit sei! Es war eben $^1/_2$2 Uhr vorüber, und obwohl ich Victorino in Verdacht hatte, dass dieser frühe Abruf einer seiner practischen Spässe sei, so hatten wir ihm doch die Ordre in zu entschiednen Worten gegeben, um einen guten Grund zur Klage wider ihn zu haben. So warfen wir uns denn schweigend ins Zeug und folgten dem Patron nach dem Strande des Sees. Hier fanden


Karte und Sectionen des Tipitapa zwischen dem Managua- und Nicaragua-See.
Von E. G. Squier. 1849.
No 1.
Landgut Pasquiel
Hacienda
Steinerne Brücke
Flecken Tipitapa
Rio Tipitapa
Estero de Panaloya
SECTIONEN
Niveau des Managua Sees
Niveau des Nicaragua Sees
Estero de Panaloya
No 2.
Vulkanische Kette der Marabios auf der Ebne von Leon
Santa Clara
Las Pilas
Momotombo
No 3.
Vergleichende Höhenkarte von Centralamerica.
14000
12000
10000
8000
6000
4000
2000
GUATEMALA
Stadt Guatemala
Plateau von Quezaltenango
Tafelland von Guatemala
Cockscomb Belize
Meeresspiegel
SAN SALVADOR
NICARAGUA
COSTA RICA
Cartago 11480
Stadt Cartago
Stadt San José
Stadt Heredia
HONDURAS
Plateau von Honduras
Tegucigalpa
Tigre

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wir Alles in Bereitschaft und fuhren zum ersten Male zur festgesetzten Stunde ab.

Als ich durch den Corridor ging, hatte ich eine wollne Bettdecke aufgerafft, mit der unbestimmten Idee, im Boote ein Schläfchen zu machen; in diese wickelte ich mich, nachdem wir abgestossen, behaglich ein und legte mich zum Schlafen nieder. Leider aber wimmelte die Decke dergestalt von Flöhen, dass aller Schlaf von mir wich und ich die ganze übrige Nacht aufs Aergste mit ihnen zu schaffen hatte. Die Leute ruderten schweigend und das Wasser des Sees sah bei dem düstern Himmel schwarz und abschreckend aus. Es war mir daher ein wahrer Trost, als ich den Osten sich färben sah. Zuerst enthüllte ein mattes Licht die Umrisse der wilden zerrissenen Gebirge von Chontales und Segovia, worauf eine gelbe, dann eine rosige Färbung folgte, aber so schwach und zart, dass man sie für ein blosses Spiel der Phantasie hätte halten können; dann nahm sie einen tiefern Ton an und die Wolken, an den Rändern glühend, höher hinauf purpurn gefärbt, enthüllten ihre reichen, tiefen Massen über dem Saume des Horizonts, während der See aus seinem zitternden Schoosse das Strahlen des Himmels flinkernd zurückwarf. Und heller und heller färbte sich der Horizont und bis zur Mitte des Himmels schossen die Strahlen herauf und entflammten die Scheitel der Vulkane, bis endlich die Gebieterin Sonne über den Horizont sich hob und nun in ihrer ganzen Fülle die königlichgeschmückte Erde beleuchtete, deren Smaragdgewand von Thautropfen funkelte und von Blumen gleich Edelsteinen prangte.

Unsere Leute hatten sich tüchtig dazugehalten, so dass wir uns bei Sonnenaufgang nur noch 6 bis 8 Meilen vom Ausfluss befanden, in der Entfernung einer halben Meile von einem flachen, dichtbewaldeten Ufer hinfahrend. Ich warf einen Bootshaken über Bord und fand hier das Wasser weniger als einen Faden tief und den Grund weich und schlammig. An verschiednen Stellen beobachtete ich ein leichtes Brudeln auf der Oberfläche des Sees und einen starken Geruch von schwefeligen oder mephitischen Gasen, und wieder an andern Stellen stiegen kleine Dampfsaülen auf, die das Dasein heisser Quellen auf dem Grunde verriethen.

Wir gelangten endlich zu einer Stelle, die wie eine enge Bucht des Sees erschien und sich zwischen zwei seichten, mit Ried bedeckten und von Kranichen und andern Wasservögeln belebten Sandbänken hinzog. Das Boot ward hineingesteuert, sie war aber so untief, dass bei jedem Ruderschlage der Schlamm zur Oberfläche heraufkam. Beim Sondiren fand ich nur zwei bis drei Fuss Wasser und von ziemlich gleicher Tiefe einen weichen grauen Schlamm — die Behausung zahlreicher Alligators. Wir fuhren dieses Aestuarium gegen drei- bis vierhundert Ellen hinauf, wobei das Wasser mit jedem Augenblicke seichter ward, dergestalt, dass wir endlich in dem stinkenden Schlamme stecken blieben. Die Leute sprangen über Bord und versanken sogleich bis an die Achselgruben im Schlamme. Sie zogen uns dessenungeachtet näher am Ufer noch eine Strecke fort und als das Boot nicht weiter zu bewegen war, stiegen wir auf ihre Schultern und wurden so ans Land gebracht. Das Ufer war niedrig, aber kiesig und mit Gras und Gebüsch bedeckt. Zu unsern Füssen floss ein klares Strömlein warmen Wassers und von Zeit zu Zeit stiegen rings um uns Dampfsaülen aus heissen Quellen auf. Als wir ein Stück weiter gingen nach einer Stelle, die wie eine Bank aussah und mit Baümen bewachsen war,

entdeckten wir zum ersten Male, dass das Aestuarium sich in einem breiten und felsigen aber seichten Kanale hinzog, der vor Alters das Bett des die beiden Seen verbindenden Flusses gewesen war. Es floss jetzt kein Wasser darin, wiewohl hier und da in den Vertiefungen des Felsens Tümpel standen, die theils von Quellwasser theils vom Regen gespeist wurden. In dem trocknen Kanale wuchs partieenweise Gebüsch, in welchem Rinder und Maulthiere weideten. Wohl kann ich mir denken, dass in frühern Zeiten während der nassen Jahreszeit etwas Wasser seinen Weg durch diesen Kanal und über die Fälle eine Meile weiter unten fand; dass aber niemals eine bedeutende Wassermasse hindurchfloss, ist so klar wie irgendetwas.

Wenn wir uns aber in dem sogenannten Ausflusse des Sees getaüscht sahen, so wurden wir dafür mehr als entschädigt durch die von diesem Punkte aus gebotene prachtvolle Ansicht des grossen Vulkans Momotombo mit seinem Hintergrunde von vulkanischen Piks, welche die Kette der Marabios bilden und mit dem hohen Viejo, der in der Ferne blaülich dämmerte, abschliessen. Es schien, als ob er mitten aus dem spiegelglatten Schoosse des Sees aufstiege, dieser Riese, der dereinst den Flotten auf ihrer Strasse über den Continent hinweg von Meer zu Meer zum Führer dienen soll. Unwillkürlich malte ich mir aus, wie dann die Rauchschweife der schwarzen Dampfschiffe an seinem Fusse sich hinziehen und wie die weissen Segel majestätischer Ostindienfahrer gegen seine in Purpur getauchten verdorrten Abhänge sich abheben würden.

Nachdem wir eine kurze Strecke dem Ufer des verschwundenen Flusses entlang gegangen waren, kamen wir zu einem Wege, auf welchem das am Strande des Sees aufgeschichtete Brasilienholz auf Karren nach Pasquiel, dem ersten und nächsten Landungspunkte am Nicaragua-See, geschafft wird. Ein rascher Gang von einer Meile brachte uns nach dem Flecken Tipitapa, einem elenden kleinen Orte von zwei- bis dreihundert Einwohnern, mit einer oder zwei verfallenen Kirchen und einem Marktplatze, der im ruhigen Besitze einer Viehherde war. Wir fanden ohne viele Anstrengung unsern Weg nach dem Hause des vornehmsten Beamten, — ich habe seinen Rang vergessen, — eines unangenehmen Menschen, der sich unnöthigerweise durch einen oder zwei linkische Versuche höflich zu sein uns widrig machte und nicht einmal die Artigkeit hatte uns ein Frühstück anzubieten. Letzteres machte uns indessen wenig Sorge, da mein Diener Ben sich schon für mögliche Fälle versehen hatte und zudem die glückliche Gabe besass, eine Menge Geräthschaften und andere nützliche Dinge sich ohne Weiteres zu verschaffen. Er schickte Victorino zu dem Pfarrer nach Milch und er selbst holte sich mir nichts dir nichts Pisangs aus dessen Garten; und nach einer halben Stunde, die wir dazu verwendet hatten, Pferde aufzutreiben, rief er uns zu einem Frühstück, das, wenn auch nicht gerade fürstlich, doch wenigstens Leuten, die früh um 2 Uhr zu einer Untersuchungsreise aufgebrochen waren, ganz und gar nicht unwillkommen war. Durch Vermittelung des Pfarrers, eines schönen Mannes mit einem für einen Padre etwas befremdlichen Ausdruck, erhielten wir Pferde zu unserm Ritt nach Pasquiel, und der Pfarrer nebst einem jungen Neger, der sich der Kirche widmen wollte, erboten sich uns zu begleiten. Wir hatten keine Sättel mitgebracht und waren daher genöthigt uns mit *„albardas“*

(Saumsätteln) und mit wollenen Steigbügeln zu begnügen; eine „*albarda*“ aber ist ein Ding, das ich nur meinem ärgsten Feinde wünschen mag.

Nachdem wir eine halbe Meile durch wüst liegende Felder, die jetzt von hohem, üppigem Unkraut überwachsen waren, geritten, kamen wir wiederum an den Kanal oder das Flussbett, an einer Stelle, welche der *Salto* oder Wasserfall heisst. Hier tritt der Felsen, welcher das Substrat der ganzen Gegend zu sein scheint, völlig zu Tage und ist vom Wasser zu Becken und phantastischen topfförmigen Löchern ausgewaschen. Er scheint kalkige oder vulkanische Breccie zu sein und ist wenn auch nicht hart, doch von festem Gefüge. Durch ihn dringen die heissen Quellen zur Oberfläche herauf. Der *Salto* ist eine steile Bank dieses Felsens von 12 bis 15 Fuss Höhe und nimmt die ganze Breite des alten Kanals ein, die hier nicht weniger als 200 Ellen beträgt. Trotzdem dass wir jetzt in der Mitte der Regenzeit standen, floss doch kein Tropfen Wassers darüber. In geringer Entfernung unterhalb des Salto ist eine steinerne Brücke, die zweite, die ich im Lande gesehen, und die einzige, die im wirklichen Gebrauche ist. Ich bemerkte am Fusse ihres westlichen Pfeilers auf der niedrigern Seite eine Dampfsaüle und fand, als ich hinabstieg, dass sie aus einer reichen heissen Quelle kam, aus welcher ein bedeutender Strom kochendheissen Wassers floss, das auf den Felsen und Steinen ringsum einen dicken Niederschlag gebildet hatte, der aus kohlensaurem Kalk, Schwefel und schwefelsauerm Kupferoxyd zu bestehen schien. Der Geschmack des Wassers ist nicht unangenehm und gilt, wie Kapitän Belcher bemerkt, für ein untrügliches Heilmittel, „wenn es nach dem Rathe des Padre's genommen wird.“

Von der Brücke aus ritten wir an der östlichen Seite des alten Kanals hin, der unterhalb des Falls tiefer und enger wird, voller vom Wasser zerwaschener Felsblöcke ist und hier und da grosse Tümpel von stehendem Wasser hat. Wir fanden hier das Land eben, von überaus fruchtbarem Boden und mit Viehgehöften übersäet. Es ist nicht dicht bewaldet, sondern hat viele lichte, mit üppigem Gras bewachsene und eine reiche Weide bietende Stellen. Hier findet sich das Nicaragua- oder Brasilienholz (Fernambuk) in grösster Menge und trägt wesentlich zu dem Werthe des Landes bei. Es ist ein Baum, der fetten und feuchten Boden, sowie Abwesenheit von reichschattigen anderartigen Baümen zu verlangen scheint. Grosse Haufen von dem Holze, bereits geschnitten und zum Verschiffen fertig, standen auf den Wiesenflächen zerstreut umher. Ein Ritt von drei Meilen brachte uns zu der Viehwirthschaft Pasquiel, einer der grössten und werthvollsten im Lande, die unserm Freunde Don Frederico Derbyshire in Granada zugehörte. Wir wurden hier von dem Verwalter, der uns bei unsrer ersten Ankunft in Granada kennen gelernt, wohl aufgenommen. Die Gebaüde des Guts bestanden aus zwei ungeheuren, auf Pfosten ruhenden Dächern, mit ganz offenen Seiten und von einer Art Pfahlwerk umgeben. In einem Winkel eines dieser Schuppen schieden eine Anzahl in den Boden eingerammter und durch Weidengeflecht verbundener Pfähle einen kleinen Raum für die Betten des Mayordomo (Verwalters) und seiner Frau Gemahlin ab. Kälber, Schweine und Hühner in grosser Zahl theilten auf dem Fusse vollkommener Gleichheit und Eintracht mit des Inspectors Kindern den übrigen Raum, der ausserdem noch mit einigen auf Pfählen ruhenden Milchtrögen zur Käsebereitung und einem Paar ebenfalls auf Pfosten stehender roher Pressen, die demselben Zwecke

dienten, ausstaffirt war. Neu genug war uns zwar alles Dieses, aber nicht besonders anziehend, und da ich zugleich den Verdacht hegte, es möchte der Sand unter dem Schuppen ein hübsches Sortiment von Flöhen bergen, so lehnte ich es ab abzusitzen, sondern ritt unter den Schatten eines gigantischen Baums. Dieser Baum war ein *matapalo* oder Baumtödter, ein merkwürdiger Baum von grosser Lebenskraft, der sein dichtes grünes Laubwerk auch während der trockenen Jahreszeit, wo die meisten andern Baüme verdorrt dastehen, behält. Er erscheint zuerst als eine Art Weingewächs und umklammert den ersten bessten Baum, den er erreichen kann, und da er mit erstaunlicher Schnelligkeit wächst, so zerstört er den Baum, der ihn heraufgezogen hat, in wenigen Jahren gänzlich und nimmt seine Stelle ein. Zu einer ansehnlichen Höhe erhebt er sich nicht, breitet sich aber seitlich zu bedeutender Breite aus und sendet gleich der Banane neue Stöcke zur Erde nieder, die wieder ihrerseits seine Kraft und sein Wachsthum fördern. Diese Stöcke kommen mit bereits fertig gebildeten Wurzeln herab und nehmen sich wie hässlicher, von den Hauptästen niederhängender Ginster aus.

Von den Gutsgebaüden bis zum Landungsplatz Pasquiel führt eine breite offene Strasse. Die Entfernung beträgt wenig über eine Meile. Dieser Landungspunkt liegt am Kopfe eines Aestuariums, das von der nordwestlichen Spitze des Nicaragua-Sees in der Richtung gegen den Managua-See laüft und etwa vierzehn Meilen Länge hat. Es ist ein Theil des sogenannten Rio (Flusses) Tipitapa, eigentlich aber der *Estero* (das *Aestuarium*) *de Pasquiel* oder *de Panaloya*. Die wirkliche Entfernung zwischen den beiden Seen beträgt daher nur wenig über vier Meilen. Der Landungsort Pasquiel ist also blos ein freier Platz am Ufer des Estero; es war hier weder ein Haus, noch ein Schuppen, noch irgendein Zeichen von einem menschlichen Wesen zu sehen, ausgenommen mehre grosse Haufen Brasilienholz und Aschenreste von den Feuern der Bootsleute. Der Estero ist an diesem Punkte etwa 100 Ellen breit und 6 Fuss tief. Diess ist überhaupt so ziemlich der mittlere Stand der Tiefe, wiewohl sie nach der Aussage der Bootsleute an manchen Stellen weiter abwärts gar 12 bis 14 Fuss beträgt.

Es war hier sehr wenig zu sehen, daher wir, nachdem wir eine Stunde am Ufer gesessen, zu unsrer Rückkehr aufbrachen und dabei einen Weg, der längs dem Ufer des Estero hinführte, in der Absicht verfolgten, um zu bestimmen, wie viel weiter hinauf er (der Estero) sich erstreckte. Wir fanden, dass er eine kurze Strecke oberhalb des Landungsplatzes gleichzeitig mit unserm Wege sein Ende erreichte. Aber wir waren mit dem Vorsatze aufgebrochen hindurchzudringen und beharrten bei diesem Vorsatze. Und mittelst Durchhauens, Niederbückens, Absitzens und Evolutionen aller Art gelang es denn auch endlich, uns durch den Wald hindurchzuschlagen, freilich tüchtig zerkratzt und mit brennenden Schmerzen behaftet in Folge der rauhen Berührung mit dornigem Gebüsch und stacheligen Ranken — denn fast jeder kleine Busch und jede erbärmliche Ranke ist in Centralamerika mit grossen oder kleinen Dornen bewaffnet.

Nachdem wir einige Minuten auf einem Viehgehöft, wo wir den Pfarrer, der des Verwalters Tochter den Hof machte, verliessen, verweilt hatten, kehrten wir nach Tipitapa zurück. Unser grämlicher Wirth vom Morgen hatte sich ein Bisschen gute Laune angeschafft. Das Geheim-

niss seiner Höflichkeit indessen kam zu Tage, ehe wir von ihm schieden: er brauchte nämlich eine Guitarre, eine Guitarre mit vier Saiten, eine Guitarre von sieben Dollars Werth, und erwartete, dass wir ihm eine solche aus den Vereinigten Staaten zuschicken würden, was wir natürlich zu thun versprachen, worauf er in der überströmenden Freude seines Herzens seinem Diener anbefahl, Ben bei Bereitung des Mittagsmahles zur Hand zu gehen.

Um 3 Uhr waren wir wiederum eingeschifft und legten bei gutem Winde unsere Fahrt nach Managua rasch zurück, wo wir gerade mit Sonnenuntergang landeten, von unserm Ausfluge tüchtig ermüdet.

Bei dieser Rückfahrt hatte ich den See mit der Sonde untersucht und die ganze Bai, die vor Managua sich ausdehnt, ausserordentlich seicht befunden. Denn beinahe eine Meile weit hinaus hatte sie nur etwa einen Faden Tiefe, und zwei volle Meilen noch weiter hinaus behielt sie eine gleichmässige Tiefe von ungefähr zwei Faden. Derjenige Theil, der dem alten Ausfluss des Tipitapa am nächsten lag, war gleichfalls seicht und überschritt eine Meile weit und mehr vom Ufer ab nirgends die Tiefe von anderthalb Faden. In der Mitte indessen soll der See sehr tief sein. Die vollständige Mittheilung dieser und einer Menge anderer, auf die Frage wegen einer Kanal-Route sich beziehender Thatsachen werden für einen andern und geeignetern Ort verspart, wo ich speciell auf das Kanal-Project zu sprechen kommen werde. Hier ist nur nöthig noch beizufügen, dass in Betreff des Zusammenhangs zwischen den beiden Seen Nicaragua und Managua und der Art und Weise ihrer Verbindung miteinander die ärgste Unwissenheit herrscht. Die Schriften der „britischen Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ sagen vom Nicaragua-See, dass er in den Managua-See f l i e s s e, und fast alle geographischen Werke erwähnen des Flusses Tipitapa oder Panaloya als eines ansehnlichen Stroms und sagen, dass er ohne den Salto, welcher fast übereinstimmend als dem Nicaragua-See näher denn dem Managua-See dargestellt wird, schiffbar sein würde. Auch unter den Eingebornen des Landes ist ein Irrthum herrschend, dem einige neuere Reisende ohne Uiberlegung gefolgt sind, dass nämlich der Managua-See einen unterirdischen Abfluss sich gebildet oder dass aus einer unerklärten Ursache innerhalb der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre sein Spiegel sich gesenkt habe. Es liegt indessen wenig oder gar kein Grund zu der Annahme vor, dass seit der Zeit der Eroberung im Niveau des Sees eine materielle oder wahrnehmbare Aenderung oder eine Verminderung seiner Wassermasse stattgefunden habe. Die frühesten Reisenden stellten die beiden Seen als gänzlich voneinander getrennt dar, Oviedo aber beschreibt, obgleich er diese Vorstellung bekämpft, die Verbindung doch beinahe ganz so wie sie heut zu Tage ist. Er sagt, es fliesse im Sommer nur wenig Wasser durch das Flussbett, und der *„canal,“* unter welchem er doch ohne Zweifel den Estero de Panaloya versteht, reiche nur bis an die Brust. Dass das Niveau des Sees mit den verschiedenen Jahreszeiten sich etwas ändert, diess kann ich selbst bezeugen. Die Verdunstung auf einer Wasserfläche von 1200 Quadratmeilen, die dieser See darbietet, und unter Einwirkung einer tropischen Sonne, ist indessen zur Erklärung des Mangels an Wasser im Tipitapa vollkommen ausreichend, ohne dass man nöthig hätte, die Hypothese von einem unterirdischen Abflusse anzunehmen.

Wenige Tage darnach ward ich plötzlich nach Leon zurückberufen, wo ich durch officielle Geschäfte bis zum Ende des Novembers aufgehalten ward. Die Ereignisse, welche in der Zwischenzeit sich begaben, liegen ausserhalb des Zwecks meiner Reiseschilderung und ich werde sie daher ohne Bemerkung übergehen.

Sechszehntes Kapitel.

Zweiter antiquarischer Ausflug — Die Ufer des Managua-Sees abermals — Matearas — Don Henrique's Gevatterin — Eine Amazone — Santa Maria de Buena Vista — Ein „Charakter“ im Weiberrocke — „La Negrita und La Blanquita“ — Kauf von Buena Vista — Eine Yankee-Idee in einem nicaraguanischen Kopfe — Winke für Speculanten — Reiterrausch — Fischer — „Hay no mas“ und „está aquí“ als Fernbestimmungen — Managua — „Mal Pais“, Nindiri und Masaya — Ein Bisschen kalt — Ein hochtrabender Alcalde — Wie man Verschwörer festnimmt — Palmblüthen — Hinabweg nach dem Masaya-See — Merkzeichen von Unglücksfällen — Las Aguadoras — Neue Art der Tiefensondirung — Ungezogene Affen — Traditionelle Gewohnheiten — Oviedo's Bericht von dem See — Sardinas — Der Marktplatz in Masaya bei Abend — Eine Yankee-Uhr — Ein Bisschen kälter — Ein Staats-Schlafzimmer für einen Minister — Alte Kirche — Ausfüllung eines Vocabulariums — „Quebrada de Inscripciones“ — Felsen mit Sculpturen; ihr Charakter — Alte Aushöhlungen im Felsen — „El Baño“ — Bemalte Felsen von Santa Catrina — Nächtlicher Ritt nach Granada — Die Laguna de Salinas bei Mondschein — Granada im Frieden — Was ist menschliches Glück? — Neue Wohnung und alte Freunde — Ein amerikanischer Matrose — Seine Abenteuer — „Siegen oder sterben“ — Zuletzt noch glücklich.

Die trockne Jahreszeit hatte sich nunmehr ganz ordentlich eingestellt: seit zwei Wochen war kein Regen auf die Ebene von Leon gefallen, ausgenommen ein gelegentlicher Sprühregen, der sein kurzes Dasein unter dem Winde der Vulkane verspritzte. Die Umstände begünstigten jetzt einen längst gehegten Plan, Granada wiederum zu besuchen und von da aus meine Nachforschungen nach den Alterthümern fortzusetzen, die in der Nähe der Stadt und auf den Inseln des Nicaragua-Sees sich vorfinden sollten. Ich schloss daher den Hauptflügel meines Hauses zu, übergab die Schlüssel dem Padre Cartine zur sichern Aufbewahrung und brach blos in Gesellschaft M*'s und meines Dieners Ben zu diesem Ausflug auf.

Der Tag brach eben an, als wir durch die Vorstadt Guadelupe ritten; aber schon waren die Indianer beschäftigt, ihre Ochsen einzuspannen und sich zu ihrer Tagesarbeit anzuschicken. Hier trafen wir mit Don Felipe Jauregui, dem Commissionar von Honduras, zusammen, der nach Costa Rica wollte und sich sehr glücklich schätzte, einen Theil seiner Reise in unsrer Gesellschaft machen zu können. Aber Don Felipe hatte einen Diener bei den Maulthieren und ein Handpferd für nöthige Fälle bei sich und taxirte die Zeit nach dem Cours, den sie in Centralamerika allgemein hat; auch gedachte er die weite Reise, die er vor sich hatte, mit rechter Gemächlichkeit zu machen. So kam es, dass ich, noch ehe wir eine Legua zusammen geritten waren und nachdem ich vergebens versucht,

sein Pferd in Schritt zu bringen, eine kleine Beuge der Strasse benutzte, um ihm zu entwischen, worauf ich nicht eher wieder etwas von ihm zu sehen bekam als am nächsten Tage Abends, wo er uns in der Stadt Masaya einholte.

Ich wurde des Ritts nach Pueblo Nuevo und von da am Gestade des Managua-Sees entlang nach Matearas nimmermehr müde, und auch der Leser würde seiner wiederholten Beschreibung nicht müde werden, wenn meine Feder seine Reize getreu zu schildern vermöchte. Der Nachmittag war still und der Strand, an welchen die schwachen Wellen spielend und mit leisem, melodischem Rauschen anschlugen, lag kühl im breiten Schatten der hohen Felsenwände, die ihn im Westen begränzten und mit ihrer Waldeskrone der Abendsonne Strahlen auffingen. Hier traf ich meine alten Freunde, die langbeinigen Kraniche wieder an, zurückhaltend und gravitätisch-ernst wie immer und offenbar in übler Laune ob dieser wiederholten lästigen Störungen; und als wir gar absassen und ein Bad im See nahmen, da drückten sie auf hörbare Weise ihren Groll aus und marschirten eine kleine Strecke hinweg, wo sie in Gesellschaft mit Wasserhühnern und anderem verrufenen Gesindel eine schreierisch-ingrimmige Versammlung hielten. Seitdem hegte ich fortwährend eine tiefe Verachtung gegen sie.

Wir erreichten Matearas mit Sonnenuntergange und stiegen im Hause von Don Henrique's süsser Gevatterin ab. Sie erkundigte sich nach unserm Freunde und fühlte sich „sehr trostlos", dass er einige Pillen, die er ihr versprochen, nicht geschickt hatte, — denn man muss wissen, dass in Centralamerika jeder Ausländer mehr oder weniger für einen Arzt gilt. Der kleine nackte Bube, bei dem Don Henrique Gevatter gestanden, tummelte sich in der Hausflur herum und war in einem ziemlich gelassenen Streite mit zwei Schweinen und drei Hühnern wegen eines Stückchens Tortilla begriffen. Die Schweine schienen sehr betrübt zu sein und quickten auf ganz jämmerliche Weise, weil es ihnen nicht gelang es zu erwischen. Unsre kleine Wirthin gab sich gar nicht die Mühe, sich ins Mittel zu legen, sondern brachte ihrem Knäblein dadurch Hilfe und Trost, dass sie ein matronenhaftes Schwein fern hielt, das an der Sache augenscheinlich grossen Antheil nahm und in der Hausthür stehend hereinschaute. Ich konnte mich des Lachens über die possierliche Gruppe nicht enthalten, was aber das arme Weib in die grösste Verlegenheit brachte. Sie sah mich forschend an, wurde über und über roth und zog ihr lose über die Schultern geworfenes Tuch nach vorn zu, um sich damit zu verhüllen. Ich bemerkte sofort ihren Irrthum und beeilte mich, ihn auf die geradeste Weise zu berichtigen, was in diesen Ländern das einzige Mittel ist, ein gutes Einvernehmen zu erhalten. Eine Thräne schlich sich ihr ins Auge, während zugleich ein Lächeln ihr Antlitz erhellte, als sie in rührendem Tone antwortete: „Tausend Dank, Señor; wir sind sehr arme Leute und könnten es nicht verschmerzen, wenn wir verlacht würden." Sie sagte mir mit der grössten Offenherzigkeit, dass bald ein neuer Gevatter nöthig werden würde, und da sie zum ersten einen Franzosen gehabt, so sähe sie es gern, wenn sie zum zweiten einen Amerikaner bekäme. Ich versicherte ihr, dass ich mich glücklich schätzen würde, ihr gefällig zu sein, wofern ich es möglich machen könnte, zur rechten Zeit hier zu sein. Als nach einigen Minuten ihre lieben Frau Basen aus der

Nachbarschaft eintraten, hörte ich obenhin, wie sie zu diesen sagte, die Sache wäre völlig abgemacht; der „*Ministro del Norte*“ sollte und müsste bei dem zukünftigen kleinen Erdenbürger Gevatter stehen, „*seguro! seguro!*“ — gewiss! gewiss! Wie stolz doch das Weibchen sich während des ganzen Abends umherbewegte! Sie achtete beim Abendessen auf alle kleine Dinge und als ich am Tisch zu Bett ging, würde sie mir ihr Kissen, das einzige im ganzen Hause, statt meines Sattels gegeben haben, wenn ich es zugestanden hätte. Ja, dieser Tisch! Es giebt nur Ein Ding unter der Sonne, das noch härter ist, nämlich Don Pedro Blanco's Kuhhautbett!

Nach dieser Hindeutung habe ich wohl nicht nöthig hinzuzufügen, dass ich während der Nacht nicht gerade „dem Elysium im Schoosse lag.“ Und daran war nicht sowohl der Tisch Schuld, als vielmehr einige Arrieros, die in der Hütte gerad gegenüber Halt gemacht, die Schönen des Städtchens zusammengebracht hatten und mit Hilfe von Branntwein, einer Guitarre und zwei Talglichtern eine lustige Nacht verbrachten. Mehrmals erhob ich mich, um durch das viereckige Fensterlein über dem Tische nach ihnen zu sehen. Bunte Tänzergruppen drehten sich um einen Guitarrenspieler, einen stattlich aufgeputzten Mestizen mit einer rothen Schärpe um den Leib und den Hut munter und keck auf die Seite gesetzt, der mit aller Kraft drauflos spielte und, wie man aus den Ausbrüchen des Gelächters, das einigen seiner lustigen Einfälle folgte, schliessen konnte, jedenfalls das Lied, mit welchem er die Musik begleitete, improvisirte. Manche dieser Witze mochten wohl persönlich sein, denn ich sah, wie mit Einem Male ein vierschrötiges gelbes Mädchen, heftig aufstampfend, sich aus den Armen ihres Tänzers losriss, des Spielers Hut zu packen kriegte und ihn unter ihre Füsse warf. Im nächsten Augenblicke hatte sie ihn bei den Haaren — und nun folgte ein Balgen und ein wirres Gemisch von Lachen, Flehen und Fluchen, bis endlich der Tisch umstürzte und die Lichter erloschen. Ich schmeichelte mir, dass diess das „grosse Finale“ sein würde. Eitle Hoffnung! Nach einem halbstündigen leidenschaftlichen Wortstreit, worin die Stimme der Amazone am gewaltigsten ertönte, schien das „herzliche Einverständniss“ wiederhergestellt. Wie ich wieder zum Fenster hinaussah, erblickte ich den Mann mit der Guitarre wieder an seinem früheren Platze und Alles ging seinen Gang fort wie zuvor. Ich vermuthe indessen, dass der Improvisator in seinen Anspielungen jetzt rücksichtsvoller war.

Wir reisten am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang ab, indem wir unser Frühstück bis zu unsrer Ankunft in Managua, das noch zwanzig Meilen entfernt lag, verschoben. Ich ritt an der Spitze unsers Zugs und erlaubte meinem Pferde zu gehen wohin es wollte. Als wir den vulkanischen Rücken erreichten, von dem ich gesagt, dass er in den See vorstehe, und bei welchem der Maulthierpfad von dem geraden *camino real* (Landstrasse) abgeht, schlug mein Thier den falschen Weg ein und wir ritten eine ganze halbe Stunde ruhig fort, ehe wir den Irrthum entdeckten. Ich beschloss, wie das Ding auch enden möchte, immer vorwärts zu dringen. Bald kamen wir zu einer Waldblösse und ein Stück weiterhin zu einer Anzahl Hütten, die hart am Gipfelrande des Gebirgs standen und auf den See und über denselben hinaus nach den Hügeln von Chontales blickten. Ich spornte unwillkürlich mein Pferd vorwärts. Es lag

die ausgedehnteste, reichste Aussicht vor mir, auf der mein Auge je geruht. Die Aussicht vom Lorbeerhügel *(Laurel Hill)* am Abhange der Alleghanies ist allein mit ihr zu vergleichen, entbehrt aber der grossartigen und wesentlichen Elemente der Seen, der Vulkane und der tropischen Vegetation. Der Morgenwind fächelte uns frisch und stärkend an und selbst unsere Pferde hoben die Köpfe und schienen mit ausgeweiteten Nüstern und vorgestreckten Ohren die kühle Luft einzuschlürfen und in dem Uiberraschenden des Schauspiels nicht weniger als wir selbst zu schwelgen.

Schon mehr als einmal waren wir mit *„buenas mañanas, caballeros“* (guten Morgen, Caballeros) von einer kurzstämmigen, freundlichen alten Dame, der Herrin der Hütten, begrüsst worden, ehe wir so galant waren, uns von der Aussicht hinweg zur Señora zu wenden. Neben ihr standen zwei oder drei nackte Buben mit Pfeil und Bogen und Blaserohren und hinter der schadhaften Thür der Haupthütte warfen zwei erwachsene Mädchen verstohlne Blicke nach uns her. Die alte Dame war eine gefühlvolle Seele und ihr Gesicht strahlte wahrhaft von Leben und Feuer, als sie ausrief *„buena vista, caballeros!“* (eine schöne Aussicht, Caballeros!) mit langgedehntem *„vī-s-tā,“* wobei sie mit der Hand nach dem fernen Horizont hinauswies. Dieser *„hato“* (Meierhof), sagte sie, heisse „Santa Maria de Buena Vista“ und sie sei die Besitzerin. „Das hier,“ fügte sie hinzu, „sind meine *niños* (Knaben) und diese *malditas* (bösen Dinger) — wobei sie auf die Mädchen, die sich verkrochen, zeigte — sind meine *„hijas grandes“* (grossen Töchter). „So kommt doch her!“ rief sie ihnen zu; allein die Mädchen wollten nicht kommen, worauf die alte Dame ins Haus ging und sie herauszog. Die Eine war weiss von Farbe, von lichtem Haar und blauen Augen, die Andre, wie ihre Mutter, brunette, und ihre dunkeln Augen, von ihrem langen herabringelnden Haar halb überschattet, tanzten förmlich vor zurückgehaltnem Muthwillen. Ich hatte längst aufgehört, durch die grossen Verschiedenheiten in Farbe und Zügen in einer und derselben Familie überrascht zu werden; hier aber war der Contrast so auffallend, dass ich unwillkürlich fragend ausrief: *„ambas?“* — beide? — *„Si!“* antwortete sie mit starker Betonung; *„esta negrita“* — diese Schwarze da — ist von meinem Manne, *„y esta blanquita es una Francesita“* — und diese Weisse ist eine Französin! — Die Folgerung aus diesem naiven Geständniss berührte die Ehre der betagten Dame so offenbar, dass ich es für schicklich hielt, ihre Worte nicht zu verstehen, und daher bescheidentlich bemerkte: *„Ah si, su compadre fué Frances“* — ah so, ihr Pathe war Franzose. — *„No, su padre — su padre!“* — nicht doch, ihr Vater, ihr Vater! — fiel die Matrone mit Kraft und Feuer ein. „Ich war einst jung“ — setzte sie nach einer Pause und mit beleidigtem Werfen des Kopfs hinzu, was mich meine übelangebrachte höfliche Rede bereuen liess. Ach! der treulose Franzose, der die Gastlichkeit von Santa Maria de Buena Vista so schnöde gemissbraucht hatte! Offenbar hatte der Wicht Sinn für das Pittoreske gehabt.

Die alte Dame fragte, wie mir der Ort gefiele; natürlich war ich entzückt. „Wohlan denn,“ sagte sie, „kaufen Sie ihn;“ und sie erging sich nun in einem Aufzählen aller seiner Vorzüge, wobei sie vor Allem die Aussicht herausstrich. Ich erinnerte daran, dass es an Wasser fehlte; aber sie meinte, das wollte wenig besagen, da es nicht mehr als eine Meile

bis zum See wäre, — sie hätte sich hier seit vierzehn Jahren Wasser verschafft und es wäre, wie wir uns überzeugen könnten, Wasser vollauf da. Uibrigens könnte ich auch eines ihrer Mädchen dazu bekommen; auch beide, wenn ich Lust hätte, — und das Alles in Bausch und Bogen für hundert Dollars! Aber dieses Schlussargument brachte mich in Verlegenheit; sie theilte es mir wispernd mit. Die Nordamerikaner bauten jetzt einen Kanal und in wenigen Monden wäre Buena Vista das Geld viermal werth! Ich nahm sofort meinen Hut ab, und bedauerte nur, dass die alte Dame keine lithographische Presse hätte, um Buena Vista zu Baustellen zu parcelliren! Ich versprach ihr, den Vorschlag in Betracht zu ziehen, besonders insoweit er sich auf die „negrita" und „blanquita" bezöge, welche beide, wie ich diess klar verstanden wissen wollte, eingeschlossen sein müssten, da es über die Kräfte Einer gehen würde, alles Wasser aus dem See zu holen. Die alte Dame gab das Gewichtige dieses Arguments zu und willigte alles Ernstes ein. Das Schlussarrangement ward bis zu meiner Rückkehr verschoben. Einer der Knaben zeigte uns den Weg am Berge hinab zum See; wir hätten nur immer dem Ufer zu folgen, sagte er, so würden wir nach Managua gelangen. Ich fragte ihn, wie weit es wäre. *„Hay no mas"* — es ist so gut wie nichts — war die Antwort, und wir verliessen ihn hocherfreut, in der Meinung, wirklich einen kürzern Weg entdeckt zu haben, anstatt zwei Leguas von unserer Strasse abgekommen zu sein. Der Weg nach dem See hinab war zwar steil, aber gutgebahnt und wir gelangten ohne viele Schwierigkeit hinunter. Der Strand war breit und glatt, und auf einer kleinen, mit Gras bewachsenen und von Baümen überdachten Anhöhe war der Ort, wo die Frauen von Buena Vista ihre Wäsche vornahmen. Die Hütten droben sahen, als wir hinaufblickten, aus, als ob sie am Rande eines Absturzes klebten, und stachen mit den sie umgebenden Palmen scharf gegen den Himmel ab. Am Strande schlenderte Vieh aus den Weidegründen umher; darunter auch ein Eselein, ein ernstes aber störriges Thier, das ein halberwachsener Bube irgendwohin zu treiben suchte, das aber nicht nur nicht vorwärts wollte, sondern auch noch boshaft ausschlug, sooft der Knabe ihm nahte. Letzterer schien vor Aerger schier weinen zu wollen und bat mich, ich möchte das hartköpfige Thier erschiessen, das er nicht nur als *„sin verguenza"* — unverschämt — bezeichnete, sondern ihm auch noch vielerlei andre Titelchen gab, die eine Uibersetzung schwerlich zulassen dürften. Wir verliessen ihn, als er den Esel, ausser dem Bereiche seiner Hufen stehend, mit Steinen warf; und wenn Keiner nachgegeben hat, so mögen sie wohl noch jetzt dort stehen.

Der Boden am Strande entlang war fest und eben und unsere Pferde stürmten, das Hufhaar von den Wellen bespritzt, mit einer Elasticität und Kraft dahin, die selbst einen Klotz hätte entzücken müssen. Manchmal, wenn sie den Nacken wölbten und den Kopf hoben, war ihr Wiehern dem Drommetenklange gleich. Ha, mein edler Grauschimmel, mit deinem hellen Auge, deinen weiten Nüstern, spitzen Ohren und den vollanschwellenden Adern auf deinem gewölbten Nacken, Sohn Arabiens, hast du jenen Morgenritt längs dem Gestade des Managua-Sees vergessen? Der Wein mag das Blut zu rascher, unnatürlicher, flüchtiger Strömung treiben; der magische Hakschisch mag den Leib betaüben und auf einen Augenblick die gespannten Nerven in zitternde Schwingung versetzen und in die Geister-

welt verzücken, — mir aber gebe man einen losgelassenen Zügel, den willigen Rücken meines arabischen Renners und den vollen, schwellenden, begeisternden Rausch eines tropischen Morgens!

Und immer vorwärts ging's in sausendem Galopp, und es war als schwebten wir am Strand des Sees dahin. Bald stiegen die Hügel, als wollten sie uns den Weg versperren, bis ans Wasser nieder. Wir kletterten hier eine Weile unter wild umhergestreuten Felsblöcken umher und hieben rechts und links Ranken und Gezweig mit unsern Schwertern durch, bis wir ans Ufer einer kleinen Bai gelangten. Hier zogen zwei Männer, die bis an die Achselgruben im Wasser standen, ein Netz nahe an die Felsen heran, während ein Dritter etwas nach sich schleppte, was wie ein langer Palmenast aussah, aber in Wahrheit ein Seil mit angereihten Fischen war. Er zerrte es auf unsre Bitte ans Ufer und zeigte uns einige Hunderte schöner Fische, die meisten von einer Art, die unserm Steinbarsch glich und etwa die Grösse einer kleinen Alse hatte. Ich fragte nach dem Preise — zehn Stück für einen Medio (Sixpence)! Wir lehnten den Kauf ab, worauf er uns zehn Stück für einen Cuartillo (drei Cents) anbot. Ich sagte ihm jetzt, dass wir gar nicht zu kaufen wünschten; er möchte aber einen Real annehmen und dafür auf die Gesundheit der Americanos trinken. Nachdem wir bereits über eine Legua weit geritten, meinte ich, wir müssten doch nun dem Orte nahe sein, da es ja von Buena Vista bis Managua *„hay no mas“* — so gut wie nichts — gewesen war. Jetzt hiess es nun auf unsre Frage wieder *„está aqui“* — da liegt's, Sie sind so gut wie da, — was, wie wir nachher fanden, bedeutete, dass es blos noch sechs Meilen weiter sei. Nach langer Erfahrung kam ich dahinter, dass *„hay no mas“* und *„está aqui“* figürliche Redeweisen sind, von denen jene neun bis zwölf, diese sechs bis neun Meilen bezeichnete. *„Una Legua“* — eine Legua — kann, wie ich zum Bessten uneingeweihter Reisender noch beifügen will, ad libitum von anderthalb bis fünf Meilen gerechnet werden.

Nach einer abermaligen Legua am Seeufer hin, wobei wir dann und wann um einen Felsenvorsprung biegen mussten, kamen wir zu einer grossen Pisang-Allee, von welcher ein breiter Weg rechts abführte, der uns überzeugte, dass wir nun nahe bei der Stadt seien. Dieser Weg war so glatt und rein wie eine Rennbahn, und unsere Pferde, die den ganzen Morgen voller Leben und Feuer gewesen, geriethen hier sofort in einen schnellen Galopp. Ich bog mich ganz auf meines Renners Nacken nieder, um nicht von Baumästen getroffen zu werden, und liess ihm freien Zügel. Ohne Zweifel war unsre tolle Jagerei sehr unanständig, aber Grauer wie Brauner weideten sich mit Wohlbehagen daran und durch die Gewalt der Sympathie auch wir mit ihnen. Wir begegneten einer Menge Menschen, die nach ihren *huertas* (Kohlgärten) gingen und rasch zur Seite sprangen, wenn wir an sie herangestürmt kamen; Einige schrieen *„hoh-pah!“* und Andere riefen uns etwas zu, wovon wir nur das Wort *„borrachos“* — Betrunkene — heraushörten. Hierin aber irrten sie sich.

Wir kamen mit dampfenden Rossen auf dem Marktplatze von Managua angesprengt und jagten von hier nach der Posada. Es war noch nicht neun Uhr und doch hatten wir sechsundzwanzig Meilen gemacht. Wir bestellten ein Frühstück, und es war bereits völlig zurechtgemacht, als Ben auf seinem Maulthier angetrabt kam. Ben war in übler Laune, worüber

ich ihn nicht tadeln konnte, da es doch recht erbärmlich von uns war, dass wir ihn so allein im Stiche gelassen hatten.

Als wir um 11 Uhr nach Masaya aufbrachen, war der Himmel bewölkt, es regnete aber nicht und wir durchritten die sechsunddreissig Meilen in reissendschnellem Schritte. Wiederum machten wir auf dem *„mal pais"* des Vulkans Halt und warfen einen Blick hinab auf seine langgestreckten, verödeten Felder, die bei dem düstern Himmel doppelt schwarz und wüst aussahen. Wiederum schweiften wir in den stillen Gassen des idyllischen Nindiri umher — und zogen um 4 Uhr in die Vorstadt von Masaya ein.

Ich hatte einen Brief an einen Herrn, den ich aus guten Gründen nicht nennen will, und fragte nach seiner Wohnung. Um zu ihr zu gelangen, mussten wir über den Marktplatz hinweg, der jetzt einen ganz andern Anblick darbot als damals, wo wir ihn das erste Mal passirten. Die geschlossenen Läden waren jetzt geöffnet und prangten von prächtigen bunten Waaren; überall sah man Gruppen von Leuten mit beladenen Maulthieren zerstreut umherstehen und Verkaüferinnen, kerzengerad wie Grenadiere, schritten mit Zuckerwerk darüber hin. Eben kam aus der Hauptkirche eine Procession, bestehend aus einem Knaben, der mit einem Glöckchen laütete, einigen Musikanten und einem Priester, gezogen, um einem Sterbenden den letzten Trost der Religion zu bringen, — und im Nu hörte das Gesumse der Stimmen auf, jedes Haupt entblösste sich, jedes Knie beugte sich, wenn sich die kleine Procession vorüberbewegte; einen Augenblick darnach — und der Strom des Lebens und der Thätigkeit floss weiter fort, als ob gar nichts geschehen.

Das Haus, wo wir abtreten sollten, war ein recht hübsches und wir ritten sogleich in den Hof ein. In seinem Corridor sass eine Dame, weiss von Farbe und wohlbeleibt und nicht ohne Ansprüche auf Schönheit, die uns aufforderte abzusteigen, was wir thaten und wornach ich ihr meinen Empfehlungsbrief einhändigte. Sie sah auf die Adresse und sagte, der Brief wäre an ihren Mann gerichtet, welcher ausgegangen wäre; sobald er heimkehren würde, wolle sie ihm denselben geben. Ich deutete an, dass sie besser thun dürfte, wenn sie ihn selbst läse; aber das sonderbare Weib „las niemals ihres Mannes Briefe!" Trotzdem zeigte sie eine ferne Verwandtschaft mit ihrem Geschlechte dadurch, dass sie den Brief in ihren Busen steckte — nämlich in den Busen ihres Kleides. Vielleicht theilte sie mit gewissen unverehelichten Damen Neuenglands die Fähigkeit, den Inhalt durch einen mystischen Prozess magnetischer Einströmung in sich aufzunehmen. Es war nichts Angenehmes, im Corridor zu sitzen und zu warten; wir waren ja nicht gekommen, um einen Besuch zu machen, sondern um die Nacht und den ganzen nächsten Tag hier zu bleiben. Nachdem wir daher eine ziemliche Zeit auf eine Einladung gewartet, sagte ich Ben, er solle die Pferde absatteln und unser Gepäck in den Corridor schaffen. Die Herrin des Hauses sah ein wenig betreten aus, sagte aber nichts. Es ward uns in der That diese ganze Sache so unmanierlich und abgeschmackt, dass ich M* den Vorschlag machte, wir wollten einstweilen bis zur Rückkehr unsers Wirthes den See (Masaya) besuchen. Wir thaten es.

Der erste Mensch, dem wir auf der Strasse begegneten, war einer jener Alcalden, die, als wir vor einem halben Jahre durch die Stadt kamen, ganz toll darauf waren, mit den Glocken zu laüten. Er erbot sich

sogleich, uns nach dem See zu begleiten, und schritt mit gravitätischer Amtsmiene, gleichwie ein Königsherold, voran, wobei er seinen goldknopfigen Stock bei jedem Schritte mit einer Kraft auf den Boden setzte, die allen Buben schon von Weitem Schrecken einjagte. Dann und wann pflegte er Halt zu machen, um uns etwas Interessantes zu zeigen oder zu erklären. „Dieses Haus da,“ sagte er, „dessen Thür und Fenster von Kugeln durchlöchert sind, war der Sammelplatz der „facciosos“ während der letzten Unruhen. Als der Präfect von ihren Zusammenkünften Wind bekommen, umzingelte er das Haus im Stillen mit Soldaten, und hundert Kugeln durch Thüren und Fenster brachten den Verschwörern die erste Kunde von ihrer Gefahr, worauf ein Bayonetangriff erfolgte. Ich dächte, das wäre doch wohl ein ziemlich entschiednes Auftreten!“ — „Jenes Haus dort, das in Trümmer fällt und von üppigem Unkraut umwuchert ist, war das Haus eines Mannes, der einen Padre ermordet hatte; die Stätte ward vom Bischof verflucht und mit Pfählen eingehägt, damit nicht etwa verirrte Schweine zu seinem zerbröckelnden Portal hineingehen und dem Bann verfallen möchten.“ — „Jene merkwürdigen Blüthenbüschel, die aussehen wie riesenhafte goldene Epaulettes, sind Blüthen der Coyol-Palme, und jene braunen Hülsen, jede Hälfte wie eine Canoa gestaltet, sind die Gefässe, in denen die Blüthen gereift sind.“ — Und so fuhr unser Führer in einem Striche fort, während er uns einen breiten Baumgang hinabgeleitete, der von Wasserträgern, die alle keichend und schweisstriefend von dem See kamen, wimmelte. Ich bemerkte, dass die Krüge hier nicht auf dem Kopfe getragen wurden, sondern in einem netzartigen Sacke, der auf dem Rücken hing und von einem breiten, buntgewirkten, um die Stirn der Träger laufenden Gurt gehalten ward.

Nach einem Wege von einer halben oder dreiviertel Meile kamen wir an den Rand der ungeheuern eingesunkenen Fläche, deren Tiefe der See ausfüllt. Gleich der schon beschriebenen „Laguna de Salinas“ bei Granada ist dieser See von jähen Felswänden umgeben, ausgenommen auf der Seite des Vulkans der Stadt gegenüber, wo die Lava geflossen ist und einen stufenweisen aber rauhen und ungangbaren Abhang nach dem Wasser zu gebildet hat. Fürs Erste steigt man eine breite, in den festen Fels gehauene Treppe hinab, die in einem, von einer Art Balustrade oder Parapet umgebenen Auftritt endigt. Als ich mich über das Parapet lehnte und den senkrechten Absturz unter mir erblickte, trat ich schaudernd davon zurück. Hier steht ein kleines, im Felsen befestigtes Kreuz. Der Weg wendet sich nunmehr nach rechts und windet sich an der steilen Wand des Abhangs hin, hier in den Felsen gehauen, dort mit Mauerwerk aufgebaut, weiterhin durch Gebälk geschützt, das an den Baümen festgemacht ist, von welchen letztern viele von gigantischer Grösse und von Ranken überzogen sind und ihre knorrigen Wurzeln nach allen Richtungen hin zwischen den Felsen verzweigen. Diese Felsen selbst sind verbrannt und vor Hitze blasig und ihre Oberfläche roth oder schwarz verglast, so dass sie der härtesten Emaille gleichen. Ohne das die schauerlichen Steilen und gähnenden Tiefen verdeckende Grün würde der Weg für Leute, die an Kopfschwäche leiden und treulose Nerven haben, ein furchtbarer Weg sein, da ohnehin die Kreuze, die, zwischen den Steinen aufgepflanzt oder an den Baümen befestigt, die Stellen schrecklicher Unglücksfälle bezeichnen, ihnen nicht eben Muth einflössen. Unser Führer rieth uns vor dem Hinabsteigen, die

Stiefeln auszuziehen, und auch die Frauen, denen wir begegneten und die sich langsam und mühevoll heraufarbeiteten und an vielen Stellen mit den Händen anhielten, riefen uns keichend zu: *„quita sus botas!“* — ziehen Sie Ihre Stiefeln aus! Aber wir waren an Stiefeln mehr gewöhnt als sie und behielten sie an, nicht ohne uns dem Verdachte der Tollkühnheit auszusetzen. Und immer tiefer ging's hinab, wobei wir auf Augenblicke den See zu sehen bekamen, der schnurgerad unter uns lag und scheinbar noch ebenso fern als wie von oben aus gesehen war, — und immer tiefer und tiefer, — es währte volle fünfzehn bis zwanzig Minuten, ehe wir den Grund erreichten. Hier waren zwischen den herabgestürzten Felsblöcken und dem vulkanischen Geröll zahlreiche Stellen, wo die Wasserträgerinnen ihre Krüge füllten. Viele der Letztern gingen mit ihren Krügen eine Strecke ins Wasser hinein, füllten sie hier und schleppten sie dann ans Ufer zurück. Da sie in ihrem Bade durch unsre Anwesenheit ganz und gar nicht verlegen zu werden schienen, so liessen wir uns auf den Felsblöcken nieder und unterhielten uns mit den gebraünten Najaden. Ich fragte eine derselben, ob der See tief wäre; sie erwiederte mir, er wäre unergründlich, und um mir einen practischen Beweis von seiner grossen Tiefe zu geben, schwamm sie ans Land heran, nahm einen grossen Stein in jede Hand, ging nicht mehr als dreissig Fuss weit ins Wasser hinaus und versank. Sie blieb so lange weg, dass ich zu fürchten begann, es möchte in den unbekannten Tiefen ein Unfall sie betroffen haben; bald aber kam sie wieder heraufgefahren und zwar fast an derselben Stelle, wo sie verschwunden war. Sie schnappte einen Augenblick nach Luft und rief mir dann zu: „Nun sehen Sie!“

Das Wasser ist warm, aber klar und, wie man behauptet, rein. Wenn es abgekühlt wird, ist es süss und wohlschmeckend. Wenn man bedenkt, dass der See offenbar vulkanischen Ursprungs ist, keinen Abfluss hat und in unmittelbarer Nähe des gleichnamigen Vulkans liegt, so ist diess ziemlich merkwürdig. Die meisten derartigen Seen sind mehr oder weniger mit Salztheilen geschwängert.

Der Anblick des Sees und des am gegenüberliegenden Ufer aufsteigenden Vulkans von dem Platze aus wo wir sassen, war ein ausserordentlicher und schöner. Uiber uns erhob sich eine gigantische, mit Wein drapirte Cebia, auf welcher eine Gesellschaft schwatzhafter und gesichterschneidender Affen umherkletterte. Gelegentlich schlüpfte einer an den langen, tau-gleichen Weinranken herab, erhob ein augenblickliches lebhaftes Gekeife und kletterte dann, wie von plötzlicher Angst ergriffen, wieder auf die Aeste hinauf. Die Mädchen sagten, sie wären so ganz besonders auf uns erbost, weil wir Weisse wären, und wir erhielten bald den bündigsten, wenn auch nicht wohlriechendsten Beweis von ihrer Abneigung, den näher zu bezeichnen undelicat sein würde. Nur so viel sei gesagt, dass wir das bestimmte Gelübde thaten, am nächsten Tage mit unsern Flinten wiederzukommen und den ungezogenen Grimassenschneidern bessere Manieren beizubringen.

Die steilen Felsenwände, welche den See einmauern, gleichen den Pallisaden am Hudsonflusse, sind aber bei weitem höher und haben nicht die gleichen Geröllmassen am Fusse. Die frühen spanischen Chronisten geben ihnen eine Höhe von tausend Faden; spätere Reisende haben die Faden in Ellen verwandelt, und selbst dieses ist wahrscheinlich noch Ui-

bertreibung. Wir besassen keine Mittel, die Frage zu entscheiden, und würden auch, nachdem wir einmal oben angekommen waren, um keinen Preis in der Welt wieder hinuntergegangen sein. Das Hinabsteigen war eine blosse Bagatelle, das Aufsteigen aber gehörte zu den Dingen, an denen man für die ganze Lebenszeit genug hat und die keinen Wunsch einer Wiederholung zurücklassen. Wir erreichten das obere Kreuz nach dem ermüdendsten Klettern, dem nur Affen gewachsen sind, und setzten uns auf der letzten Felsentreppe zum Ausruhen nieder, völlig erschöpft, schweisstriefend und mit heftig pochenden Schläfenschlagadern, gleich als wollten sie bersten. Die *aguadoras*, die doch von Kindesbeinen an daran gewöhnt sind, schienen fast ebensosehr zu leiden wie wir, und wenn sie beim Kreuz vorüberkamen, machten sie regelmässig das Kreuzeszeichen zum Dank für ihre glückliche Rückkehr.

Alles Wasser zu haüslichen Zwecken wird auf diese mühevolle Weise vom See heraufgeschafft. Während des „*invierno*“ (des Winters d. i. der Regenzeit) wird in den Höfen der ansehnlichsten Haüser der Regen in Wasserbehältern oder Teichen zum Gebrauch für die Pferde und das Vieh angesammelt; ist aber dieser Vorrath erschöpft, wie es gegen den Schluss der trocknen Jahreszeit geschieht, dann muss das zu diesem Gebrauch bestimmte Wasser ebenfalls hier geholt werden. Man hat einen Versuch gemacht, an der Felswand hinab einen Weg für Maulthiere auszuhauen, er ist aber fehlgeschlagen. Etwa zwei Leguas von Masaya hat man indess einen bessern Erfolg gehabt und es giebt jetzt eine Stelle, wo Thiere, freilich mit einiger Schwierigkeit, den See erreichen können. Eine Anzahl Städte ausser Masaya erhalten ihren Wasserbedarf aus der nämlichen Quelle. Und diese Städte existirten und dieser Gebrauch herrschte bereits vor der Eroberung, wo doch das Land zehnmal bevölkerter war als jetzt. Das Wassertragen scheint zu allen Zeiten in diesem Landesstrich im Gebrauch gewesen zu sein und wird es, da es keine fliessenden Gewässer giebt und niemals geben wird, vermuthlich auch für immer bleiben oder doch auf so lange, bis ein unternehmender Yankee eine grosse Druckpumpe aufrichtet, die vielleicht durch vulkanische Kraft getrieben werden könnte; denn da man den Blitz zu einem „ordinären Boten“ gemacht hat, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch die Vulkane zu einer nützlichen Thätigkeit sollte verwenden können.

Oviedo hat diesen See beschrieben wie er im J. 1529 war, und man wird aus seiner Schilderung ersehen, dass er sich seitdem wenig geändert hat. Seine Schätzung der Höhe der ihn umschliessenden Felsen zu tausend Fuss liegt wahrscheinlich nicht weit von der Wahrheit ab. Er sagt:

„Es findet sich noch ein anderer sehr merkwürdiger See in dieser Provinz, wenn er auch an Umfang nicht mit dem Cocibolca (Nicaragua) verglichen werden kann. Sein Wasser ist weit besser. Er heisst der See von Lendiri (Nindiri oder Masaya) und der Oberkazike, der an seinen Ufern wohnt, führt denselben Namen. Dieser See liegt drei Leguas von Granada entfernt, die aber so gross sind, dass man sie ganz gut vier Leguas nennen kann. Ich kam am St. Jakobustage, den 25. Julius 1529 hier (in Granada) an und nahm mein Quartier bei Diego Machuca, demselben Manne, von dem ich

früher schon gesprochen. Ich ward von ihm wohl aufgenommen und gastfreundlich bewirthet und besuchte in seiner Gesellschaft diesen See, der aüsserst merkwürdig ist. Um zu ihm zu gelangen, mussten wir einen Weg einschlagen, der so jäh abwärts geht, dass man ihn vielmehr eine Treppe als einen Weg nennen sollte. Unmittelbar an ihn (den See) anstossend sahen wir einen runden, hohen Berg, auf dessen Gipfel eine grosse Höhlung ist, woraus eine ebenso glänzende aber stärkere und stetigere Flamme hervorbricht wie aus dem Aetna oder Montegibello in Sicilien. Er heisst der Vulkan Masaya. Gegen Süden zieht sich eine dürre und freie geneigte Fläche nach den Ufern des Sees herab, auf den andern Seiten aber ist der See durch Mauern eingeschlossen, die sehr steil sind und an denen man nur mit Schwierigkeit herabsteigen kann. Wie ich an ihnen hinging, bemerkte ich einen Weg, den schroffsten und gefährlichsten, den man sich denken kann; denn man muss von Felsen zu Felsen herabklimmen, die wie massives Eisen aussehen und an manchen Stellen vollkommen senkrecht sind, wo man Leitern von sechs bis sieben Sprossen hat anbringen müssen, welches nicht der wenigst gefährliche Theil des Wegs ist. Der ganze Hinabweg ist mit Baümen bewachsen und man muss mehr als 130 *Klaftern hinab, ehe man den See erreicht, welcher sehr schön ist und anderthalb Leguas sowohl in der Länge als Breite haben mag. Machuca und sein Kazike, der der mächtigste im Lande ist, sagten mir, dass es rings um den See mehr als zwanzig Hinabwege gäbe, die alle schlechter wären als derjenige, welchen wir passirt hätten, und dass die Bewohner der umliegenden Ortschaften, die mehr als* 100,000 *Indianer zählten, hierher kämen, um Wasser zu holen. Ich muss gestehen, dass ich beim Hinabsteigen mehr als einmal mein Wagniss bereute, aber doch darin beharrte, hauptsächlich aus Scham meine Angst einzugestehen und zum Theil auch um meinen Gefährten Muth zu machen und weil ich sah, wie Indianer, die mit anderthalb Arroben Wasser beladen waren, so ruhig heraufstiegen, als ob sie auf ebenem Wege gingen. Als ich die Tiefe erreicht, tauchte ich meine Hand ins Wasser und fand es so warm, dass nur der heftigste Durst mich hätte bewegen können, davon zu trinken. Beim Forttragen kühlt es sich aber bald ab und wird dann das besste Trinkwasser von der Welt. Es scheint mir, dass dieser See auf gleichem Niveau mit dem Feuer liegen müsse, das in dem Krater des Masaya brennt, dessen Name in der choroteganischen Sprache „der brennende Berg“ bedeutet. Von Fischen wird hier nur eine einzige Art gefunden, die klein wie eine Nadel sind; sie werden in Pfannkuchen gebraten. Die Indianer schätzen das Wasser als sehr gut und heilsam und baden sich, wenn sie hinuntergehen, gewiss jedesmal darin. Ich fragte den Kaziken, warum man nicht von andern Orten Fische herbrächte und sie hineinsetzte? Er antwortete, sie hätten diess mehrmals gethan, aber das Wasser stiesse sie aus, sie stärben und verbreiteten einen Aasgestank und verdärben das Wasser. Unter den herabführenden Wegen war einer, der von der Höhe bis zum Grunde aus einer einzigen Strickleiter bestand. Da es mehre Leguas in der Runde kein Wasser giebt und das Land fruchtbar ist, so fügt man sich geduldig in den Uibelstand und holt seinen Wasservorrath aus diesem See.“*

Die kleinen Fische, die man hier findet, sind dieselben, die in Managua *sardinas* heissen und die ich an einem andern Orte beschrieben habe.

Es war bereits Dämmerung eingetreten, als wir wieder auf dem Markte von Masaya ankamen, der jetzt von Menschen wogte und das belebteste Schauspiel, das man sich denken kann, darbot. Es war gerade Markttag und so war Jeder, der etwas zu kaufen oder zu verkaufen hatte, auf den Beinen und hatte seine Waaren ausgelegt oder suchte was er brauchte. Ich habe gesagt, dass Masaya sich durch seine Fabrikate auszeichne, und wir hatten jetzt Gelegenheit, deren Mannichfaltigkeit und Umfänglichkeit kennen zu lernen. Auf der einen Seite des Platzes standen Maulthiere, die mit *sacate* oder Gras, sorgsam gespaltenem und in Bündel wie Reisig zusammengeschnürtem Holz, Mais und den umfangreichern Verbrauchsartikeln beladen waren; und neben ihnen Karren, überladen mit Orangen, Melonen, Aguacates, Jocotes, Zwiebeln, Yucas, Papayas und den tausenderlei köstlich süssen Früchten und Pflanzen des Landes, die zu Preisen weggingen, die wir als wahre Schleuderpreise betrachteten, während die Verkaüferinnen zufrieden sangen:

„Tengo naranjas, papayas, jocotes,
Melones de agua, de oro, zapotes,
Quieren á comprar?"

„Ich habe Orangen, Papayas, Jocotes,
Melonen von Wasser, von Gold*) und Zapotes;
Beliebt es zu kaufen?"

Hier sassen Frauen auf kleinen Schemeln neben ausgebreiteten schneeweissen Tüchern oder inmitten einer Schaar von Körben, in denen Cacao oder Kaffee, Kraftmehl, Zucker und die theurern Artikel des gewöhnlichen Verbrauchs aufgehaüft lagen; dort eine andre Frauengruppe mit aufgeschichteten Hüten der verschiedensten Formen, mit Hängematten, Baumwollengarn, Aloezwirn, einheimischen wollnen Decken, Binsenmatten und allen den andern verschiedenartigen Artikeln, welche die Yankees „Ausschnittwaaren" nennen; wieder anderswo eine andere Gruppe mit Wasserkrügen, Schüsseln und Leuchtern von heimischer Töpferarbeit; hier stellte ein *sillero* oder Sattler die Erzeugnisse seiner Kunst aus, der *zapatero* oder Schuster rief seine Schuhe aus, der *herrero* oder Schmidt seine *machetes*, Pferdegebisse und andere Eisenartikel; Mädchen boten ihre Zuckerwaaren aus, Knaben schrieen: „Kauft Papageien und Affen!" und mitten darunter schritt ein langer Kerl umher, der eine Holzuhr aus Connecticut, mit lustigen Farben bemalt und mit dem Bilde der Sonne auf dem Zifferblatte, unter dem Arme trug, die uns ganz vertraulich zu winken schien, als ich nach dem Preise fragte. O über diese unglückselige Frage! *„Cuarenta pesos; barato, barato, muy barato!"* — „Vierzig Pesos; billig, billig, spottbillig!" — Und überallhin folgte uns der Kerl mit der verwünschten Uhr. „Herr," sagte ich endlich, „ich verfertige selbst Uhren und werde eine hierher bringen und für fünf Pesos verkaufen, wenn Sie Ihrem Geschrei nicht Einhalt thun!" Hierauf liess er zwar von uns ab, schrie aber noch immerfort: *„Un relox esplendidisimo, quiera á comprar!"* — „Eine

*) Bisammelonen oder *melones almizcleños.*

prachtvolle Uhr, kauft, kauft sie!" Uiberall, wo wir vorüberkamen, wurden wir von dem Geschrei der Verkaüfer betaübt, die in ihrer Begierde, ihre verschiedenen Waaren uns recht gehörig unter die Augen zu bringen, uns förmlich stiessen und drängten, auf eine Weise, dass es beim Landen eines Dampfboots nicht ärger hergehen kann. Alsbald kam der Alcalde, der sich entfernt, um seine Amtscollegen in corpore herbeizuholen, wieder zu uns, und nun mussten wir uns im Gewühle des Marktes zehn Minuten lang nach allen Seiten hin verbeugen und mit Reden um uns werfen, ohne Zweifel zur grossen Erbauung des Volks, das haufenweise uns umstand. Hatte ich mich bisher an der Marktscene köstlich amüsirt, so war es leider nun vorbei und ich verliess das geschäftige Treiben, von dem ich gern noch mehr gesehen, und kehrte nach unserm Quartier zurück.

Unser Wirth war mittlerweile nach Hause gekommen und empfing uns ziemlich höflich. Er war ein dunkelfarbiger, mürrisch aussehender Mann, dem man es auf der Stelle ansah, dass Gastlichkeit nicht seine Tugend war. Trotzdem erhielten wir ein sehr gutes Abendessen, das uns um so weniger unwillkommen war, da wir an diesem Tage einen tollen Ritt von sechszig Meilen gemacht. Wir waren noch nicht fertig, als der Commissionar Señor Jauregui, in dessen Gesellschaft ich, wie der Leser sich erinnern wird, bei meinem Ausrücken aus Leon ein Stück geritten war, angetrabt kam. Er hatte unser Quartier erfahren und sich sofort dahin verfügt. Mir kam es, vor, als würde er besser aufgenommen als wir, allein der Unterschied bestand doch nur zwischen kühl und kalt. Ich brachte gegen den Señor so eine Art Entschuldigung vor, dass ich ihn unterwegs im Stiche gelassen, die sehr höflich aufgenommen ward; ich hoffe aber, dass sie ihm mehr als mir genügt haben möge.

Ich miethete im Laufe des Abends einige Burschen, um nach den indianischen Pueblos Jinotepec und Nindiri zu gehen und am nächsten Morgen die bejahrtesten Indianer, die aufzufinden wären und noch einige Kenntniss von der ursprünglich hier gesprochenen Sprache besässen, zu mir zu bringen, da ich die Absicht hatte, mir mit ihrer Hilfe ein kleines Vocabularium zu verschaffen. Den Rest des Abends brachten wir damit hin, dass wir über Alterthümer Erkundigung einzogen und der Erzählung von der Herkunft der Dame des Hauses zuhörten, die trotzdem dass sie in einer Ecke des Hauses eine *tienda* (einen Kramladen) führte, doch die Ehre hatte, die Schwester eines Mannes zu sein, der zuletzt bevollmächtigter Minister des Landes in Europa und vordem Finanzminister gewesen war, gegenwärtig aber bei der Regierung wie beim Volke nicht in sehr grosser Gunst stand. Wie viel diese Verwandtschaft mit meiner Aufnahme im Hause zu thun gehabt haben mag, darüber Muthmassungen aufzustellen verlohnt sich kaum der Mühe. Uibrigens war die Erzählung für müde Reisende nicht besonders unterhaltend, und während ich des harten Tisches zu Matearas lebhaft gedachte und auf die einladenden Gardinenbetten in den innern Gemächern flüchtige Blicke warf, machte ich keine grossen Anstrengungen, meine Langeweile und Müdigkeit zu verbergen, bis ich es endlich geradheraus sagte, dass es nun Zeit wäre zu Bett zu gehen. Da nahm unser Wirth ein erbärmliches Licht in die Hand und führte uns — nicht nach den vorhinerwähnten einladenden Gardinenbetten, sondern hinaus auf den Corridor zu einer Art von Hintergebaüde am aüssersten Ende, mit einer zerfallenen Thür, einem einzigen kleinen Fen-

ster, ungedieltem Fussboden und verstockten Wänden. Hier standen zwei Kuhhautbetten, auf deren Kopfbretern einige Hühner sassen. Im ganzen Zimmer war nicht ein einziges Möbel zu sehen, nicht der Fetzen einer Decke auf den Betten. Der Wirth klebte das Licht an die Mauer und wollte eben hinaus, als ich ihn beim Namen rief. Er drehte sich rasch um, ich sah ihm einen Augenblick scharf ins Gesicht und sagte dann zu ihm: „Gehen Sie!" Er hatte wirklich so viel Schicklichkeitsgefühl, zu erröthen! Ben machte mittelst der Sättel und wollnen Decken eine Art Bett zurecht und ich genoss trotz aller Unbequemlichkeit eines festen und guten Schlafs. Ich war bei Zeiten auf, um mich an der köstlichen Morgenluft zu laben, ging auf die stille Strasse hinaus und schlenderte eine halbe Meile weit nach einem malerischen Kirchlein auf einem kleinen viereckigen Platze, der von hohen Cactushecken eingefasst und mit prachtvollen alten Palmen bewachsen war. Diese Kirche war ein artiges Bauwerk und hatte auf einer in die Mauer der Façade eingelegten Platte eine Inschrift, von welcher ich nur die Worte *„en el año* (im Jahre) 1684" entziffern konnte. Sie war längst nicht mehr im Gebrauch und auf ihrem Dache sass eine Schaar schweigender Zopilotes mit halbentfalteten Flügeln, um die kühle Morgenluft aufzufangen. Der sie umgebende Platz diente jetzt zu einem Gottesacker und ward gewissenhaft reinlich und frei von Unkraut gehalten.

Bei meiner Rückkehr nach Hause fand ich den Commissionar von Honduras und das Frühstück auf mich warten. Wir hatten unsern Tisch ganz für uns im Corridor und in den Pausen seines Kaugeschäfts theilte mir Don Felipe seine persönliche Meinung über unsern Wirth mit, die mit der meinigen wunderbar zusammentraf. Auch zog er auf recht geheimnissvolle Weise einen Brief hervor, den er mich nach Leon zu befördern bat, weil er eine vollständige Darstellung der Behandlung enthielte, die man uns hier hätte zu Theil werden lassen, der sich aber, wie sich später auswies, auf gewisse politische Bewegungen von sehr zweifelhafter Natur bezog. Und wie er um weiter zu reisen aufs Pferd stieg, wisperte er mir mit der Miene eines Mannes, der den guten Ruf seiner Nation wegen ihrer Gastlichkeit retten will, ins Ohr, er hätte die Rechnung für Alle bezahlt. Natürlich konnte ich meinen Dank durch blosses Verbeugen zu erkennen geben und der Commissionar ritt mit meinem Glückwunsche *„buen viage"* (glückliche Reise) ab. Als ich ihn drei oder vier Monate später wiedersah, führte ihn ein Trupp Soldaten durch die Strassen von Leon — als wegen Verraths Verhafteten und des Landes Verwiesenen!

Bis zur Abreise des Commissionars war ich in Bezug auf meine Stellung im Hause in Zweifel gewesen, ob ich nämlich ein zahlender Gast wäre oder nicht, und hatte in Folge dessen Vieles ruhig hingenommen, was meinem Gefühle keineswegs angenehm war. Jetzt sah ich mich nun aus meiner unklaren Stellung erlöst und gab eine Menge sehr entschiedener, wenn auch nicht nöthiger Befehle, blos um mich zu entschädigen und mir mein Geld gehörig bezahlt zu machen. Auch Ben ging nun in diesen Ton ein und statt unsere Thiere selbst zu besorgen, liess er diese und alle gemeine und saure Arbeit durch die Diener des Hauses verrichten und tischte ihnen dabei zugleich mit einer Menge von Kraftbeiwörtern auf, liess auch so manches Wörtchen über ihre Abkunft von Mutter Seite fallen.

Schon vor 8 Uhr stellten sich die Indianer, nach denen ich geschickt,

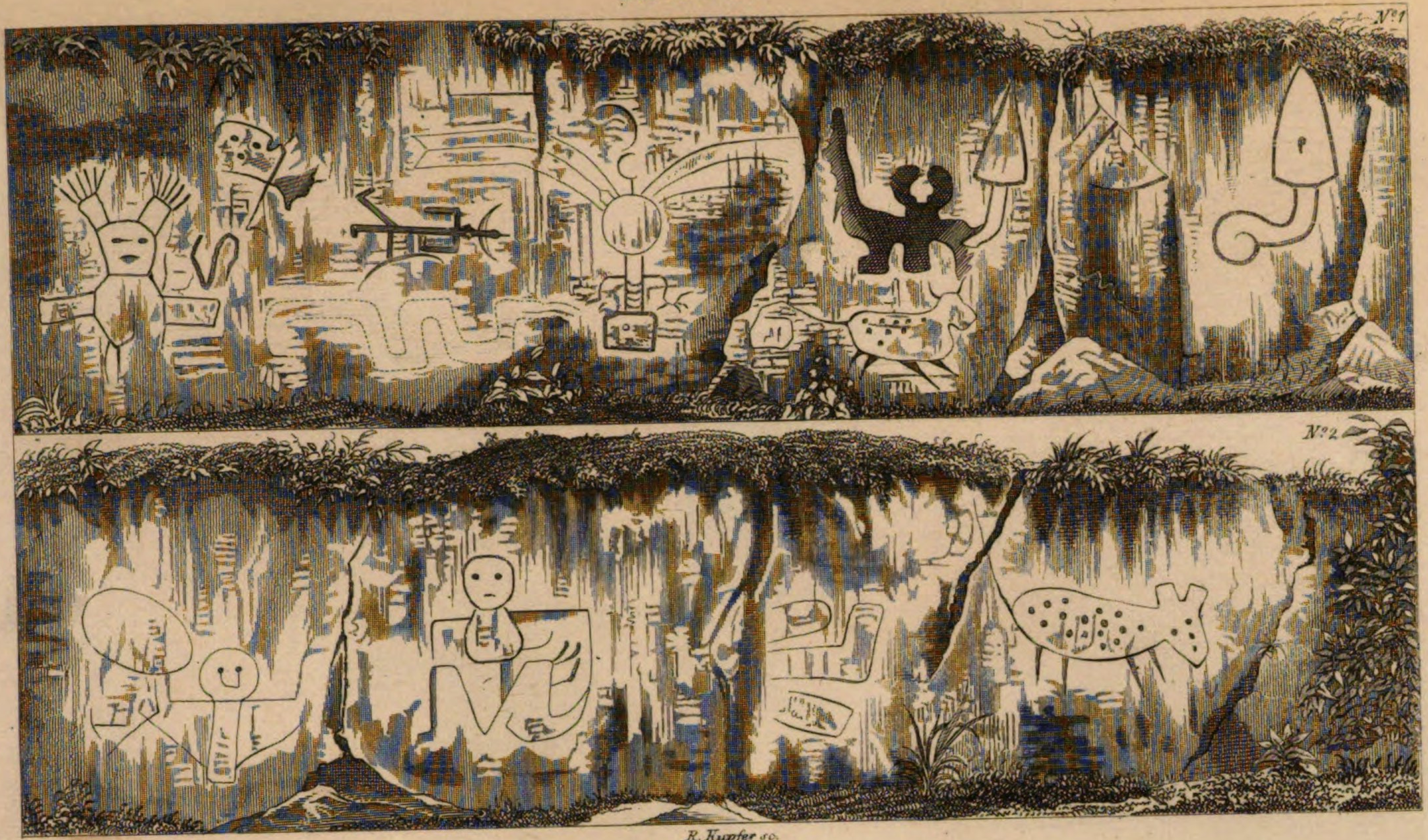
ein und kauerten sich im Corridor nieder. Unter ihnen befand sich auch ein Weib, ein kleines eingeschrumpftes Geschöpf, mit einer blossen Decke um die Mitte des Leibes, die mehr als alle Uibrigen zu wissen schien und auf meine Fragen so rasch wie ein ehrgeiziger Schulknabe antwortete. Diess verdross ihren Gemahl gar sehr, der, nicht zufrieden sie wegen ihrer Unverschämtheit, wie er sich ausdrückte, auszuzanken, ihr auch einen „schlagenden" Verweis ertheilt haben würde, wenn er nicht durch unsere Anwesenheit im Zaum gehalten worden wäre. „Ha, Senor," sagte er, „so ist dieses Weib all ihre Lebtage gewesen, so wahr mir Gott helfe!" — und er hob seine Augen empor und kreuzigte sich. Mit grosser Mühe füllte ich die weissen Blätter meines Wörterbuchs aus und entliess meine dunkelgebraünten Leute, wobei ich der Frau einen oder zwei Realen extra gab, die sich dankbar erbot, nach Leon zu kommen, im Fall ich weitere Belehrung begehrte.

Ich hatte von einem Schluchtthal unweit Masaya, *„Quebrada de las inscripciones"* genannt,*) sprechen hören, wo es beschriebene Felsen — *„piedras labradas"* — geben sollte, und unser beamteter Führer vom vorhergehenden Abende übernahm es, uns nach dem Orte zu bringen. Wir gingen den nämlichen breiten Baumgang, der nach dem See zu führt, hinab, wandten uns aber, bevor wir diesen selbst erreichten, linksab, passirten durch üppige Yucas- und Tabaksfelder immer am Rande des Abhangs hin und kamen endlich zu einer Höhlung, wo das hydraulische Wunder Masaya's, schlechtweg *„La Máquina"* — die Maschine — genannt, stand. Es war diess eine sehr einfache und sehr rohe Vorrichtung zur Hebung des Wassers aus dem See. Die Wasserkrüge wurden nämlich in Säcke gesteckt und diese an ein unendlich langes Seil gebunden, das mit einem Zugwerk in der Tiefe in Verbindung stand und oben um ein durch Pferdekraft gedrehtes Rad oder Walze lief. Der Abhang war hier niedriger als an jedem andern Punkte und bis zu seiner Mitte vollkommen senkrecht. Weiter unterhalb hatten die hinabgestürzten Felsblöcke und die aus der Schlucht herausgespülte Erde eine geneigte Ebene gebildet, wohin die Wasserkrüge auf den Schultern von Männern heraufgeschafft wurden. Der Besitzer der Maschine, der auf sein Kunstwerk ausserordentlich stolz zu sein schien, sagte mir, dass die Maschine die Krüge ebenso schnell heraufbrächte als acht thätige Männer sie bis an den Fuss des steilen Abhangs zu tragen vermöchten. Das Wasser ward in einen grossen, aus einem einzigen Baume ausgehöhlten Trog gegossen, und hierher trieben gegen eine gewisse wöchentliche Abgabe die Grundbesitzer der Stadt ihre Thiere zur Tränke. Das Ganze war ein blosser Versuch und es war noch ungewiss, ob es Erfolg haben würde, da die Wasserträgerinnen sich ihm widersetzten, die es als eine schreiende Neuerung gegen ihre seit undenklichen Zeiten geübten Rechte betrachteten. Der Besitzer schloss mit der Frage, ob wir im „Norden" ähnliche Vorrichtungen hätten, und schien es mit Wohlgefallen zu hören, als ich ihm versicherte, dass es im ganzen Umfange unsers Landes nichts Derartiges gäbe. Die Maschine stand am Eingange der Schlucht, nach der wir eben wollten. Wir betraten letztere und marschirten etwa eine Viertelmeile weit in ihrem engen, von Felsmauern eingeschlossenen und ganz von Baü-

*) Einen Einblick in dieselbe giebt die Abbildung auf Taf. VI. Fig. 33.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Taf. I. (S. 24.)



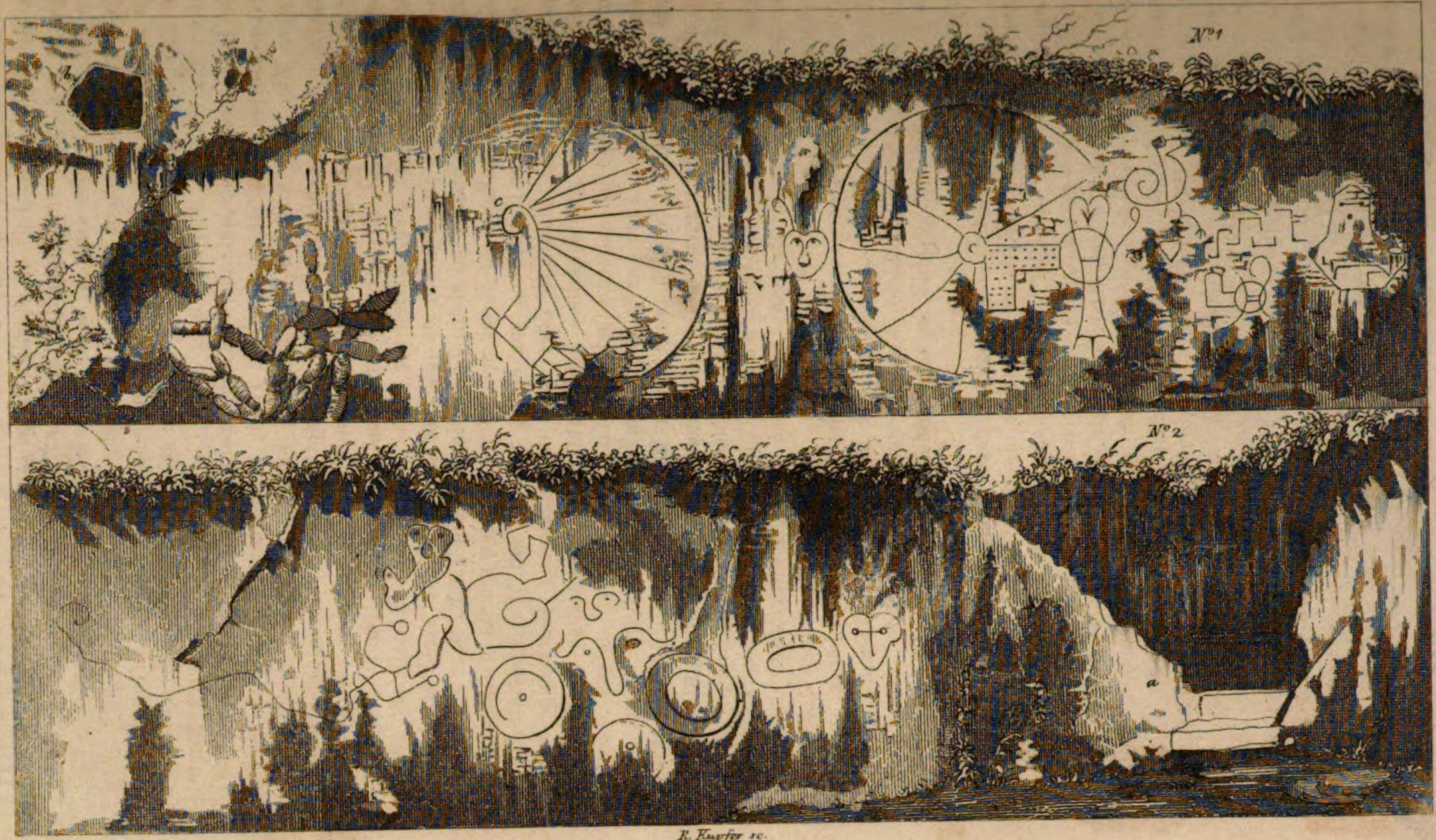
R. Kupfer sc.

Felsen mit Stukturen bei Masaya.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Taf. II



R. Kupfer sc.

Felsen mit Stukturen bei Masaya.

men überwölbten Grunde hin. Darauf kamen wir an eine Stelle, wo links die Oberfläche des Felsens ziemlich glatt und mit roh eingeschnittenen Figuren in Contour vollständig überdeckt war. Einige davon waren noch deutlich sichtbar, die meisten dagegen dermassen verwischt, dass sie auf keine irgend befriedigende Weise zu erkennen waren; viele waren von den herabgefallenen Felsentrümmern und von der vom Regen herabgeführten Erde bedeckt, und noch andere waren so hoch oben an den schroffen Felsen eingegraben, dass sich über ihren Charakter nichts Sicheres ermitteln liess. Sie bedeckten die Felswand mehr als hundert Ellen weit und bestanden vorzugsweise aus rohen Thier- und Menschengestalten, nebst einigen Zier- und vielleicht willkürlichen Figuren, deren Bedeutung man jetzt nicht mehr kennt. Taf. I. der „Sculpturen-Felsen von Masaya" stellt die vornehmsten Zeichnungen auf der ersten Section, zu der wir kamen, und Taf. II. die auf der zweiten dar. Auf der letzteren scheint man versucht zu haben, an zwei Stellen die Sonne abzubilden und vielleicht auch an ein Ereigniss zu erinnern, da man mit gutem Grunde annehmen kann, dass die geraden Striche im obern Theile der zweiten Tafel Zahlen bedeuten sollten. Die Hauptfigur auf dieser Section zur Rechten scheint bestimmt gewesen zu sein zur Darstellung von einem Schilde, von Wurfspiessen oder Speeren und dem *xiuatlatli* oder dem ursprünglichen Werkzeuge zum Speerwerfen, wie man dieselben haüfig auf den mejicanischen Bildern auf ähnliche Weise beisammen findet. Die Hauptfigur im untern Theile soll offenbar einen Affen vorstellen. Was die andern Figuren anlangt, so steht es dem Leser frei, sich seine eignen Muthmassungen zu bilden. Fast auf dieselbe Weise eingeschnitzte Felsen finden sich über den ganzen Continent von den Küsten Neuenglands bis Patagonien zerstreut. Die meisten, wenn nicht alle, sind das Werk wilder Stämme und scheinen im Allgemeinen bestimmt gewesen zu sein, Ereignisse von grösserer oder minderer Wichtigkeit im Gedächtnisse zu erhalten. Um aber bedeutenden archäologischen Werth zu haben, dazu sind sie viel zu roh, und sie haben nur insofern einiges Interesse, als sie auf die ersten Stufen in einem System bildlicher Darstellung ein Licht werfen, von dem man meint, dass es in der Folge in ein hieroglyphisches und endlich in ein alphabetisches sich verfeinerte.

Man hat einigen Grund zu glauben, dass diese Schlucht als ein geheiligter Ort betrachtet ward: eine Hypothese, die dadurch eine gewisse Bestärkung erhält, dass der Ort so abgeschieden und düster ist, wohin die Strahlen der Sonne selten treffen oder doch nur auf Augenblicke, wenn der Wind das Laubdach öffnet, das ihn gleich einem Zelte überschattet. Auf Taf. II. No. 2 wird man eine Anzahl roh in den Felsen gehauener Stufen bemerken, die durch den Buchstaben *a* bezeichnet sind. Diese führen zu einem etwa drei Schritt breiten Auftritt (Bank) in der Felsenwand, hinter welchem letztere wiederum steil zur Höhe von mehr als hundert Fuss ansteigt. Auf diesem Auftritt und unmittelbar über der Figur, die nach meiner Vermuthung einen Affen vorstelllt, befindet sich das sogenannte *Baño* oder Bad. Es ist dieses eine rechtwinklige Vertiefung im Felsen von fast 8 Fuss Länge, 4 Fuss Breite und 18 Zoll Tiefe, die sehr glatt ausgehauen ist und deren Seiten regelmässig nach unten abgeschrägt sind. Rings um dieses ganze Bassin laüft eine etwa anderthalb Zoll tiefe Rille bis vor an den Rand der Felswand, die

wahrscheinlich die Absicht hatte, zu verhindern, dass das Wasser in dasselbe liefe. Der dieser Vertiefung gegebene Name wirft auf ihren eigentlichen Charakter kein Licht, da sie zum Baden ganz und gar nicht geeignet sein würde, selbst dann nicht, wenn in der Nähe Vorrath an Wasser wäre. was nicht der Fall ist. Es scheint über ihren Ursprung nur eine Erklärung zu geben, die wenigstens das Verdienst der Wahrscheinlichkeit für sich hat, nämlich dass sie irgendwie mit der Religion der Urbewohner zusammenhing und heiligen Zwecken gewidmet war.

Zur Linken und nur ein wenig über der nach meiner Meinung die Sonne vorstellenden Figur (c) befindet sich ein fünfeckiges Loch oder Schacht, welches horizontal in den Felsen eindringt. Es hat etwa 16 bis 18 Zoll im Durchmesser und ist von unbestimmter Tiefe. Ich stiess mit einer Stange mehr als 20 Fuss tief hinein, ohne ein Ende zu erreichen. Die Seiten sind vollkommen regelmässig und glatt. Unser Führer zeigte mir in einem andern Theile der Schlucht in einiger Entfernung von jenem ein ähnliches Loch, das indessen nicht mehr als 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hatte und so hoch oben an der Felswand sich befand, dass ich mich von seiner Tiefe nicht überzeugen konnte. Der Fels ist basaltisch oder trachytisch und sehr hart. Ich weis zwar nichts davon, dass solche Höhlungen in dieser Art Felsen sich finden; dessenungeachtet aber meine ich, dass die obenbemerkten natürliche waren. Unser Führer blieb indessen dabei, sie wären künstlich, und sagte, die Indianer hätten eine Tradition, dass sie zu unterirdischen Kammern führten. Ich kann sie nicht besser beschreiben als wenn ich sage, dass sie aussahen wie Erzmütter, aus denen man gigantische Krystalle herausgezogen hatte.

Ausser den auf den hier beigelegten Platten dargestellten Figuren gab es noch eine Menge an verschiedenen Stellen der Felsen vereinzelt angebrachte, worunter die auf Taf. V. Fig. 34 dargestellten sich mehrmals wiederholten. Unser Führer sagte uns auch, dass es an verschiedenen Punkten rund um den See noch andere Felsen mit sowohl gemalten als eingegrabenen Figuren gäbe; wir vermochten aber ihre Localität nicht mit Bestimmtheit auszumitteln. Desgleichen hörte ich, dass in der Nähe eines Ortes, „Santa Catrina“ genannt, ein grosser Felsen mit rothgemalten Figuren, denen am Nihapa-See gleich, bedeckt wäre, welche tanzende und auf musikalischen Instrumenten spielende Männer und Frauen darstellten; ich fand indessen keine Gelegenheit, mich zu überzeugen, inwieweit die Erzählung mit der Wirklichkeit übereinstimmte, zweifle aber nicht, dass sie etwas übertrieben war. Der Besitzer der Wassermaschine redete auch von „Steinvasen,“ wie er sie nannte, die unterhalb des Felsenabhangs am Rande des Sees, eine Legua von der Stelle, wo wir eben jetzt standen, zu finden wären. Als ich mich nach ihrer Beschaffenheit näher erkundigte, überzeugte ich mich, dass es kesselförmige Vertiefungen in den am Ufer liegenden Felsblöcken waren. Er sagte, sie würden jetzt als Gefässe zum Gerben des Leders benutzt, und sie waren wahrscheinlich auch von Hause aus zu gleichem Zwecke bestimmt gewesen.

Es war zwar schon spät, als wir nach Masaya zurückkehrten, ich beschloss aber doch, da der Mond im ersten Viertel stand, noch diesen Abend nach Granada zu reiten. Wir stürzten daher rasch eine Tasse Chocolade hinunter (für welche ich der Dame mit der vornehmen Verwandtschaft anderthalb Dollars bezahlte) und bestiegen unsere Pferde, als

eben die Sonne hinter dem Vulkan Masaya untersank. Ich miethete mir auf dem Marktplatze einen Burschen, der voranreiten und uns auf den rechten Weg bringen sollte, — eine Vorsicht, deren Nothwendigkeit einleuchten wird, wenn ich sage, dass von jeder Hauptstadt Fuss- und Maulthierwege nach tausend Richtungen auslaufen, die sich alle so ähnlich sehen, dass es dem Fremden ganz unmöglich ist, sie voneinander zu unterscheiden. Wir begegneten Hunderten von Indianern beiderlei Geschlechts, Jungen und Alten, die von den Feldern hereinkamen, Jeder mit einem kleinen Pack Holz, Korn, Pisang oder andern Verbrauchsartikeln beladen. Sie waren alle in ausgezeichnet guter Laune und riefen uns fröhliche Grüsse zu. Alsbald brach die Nacht herein und mit Ausnahme eines gelegentlichen Nachzüglers blieb die Strasse nunmehr zu unserer alleinigen Verfügung. Wir wanden uns jetzt durch tiefe krümmenreiche Dellen und Schluchten hin, wo es so dunkel war, dass wir einander nicht erkennen konnten, und kamen dann und wann zu einer schmalen offnen Savane, die im sanften Mondeslichte freundlich dalag. Die Pfade wurden jetzt so zahlreich, dass ich, als ich in dem Versuche den breitesten und betretensten einzuhalten, schlechterdings nicht mehr aus noch ein wusste, endlich die Wahl ganz und gar meinem Pferde überliess. Wohin wir zuletzt kommen würden, war uns eine Sache gänzlicher Ungewissheit; unsre einzige Landmarke war der Vulkan Momobacho, und solange dieser zu unsrer Rechten blieb, wusste ich, dass wir nicht sehr von unserm Wege abirren konnten. Unsere Pferde waren frisch und munter, der Abend kühl, und Wald und Aue, Licht und Schatten schienen wie die stillen Gebilde eines Traums bei uns vorüberzuschweben. Dieser Ritt bildete eine poetische Episode in meinem Leben, ebenso einzig in seiner Art als jener Morgenritt am Gestade des Managua-Sees entlang, mit welchem er so stark contrastirte. Hier auf diesem Nacht-Ritt war Alles ruhig und schweigend, in tiefem Schatten oder in sanftem Lichte ruhend; dort herrschte die grosse Sonne in ihrer Kraft und die aufspringenden Wässer, die Musik des Windes und der Welle, der Sang der Vögel, Mensch und Thier, Alles war Leben und Bewegung, und während die Menschenseele hier zu dem reichen Harmonienstrome hoch aufschwoll, lauschte sie dort still und in sich versunken den heiligen Tönen der Nacht. Glücklich ist der Mensch, der wahrhaft mit der Natur sympathisirt und dessen Herz mit ihren Melodien im Einklang steht. O wie beseligt eine Stunde solcher Gemeinschaft mit unsrer grossen und schöpferischen Mutter! Wie schwinden vor der Majestät ihrer Lehren all die Kämpfe des Lebens, die kleinlichen Ziele und ehrsüchtigen Strebungen der Menschen dahin!

Vergebens versuchte ich, die Züge des Landes wiederzuerkennen, und die Muthmassung, dass wir unsern Weg verloren, ward bald zur Gewissheit, als wir, aus einem langen düstern Walde hervortauchend, plötzlich an den steilen Uferwänden der „Laguna de Salinas" standen. Das Licht des sinkenden Mondes fiel schräg auf diesen tiefen avernischen See, dessen ihn umschliessende Felsenmauern ihren Schatten auf mehr als die Hälfte seines Spiegels warfen. Wir blieben einen Augenblick hier stehen, um das düstere, öde Bild zu betrachten, und schlugen dann eine Richtung ein, auf der wir bald so glücklich waren, die Hauptstrasse nach Granada zu erreichen. Ein rascher Ritt von wenig mehr als einer halben Stunde brachte uns zum Arsenale, das wie ein Wachposten an der aüssersten

Gemarkung der Stadt steht. Es war nicht mehr von Bewaffneten vollgepfropft wie damals, als wir vor einem halben Jahre vorüberkamen; auch die Jalteva, damals verödet und todt, war jetzt voller Leben und Lust. Aus den offnen Thüren schimmerten Lichter heraus und das fröhliche Lachen der Kinder mischte sich mit der Guitarren schwirrendem Klange und dem nicht allzu melodischen näselnden und sentimentalen Singsang liebeskranker Seladons. Die ganze Stadt trug ein ganz andres Ansehn als zur Zeit unsrer ersten Ankunft; die düstere Stimmung, um nicht zu sagen der Schrecken, die damals alle Klassen niederdrückte, war entwichen: und wie ich so durch die Strassen ritt und den scheinbaren Mangel an Bedürfnissen, an Sorge für die Gegenwart oder Bekümmerniss um die Zukunft gewahrte, da konnte ich der Uiberzeugung nicht widerstehen, dass wahrscheinlich keine gleichgrosse Anzahl von Menschen in der Welt so viel wirkliches Glück genossen wie diese hier. Der grossen Masse der Menschen, deren Empfänglichkeit für höhern Genuss niemals entwickelt worden ist und deren Glückseligkeit vorzugsweise auf der Abwesenheit physischer Bedürfnisse oder auf der Leichtigkeit ihrer Befriedigung *beruht*, muss das Leben des Volks von Granada als ihrem Ideal menschlichen Daseins sehr nahe kommend erscheinen. Und wer, nachdem er den Menschen in den verschiednen, politischen oder sonstigen Beziehungen, in denen die Welt ihn zeigt, gesehen hat, die Wahrheit dieser Volksidee ableugnet, der ist ein arger Theoretiker; und wer im vergeblichen Streben nach Dem, was er für des Volkes Wohlfahrt für nothwendig hält, diese Taüschung — wenn anders Das Taüschung ist, welchem die Masse der Menschen mit solcher Liebe anhängt — stört, der ist ein kühner Neuerer.

Da ich im Voraus Quartiere gemiethet hatte, so ritt ich jetzt sogleich nach ihnen hin. Zu unserer Aufnahme stand ein grosser Saal bereit und in weniger als zehn Minuten stand eine Tasse schaümender und dampfender Chocolade auf dem Credenztisch. Unser erster Besuch war unser alter Freund Dr. S*, der einen andern Amerikaner mitbrachte, einen vierschrötigen Matrosen aus Albany, der durch eine seltsame Reihe von Wechselfällen seinen Weg nach Granada gefunden hatte. Er war von Neuyork nach Rio de Janeiro und von da nach Callao gesegelt, wo die Mannschaft abgelohnt und das Schiff verkauft ward. Die Welt war damals nach Californien gierig und so ergriff auch unsern Jack nebst seinen Gebrüdern Theer das californische Fieber. Die Frage war nur: wie dorthin gelangen? Jedes Fahrzeug war überfüllt und die Uiberfahrten standen in einem Preise, der weit über ihr Vermögen ging. In dieser Klemme traten acht aus ihrer Zahl zusammen und kauften ein offnes Walfischboot, das sie so gut sie es vermochten mit Proviant und Wasser versorgten und worin sie mit ächt amerikanischer Kühnheit zu einer Seefahrt von mehr als viertausend Meilen aufbrachen. Sie legten ein- oder zweimal an, um Vorrath einzunehmen, und hatten die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als sie von einem Sturme überfallen, entmastet, umgelegt und endlich mit dem Verluste von Zweien aus ihrer Mitte und nachdem sie in der Gewalt der Winde und Strömungen vier ganze Tage ohne Speise und Trank umhergetrieben worden, an eine unbekannte Küste geworfen wurden. Hier halfen einige wilde Früchte, Vögel und Schalthiere ihren nächsten natürlichen Bedürfnissen ab. Nachdem sie, so weit sie es, von allem dazu Nöthigen entblösst, im Stande waren, ihr untauglich gewordenes Boot reparirt, fuh-

ren sie mit grosser Anstrengung zwei Tage lang an der Küste hin. Am dritten Tage trafen sie auf einige perlenfischende Indianer, die, von ihrer Erscheinung erschreckt, in den Wald entflohen. Einer von ihnen ward eingeholt und sie erlangten mittelst einiger spanischer Brocken, die auf der einen Seite wenig, auf der andern noch weniger verstanden wurden, die Gewissheit, dass sie sich in der Culebra-Bai im Departement Guanacaste, dem südlichen Districte Nicaragua's, befänden. Der Strich an der Küste entlang war unbewohnt, es gelang ihnen aber nach vieler Schwierigkeit, den kleinen Ort Santa Cruz im Innern zu erreichen. Hier fand eine Theilung ihres Besitzthums, bestehend in zwei alten silbernen Uhren und zwölf Dollars in baarem Gelde, statt und die Gesellschaft trennte sich, Jeder mit vier Dollars in der Tasche, womit er sich kleiden und ein neues Leben beginnen sollte. Unser Jack, der ein Bisschen Zimmermann war, suchte sich dadurch aufzuhelfen, dass er die Haüser der Leute reparirte, fand aber bald, dass hiermit wenig anzufangen war, und verdang sich daher an einen Viehtreiber, der eben im Begriffe stand, mit einer Herde Maulthiere nach der Stadt Nicaragua aufzubrechen. Die Kost war schlecht, die Arbeit unglaublich, und nach dreiwöchentlichen Leiden in der heissen Sonne bei Tage, in pestilenzialischen Dünsten bei Nacht, die Füsse durch scharfe Steine verwundet, den Leib durch Dornen zerstachelt und durch Insectenbisse entzündet, und dazu von einem hitzigen Fieber befallen, das ihn in stundenlanges Phantasiren stürzte und bewirkte, dass sein Kopfhaar in ganzen Büscheln ausfiel, — in diesem Zustande also erreichte der arme Jack Nicaragua. Und um den Kelch seines Elends vollzumachen, weigerte sich hier sein schurkischer Brotherr nicht nur, ihn zu bezahlen, sondern beraubte ihn, während er in einem Hinterhause im Fieberwahnsinn lag, auch noch seines kleinen Geldvorraths. Als der Paroxismus vorüber war, taumelte er hinaus auf die Strassen und nach den Feldern, wobei er unzusammenhängende Worte vor sich hin murmelte. Die Kinder wurden durch seine zerstörten Blicke und seine blutunterlaufenen Augen in Schrecken gesetzt und flohen vor dem taumelnden Manne. Zum Glück ward er von einem Bürger bemerkt, der ihn nicht nur in sein eignes Haus mitnahm, sondern auch sogleich nach dem Dr. S* schickte, der zufällig in der Stadt anwesend war und den armen Teufel mit ausgezeichneter Leutseligkeit und unermüdlicher Unverdrossenheit bei Tag und bei Nacht behandelte, bis er wieder genesen war, worauf er ihn mit nach Granada und in sein Haus nahm. Er war noch schwach, gewann aber schnell seine Kräfte wieder, und ich hörte seiner Geschichte, die mit der derben Offenherzigkeit des Matrosen erzählt ward, mit einer Theilnahme zu, die die Kunst des Novellenschreibers nicht hätte erhöhen können. Ich hatte einige Monate darnach die Freude, ihm Uiberfahrt an Bord eines französischen Fahrzeugs zu verschaffen, das nach jenem Lande der Verheissung bestimmt war, nach welchem sein Blick noch immer unverrückt stand; und seit meiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten habe ich einen Brief von ihm erhalten, der mir bescheidentlich meldet, dass er 6000 Dollars zusammengebracht, — die Summe, „die zu gewinnen oder zu sterben er sich geschworen hätte," — und dass er als Drittheils-Eigner und Unterschiffer einer kleinen Brigg im Begriffe stehe, auf eine Handelsspeculation nach den Sandwichsinseln abzufahren!

Das ist in diesem neuen Lande der Lauf des Glücks. Möge, mein guter Freund Jack, Gott mit dir sein und möge dein Erfolg deiner Redlichkeit entsprechen! Mehr als Dieses brauche ich dir nicht zu wünschen!

Siebenzehntes Kapitel.

Besuch der Insel Pensacola — Entdeckung von Monumenten — Forschen nach andern — Erfolg — Abreise nach der Insel Zapatero — „La Carlota" — Los Corales — Isla de la Santa Rosa — Eine Nachtreise — Ankunft auf Zapatero — Suchen nach Monumenten — Falscher Schreck — Entdeckung von Statuen — Indianer von Ometepec — Grosse Kraftanstrengung — Weitere Nachforschungen — Toller Tanz — Ein erloschner Krater und ein vulkanischer See — Ein Opferstein — El Canon — Beschreibung der Monumente und ihr wahrscheinlicher Ursprung — Leben auf der Insel.

Am 2. Decbr. 1849. — Diesen Nachmittag vermochten wir Pedro — der mit seinen sechs stämmigen Ruderern seit einer ganzen Woche im Rausch gelegen hatte, jetzt aber nebst jenen nüchtern war und ein neues Sümmchen zu einer neuen Schlemmerei zusammenzubringen wünschte, — also, wir vermochten Pedro, uns nach der kleinen Insel Pensacola hinüberzufahren, die fast in Kanonenschussweite vom alten Castell von Granada lag. Ein junger Bursche, weiland Matrose, jetzt aber in des Dr. S*'s Dienste auf Halbsold stehend, bei welchem er Alles in Allem war, behauptete, es gäbe auf dieser Insel *„piedras antiguas"* von bedeutender Grösse, aber fast ganz in die Erde versunken. Es schien uns befremdlich, dass wir auf alle unsere Fragen nach Alterthümern bei den Padres und Licenciados und überhaupt den „bestunterrichteten" Bürgern Granada's nichts von dem Dasein dieser Monumente vernommen hatten. Der Doctor war nicht wenig zweifelsüchtig; die Erfahrung hatte mich aber gelehrt, dass über diese Dinge mehr Auskunft bei den barfüssigen Burschen als den schwarzröckigen Priestern zu erhalten war, und so blieb ich denn steif und fest bei meinem Vorsatze, Pensacola zu besuchen.

Es war schon spät, als wir abfuhren, in weniger als einer Stunde aber sprangen wir bereits ans Ufer der Insel. Sie liegt ausserhalb des Labyrinths kleiner Inseln, die vor Zeiten durch unterirdische Feuer aus den Tiefen des Sees um den Fuss des Vulkans Momobacho in die Höhe gehoben wurden, und ihre Ufer sind mit ungeheuern Felsen eingefasst, die schwarz und blasig sind in Folge der Hitze, welche die alten Ausbrüche, deren Zeugen sie sind, begleitete. An manchen Stellen thürmen sie sich zu wilden, dräuenden Massen auf, halb von üppigen Rebengewinden bedeckt, die die Natur, gleich als wollte sie ihre eigne Hässlichkeit verhüllen, über sie hinwegzieht. Diese Felsen bilden einen halbkreisförmigen Rücken, der ein ebenes Land von reichem Boden fast gänzlich umschliesst, — eine Art Amphitheater, das nach Westen schaut und eine Fernsicht bietet, die über das Gestade bei Granada hinaus bis zu den zerklüfteten Hügeln und vulkanischen Kegeln rings um den Managua-See sich ausdehnt. Auf einer kleinen Erhöhung innerhalb dieses natürlichen Tempels stand eine verlassene Rohrhütte, beinahe vergraben unter einem wahren Walde üppiger Pisanggewächse, und ganz in dichten Schatten einge-

hüllt, der nur hier und da von einem Strahl des Sonnenlichts durchdrungen ward, das gleich geschmolzenem Golde durch die schmalen Oeffnungen in dem Laubdach fiel.

Kaum hatten wir gelandet, als unsere Leute, um die Monumente aufzusuchen, sich zerstreuten und wir ihnen folgten. Wir blieben nicht lange im Ungewissen; das Geschrei „*aqui, aqui*" — hier, hier — das des Doctors Factotum ausstiess, verkündete, dass sie gefunden waren. Wir eilten zu ihm hin: er hatte Recht; wir konnten deutlich zwei grosse Steinblöcke erkennen, die im Boden fast versunken waren. Die freiliegenden Theile, obwohl sie vom Wetter zernagt waren und offenbar auch durch Gewalt gelitten hatten, zeigten bei allem dem noch deutlich, dass sie mit Sorgfalt gemeisselt worden waren. Wir verlangten die Machetes unserer Leute, mit denen wir bald so viel Erde weggeschafft hatten, dass wir entdecken konnten, dass diese vermeintlichen Blöcke grosse Statuen von schönen Verhältnissen und tüchtiger Arbeit und von bedeutenderer Grösse als alle, die wir bis jetzt gefunden, waren. Dieser Fund hatte uns sämmtlich in Aufregung versetzt und die indianischen Ruderer zeigten kaum weniger Interesse daran als wir selbst. Sie kauerten sich um die Figuren herum und grübelten voll Eifers ihrem Ursprunge nach, bis sie endlich in der Ansicht zusammenzutreffen schienen, dass die grössere kein Anderer als „Montezuma" sei. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass Name und Ruhm des letzten der aztekischen Kaiser bei allen Uiberresten der Indianer von den Ufern des Gila bis zu den Gestaden des Nicaragua-Sees so hoch in Ehren stehen. Gleich den Pecos von Neumejico geben sich manche Indianer Nicaragua's noch immer dem Glauben hin, dass Montezuma eines Tages wiederkommen und sein altes Kaiserreich neu aufrichten werde.

Ich war überzeugt, dass sich hier noch andere Monumente finden würden; weil aber die Sonne bereits unterging und ich Willens war, am nächsten Tage noch einmal herzukommen, so gab ich das weitere Nachsuchen auf, indess nicht ohne Pedro zu beauftragen, am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang sich mit Mannschaft und Werkzeugen zur Rückkehr hierher bereit zu halten.

Pedro hielt zu meinem Erstaunen Wort (vermuthlich weil es ihm an Gelde zu einem Trinkgelage fehlte); und noch ruhte der Thau frisch auf den Blättern, die Papageien verführten ein lärmendes Geschwätz und die Wellen trieben mit den schwarzen Basaltfelsen ihr munteres Spiel, als wir zum zweiten Male auf Pensacola ans Ufer sprangen. Das Boot ward festgebunden und der Kaffee rasch bereitet und hinabgestürzt, worauf Pedro's Leute sich nackt auszogen und noch andere furchtbare Anstalten zum Ausgraben der Götzenbilder trafen. Aber diese Anstalten sahen furchtbarer aus als die Ausführung es war. Sie begannen recht gut, aber lange zuvor, ehe die Figuren dem Auge blossgelegt waren, wurden sie von dem Wunsche ergriffen, noch andern nachzuspüren, — ein plausibler Vorwand, um sich fortzuschleichen und sich unter den Pisangbaümen hinzustrecken. Einmal war ich ganz allein gelassen; selbst Pedro war verschwunden; sowie ich ihnen aber verkündete, dass der Aguardiente wieder die Runde machen sollte, kamen die Wichte alle zusammen wieder herzugestürzt. Bald durch Uiberredungen, bald durch Drohungen gelang es uns endlich, die kleinere der beiden Figuren vollständig freizulegen. Sie war offenbar absichtlich in die Erde verscharrt worden, denn der eine Arm war beim

Hinabfallen in die Grube, die man zuvor zu ihrer Aufnahme gegraben, abgebrochen und das Gesicht verletzt worden. Auf diese Weise hatten die frühen katholischen Zeloten die abergläubische Anhänglichkeit der Urbewohner an ihre Götzenbilder auszurotten gesucht. Tröstlich war indessen dabei der Gedanke, dass die Figuren im Ganzen durch ihr langes Begrabenliegen sich wahrscheinlich besser erhalten hatten, als wenn man sie über der Erde hätte stehen lassen. Die nächste Schwierigkeit war nun, die liegende Figur aufzurichten; es gelang uns aber nach vielen Zurüstungen, durch Stützen, Heben und Schreien, sie gegen die Seite der Grube, die wir gegraben, in eine solche Stellung zu bringen, dass mein Zeichner mit ihrer Skizzirung beginnen konnte. Sie stellte eine menschliche männliche Gestalt von massigen Proportionen dar, auf einem viereckigen Piedestal sitzend, den Kopf ein wenig vorwärts geneigt, die Hände auf den Schenkeln ruhend.*) Uiber dem Gesicht war plump und scheusslich der Kopf eines Thieres abgebildet, unterhalb dessen man die Windungen einer Schlange verfolgen konnte, deren grimmiger Kopf mit offnem Rachen und mit einer Sorgfalt, als ob er leibte und lebte, zur Seite des Gesichts der Figur ausgehauen war. Die ganze Composition war sorgsam und effectvoll ausgeführt.

Der Stein, aus welchem die hier beschriebene Figur ausgehauen war, ist harter Sandstein von röthlicher Färbung; aber die Sculptur ist kühn und die Gliedmassen treten, ungleich denen auf den Monolithen von Copan, so weit heraus als es mit Sicherheit nur geschehen konnte, und sind mit einer Freiheit ausgehauen, wie ich sie in keinen andern Bildhauerwerken der amerikanischen Urbewohner noch gesehen habe.

Um M* in den Stand zu setzen, die Zeichnung des soeben freigelegten Monuments ruhig und ohne Störungen von Seiten unsrer Leute zu machen, verschob ich die Ausgrabung der andern Figur bis dahin, wo er fertig wäre, und forderte daher die sämmtliche Bootsmannschaft auf, die Insel nach andern Denkmälern zu durchsuchen, — wobei ich ihren Eifer und ihre Thätigkeit dadurch anspornte, dass ich einem Jeden, der eine Entdeckung machen würde, die glänzende Belohnung von vier Realen (zwei Tagelöhnen entsprechend) versprach. Auch ich nahm an dem Suchen Theil, kam aber, nachdem ich das ganze kleine Eiland durchwandert, zu dem Schlusse, dass, wenn es noch andere Monumente gäbe, woran ich kaum zweifelte, sie sehr gut vergraben und nicht mehr aufzufinden, oder auch zertrümmert und fortgeschafft worden wären. So setzte ich mich denn philosophisch auf einen Felsenblock nieder und beobachtete ein Heer von schwarzen Ameisen, die an mir vorüberdefilirten, als wollten sie einen Spaziergang um die Insel machen. Sie bildeten eine festgeschlossene Colonne von fünf bis sechs Zoll Breite, marschirten in ganz gerader Linie, ohne sich weder rechts noch links zu wenden, und stiegen beharrlich über jedes Hinderniss, das ihnen in den Weg trat. Ich betrachtete sie über eine halbe Stunde lang, aber ihre Zahl schien unverringert; Tausende auf Tausende zogen eilend vorüber, bis ich endlich, von Neugier getrieben, aufstand und der Linie folgte, um den Bestimmungsort der Procession zu entdecken und zu sehen, was sie eigentlich wollte, ob es sich um einen feindlichen Angriff handelte, ob es eine Auswanderung,

*) S. den beiliegenden Stich No. 1.

ob es eine blosse Vergnügungspartie wäre. Nach einer kurzen Strecke erstieg die Colonne unter einigen Büschen einen, wie es mir schien, gewöhnlichen grossen, runden Stein, ging über ihn hinweg und setzte ihren Marsch weiter fort.

Dieser Stein zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und wie ich ihn genauer betrachtete, bemerkte ich Spuren von Sculpturen an ihm. Ich rief meine Leute herbei und war nach einer zweistündigen Probe von Geduld und Mässigung so glücklich, ein andres Idol von massigen Proportionen, aber von den andern gänzlich verschieden und von einem ganz ausserordentlichen und abschreckenden Anblicke, aus seinem Bett, in dem es Jahrhunderte geruht, herauszuheben.*) Die untere Hälfte war abgebrochen und nicht aufzufinden; was davon übrig war, war blos die Brust und der Kopf. Der letztere war unverhältnissmässig gross, die Augen gross, rund und stier, die Ohren breit und lang, und aus dem weitaufgesperrten Munde, dessen untere Kinnlade von den Händen der Figur mit Gewalt herabgezogen wurde, hing eine Zunge heraus, die bis zur Brust reichte und dem Ganzen einen widernatürlichen und grässlichen Ausdruck gab. Wie das grauenvolle Bild so in der Grube dastand, mit seinem herausragenden ungeheuerlichen Kopfe, mit seinem starren steinernen Blicke, sah es aus wie ein Ungeheuer aus grauer Zeit, das soeben auf Geheiss des Zauberpriesters einer unheiligen Religion aus den Tiefen der Erde heraufstieg. Meine Leute traten zurück und mehr als Einer kreuzigte sich, während er seinem Nachbar zuflüsterte *„es el diablo!“* — „es ist der Teufel!“ Ich konnte mir denken, mit welchem Schauer es von den Gläubigen der alten Religion betrachtet werden mochte, wenn der blutgierige Priester die herabbaumelnde Zunge mit den noch zuckenden Herzen seiner Menschenopfer bestrich!

Es war längst Mittag vorüber, ehe wir uns an den Versuch machten, das grösste und bei Weitem interessanteste Götzenbild in aufrechte Stellung zu bringen. Diess war keine leichte Sache. Der Stein, obwohl nicht mehr als neun Fuss hoch, mass zehn Fuss im Umfange und war von gewaltiger Wucht. Wir waren ihrer zusammen nur eilf Mann; Pedro sagte, es wäre ganz unnütz, den Versuch zu machen, wir könnten das Ding wohl umstürzen, aber nichts weiter. Dennoch war ich entschlossen es aufzurichten, nicht nur um die Wirkung, die es in dieser Stellung machen würde, zu beobachten, sondern auch weil ich überzeugt war, dass die untere Seite die feinern Details der Sculptur deutlicher zeigen müsste als die obere, die theilweise über der Erde freigelegen hatte. Ich gab Jedem ein gewaltig grosses Glas Aguardiente, der ihnen den gehörigen Muth eingoss, und nachdem wir uns eine vermehrte Anzahl starker Hebebaüme und Stützen verschafft, verschritten wir zur Aufrichtung der gelehnt liegenden Masse. Unsre Arbeit ging nur langsam und mit Mühe vorwärts, der Schweiss rollte stromweise von der glänzenden Haut unsrer Leute herab, die — Dank sei es dem Aguardiente — mit grösserem Nachdruck arbeiteten als ich ihnen zugetraut hatte. Der Aguardiente war mir an diesem Tage mehr werth als Gold. Die Kerle jubelten und schrieen *„arriba con la niña!“* — „auf mit dem Mädel!“ — Aber noch ehe wir den Stein zur Hälfte gehoben hatten, brach ein Gewitter, dessen Heran-

*) S. den beiliegenden Stich No. 2.

nahen wir in der Aufregung gar nicht bemerkt hatten, über uns herein, mit einer Hast, mit der nur ein tropisches Gewitter zu kommen versteht. Ich retirirte mich schweisstriefend in die verlassene Hütte, während die Leute sich ganz ruhig niedersetzten, — sie waren ja daran gewöhnt. Das Gewitter ging vorüber, aber der Boden war nun ganz durchnässt und die Füsse sanken in der weichen, klebrigen Erde um das „Mädel" tief ein. Dennoch beschloss ich, um einen abermaligen Besuch am nächsten Tage zu ersparen, die begonnene Arbeit nicht aufzugeben. Aber die Schwierigkeiten waren jetzt vermehrt und nur erst nach den ausserordentlichsten Anstrengungen und unter Gefahr, zerquetschte Gliedmassen davonzutragen, erreichten wir unser Ziel. Mit blutenden Händen und über und über voll Koth hatte ich endlich die Genugthuung, ein *„Viva por la niña antigua!"* — ein Hurrah auf das alte Mädel! — auszubringen. Ich bin meiner Sache nicht ganz gewiss, ob ich nicht während des Gewitterschauers selbst auch ein Schlückchen Aguardiente zu mir nahm. Pedro und seine Mannschaft antworteten mit einem *„Vivan los Americanos del Norte!"* welches verdollmetscht sagen wollte, dass sie nichts wider ein zweites Tränkchen einzuwenden hätten. Diess ward ihnen natürlich gewährt, worauf Pedro vor sich hin sprach *„Los Americanos son diablos!"* — „Die Amerikaner sind doch Teufel!" — mit welcher Bemerkung indess er uns ein Compliment zu machen gedachte. Als die Figur aufgerichtet war, zeigte sie sich in ihrer wahren Grösse. Sie stellte einen Mann dar mit gewaltigen Gliedmassen und mit breitem, vortretendem Brustkasten, in gebückter oder vielmehr liegender Stellung, mit auf den Schenkeln dicht über den Knieen ruhenden Händen.*) Uiber seinem Kopfe erhob sich der monströse Kopf und Rachen eines Thiers, dessen Vorderpfoten auf den Schultern der Statue lagen, die Hinterpfoten auf deren Händen, gleich als ob sie diese fest an die Schenkel drückte. Es mochte vermuthlich einen Alligator oder ein mythologisches oder fabelhaftes Thier vorstellen sollen. Der Rücken der Figur war mit eingegrabenen Platten gleich einem rauhen Panzer bedeckt. Das Ganze erhob sich auf einem breiten, viereckigen Fussgestell. Die Bildhauerarbeit war kühn und frei, wie an der andern Figur. Ich habe nie eine Statue gesehen, welche die Idee der Macht und Stärke so entschieden aussprach; es war ein Studium zu einem Simson unter den Thoren von Gaza oder zu einem Atlas, welcher die Welt trägt. Das Gesicht war verstümmelt und verunstaltet, aber es schien noch immer einen Ausdruck von Strenge, wenn nicht von Grausamkeit an sich zu tragen, was den Eindruck des Ganzen bedeutend erhöhte. Die feinern Details der Bildnerei am Kopfe hatten sehr gelitten, und aus den offenbaren Zeichen von Gewaltsamkeit, welche die ganze Statue darbietet, scheint hervorzugehen, dass sie ein Gegenstand ganz besondrer Verehrung bei den Urbewohnern und eines entsprechenden Hasses für die frühen christlichen Zeloten war.

Die Sonne trat nach dem Regen glänzend hervor, und obwohl durchnässt und ermüdet und nicht unempfindlich gegen die Annehmlichkeit trockner Kleidung und das Verführerische einer Hängematte, war ich doch kaum im Stande, mich von diesen merkwürdigen Denkmälern loszureissen — die vielleicht die eignen Hände des Gil Gonzalez umgeworfen hatten,

*) S. den beiliegenden Stich No. 3. (wo man „Pensacola" statt „Subtiaba" lese.)



Götzenbild aus Subtiaba, No. 3.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zu jener Zeit, als nach den Worten des Chronisten „der grosse Kazike Nicaragua einwilligte, mit neuntausend seiner Unterthanen getauft zu werden, und so das Land bekehrt ward.“

M* kehrte am nächsten Tage noch einmal hierher zurück und machte seine Zeichnungen vollends fertig, während ich mich mit den Vorbereitungen zu einer Fahrt nach der grossen unbewohnten Insel Zapatero beschäftigte.

Die T*'s hatten uns zu dieser Fahrt einen ihrer Bongos angeboten, einen der grössten und bequemsten unter allen auf dem See; und da die meisten derartigen Barken blos gigantische Canoas sind, ausgehöhlt aus einem einzigen Stamm der Cebia, und ebensowohl geeignet und geneigt, auf ihren Seiten oder mit nach oben gekehrtem Bauche als auf jede andre Weise zu fahren, so vernahmen wir mit wahrer Befriedigung, dass der für uns bestimmte Bongo, „La Carlota“ mit Namen, von einem fremden Schiffsbaumeister, der ihn erbaut, mit einer Art von Kiel versehen worden war, wodurch sich doch die Aussicht, beim ersten Windstoss umgeworfen zu werden, von drei Fällen unter vieren auf einen Fall von zweien verminderte. Der Reisende, der einmal auf dem unruhigen Nicaragua-See bei ungestümem Wetter mit unwissenden Matrosen gefahren, ist gewiss im Stande, die Befriedigung zu begreifen, mit welcher wir die „Carlota“ betrachteten, als sie unter den Mauern des alten Castells von Granada ans Ufer gebunden sich anmuthig schaukelte. Sie mochte etwa sechszig Fuss lang sein und ihre *chopa* (Kajüte) war im Stande, vier bis fünf Personen zu beherbergen, — freilich ein Bisschen nach Weise der Pökelhäringe zusammengepresst, aber doch nicht unbehaglich nach denjenigen gemässigten Ansichten von Behaglichkeit, an die sich der Reisende in Centralamerika gar bald gewöhnt. Vor der *chopa* befanden sich zehn Bänke für ebensoviele Ruderknechte und Plätze zum Aufrichten der Maste, im Fall die Winde ihren Gebrauch gestatteten. Zudem war die „Carlota“ aüsserlich angemalt und mit einem Schiffsbild geziert; kurz, Alles zusammengerechnet, nahm sie sich unter der Schaar von wunderlichen Pitpans, Piraguas und andern anomalen und namenlosen Fahrzeugen um sie her wie eine Fregatte aus*). Insoweit war Alles gut. Das Nächste war nun, eine Bootsmannschaft zusammenzubringen, eine Angelegenheit, die dem jüngern Herrn T* übertragen war. Nach zweitägigen angestrengten Bemühungen — denn es drängten sich zur Zeit eine Menge Feste zusammen — wurden Leute angeworben und gebührend bezahlt (in Centralamerika erwartet alle Welt Vorausbezahlung!), eine gewisse Summe für das Verpflegungsamt ausgeworfen und der Patron des Boots, Juan, feierlich ins Versprechen genommen, sich bereit zu halten, am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang nach der Insel *Zapatero* oder Schusterinsel abzusegeln, wo es nach der Versicherung Manuels, der als Führer mit uns gehen sollte, eine Menge *„frailes“* — Mönche — geben sollte, einige knieend, andere sitzend, wieder andere aufrechtstehend oder wie Todte rückwärtsgelehnt, nebst noch vielen andern wunderbaren und seltsamen Dingen, unter andern einem tiefen salzigen See.

Der Doctor und ich machten über Nacht unsere Einrichtungen vollends fertig. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen, der zu unsrer Abreise

*) S. die Abbildung der Carlota auf Taf. V. Fig. 35.

festgesetzt war, schlug ich vor, nach dem See zu gehen, in der Meinung, wir würden, da Juan mit Sonnenaufgang bereit zu sein versprochen, vielleicht so glücklich sein, um 9 bis 10 Uhr spätestens abfahren zu können. Der Doctor versicherte indessen, dass es unnütz wäre, so frühe hinabzugehen, — „er wenigstens wäre nicht gewillt, in der Sonne am freien Strande den ganzen lieben Vormittag zu braten", und gab mir die tröstliche Versicherung, dass er, der zehn Jahre im Lande gelebt, seine Leute gründlich kennte und daher wüsste, dass wir vor der Mitte des Nachmittags nicht fortkämen; wäre es nicht so, dann könnten wir jede beliebige chirurgische Operation an einem seiner Beine vornehmen! Meine Zeit war beschränkt und diese ärgerlichen Zögerungen hätten mir fast ein Gallenfieber erregen können. Um 11 Uhr vermochte ich indessen den Doctor zu einem Gange nach dem Strande, freilich ganz wider seinen Willen und unter seinen lebhaftesten Betheuerungen, dass er die Leute kennte und dass es gar keinen Nutzen hätte. Hier schaukelte sich unser Bongo genau so wie wir ihn den Tag zuvor verlassen hatten und nicht eine Seele war an Bord! Der Strand war mit Gruppen halbnackter Weiber bedeckt, die dicht am Wasser sassen und mit einer Arbeit beschäftigt waren, die hier Waschen genannt ward und darin bestand, dass man die einzelen Stücke ins Wasser tauchte, sie dann auf einen rauhen Stein legte und gewaltig mit einer Keule schlug, dergestalt dass alles was von Knöpfen daran war gänzlich zermalmt ward. Gruppen von Kindern plantschten in kleinen Pfützen herum oder spielten im Sande; eben angelangte Bootsleute schifften ihre Ladungen aus, trugen die Waarenballen auf den Schultern durch die Brandung hindurch und legten sie auf knarrende Wagen nieder; hier und da stolzirte ein Reiter unter dem Schatten der Baüme auf seinem Prunkross am Ufer entlang, und mitten unter diesen allen schritten stoisch-kalte schwarze Maüsefalken und langbeinige weisse Kraniche in urweltlicher Freiheit umher. Das Ganze bildete ein einziges Gemisch von civilisirtem und wildem Leben und prägte sich dem Gemüthe des beobachtenden Reisenden unvergesslich ein.

Ich war aber freilich nicht in der Stimmung, mich an dem Anblick zu ergötzen, und des Doctors Worte: „Ich sagte es Ihnen ja!" als er ganz ruhig auf einem Klotz im Schatten Platz nahm, klangen recht grausam und erbitternd. Nach vielem Herumsuchen fanden wir endlich zwei von unsern Leuten längelang auf dem sandigen Strande liegen, nur ein Stück Zeug um die Lenden geschlagen und die Gesichter mit ihren *sombreros* (Hüten) bedeckt, während auf ihre nackten Leiber die heisse Sonne niederschoss, — Bilder der vollendetsten Faulheit. „Wo ist der Patron?" Sie hoben blos ein wenig ihre Hüte und antworteten „*Quien sabe*? „Wer weiss?" — Dieses ewige „*Quien sabe,*" und noch dazu ausgesprochen, ohne dass sie auch nur den Versuch machten aufzustehen, — es war nicht auszuhalten. Ich gab daher Jedem mit meinen derben Reisestiefeln einen kräftigen Stoss in die Rippen, der sie mit einem abbittenden „*Señor!*" in einem Nu auf die Füsse brachte. Einer ward abgeschickt, damit er die Andern in den *pulperias* (Schnappsläden) der Stadt aufstöbern sollte, unter nachdrücklicher Androhung schweren körperlichen Leides, wenn er die Delinquenten nicht innerhalb einer ihm gesetzten Frist herbeibrächte. Der Zweite, ein vierschrötiger Mestize, der noch immer mit schmerzlicher Gebehrde sich die Seite rieb, ward angewiesen, sich im Bereiche meiner furchtbar aussehenden

Pistole niederzulegen, unter ausdrücklichem Befehle, sich ungeheissen nicht von dannen zu bewegen. Gleich darauf ward ein dritter Stromer entdeckt, der mit einer jungen, dicken, kaffeefarbigen Wäscherin dahlte, — die mit ihren Reizen gar nicht sparsam umging, wie man daraus ersehen kann, dass sie mit Ausnahme eines über ihren Schooss geworfenen Tuchs, das obendrein keines von den grössten war, *in puris naturalibus* dasass. Auch er erhielt Befehl, seinen Standort neben dem andern Gefangnen einzunehem, was er mit saurer Miene that, aber zur affectirten grossen Freude des kaffeefarbigen Mädchens, die ihn einen *„malo"*, einen garstigen Menschen nannte, der alles mögliche Böse verdiente. „Das Weib ist von Natur kokett, mag sie eine weisse oder schwarze Haut haben", philosophirte der Doctor; „das gelbe Ding da denkt anders als sie spricht. Ich will wetten, sie sind soeben einig geworden sich zu heirathen oder etwas zu thun, was hier zu Lande Dasselbe ist."

Es war längst hoher Mittag, ehe wir unsre Vagabunden zusammengetrommelt hatten; und da sie sich ihrer Vergehen bewusst waren und nicht wenig Angst vor den Kopfnüssen unsrer Pistolen hatten, so strengten sie sich nun wirklich an, das Boot in Bereitschaft zu setzen. Ein halbes Dutzend nackter Kerle stürzte sich in die Brandung, in deren Wellen ihre schwarzen Leiber bald verschwanden bald wieder erschienen, und zogen die „Carlota" dicht ans Ufer unter die Lee des alten Castells. Es wurden die Segel, der Proviant, die Decken u. s. w. an Bord gebracht, worauf wir auf die Schultern der Stärksten stiegen und auf dem Quarterdeck abgesetzt wurden. Es schlug 2 Uhr in der Stadt, als wir vom Fort hinweg hinaus ins wilde Wasser sausten. Die Mannschaft strengte sich aufs Aüsserste an, über die Deining hinauszukommen, und die Ruder beugten sich unter ihren kräftigen Schlägen. Wie wir einmal im tiefen Wasser waren, wurden die Wellen weniger ungestüm, sondern rollten lang und majestätisch wie die Meereswogen. Jetzt zog jeder Ruderer seine Hosen, sein einziges Kleidungsstück, aus, legte seinen *sombrero* auf den Boden des Fahrzeugs und zündete eine Cigarre an; sie waren nun in voller Uniform und ruderten frisch und derb drauf los. Auch der Patron Juan zog seine Hosen aus, behielt aber, um die Würde des Quarterdecks zu behaupten oder aus Rücksicht auf seine distinguirten Passagiere, sein Hemd an, sein flammendrothes, schachbretartig gewürfeltes Hemd, das nicht zu den längsten gehörte und famos im Winde flatterte.

Nach einstündigem angestrengtem Rudern befanden wir uns zwischen den Inseln. Hier lag das Wasser still und glatt wie eine Spiegelfläche, während die Wogen mit grausigem Geheul gegen die nach Aussen liegenden ehernen Uferwände stürzten und tobten, als wären sie gierig, die Stille und Traulichkeit, die innen herrschten, gewaltsam zu stören, — die Stille der engen, grünüberwölbten Kanäle, der offnen, breiten, mit Krystall belegten Perspectiven und der kühlen, schattigen Verstecke, in denen hier und da anmuthige Canoas am Ufer angebunden lagen.

Vielleicht ist in der ganzen Welt keine merkwürdigere Inselgruppe zu finden. Wie ich früher gesagt, sind alle diese Inseln vulkanischen Ursprungs, in der Regel von konischer Gestalt und so klein, dass sie selten mehr als drei bis vier Morgen Flächenraum enthalten. Alle sind mit einem grünen Mantel überdeckt; aber es will der Natur doch nicht immer glücken, die schwarzen Felsen zu verstecken, die, gleichwie der Verhüllung zum

Trotze, stellenweise keck hervorspringen, finster und dräuend auf das klare Wasser niederschauen und dem sonst so sanften und traulichen landschaftlichen Bilde der Inseln eine gewisse Wildheit verleihen. Diese Felsen überzieht wilder Wein in unendlicher Fülle mit seinen glänzenden und duftenden rothen und gelben Blüthen, fliesst von den überhangenden Baümen in Festons nieder und taucht seine langen geschmeidigen Ranken in die Wellen ein, mischt sich mit dem umgekehrten Kegel der „Gloria de Nicaragua," jener Blume von himmlischem Geruch, mit seltsamen und namenlosen Früchten, und bildet ein ewiggrünes Dach von solcher Dichtheit, dass selbst eine tropische Sonne es nicht zu durchdringen vermag. Viele dieser Eilande haben Fleckchen angebauten Bodens, und auf ihnen, die meist die Höhen der Inseln krönen, liegen, gegen einen dichten grünen Hintergrund von Pisangbaümen sich abhebend und von königlichen Palmen und der Papaya mit ihrer goldenen Frucht umgeben, die malerischen Rohrhütten der Bewohner. Gruppen nackter, dunkelbrauner Kinder im Vordergrunde, — ein sich schlängelnder Pfad, der unter den gewaltigen Baümen zum Wasser hinabführt, — ein Liliput-Hafen mit einer Canoa, die ans Ufer anschlägt, — ein Weib, nackt bis zum Gürtel, mit einem purpurfarbigen Schurz von ächt tyrischer Farbe (denn die berühmte Purpurschnecke findet sich an den westlichen Ufern Nicaragua's), mit reichem, schwarzem, glänzendem Haar, das ihr über Nacken und Brust herabfällt und fast bis zu den Knieen reicht, — eine Schaar lärmender, geschwätziger Pagageien, die unter den Baümen eine hadernde Versammlung halten, — ein Paar schreiender Macao's, in der Luft schwebenden losgerissenen Theilchen eines Regenbogens gleichend, — neugierige Affen, zwischen Weinranken hängend, — rührige Iguana's, die hohen Ufer hinaufkletternd, — langhalsige und langbeinige Kraniche, in ein Alleingespräch am Rande des Wassers versunken, deren weisse Leiber sich gegen einen Hintergrund von Fels und Grün stark abheben, — eine Canoa, die rasch und geraüschlos dahinfliegt: — alles dieses, nebst einem goldstrahlenden Himmel über uns, den in Purpur getauchten Abhängen des uns überschattenden Vulkans Momobacho und den fernen, vom schrägen Sonnenlicht vergoldeten Gestaden von Chontales, — diess sind einige der Elemente in dem Gemälde dieser Inseln, Elemente, die unaufhörlich wechseln und immer neue reizende Verbindungen eingehen. Während ich auf dem Dach der *chopa* sitzend diese wechselnde Scenerie betrachtete, vergass ich allen Verdruss und Aerger vom Morgen und fühlte mich fast geneigt, die Bootsleute, die ich so derb behandelt, um Verzeihung zu bitten.

Unsere Leute ruderten jetzt im kühlen Schatten des Berges wacker darauf los und sangen ein Liedchen dazu, das unter allen Klassen des Volks aüsserst beliebt zu sein schien und mit den Versen anhob:

„Memorias dolorosas	Schmerzliche Erinnerung
De mi traidor amante,	An den ungetreuen Buhlen,
Huid de mi un instante,	Flieh mich einen Augenblick,
Hacedlo por piedad."	Thu es um des Himmels willen.

Am Ende jeder Stanze thaten sie mit den Rudern einen kräftigen Schlag und schrieen *hoo-pah* dazu, was ihnen ganz absonderlichen Spass zu machen schien. Die Sonne war dem Untergange nahe, als wir bei Manuels Inseln ankamen; denn man muss wissen, dass dieser Manuel, obwohl er

uns nur als Führer begleitete und dafür drei Realen per Tag erhielt, doch nicht nur ein Haus in der Stadt, sondern gar auch ein Paar Inseln besass, auf deren einer sein Landsitz lag, auf der andern aber seine Pisangplantage und sein Obstgarten. Sein Landsitz bestand freilich nur aus einer Rohrhütte; aber er wies uns mit Stolz auf eine Schicht neuer Ziegel und einen Haufen von Pfählen hin und sagte, er gedächte eines Tages einen *palacio* (Palast) auf Santa Rosa (so nannte er seine Insel) zu besitzen. Um seinen künftigen Palast beneidete ich ihn nicht, aber Santa Rosa war ein Edelstein. Ihr nach Aussen, nach dem ungestümen Wasser gerichtetes Ufer war mit ungeheuern Felsblöcken eingefasst, hinter welchen ein Gürtel grosser, über und über mit Wein drapirter Baüme sich hinzog, die Manuels Hütte vor den Winden und Stürmen des Sees vollständig schirmten. An der Innenseite war ein kleiner halbmondförmiger Hafen, in welchem unser Bongo sich träge hin und her wiegte. Ein Paar hohe Cacaobaüme, ein Fleckchen mit Zuckerrohr und einige breitblättrige Pflanzen an des Wassers Saume gaben dem Inselein einen tropischen Anblick, dass es mir in des Abends sanftem Halblicht wie ein wahres Paradies für einen Einsiedler erschien.

Juan machte den Vorschlag, die Nacht hier liegenzubleiben, da der Wind jetzt gar zu ungestüm wäre, als dass er uns gestattete, uns aus den Inseln herauszuwagen; zudem hatten auch unsere nachlässigen Leute sich noch mit einem Vorrath von Pisang, diesem „Lebensstab" der Bewohner Centralamerika's, zu versorgen. Es ward daher ein kleines Boot nach einer nahen Insel abgefertigt, um dieses unumgängliche Lebensbedürfniss herbeizuschaffen, während die übrige Mannschaft ihr Abendessen hielt. Ein Kessel, ihre Machetes und Finger verrichteten allein den Dienst dabei, es war aber ein wirksamer Dienst und sie machten sich dabei so lustig, als ob für sie in der ganzen Welt nichts weiter zu wünschen übrig wäre. Was uns belangt, so genügte uns eine Tasse Kaffee und ein Schnittchen kaltes Huhn.

Der Mond war beinahe voll und der Uibergang vom Tage zur Nacht erfolgte so allmälig, dass er kaum zu bemerken war. Rosige Wolken schwebten langgestreckt am Abendhimmel und wechselten ihre Farbe langsam in tiefes Purpurroth und dann in Grau; als aber der Mond seine Herrschaft begann, wurden sie noch einmal von Silberglanz erhellt. Eine Wolkenmasse rollte sich gleich einem halbdurchsichtigen Gewande um den Scheitel des Vulkans; das Grün der Insel sah auf der einen Seite dicht und schwer aus, während die andere licht war und Stämme und Aeste hell daraus hervorschimmerten. Tiefe Schatten fielen auf das Wasser mit glänzenden Silberstreifen dazwischen und ausser dem Toben des Sees an den aussenliegenden Ufern und dem langgezogenen Klageton des heulenden Affen war nicht ein Laut zu hören, der das Schweigen ringsum unterbrach. Zwar plauderten unsere Leute lange miteinander, aber nur in leisem Tone, gleich als fürchteten sie die allgemeine Ruhe zu stören. Sie streckten sich endlich auf die Ruderbänke hin, meine Reisegefährten hüllten sich in ihre Decken ein und legten sich zur Nachtruhe nieder. Auch ich that es, vermochte aber nicht zu schlafen; es war nicht die heilige Stille um uns, nicht die Erinnerung an theure Freunde oder an die Lieben, die theurer sind als Freunde, es war kein sentimentales Traümen und Schwärmen, es war kein Druck amtlicher Sorgen, — nichts von dem Allen war

es, was mich diese Nacht am Schlafe hinderte, sondern — es waren die Flöhe von Manuels Santa Rosa! Meine Kleider schienen von ihnen zu wimmeln. Vergebens wartete ich, dass sie sich vollsaufen und dann sich ruhig verhalten sollten; nein, sie waren unersättlich und machten mich fast toll. Ich ging hinaus auf die *pineta*, legte hier unter den Augen des jungfraülichen Mondes meine Kleider Stück für Stück sorgfältig ab, und hieb und peitschte sie voll Aergers gegen die Ränder des Boots, in der Hoffnung, die Rackers abzuschütteln. Die prickelnde Hitze und die Aufregung, in die sie mich versetzt, war nicht auszuhalten, so dass ich mit Beiseitesetzung aller Furcht vor Alligators und vor Fieber über Bord sprang und im Wasser Kühlung holte. Ich ging nicht wieder unter die *chopa,* sondern wickelte meine Decken um mich und rollte mich auf der *pineta* zusammen.

Ich war eben erst halb eingeschlummert, als ich vom Schlagen der Ruder aufgeweckt ward und Juan in seinem feuerflammigen flatternden Hemde über mir am Steuerruder stehend erblickte. Es war gegen zwei Uhr, und da der Wind ein wenig sich gelegt, so ergriff unser Patron die günstige Gelegenheit, nach Zapatero zu segeln. Er hatte keine Lust — und hierin stimmte ich ihm bei — die Fahrt bei den in jetziger Jahreszeit herrschenden wilden Nordstürmen in einem leichten Boote zu versuchen. Die Sache hatte mir schon bei unserer Abfahrt einige Sorge gemacht — hatte ich ja doch auf diesem See eine Nacht verbracht, die ich wohl nie vergessen werde! — und ich deshalb den Leuten das Versprechen abgedrungen, bei den Inseln Steine als Ballast einzunehmen. Sie thaten so als willfahrteten sie mir — und am nächsten Morgen fand ich 25 bis 30 kleine Steine in der Nähe des ersten Mastes niedergelegt, die im Ganzen vielleicht 200 Pfund wogen!

Eine kurze Arbeit an den Rudern, und wir waren von der Insel hinweg im freien Wasser draussen. Eine breite Bai streckte sich in dämmernder Ferne einwärts in der Richtung gegen die Stadt Nicaragua zu, und gerade vor uns, in der Entfernung von zwanzig Meilen, hob sich die hohe, unregelmässige Insel Zapatero empor, jenseits welcher eine stehende silberfarbige Wolkenmasse die Lage der majestätischen vulkanischen Kegel der grossen Insel Ometepec anzeigte. Der Wind war noch immer stark und die Wellen gingen hoch, so dass das Boot unruhig umhergeworfen ward. Unter grossem Tumult und Durcheinanderlaufen wurden die Segel aufgezogen — Segel, die gross genug für einen Ostindienfahrer waren, denn die Marineros des Nicaragua-Sees meinen, von der Grösse des Segeltuches hänge Alles ab. Die „Carlota" war wie ein Schooner aufgetakelt und kaum kam sie in den Wind, als ihre Segel sich füllten und sie gleich einem Rennpferde vorwärts sprang. Sie kippte so weit über, dass ihre Bordränder das Wasser küssten und der Doctor, der durchaus darauf bestand, in der *chopa* bleiben zu wollen, von der einen Seite zur andern geschleudert und Flinten, Bücher, wollene Decken, Pistolen, Flaschen und alles Uibrige, was zu einer Reise, die zur Hälfte eine Lustfahrt war, gehört, bunt durcheinander geworfen wurden. Der Doctor aber war, wie schon gemeldet, ein Philosoph, fluchte ein wenig, rieb sich die Schienbeine und schnallte sich kreuzweise an. Ich blieb aussen und klammerte mich fest am Bord an. Des Windes Schlummer, mit welchem wir abgefahren waren, dauerte nur ein Weilchen. Bevor wir den zehnten Theil des Weges nach der

Insel zurückgelegt, begann er von Neuem mit seiner ursprünglichen Gewalt zu blasen. Das Wasser siedete und brauste um uns her und zischte und schaümte unter unserm Stern. Ich schrie Juan, der gewaltig am Steuerruder arbeitete, zu, er solle doch die Segel bergen, da sie fast das Wasser berührten und in Folge der starken Spannung wirklich zerreissen zu wollen schienen; er antwortete aber „zu spät,“ band sich mit der Schulter ans Steuerruder an und umfasste mit beiden Händen den Bord. Ich erwartete in jedem Augenblicke, dass wir uns überstürzen würden, — aber immer, immer ging es vorwärts ûnd es war nicht anders als ob wir flögen. Die Umrisse des Eilands Zapatero wurden mit jedem Momente deutlicher und kleine, zuvor nicht gesehene Inseln kamen uns in Sicht. Wie wir in ihre Nähe kamen, ward der Wind wiederum stiller, und als wir unter den Wind der kleinen Insel Chancha flogen und dicht an ihrem Ufer unsern Anker fallen liessen, da athmeten wir freier auf. „Heilige Maria,“ sagte Juan, während er den Schweiss von seiner Stirn sich wischte, „heut Nacht sind auf dem See die Teufel losgelassen.“ Wir hatten in weniger als zwei Stunden über zwanzig Meilen gemacht!

Ich kroch unter die *chopa*, wo der Doctor seine erhaltenen Brauschen sich mit Branntwein einrieb, und schlief so lange, bis ich von lautem Hundegebell geweckt ward. Die Sonne war schon aufgegangen; wir waren dicht an einem Fleckchen angebauten Landes, auf dessen einer Seite, unter Baümen halb versteckt, eine einzele Hütte stand. Der Besitzer, sein Weib, seine Kinder und Hunde, alle standen am Strande und schienen in gleichem Grade neugierig, den Zweck unsers plötzlichen Besuchs kennen zu lernen. Juan setzte sie durch einen Bericht von einer ausgebrochnen furchtbaren Revolution in Angst und Schrecken, sagte ihnen, dass er vor ihren Gefahren vom festen Lande geflohen sei, und rieth dem Insulaner, ja ein wachsames Auge auf seine Sicherheit zu haben. Der Doctor indess erlöste den armen Mann von seiner wachsenden Besorgniss und hiess Juan sein Hemd anziehen und über den Kanal nach Zapatero hinüber rudern. Es lag ein einladender, ruhiger Hafen vor uns, aber wir waren von ihm durch einen 500 Ellen breiten Kanal getrennt, durch welchen der zusammengepresste Wind die Wässer des Sees mit der aüssersten Gewalt hindurchtrieb. Es war, als ob ein grosser tobender Fluss mit unwiderstehlicher Wuth an uns vorüberschösse. Eine hohe, felsige, vorstehende Spitze von Zapatero fing zum Theil die Strömung auf und gegen diese schlug das Wasser mit dem Ungestüm der Meereswogen an und schleuderte den Schaum viele Fuss hoch an ihren felsigen Wänden empor. Unsere Leute sahen bedenklich darein, bis sie sich endlich ein Herz fassten, sich an ihre Rudersitze festbanden und in die Strömung hineinstiessen. Der erste Zusammenstoss trieb uns widerstandslos vor ihr her, aber die Leute ruderten mit aller Kraft, unter einem Strom von Flüchen Juans, der mit emporgeworfenen Armen wie ein Toller auf seinem kleinen Quarterdeck umherstampfte; denn das war so seine Weise, wenn er Muth zusprechen und anfeuern wollte. Es war ein langer und schwerer Kampf und einmal kamen wir den Felsen so nahe, dass der zurückschlagende Schaum uns auf die Köpfe fiel; es gelang uns aber endlich doch, die kleine geschützte Bai, von welcher ich gesprochen, zu erreichen, und wir glitten unter dem Geschrei von tausend Wasservögeln, die wir störten, in einen traulichen kleinen Hafen unter das weite Dach eines Baumes und liessen

das Bug unsers Bootes auf dem sandigen Strande ruhen.*) „So sind wir endlich da,“ rief M* und sprang ans Ufer. Ich nahm Schwert und Pistole und folgte ihm, liess den Doctor und die Mannschaft zur Bereitung des Kaffees und Frühstücks zurück und brach in Manuels Begleitung auf, um die *„frailes“* in Augenschein zu nehmen. Manuel war mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet, denn diese Insel ist noch unbewohnt und wegen der Menge ihrer wilden Thiere, die in ihrer Einöde und ihren Verstecken eine rechte Heimath finden, zum Sprichwort geworden. Ich trug in der einen Hand eine Pistole, in der andern ein kurzes, schweres, zweischneidiges Römerschwert sowohl zur Vertheidigung als auch um die Aeste, Ranken und das Gestrüppe, die in einem tropischen Walde jeden Schritt hemmen, durchzuhauen. Manuel sagte zwar, es wären nur wenige Schritte bis zu den *„frailes,“* aber wir marschirten weiter und immer weiter, durch kleine Waldstrecken und über schmale, mit grobem, hohem, verworrenem Gras bedeckte Wiesenflächen, bis ich es satt bekam. Manuel machte ein verlegenes Gesicht; er schien das Terrain nicht wiederzuerkennen. Er war zwar früher schon hier gewesen, aber mitten in der trocknen Jahreszeit, wo das verdorrte Gras und das seiner Blätter beraubte Unterholz dem Blicke kein Hinderniss boten. Er ging indessen immer weiter vorwärts; allein mein Enthusiasmus wollte in Folge leeren Magens und eines langen Marsches soeben einem gewaltigen Zorne gegen Manuel Platz machen, als der Würdige plötzlich seine Flinte fallen liess, mit einem Schrei hoch in die Luft sprang, sich umkehrte und mit der Schnelligkeit einer Gazelle an mir vorüberschoss. Ich spannte sofort den Hahn meiner Pistole und nahm Stellung, weil ich nichts Geringeres erwartete als einen Tiger mir entgegentreten zu sehen. Aber ich war nicht bestimmt, ein Abenteuer zu erleben, und da nichts erscheinen wollte, wandte ich mich nach Manuel um. Der wälzte sich wie ein Besessener im Grase herum und rieb sich die Füsse und nackten Beine mit dem jämmerlichsten Ausdruck des Gesichts. Was gab's? Er war auf ein Bienennest getreten! Wir marschirten hierauf weiter fort. Nachdem wir uns lange mühsam fortgearbeitet hatten, kamen wir mit einem Male an den Rand eines alten Kraters von grosser Tiefe, dessen Grund ein See von gelblich-grüner oder schwefeliger Farbe und (nach Manuels Versicherung) von salzigem Wasser einnahm. Letzteres mag wohl wahr sein, aber ich bezweifle sehr, ob sich je ein menschliches Wesen an seinen felsigen und steilen Abhängen hinabgewagt hat. Manuel schien jetzt die Lokalität zu erkennen, und indem wir scharf nach Links uns wandten, kamen wir alsbald zu einer breiten, ebenen Fläche, die mit ungeheuern Baümen und mit dichtem Gras und Gebüsch bedeckt war. Auf dieser standen einige grosse, unregelmässige Steinhügel, die, wie ich bald entdeckte, künstlich waren. Um sie herum sollten nun nach Manuels Aussage die *„frailes“* zerstreut liegen, und er begann sofort rechts und links mit seinem Machete sich Bahn zu hauen. Ich folgte seinem Beispiel und war nicht mehr als fünf Schritte vorwärts gegangen, als ich auf eine sorgfältig gemeisselte, noch aufrechtstehende Statue stiess. Sie hatte ungefähr die Grösse der kleinern auf Pensacola aufgefundenen, war aber weniger beschädigt und das Gesicht hatte einen milden, wohlwollenden Ausdruck. Es war als lächelte sie mich an, wie

*) Eine Ansicht dieses Landungsplatzes zeigt der beiliegende Stich.



Rob. Kupfer sc.

Einschiffungsplatz auf der Insel Zapatero.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Götzenbilder auf Zapatero, No. 1.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ich das Gebüsch, das sie bedeckte, hinwegriss, und als wäre sie eben im Begriffe mich anzureden.*) Als ich die Stelle noch weiter lichtete, fand ich wenige Fuss davon entfernt eine zweite, aber liegende Figur. Aus Manuels Jubelgeschrei ersah ich, dass er noch andere entdeckt hatte, und ich hegte die Uiberzeugung, dass eine systematische Nachforschung noch viel mehr Funde lohnen würden, und eine solche anzustellen war meine Absicht.

Ich kehrte jetzt mit Manuel nach dem Boot zurück, da ich meine ganze Mannschaft an Ort und Stelle zu holen wünschte. Sei es, dass Manuel mich auf einem kürzern Wege führte, oder war meine Aufregung Schuld daran, dass ich auf die Entfernung nicht achtete, genug, wir waren da, ehe ich es erwartete. Die Bootsleute horchten neugierig unsrer Erzählung zu und Juan flüsterte ihnen wie früher Pedro zu: *„los Americanos son diablos“* (die Amerikaner sind doch Teufel). Er hatte seit vierzig Jahren, das ist von Kindesbeinen an, die Insel in Sicht gehabt, war selbst vielmals von bösem Wetter in demselben Hafen, wo wir jetzt waren, gefangen gehalten worden, und hatte dennoch niemals von den *„frailes“* hier etwas gesehen, noch jemals auch nur davon gehört.

Während unsrer Abwesenheit war eine Canoa mit Indianern von Ometepec vom Wetter genöthigt hier eingelaufen und hatte sich, als sie unser Boot entdeckt, neben uns gelegt. Sie hatten Frucht nach Granada geladen und erwarben sich durch ihre reichlichen Beschenkungen mit Papayas, Marañons, Orangen, Granatäpfeln, Zapotes u. s. w. unsre ganze Gunst. Es waren kleine aber wohlgestaltete Männer, die eine eckigere Gesichtsbildung als die Indianer von Leon hatten und dadurch verriethen, dass sie einem andern Stamme zugehörten. Der Leser wird weiterhin finden, dass sie mejicanischen Ursprungs sind. Sie hatten sämmtlich glattgeschorene Köpfe mit Ausnahme eines schmalen Haarstreifens, der um die Stirn herum von Ohr zu Ohr lief, — ein Gebrauch, der unter dem Volke sehr allgemein geworden ist. Ich bewunderte ihre wohlgeformten Glieder, und indem ich überdachte, wie nützlich ein halbes Dutzend solcher kräftigen Burschen bei den Monumenten zu verwenden wären, lud ich sie sofort ein uns dorthin zu begleiten, und sie nahmen die Einladung zu meiner grossen Freude auch an.

Mit Zurücklassung von zwei Leuten zur Bewachung der Boote stellte ich meine Mannschaft in Ordnung auf und trat mit ihr den Marsch nach den *„frailes“* an. Wir zählten unser vierundzwanzig Mann, eine Truppe, die nach meiner Uiberzeugung genügte, um die gefallnen Götter wieder aufzurichten und vielleicht einige derselben fortzuschaffen. Beim Vorwärtsschreiten machten wir uns einen guten Weg frei, der, ehe wir von der Insel schieden, das Aussehen einer Landstrasse anzunehmen anfing.

Während M* mit der Zeichnung des aufrechtstehenden Monuments begann, verschritt ich mit den Leuten zum Weghauen des Gebüschs und zur Aufrichtung der andern Denkmäler. Da ich recht gut wusste, dass die einzige Art etwas zu erreichen darin bestand, das erste Feuer zu erhalten, so vertheilte ich reichliche Portionen Aguardiente, — eine andre Wahl liess die Noth nicht zu. Das erste Monument, das unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war eine schöngehauene Figur, die auf einem hohen

*) S. den beiliegenden Stich, No. 1.

verzierten Piedestal kauernd sass. Die Hände waren unterhalb den Knieen kreuzweise übereinander gelegt, der Kopf vorwärts geneigt und die Augen weit geöffnet, als ob sie auf einen Gegenstand auf dem Boden vor sich niederstarrten. Zwischen den Schultern erhob sich eine Steinmasse, die von vorn gesehen das Aussehen einer konischen Mütze hatte *). Das Ganze war mit grosser Kühnheit und Freiheit aus einem Basaltblock ausgehauen und hatte durch die Zeit sehr wenig gelitten.

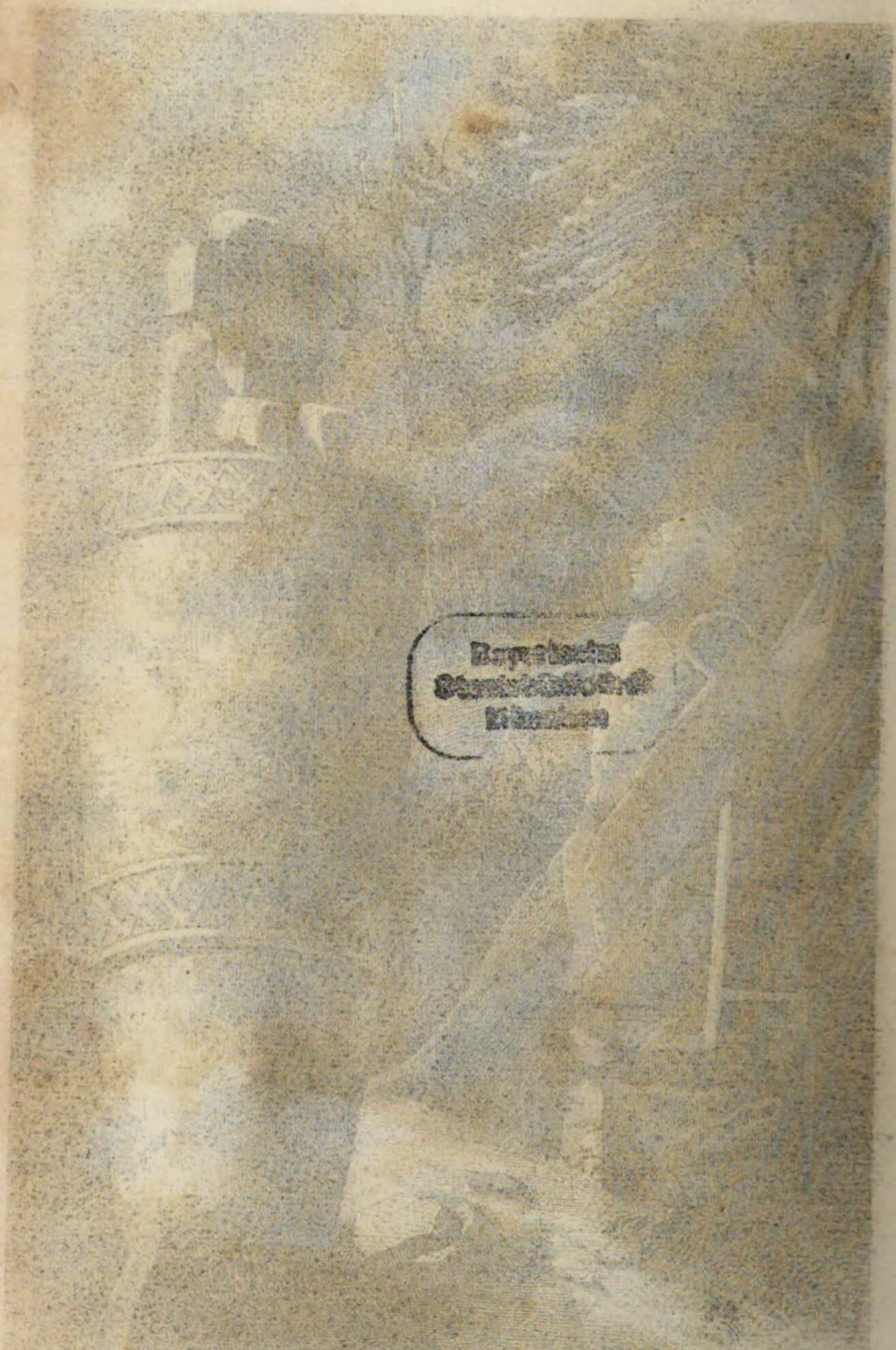
Es ward ein Loch gegraben, um den untern Theil hineinzusenken, dann Stricke ringsum befestigt und unsre ganze Mannschaft aufs Vortheilhafteste aufgestellt, und auf ein gegebenes Signal hatte ich die Freude, die Figur langsam und sicher in ihre ursprüngliche Stellung gehoben zu sehen. Kaum war sie fest aufgerichtet, als unsere Bootsleute einen gewaltigen Lärmen erhoben und einen doppelten Reigen um sie bildend einen wüthenden Tanz begannen, in dessen Pausen sie die alten Wälder von ihrem beliebten *„hoo-pah!"* widerhallen liessen. Ich sah es nicht gern, dass mein Aguardiente auf diese Weise verbrauste, weil ich wusste, dass das Feuer, einmal gekühlt, nicht wieder anzufachen war; daher brach ich in den Kreis ein, zerrte Juan mit Gewalt heraus und führte ihn zum nächsten Monument, dem Manuel den Namen *„El Cañon"* — die Kanone — gab **).

Es war ein massiver cylindrischer Steinblock, von sorgsam verzierten erhobenen Binden umschlungen, auf welchem die untere Hälfte einer kleinen, recht nett gehauenen Figur sass. An der Vorderseite des Fussgestells waren zwei tiefe, regelmässig geformte und durch eine Rille verbundene Aushöhlungen zu sehen, die offenbar symbolisch waren. Trotzdem dass die Leute sehr munter und aufgeregt waren, machten sie doch ein bedenkliches Gesicht zu dieser schweren Steinmasse; ich öffnete indessen eine neue Flasche Aguardiente, ergriff selbst einen der Hebebaüme und sagte ihnen, sie möchten Hand anlegen. Es ward wie vorher ein Loch gegraben, aber wir vermochten den Stein nur ganz allmälig und mittelst dicker Hebel zu heben. Nach vieler Anstrengung und durch abwechselnd angewandtes Heben und Sperren brachten wir ihn zu einem Winkel von 45° und in dieser Neigung schien er stehenbleiben zu sollen. Wir schlangen starke Seile um die nahen Baüme und brachten Rollhölzer über dem Steine an, und als Alles fertig war und Jedermann an seinem Posten stand, gab ich das Signal zu einem entscheidenden Ruck. Die Seile knarrten und strafften sich und jeder Muskel schwoll an, aber die Figur rührte sich nicht. Es war ein kritischer Moment; die Leute schwankten. Da sprang ich zu den Seilen hin und schrie aus allen Leibeskräften: *„Arriba! arriba! viva Centro-America!"* (Auf! Auf! Es lebe Centralamerika!) Die Leute schienen von frischem Muthe ergriffen zu werden; es erfolgte eine zweite gleichzeitige Anstrengung, — die Masse wich; *„poco mas, muchachos!"* (noch ein Bisschen, meine Jungen!) und sie hob sich, langsam zwar, aber sie hob sich — höher und immer höher, bis sie endlich nach gefährlichem Wanken an ihrem Platze in Ruhe kam und festen Fuss fasste. Die Leute waren auf einen Augenblick still und schweigend, gleichwie erstaunt ob ihres Erfolgs, und geriethen hiernach in einen abermaligen Paroxismus der Aufregung. Diessmal aber tanzte Jeder auf seine eigne

*) S. den beiliegenden Stich, Nr. 2.
**) S. den beiliegenden Stich, Nr. 4.



Götzenbilder auf Zapatero No. 2. 3.



Bayerische Staatsbibliothek München



P. Kupfer

Götzenbilder auf Zapatero No. 4. 5.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Faust und suchte seinen Nachbar in wilder Gebehrdung auszustechen. Ich legte mich dazwischen, aber sie umringten nun mich statt die Figur und tanzten noch toller als zuvor, wobei sie lauter Vivats auf Nordamerika ausbrachten. Aber der Tanz endete, als meine Geduld eben zu Ende war. Durch eine kluge Anwendung des Aguardiente wusste ich ihre Geister munter zu erhalten, und so kam es, dass wir um 4 Uhr Nachmittags alle Monumente, die wir auffinden konnten, zehn an Zahl, glücklich aufgerichtet hatten und der Zeichner sie aufnehmen konnte. Ausser diesen waren wir so glücklich nachher noch eine Anzahl anderer zu entdecken, — Alles in Allem fünfzehn vollkommen oder beinahe vollkommen erhaltene und nebenbei noch einige Fragmente.

Erschöpft von Anstrengung standen die Leute in Gruppen um die Statuen oder streckten sich längelang unter die Büsche. Ich selbst setzte mich, zwar ermüdet, aber mit dem Wohlbehagen eines Vaters, der seine Kinder betrachtet, und ohne mich vorerst in Betrachtungen über unsere ausserordentlichen Entdeckungen einzulassen, auf einen breiten, flachen, in der Mitte künstlich eingetieften Stein und liess meiner Phantasie freien Lauf. Das Gebüsch ringsum war niedergehauen und ich konnte mit leichter Mühe die Standorte der zerstörten *Teocalli* ausfindig machen und mir den Gesammtplan des grossen Tempels der Urbewohner im Geiste entwerfen. Uiber dem Ganzen erhoben sich jetzt riesige Baüme, in lange Gewänder von grauem Moos gekleidet, die in Massen von jedem Aste niederhingen und sich feierlich im Winde schwangen. Es wollte mich fast bedünken, dass sie trauerten um die hingeschwundene Herrlichkeit des Ortes. Ja, es begann wirklich ein aberglaübisches Gefühl mich zu beschleichen, das mit dem Ernste philosophischer Forschung wenig zusammenstimmte. Auf der einen Seite erhoben sich steile Felsenwände, gegen welche die Wässer des Sees mit dumpfem Brausen tobten, und auf der andern lag der tiefe erloschene Krater mit seinen schwarzen Abhängen und seinem Schwefelsee: traun, es war eine verzauberte, geheimnissvolle Oertlichkeit, von den alten Priestern nicht ungeschickt zum Schauplatz ihres wunderlichen und düstern Götzendienstes auserkoren. Während ich diesen Traümereien meiner Phantasie nachhing, streckte ich mich fast unbewusst auf dem Steine aus, auf dem ich sass. Meine Glieder schmiegten sich an den Stein, als wäre er für sie gemacht; mein Kopf lag zurück, meine Brust war gehoben. Da zuckte mir mit aller Stärke der Gedanke durch die Seele: „Es ist der Opferstein!"*) Ich weiss nicht, war es die ganze ergreifende Umgebung oder der Strom meiner Gedanken oder vielleicht Beides zusammen, — kurz, ich sprang wie halberschrocken auf. Ich betrachtete den Stein genauer: es war ein roher, durch Kunst veränderter Block und hatte ausser allem Zweifel als Opferstein gedient. Ich fand später noch zwei andere, offenbar zu demselben Zwecke bestimmt gewesene, die aber zerschlagen waren.

Die bezüglichen Standorte der Steinhügel oder zerstörten Teocalli, wie auch der Monumente sind auf dem Plane Taf. V. Fig. 37 angegeben. Diese Hügel oder Erhöhungen bestehen aus losen, unbehauenen, in anscheinender Unordnung zusammengehaüften Steinen. Aber obwohl sie gegenwärtig nichts davon zeigen, so ist es doch zweifellos, dass sie ursprünglich regelmässig

*) S. seine Abbildung auf Taf. V. Fig. 36.

gestaltet waren, denn wir besitzen die bestimmtesten Versicherungen der frühen Chronisten, dass die *adoratorios* oder götzendienstlichen Orte (Altäre) der Urbewohner von konischer oder pyramidalischer Gestalt waren, gleich denen von Mejico, und dass sie wie diese mittelst Stufen erstiegen wurden. Auf ihnen war es, wo die Opfer vollzogen wurden. Ihre gegenwärtige Zerstörung ist wahrscheinlich ebensowohl eine Folge des religiösen Fanatismus der Conquistadoren, welche die Altäre der Indianer niederrissen, als der zerstörenden Einflüsse der Zeit und der Elemente. Ich machte den Versuch, in einen derselben (*A* im Plane) einzudringen, und raümte daher bis zur Tiefe von mehren Fuss und unter drohender Gefahr von Skorpionen gestochen zu werden, eine grosse Menge Steine weg, entdeckte aber nichts, was meine Mühe lohnte. Das Ganze schien eine Masse roher Steine zu sein, stark untermengt mit zerbrochnem irdenem Geschirr, wovon einzele Bruchstücke nicht nur von feiner Erde waren, sondern auch bewiesen, dass die Gefässe, zu denen sie einst gehört, sorgfältig mit glänzenden Farben, die auch jetzt noch ihre ursprüngliche Frische und Schönheit zeigten, bemalt gewesen waren. Es scheint nicht, dass diese Steinhügel mit einer gewissen Regelmässigkeit in Beziehung aufeinander geordnet gewesen sind, und auch die Denkmäler selbst zeigen in ihren bezüglichen Stellungen keinen deutlichen Plan. Es fragt sich indessen, ob nicht die letztern von ihren ursprünglichen Plätzen entfernt worden sind.

Nr. 1. — Diess war der erste Stein, den ich entdeckte (s. den Stich zu S. 305. Nr. 1.), und insofern merkwürdig, als er einer von den zweien war, die stehend gefunden wurden. Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, dass Indianer oder Andere, welche jüngst diesen Ort besuchten, ihn in diese Stellung gebracht haben. Er ragt sechs Fuss über den Boden hervor, in welchem er vermuthlich gegen zwei Fuss steckt. Er bildet eine flache Steinplatte von 32 Z. Breite und 18 Z. Dicke. Der hintere Theil ist gekerbt, etwa so wie an der schon beschriebenen Figur von Momotombita, die auf dem Hauptplatze von Leon steht.

Nr. 2 und 3. — Der erste dieser Steine ist bereits oben (S. 306.) beschrieben worden. Seine Lage ist auf dem Plane durch die entsprechende Numer rechts vom Steinhügel *H* angegeben. In seiner Nähe ward eine kleinere und sehr rohe Figur (Nr. 3 des Plans) gefunden, welche auf der Platte zu S. 306. am Fusse von Nr. 2 liegend dargestellt ist. Sie stellt einen Mann mit sehr verrenkter Gestalt dar: den Kopf nach der einen Seite niederwärts geneigt und auf der linken Schulter ruhend, die Arme kreuzweise übereinander gelegt, die Beine fest zusammengefügt. Die Zeichnung scheint schon die natürliche Gestalt des Steins, an welcher die Kunst sehr wenig geändert hat, an die Hand gegeben zu haben.

Nr. 4 und 5.*) — Obwohl nicht die höchste Figur, war Nr. 4 doch die schwerste in der ganzen Gruppe und ward, wie ich schon erzählt, nur mit grosser Mühe in stehende Stellung gebracht. Sie ist neun Fuss hoch, hält an ihrem breitesten Theile acht Fuss im Umfange, hat eine cylindrische Form und ist von erhabenen, verzierten Binden umgeben. Die sonderbaren Eintiefungen an der Vorderseite habe ich bereits erwähnt, kann mir aber nicht denken, welche Bestimmung sie gehabt haben mögen. Als wir den Stein entdeckten, war die obendrauf sitzende alberne Figur

*) S. die Platte zu S. 306., Nr. 4 und 5.



Götzenbilder auf Zapatero No. 6. 7.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

unvollständig, durch die nachher aufgefundenen Bruchstücke derselben war ich aber im Stande, sie vollkommen wiederherzustellen, mit Ausnahme eines Theils vom Gesicht. Sie sitzt auf einem niedern Steinblock, der eine Rückenwand gleich der Lehne eines Stuhls hat. Die oberste Fläche des Cylinders ist von der aüssern Umfangslinie nach Innen zu etwas abgeschrägt. Weder Jenes noch Dieses konnte in dem Stiche dargestellt werden. Man wird bemerken, dass der Kopf ein Kreuz bildet, eine Form, die auch an einigen andern Monumenten an demselben Orte vorkommt und an die wiederholte Aussage der frühen katholischen Priester erinnert, dass das Kreuzeszeichen haüfig unter den heiligen Symbolen Yucatans und Centralamerika's erscheine. Man kann sich unmöglich der Uiberzeugung erwehren, dass diese in ihrer Art einzige kleine Figur mit ihrem monströsen Kopfe eine symbolische Bedeutung hatte und wahrscheinlich unter den Gegenständen des alten Götzendienstes eine hohe Stelle einnahm. Auf sein cylindrisches Fussgestell scheint man mehr Sorgfalt verwendet zu haben als bei irgendeinem der andern Figuren. Das Ganze ist aus einem einzigen Basaltblock von grosser Härte herausgearbeitet. Die nischenartigen Eintiefungen an der Vorderseite sind mit all der Reinheit und Schärfe moderner Kunst ausgehauen.

In der Nähe der soeben beschriebenen Figur fand sich eine andre (Nr. 5 auf dem Plane), die auf derselben Platte dargestellt ist. Sie ist indess von einem ganz abweichenden Charakter und stellt eine Art Silen dar mit grossem Bauche, auf einem Sitze halb liegend, welcher Sitz gleichfalls eine hohe Rückenwand hat. Die Gesichtszüge sind breit und voll und drücken grosses Behagen aus. Der Kopf scheint eine gleiche verzierte Steinmasse getragen zu haben wie Nr. 1, aber die konische Uiberragung ist abgebrochen worden und verloren gegangen. Die Hände ruhen auf den Schenkeln; an den Ellbogen stehen die Arme vom Körper ab, was aber der Standpunkt, von welchem aus die Skizze aufgenommen ward, nicht zu zeigen gestattete. Unterhalb der Figur, zwischen den Beinen und dem Sitze, auf welchem sie hauptsächlich ruht, ist der Stein künstlich durchbohrt. Das Ganze ist mit grosser Keckheit gearbeitet und macht einen starken Effect. Unsere Leute gaben der Figur den Namen *„el Gordo“* — der Dicke — und man könnte sie für einen Hogarthschen versteinerten Biertrinker halten.

Nr. 6 und 7.*) — Die erste dieser beiden Figuren gehört zu den frappantesten in der ganzen Gruppe. Sie ist zwölf Fuss hoch, aus einem einzigen Block herausgearbeitet und sitzt ebenfalls auf einem hohen Fussgestell. Wie bei Nr. 4 ist der Stein hinter dem Kopfe in Kreuzesform ausgehauen. Die Gliedmassen sind plump und das Gesicht ebenso charakteristisch wie das von Nr. 5, aber ernst und streng.

Nahe dem Steinhügel oder zerstörten Teocalli *B* und unter dem Geröll zu dessen Fusse fand ich die Statue Nr. 7. Sie war zerbrochen und der untere Theil mit Einschluss ihres Piedestals, wenn anders sie je ein solches hatte, sowie ein Theil der Beine waren nicht aufzufinden. Das Gesicht hatte augenscheinlich von absichtlicher Gewalt gelitten und der den Kopf der Figur überragende monströse Kopf war ebenfalls sehr beschädigt. Die Arbeit daran war in Vergleich mit den andern Monumenten roh und

*) S. die beiliegende Platte, Nr. 6 und 7.

die Figur machte auf mich den Eindruck, dass sie von höherm Alter als die andern sei.

Nr. 8. — Ein wenig rechts davon, auf der Böschung des Steinhügels *B*, etwa auf dem ersten Drittel seiner Höhe, stand eine andre Figur, etwas kleiner als die letztere und unter den Steinen des Hügels halb vergraben, in denen sie so fest steckte, dass ich zu glauben veranlasst ward, es sei diess ihr ursprünglicher Standort. Gleich der letzterwähnten hatte sie viel durch Gewalt und, da der Stein sehr verwittert war, wohl auch von den Elementen gelitten. Ich konnte nur so viel herausbekommen, dass sie ein Thier darstellte, das auf Kopf und Rücken einer menschlichen Figur springt, fast ganz auf dieselbe Weise wie es bei Nr. 10 zu sehen ist. Eine Zeichnung derselben aufzunehmen hielt ich nicht der Mühe werth.

Nr. 9.*) — Während ich mir einen Weg freimachte um den mit *C* bezeichneten Steinhügel, der zum Theil mit einem gestürzten Baume von ungeheurer Grösse bedeckt und mit einer verworrenen Masse kleiner Baüme, Ranken und Buschwerk überwachsen war, gerieth ich auf eine flache Steinplatte, die wie ein Grabstein aussah. Sie war, vermuthlich in der Gegend der Mitte, zerbrochen und nur noch die obere Hälfte übrig. Dieses Bruchstück ist gegen fünf Fuss lang und an seiner breitesten Stelle drei Fuss breit. Die Sculptur ist, abweichend von Allem, was wir auf der Insel gefunden, in Basrelief gearbeitet und stellt die obere Hälfte einer menschlichen Gestalt mit einem ganz merkwürdigen Kopfe dar, welcher von einer Art Pickelhaube oder Helm überragt zu sein scheint. Das Gesicht trägt nur wenig Menschliches an sich; die Augen sind durch zwei tief in den Stein gehöhlte Löcher bezeichnet und aus dem Munde scheint die Zunge hervorzuragen und auf einer Art Klappe, die auf die Brust herabhängt, zu ruhen. Mich daücht, dass man dabei die Absicht hatte, eine Maske darzustellen, und das Ganze hatte wahrscheinlich eine tiefe symbolische Bedeutung. Manuel bezeichnete die Figur als einen der „*frailes*" und sagte, dass früher in der Nähe derselben noch eine andre in betender Stellung gestanden hätte. Nach vielem Suchen entdeckten wir sie unter dem gefallenen Baume, von dem ich gesprochen, aber es war unmöglich zu ihr zu gelangen. Der Baum war viel zu gross, um mit den rohen Aexten des Landes durchgehauen werden zu können; ich versuchte ihn zu verbrennen, aber ohne Erfolg, und sah mich genöthigt, die Figur der Beschreibung eines künftigen Reisenden zu überlassen.

Nr. 10.**) — Diese Figur, die sich jetzt im Museum des Smithsonschen Instituts zu Washington befindet, stand früher am Fusse des Steinhügels *A*. Sie stellt einen Mann dar, der auf seinen Hüften niederhockt, nach der Weise, wie es die Indianer bis auf den heutigen Tag zu thun pflegen, und die eine Hand in die Seite, die andere auf die Brust legt. Der Kopf ist aufgerichtet und die Stirn von einer Art verzierter Stirnbinde umgeben. Ihre Züge weichen von denen aller übrigen hier gefundenen Figuren ab, wie denn überhaupt eine jede ihr individuelles, nicht zu verkennendes Gepräge hatte. Auf dem Rücken dieser Statue ist

*) S. auf Taf. VI. Fig. 38.

**) S. die beiliegende Platte Nr. 10.

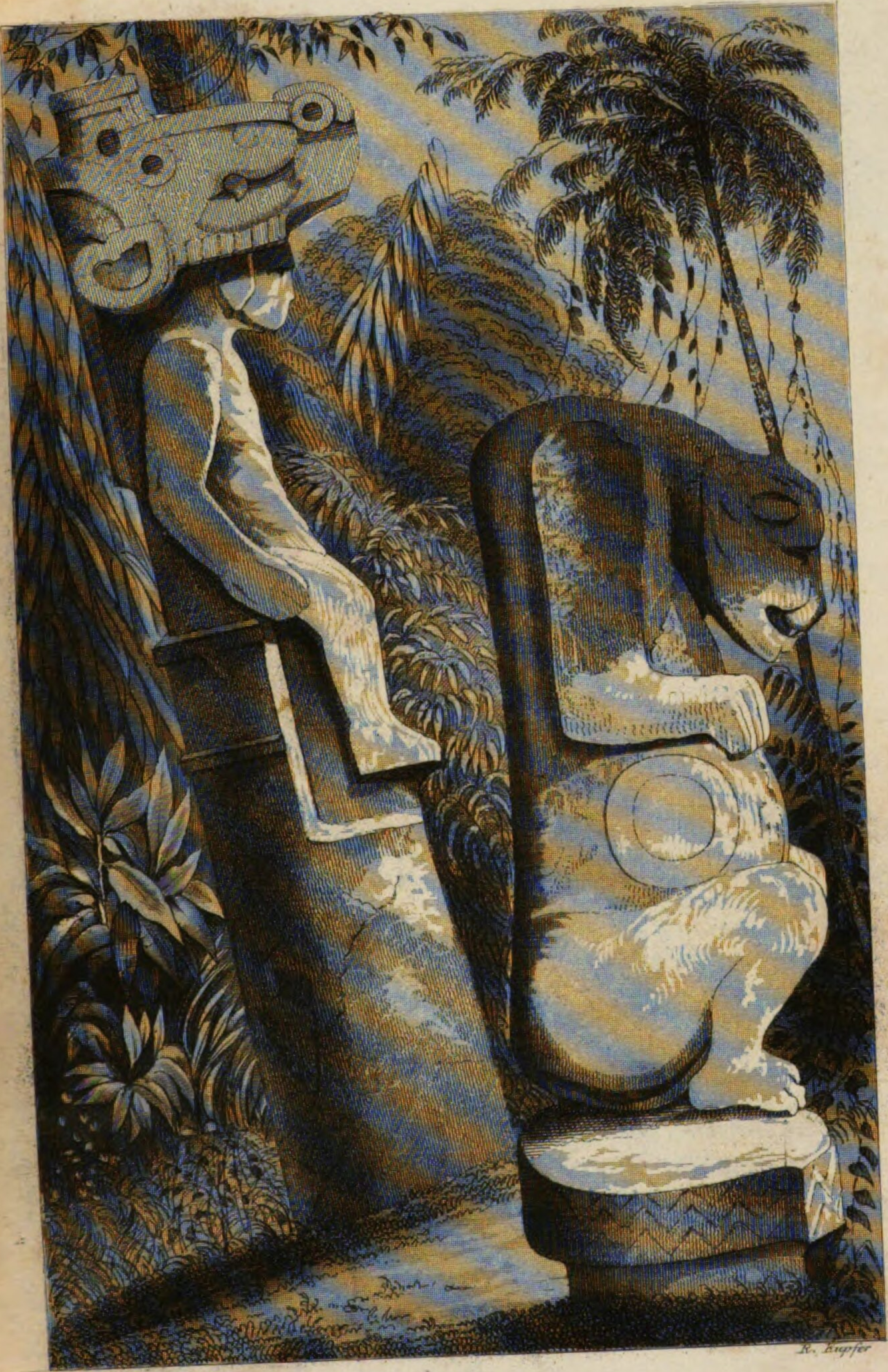


Götzenbild auf Zapatero, No. 10.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Götzenbilder auf Zapatero, No. 11. 12.



Götzenbilder auf Zapatero. No. 15. 16.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ein wildes Thier, anscheinend ein Tiger, abgebildet, das mit seinen Vordertatzen auf den Schultern, mit den hintern auf den Hüften ruht und den Hinterkopf der Figur mit der Schnauze packt.

Nr. 11. *) — In der Nähe des Steinhügels *D* befanden sich mehre kleine und ziemlich rohe Figuren. Nr. 11 ist auf der convexen Seite einer gegen 5 F. langen und 18 Z. breiten Steinplatte eingehauen und sitzend dargestellt. Von den Gliedern sind nur die Umrisse angegeben, der Kopf dagegen tritt etwas stark heraus. Der Gesichtsausdruck ist ernst, die Stirn ist von einer Stirnbinde umgeben und von einem plump dargestellten Kopfschmuck überragt. Die Hände ruhen auf dem Unterleibe und halten etwas, was wie ein Menschenkopf oder wie die Maske eines menschlichen Gesichts aussieht. Ich nahm diese Figur mit fort und sie befindet sich gleichfalls im Museum des Smithsonschen Instituts.

Nr. 12. **) — Eine sehr rohe und ungeschlachte Figur. Sie besteht aus einem rohen, durch Kunst ein wenig modificirten Steinblock und scheint einen menschlichen Leib mit dem Kopfe oder der Maske eines Thiers vorstellen zu sollen. Der Rachen ist weit aufgesperrt und lässt lange Hauer oder Zähne sehen. Der Stein geht noch ein Stück über den Kopf hinaus und hat auf jeder Seite ein rundes, kelchförmiges, glatt in den Stein gegrabenes Loch. Das Ganze überragt die Darstellung eines menschlichen Kopfes.

Nr. 13. ***) — Eine merkwürdige kleine Figur, nicht mehr als dritthalb Fuss hoch. Man hat die ursprüngliche Form des Steins beibehalten und nur wenig Kunst darauf verwendet. Alles was sie charakterisirt, zeigt der Stich hinreichend deutlich. — Der Standort von **Nr. 14** ist auf dem Plane angegeben; die Figur war aber dermassen zerstört, dass man eine Zeichnung von ihr nicht für nöthig hielt.

Nr. 15. †) — Unter den Steinhaufen, welche den Steinhügel zur aüssersten Linken der Gruppe umgaben, wurden ein Paar Statuen von sehr sorgfältiger Arbeit aufgefunden, die wir mit grosser Anstrengung hervorzogen, die aber die Mühe reichlich belohnten. Die erste, die zum Vorschein kam, ist eine colossale Darstellung des Thiers, das man in Centralamerika „Tiger" nennt, auf seinem Hintertheile sitzend. Sie ist sehr keck gearbeitet. Der Kopf ist nach vorwärts gestreckt, das Maul offen und die ganze Stellung und der Ausdruck verrathen grosse Wildheit. Wie dieses Thierbild aufgerichtet so dastand im düstern Schatten der gewaltigen Baüme, die es umgaben, konnte ich mir recht lebhaft den Schauer vorstellen, mit welchem es vom Volke betrachtet werden mochte, zu dessen Religionssysteme es als das bezeichnende Emblem einer übermenschlichen Macht gehörte. Das Postament ist, wie man bemerken wird, auf die gewöhnliche Weise verziert. Ein beträchtlicher Theil des letztern, 2 F. oder mehr, steckt im Boden vergraben. Die Gesammthöhe beträgt 8 F.

Nr. 16. ††) — Diese Statue ward nicht weit von Nr. 15 entdeckt und ist eine der merkwürdigsten in der ganzen Reihenfolge. Sie ist über 12 F. hoch und stellt eine sehr wohlproportionirte Figur dar, die auf

*) S. den beiliegenden Stich Nr. 11. 12.
**) S. den ebengenannten Stich Nr. 12.
***) S. Taf. VI. Fig. 38 b.
†) S. den beiliegenden Stich Nr. 15. 16.
††) S. den ebengenannten Stich Nr. 16.

einer Art von viereckigem, 5 F. vom Boden erhabenen Throne sitzt. Uiber dem Kopfe ist ein monströser symbolischer Kopf angebracht, jenen ähnlich, wie sie die Statuen auf der Insel Pensacola tragen. Unmöglich kann man ihre Aehnlichkeit mit einigen der symbolischen Köpfe in den alten mejicanischen Ritualen übersehen, und ich meine im Stande zu sein, alle diese Figuren mit den Gottheiten des aztekischen Pantheons zu identificiren. Der aufgesetzte Kopf ist 2 F. 8 Z. breit und glatt und scharf gearbeitet. Die Arme dieser Figur stehen, wie bei Nr. 5, ein Stück über und unter den Ellbogen vom Körper ab. Das Gesicht hat durch Gewalt gelitten und die Statue selbst ist in der Mitte zerbrochen.

Nr. 17 u. 18 des Plans sind oblonge Steine, an denen die Kunst geändert hat, und waren unstreitig die Altäre, auf denen man Menschenopfer darbrachte. Beinahe in der Mitte jedes Steines ist eine Vertiefung ausgehauen, die, wie man wohl nicht ohne Grund muthmassen kann, zur Aufnahme des Opferblutes bestimmt war.

Nr. 19.*) — Diess ist ein tief in die Erde eingebetteter Basaltstein. Derjenige Theil, welcher über die Oberfläche hervorsteht, ist ein wenig gerundet und mit in den Stein eingegrabenen Zierrathen bedeckt. Was von den letztern deutlich zu erkennen war, ist in dem Stiche wiedergegeben. Sie sind mit grosser Regelmässigkeit und von einem Fünftel bis zu einem Drittel Zoll tief und etwa einen halben Zoll breit eingegraben. Sie scheinen keine verständliche Figur zu bilden. Die Gestalt dieses Steins ist der Annahme günstig, dass auch er als Opferstein gedient habe.

Ausser allen diesen genannten entdeckte ich noch viele Bruchstücke von andern Figuren, aus denen ich indessen kein Ganzes zu machen vermochte. Einige dieser Fragmente fanden sich gerade am Rande des schon genannten erloschenen Kraters, der nur etwa hundert Schritte von dieser Ruinengruppe entfernt liegt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die frühen Spanier in ihrem frommen Eifer, jegliche Spur des alten Götzendienstes zu vernichten, viele dieser Monumente in den See geworfen haben. Keines ward unverletzt gefunden, mit Ausnahme derjenigen, die wegen ihrer Massigkeit nicht so leicht zu zerbrechen oder zu verunstalten waren. Alle andern waren gänzlich zerbrochen oder doch sehr stark beschädigt. Nicht wenige sind zu verschiedenen Zeiten fortgeschafft worden. Diejenigen, die ich als in Granada noch vorhanden bezeichnet habe, erhielt man von hier, und einige der sorgfältigst ausgearbeiteten sollen die Indianer in ziemlich später Zeit mit fortgenommen und entweder vergraben oder an abgeschiedenen Stellen im Walde aufgerichtet haben. Manuel sagte, er habe, als er vor etwa zehn Jahren hier gewesen, eine Anzahl bemerkt, die jetzt nicht mehr zu finden und, wie er fest glaube, fortgeschafft worden oder in Folge gänzlicher Uiberwachsung mit Gras und Gebüsch nicht mehr zu entdecken wären. Ich für mein Theil bin überzeugt, dass es hier und an andern Punkten der Insel noch andre Figuren giebt, die später in der trocknen Jahreszeit gefunden werden möchten, wo Gras und Gebüsch verdorrt sind und durch Niederbrennen beseitigt werden können. Wenn ich von Gras und Gebüsch rede, so denke man ja nicht, dass ich darunter irgendetwas Derartiges verstehe, was man bei uns mit diesen Ausdrücken besagen will. Um den grossen Steinhügel *A* standen

*) S. Taf. VI. Fig. 39.

nur wenige Baüme, aber der ganze Raum war über und über mit Gesträuch und Gras bedeckt; die Stengel des letztern hatten die Stärke des kleinen Fingers und würden gerad gestreckt 10 bis 15 Fuss in der Länge messen. In ihrer Verfilzung sind sie wie ein Gewirr von Stricken und beinahe undurchdringlich. Der forschende Reisende muss, wenn er überhaupt vorwärts will, seinen Weg sich Zoll für Zoll im wahren Sinne des Wortes durchhauen.

Zur Zeit meines Besuchs hatte die trockne Jahreszeit eben erst begonnen und das Gras war nur so weit verwelkt, dass es zweimal so stark war als im vollkommen grünen Zustande, ohne doch zum Verbrennen trocken genug zu sein. Ich bot den Leuten Belohnungen für die Entdeckung von *„piedras“*, aber sie zogen es vor, sich lieber im Schatten hinzurekeln als das Gestrüpp wegzuhauen; und obgleich der Doctor und ich beständig thätig waren, so entdeckten wir doch nach dem zweiten Tage unsers Verweilens auf der Insel nichts weiter. Manuel war seiner Sache gewiss, dass es rechts vom grossen Steinhügel *A* noch eine oder zwei kleine, aber sehr sorgfältig gearbeitete Statuen gäbe. Ich fing am dritten Tage eben an hier abzulichten, und war noch nicht weit gekommen, als ich durch das Klappern einer Klapperschlange erschreckt ward und schon im nächsten Augenblicke die Windungen ihres Leibes im dicht verschlungenen Grase entdeckte. Ich sah weiter nichts als dass es ein Ungeheuer von der Dicke meines Armes war, und da sie bei einem Kampfe im Grase den Vortheil vor mir voraushatte, so trat ich den Rückzug an und überliess ihr die Gras-Citadelle. Ich war nicht besonders begierig, meine Forschungen nach dieser Richtung hin wiederaufzunehmen, und die Indianer, die vor *„cascabeles“* eine schreckliche Furcht haben, weigerten sich schlechterdings, dem Orte nahe zu kommen.

In einer Gegend der Insel, „Punta Colorada“ genannt, sollte es nach der Aussage der Indianer noch einige Uiberreste geben und beim Nachgraben viele alte Gefässe zu entdecken sein. Darunter sollten einige Gebeine und Asche von Todten enthalten. Dieser Punkt lag aber an der Aussenseite der Insel und war theils wegen des Nordsturms, theils wegen der wilden, felsigen Küste unmöglich zu Wasser zu erreichen; von dem Wege zu Lande aber konnte vollends keine Rede sein, da hohe vulkanische Felsen, Lavamauern, tiefe Spalten und erloschene Krater hindernd dazwischenlagen.

Was die hier aufgefundenen Monumente anbelangt, so wird man bemerken, dass, wenngleich der Styl in der künstlerischen Ausführung durchweg derselbe ist, dennoch jede Figur eine markirte Individualität besitzt, wie sie Gottheiten von verschiedenen Attributen und verschiedenen Stellungen in dem alten Göttertempel zukommen mochte. Das Material ist ohne Ausnahme schwarzer Basalt von grosser Härte, der selbst mit den bessten Werkzeugen der neuern Zeit nur mit Schwierigkeit bearbeitet werden kann. Gleich den von Herrn Stephens beschriebenen zu Copan scheinen diese Statuen ursprünglich nicht auf den Teocalli's gestanden zu haben, sondern um ihren Fuss aufgestellt gewesen zu sein. Sie sind von minderer Grösse als die zu Copan und entbehren der plumpen, scheinbar sinnlosen Masse von Verzierungen, mit denen jene überladen sind. Sie sind schmucklos, einfach und streng, und wenn auch nicht bis ins Detail vollendet, doch mit ziemlicher Freiheit und Geschicklichkeit ausgeführt. An keiner der Figuren gewahrt man einen Versuch

von Draperie; sie sind was die Kunstliebhaber „Nuditäten" nennen und liefern einen bündigen, bestätigenden Beweis, dass der ursprüngliche Gottesdienst, von dem ich anderswo gesprochen, unter den halbcivilisirten Nationen Amerika's allgemeinen Eingang gefunden habe.

Es liegen Gründe vor zu glauben, dass diese Monumente von dem Volke errichtet wurden, welches das Land zur Zeit der Eroberung durch die Spanier im J. 1522 innehatte. Ich bin nicht geneigt, ihnen ein viel höheres Alter zuzuschreiben. Was ich sonst noch über sie, sowie über die andern, in diesem Lande zu meiner Kenntniss gelangten Alterthümer zu sagen habe, verspare ich auf die Kapitel (Abtheilung IV), in denen ich über die Urbewohner Nicaragua's sprechen werde.

Achtzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Granada — Ein Ball zu Ehren des „Ministro" — Die Funámbulos — Abreise nach Rivas oder Nicaragua — Schlackenhügel — Das wahnsinnige Mädchen und der braune Samaritaner — Ein Götzenbild an der Landstrasse — Bergseen und fremdartige Vögel — Ein plötzlicher Schlagregen — Wir flüchten zu den „Vaqueros" — Ungastliche Aufnahme — Nacht-Ritt; Dunkelheit und Unwetter — Liebreiche Indianer — Der indianische Pueblo Nandyme — Die Hacienda Jesus Maria — Ein erstaunter Mayordomo — Wie man sich ein Abendessen verschafft — Jicorales — Ochomogo — Der Rio Gil Gonzalez — Der Ort Obraje — Rivas und seine Umgebung — Señor Hurtado — Seine Cacaopflanzung — Die Stadt — Wirkung von Erdbeben und Flintenkugeln — Somoza's Angriff — Wieder ein Amerikaner — Dessen Versuch, auf der Insel Ometepec Baumwolle anzupflanzen — Ermordung seiner Frau — Fehlschlagen seines Unternehmens — Ein Wort über Baumwollen-Politik — Die Alterthümer auf Ometepec — Begräbnissplätze der Urbewohner — Todtenvasen — Uiberreste von Metall — Goldne Götzenbilder — Eine kupferne Maske — Alte irdene Gefässe — Ein Frosch aus Ophicalcit — Krankheit eines meiner Reisegefährten — Der Ort San Jorge — Ufer des Sees — Reiterkunststücke — Geschicklichkeit im Gebrauch der Lanze — Besuch von Potosi — Ein andres merkwürdiges religiöses Uiberbleibsel der Urbewohner — Das Thal Brito — Ein indianisches Landgut — Anbau des Indigo — Das Dorf Brita — Eine herabgekommene Familie und eine verfallene Pflanzung — Eine alte Vase — Bemerkungen über den projectirten Kanal — Meine Rückkehr nach Granada — Depeschen — Ein forcirter Marsch nach Leon.

Wir verbrachten drei Tage auf der Insel Zapatero, wobei wir jeden Tag früh bei Zeiten zu den Monumenten gingen und erst spät wieder zurückkamen. Das Wetter war wundervoll, und sooft wir Abends nach dem Boote zurückkehrten, geschah es mit gesteigerter Liebe zu dem Orte. Wir hatten jetzt einen breiten wohlmarkirten Weg vom Ufer aus nach den Trümmern hin und die Gestalten der Götzen wurden uns vertraute Bekannte. Unsere Leute hatten ihnen Namen gegeben; so nannten sie einen *„Jorobado,"* den Buckeligen, einen andern *„Ojos grandes,"* Grossauge u. s. w.

Die malerischen Gruppen der dunkelfarbigen, halbnackten Leute, wie sie unter den Baümen im Dunkel des Zwielichts um das Feuer geschaart sich ihr Mahl bereiteten, oder, nachdem wir für die Nacht den Anker geworfen, in der Mitte des Bootes in lebhaftem Gespräche beisammensassen,

— die wechselnden Effecte des Sonnen- und Mondlichts auf dem Wasser und die frappante uns umgebende Landschaft, — das Todesschweigen und die Urwildniss, — dazu die seltsamen, im Walde vergraben liegenden Monumente: — Alles wirkte zusammen, um Gedanken zu erwecken und Eindrücke zu hinterlassen, die wohl unvertilgbar in der Seele bleiben werden. Unser Weilen hier ging vorüber gleichwie ein Traum, und als wir schieden, geschah es mit einem Gefühle, als ob wir alte Bekannte und Freunde verliessen.

Am Morgen des vierten Tages nahmen wir Abschied von der Insel. Es war Sonnabend, und ich hatte aufs Bestimmteste zugesagt, einem grossen Balle, der mir zu Ehren in der Stadt am Sonntag Abend gegeben werden sollte, beizuwohnen. Der Wind, der während unsers Aufenthalts auf der Insel beständig mit grosser Heftigkeit auf dem See geweht, hatte sich theilweise gelegt, daher wir so glücklich waren, bereits um die Mitte des Nachmittags die *Corales* zu erreichen. Hier hielten wir an einer grossen Insel an von wunderbar malerischem Anblick, die von Limonien, Orangen und Mameibaümen, von breiten Pisangalleen und Mais- und Melonenfeldern bedeckt war und wo es nach der Behauptung eines der Bootsleute ebenfalls *„piedras antiguas“* geben sollte. Der Besitzer der Insel war auswärts und die anwesenden Kinder und Frauen wussten nichts von den Götzenbildern, ausser dass man welche verscharrt habe; wo? das wussten sie nicht zu sagen. Ich fragte die Herrin des Hauses, ob ich einige von den schönen Früchten, mit denen die Baüme überladen waren, mitnehmen dürfte. *„Como no?“* — „warum nicht?“ — war die Antwort, die gewöhnliche Erwiederung in Centralamerika, welche die vollste Zustimmung bedeutet. Unsere Marineros nahmen sich gar nicht die Mühe zu fragen, sondern langten sich nach Herzenslust zu, als etwas, was sich ganz von selbst versteht. Als ich Juan fragte, warum er nicht erst um die Erlaubniss dazu bäte, sah er mich verdutzt an und gab gar keine Antwort. Es mochte ihm wohl gerade so klingen, als sollte er um die Erlaubniss bitten, die Luft einzuathmen oder von dem Wasser, das die Insel umfloss, Gebrauch zu machen.

Wir genossen wiederum eines prachtvollen Sonnenuntergangs unter den Corales, — diesen Zauberinselein, deren ich wie eines schönen Traums, wie einer Vision der „Glückseligen Inseln“ gedenke, — und um neun Uhr kamen wir unter den Wind des alten Castells und landeten wieder am Strande von Granada. Hier trafen wir abermals mit einem Amerikaner zusammen, dem Dr. Clark aus Costa Rica, der, müde dieses kleinen Staats, nach Nicaragua gekommen war, um mehre seiner Landsleute hier zu sehen und die Eintönigkeit des centralamerikanischen Lebens einmal zu unterbrechen. Die von der Insel mitgebrachte Beute schafften wir zur Verwahrung zu Herrn T*, einem feinen und geistvollen, aber sehr excentrischen Franzosen, der in einem kleinen Hause am Ufer des Sees wohnte, und eilten dann in unsere alte Wohnung in der Stadt. Granada war in grossem Aufruhr: es war das Jahresfest irgendeines Lieblingsheiligen; alle Glocken verführten einen gewaltigen Lärmen und auf dem Hauptplatze prasselte es von Raketen und Kanonenschlägen, von denen jeder Knabe in der Stadt einen Vorrath hatte, um sie auf eigne Faust loszubrennen. Sie hatten auch *„serpientes“* d. i. Schlangen, die, wenn sie abgefeuert wurden, im Zickzack sprangen, den Leuten zwischen die Beine und zu den

Thüren und Fenstern hinein schossen und überall Verwirrung anrichteten, besonders aber unter den Frauen, die kreischend nach allen Richtungen hin auseinanderstoben, zur grossen Kurzweil der Zuschauer und unter dem Schreien und Jauchzen der Strassenbuben und Strolche.

Der Ball fand in dem Hause der Madame B*, einer französischen Dame, statt, deren Saal einer der geraümigsten in der Stadt war und den man ebendeshalb für das *„obsequio“* (Ehrenbezeigung) ausgewählt hatte. Ich begab mich um 9 Uhr hin und ward von dem am gewölbten Portale aufgestellten Militär mit einem Trompetentusch empfangen. Der Saal war sehr geschmackvoll geschmückt und erleuchtet. Er war bereits angefüllt, und um nicht hinter den Leonesern in ihren Achtungsbezeigungen für die Vereinigten Staaten zurückzubleiben, erhob sich bei meinem Eintritt die ganze Versammlung, und der Präfect, welcher mich einführte, wollte eben ein oder ein Paar Viva's ausbringen, als ich ihn *„por el amor de Dios“* (um des Himmels willen) bat, damit einzuhalten. Der männliche Theil der Versammlung war völlig europäisch gekleidet, wie man wenigstens vermeinte; wiewohl die Röcke und Cravatten in buntem Durcheinander alle möglichen Moden der letzten zehn Jahre zeigten. Die Damen nahmen sich zwar besser aus, dennoch aber entfaltete keine derselben in ihrer Kleidung mehr Geschmack als Fraülein „Dickknöchel“ und die übrigen zu Señor Serrate's Seiltänzergesellschaft gehörenden Frauen, die sammt und sonders auf dem Balle gegenwärtig waren, auch mit Einschluss der alten Dame, die das Schwert hinunterschluckte, des Mädchens, welches Burzelbaüme schlug, und des excentrischen Hanswursts Simon. Ohne Zweifel hatte die Elite von Granada davon gehört, in welcher Art und Weise die Fashionables unserer Städte schreiende Weiber, pirouettirende Venusdienerinnen und männliche rauchhaarige Unholde in schmutziger Wäsche und duftend von Schnaps aufzunehmen pflegen, die heuschreckenartig von Europa herüber nach unsern Gestaden gezogen kommen, und war bemüht gewesen, durch die den „Künstlern“ erwiesenen Aufmerksamkeiten zu zeigen, wie hoch sie die „Kunst“ zu schätzen wüsste. Ich schmeichle mir, dass die „Jovena Catalina“ und der „Ministro“ die Glanzsterne des Abends waren; ich excellirte in der Gravität, sie im Tanzen.*)

Um 11 Uhr ward Souper im *„comedor“* oder Speisesaale angekündigt, das mich mehr an mein Heimathsland erinnerte als irgendetwas Sonstiges, was ich seit meiner Abreise aus den Vereinigten Staaten gesehen und erlebt hatte. Der Champagner indess schien in sehr grosser Gunst zu stehen und es ist wohl möglich, dass der Beifall, mit welchem nach

*) Seit Obiges geschrieben ward, habe ich die kleine „Zeitung von Costa Rica“ erhalten, welche meldete, dass die Seiltänzergesellschaft des Señor Serrate sich vollständig aufgelöst habe, und zwar in Folge des Todes von Fraülein „Dickknöchel“ und des burzelbaumschlagenden Mädchens. Die Erstere starb an der Mundsperre, der Folge einer leichten Wunde, die sie bei der unglücklichen Wendung eines bei einem ihrer Kunststücke gebrauchten Messers empfangen hatte; die *Voltcadora* aber, eine Märtyrerin ihrer Kunst, brach bei einem Versuche, den „excentrischen Hanswurst“ Simon auszustechen, den Hals. Ich empfinde jetzt einige Gewissensbisse von wegen meiner Anspielungen auf Jovena's Knöchel — sie waren wirklich nicht so gar gross — und ich meine die Sache dadurch wieder gut zu machen, dass ich ihrer hinfüro nicht mehr unter dem Namen „Tobillos Gruesos,“ sondern als „La hermosísima Jovena Catalina“ gedenke.

unsrer Rückkehr in den Ballsaal Favorittänze aufgenommen wurden, hiermit im Zusammenhange stand. Die Begeisterung stieg auf ihren Gipfelpunkt als „Tobillos Gruesos“ und deren Schwester den „Bolero“ tanzten, welche gute Gelegenheit ich rasch benutzte, um unbemerkt davonzukommen. Es schlug 3 Uhr, als die Ballgesellschafft auseinanderging und ich aus meinem Schlummer durch das furchtbare Gequietsch von einem halben Dutzend Violinen, von unsichern Händen gespielt und aus Höflichkeit Serenade genannt, gerissen ward.

Am Nachmittage des auf den Ball folgenden Tages brach ich in Gesellschaft des Dr. Clark nach dem Süddepartement auf, dessen Hauptstadt Rivas oder Nicaragua ist. Man wird sich erinnern, dass diess der Sitz von Somoza's Insurrection war. Ich hegte den lebhaften Wunsch, diesen Theil des Landes zu besuchen, nicht nur weil er der reichste und fruchtbarste des Staats sein sollte, sondern auch weil die Aufmerksamkeit der Welt seit Jahrhunderten hierher gelenkt worden war als zu demjenigen Punkte, wo am thunlichsten der See sich mit dem stillen Meere verbinden und das grossartige Project einer Wasserstrasse zwischen den beiden Weltmeeren verwirklichen liesse. Auch war hier der Sitz einer mejicanischen Colonie in alten Zeiten, wo der grosse Kazike Niquira seinen Hof hielt, und auf der nahen Insel Ometepec existirten noch die geraden Nachkommen dieser Indianer und viele Denkmäler ihrer Arbeit und Geschicklichkeit.

Wir nahmen uns vor, an diesem Nachmittage nur acht Leguas weit zu gehen, nämlich bis zu dem Landgute eines Grundbesitzers, Namens Jesus Maria, dessen Güte wir empfohlen waren. Bei unserm Abmarsch war der Himmel klar und heiter und wir hatten alle gute Aussicht auf einen schönen Abend. Wir trabten daher mit aller Gemächlichkeit dahin. Unser Weg lag zur Rechten des Vulkans Momobacho und zog sich über Felder vulkanischer Breccie und zwischen den hohen kegelförmigen, baumlosen, aber mit Gras bedeckten Schlackenhügeln hin, welche der Landschaft hinter Granada ein so auffallendes und eigenthümliches Gepräge geben. Rings um diese Hügel fanden wir grosse Strecken urbar gemachten, jetzt aber von üppigem Unkraut überwachsenen Bodens, welche früher mit Indigo und Mais bestandene Felder gewesen waren, in Folge der innern Unruhen des Landes aber verlassen und wüst lagen. Jenseits derselben, etwa drei Leguas von Granada, kamen wir zu einem steilen Hügel, wo die schmale Strasse, von hohen Wänden eingeschlossen, zu einem dicken Schlammbett ward, worin grosse, lose Steine lagen, zwischen denen unsere Pferde sich mit furchtbarer Anstrengung hindurcharbeiten mussten. Auf der Mitte des Hügelaufwegs, wo er eine Art Terrasse bildet, springt ein reicher Quell mit einem melodischen indianischen Namen hervor, welcher letztere meinem Gedächtniss entfallen ist. Hier sassen eine Anzahl Leute aus dem indianischen Pueblo Diriomo, die mit dem Erlös für ihre zu Markte gebrachten Waaren von Granada heimkehrten. Sie horchten mit grosser Aufmerksamkeit einem weissen, offenbar wahnsinnigen Mädchen zu, deren schlanke Gestalt, zarte Hände und blasses, von ihrem langen, schönen Haar halb überdecktes Gesicht mit ihren gebraünten Zügen und derben Gliedmassen stark contrastirten. Als wir herankamen, redete sie uns mit Heftigkeit an, aber ohne dass wir etwas verstanden; und als ich mich fragend an einen der Indianer wandte, legte er seinen

Finger an die Stirn und sagte: *„Pobrecita es tonta“* — „das arme Geschöpf ist wahnsinnig.“ — Als ich den Mann fragte, ob sie sie hier verlassen wollten, antwortete er: „O nein, wir müssen für das arme Wesen Sorge tragen.“ Und als ich, während wir uns langsam den Hügel hinaufarbeiteten, zurückblickte, sah ich, wie dieser rohe Indianer das arme Mädchen liebevoll bei der Hand führte, wie man ein Kind führen würde, sie sorgfältig über die bösen Stellen hinweghob und ihr kleines Bündel auf seiner eignen schweren Ladung trug.

An der einen Seite der Strasse, gerade auf der Höhe des Hügels, stiessen wir auf eine Figur, die einigermassen den auf Zapatero von uns aufgefundenen glich, aber von feinerer Arbeit als alle diese zu sein schien; sie war indessen gar zu sehr beschädigt, als dass wir im Stande gewesen wären, zu entdecken, was sie vorstellen sollte. Sie stand aufgerichtet und alles Gebüsch ringsum war weggehauen. Später erfuhr ich, dass sie von den Indianern von Diriomo an ihren gegenwärtigen Standort geschafft und hier aufgestellt worden war, um als Gränzstein zwischen ihren Ländereien und den zu einem andern indianischen Pueblo gehörigen zu dienen.

Das Land ward jetzt wellenförmig; wir kamen haüfig an Pisang- und Kornfeldern vorüber und entdeckten dann und wann am Ende kleiner Durchsichten und in schattenreichen Dellen traulich versteckte Rohrhütten. An verschiedenen Stellen liefen breite Wege von der Hauptstrasse ab, die nach den zahlreichen indianischen Städten zwischen dem Vulkan und Masaya führten. Der Vulkan ist auf dieser Seite nicht mit Baümen bewachsen, wie es auf der Granada zugekehrten der Fall ist, und zwischen dem kümmerlichen Graswuchse zeigen sich breite, schwarze Lavastreifen und rothe Rücken von Schlacke und Breccie. Auch sind auf dieser Seite die Kratermauern niedergestürzt und bieten dem Blicke eine grauenvoll zerrissene Mündung dar, die einem umgekehrten Kegel gleicht und sich bis über die Hälfte des Abhangs herab erstrekt. Innerhalb des Kraters soll jetzt ein kleiner See sein und ein zweiter in einer kleinern Oeffnung auf der einen Seite des grossen Kraters ganz oben am Berge. Um den letztern sollen sich gewisse Arten fremdartiger Vögel aufhalten, die sonst nirgends im Lande zu finden seien, — Geschichten, deren Bestätigung den Naturkundigen näher als den Alterthumsforscher angeht.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, dass unter dem Winde dieses Vulkans kaum ein Tag im Jahre, ausgenommen gegen die Mitte der trocknen Jahreszeit, ohne Regen vergeht. Diess ist eine Folge der Verdichtung der Dünste in den kälteren Luftschichten am Gipfel des Vulkans, welche die herrschenden Winde nach Südwesten zu treiben. Daher ist denn auch die Vegetation hier sehr üppig und die Wälder bilden ein dichtes Gewirr. Uns ward der Genuss eines solchen vulkanischen Regenschauers im vollen Masse zu Theil. Er überfiel uns fast in einem Nu; denn während wir in dem einen Augenblicke noch im hellen Sonnenlichte ritten, waren wir schon im nächsten von Wolken eingehüllt und vom Regen ganz durchweicht, welcher bald die Wege so schlüpferig machte, dass wir nicht schneller als im Schritte vorwärts konnten. Wir ritten eine halbe Stunde im Regen fort, wo er endlich nachliess und die Wolken sich ein wenig hoben, aber nur die freudlose Aussicht auf eine nasse und stürmische Nacht darboten. Der Temperaturwechsel in diesem kurzen Zeitraume

war bedeutend, so dass ich Frösteln und Unbehaglichkeit empfand. Wir hielten daher Rath zusammen und beschlossen, im ersten bessten Hause oder Hütte, die wir erreichen könnten, einzukehren. Wir entdeckten alsbald die Gebaüde eines Viehgehöftes zur Linken der Landstrasse und ritten auf sie los. Es waren zwei Lehmhaüser und ein ungeheurer mit Ziegeln gedeckter Schuppen. Hier fanden wir ein Dutzend „*vaqueros*“ (Hirten), an die wir die gewöhnliche Frage richteten, ob wir ihr Haus zu einer Posada machen könnten, begegneten aber, und zwar zum zweiten Male seit wir im Lande waren, einem unhöflichen Benehmen. In dem einen Hause, hiess es, lägen die Weiber an der *calentura* (hitzigen Fieber) darnieder und in dem andern wäre kein Platz. Da stände aber ein Schuppen, fügten sie hinzu, dahin könnten wir gehen. Ich ritt hin und warf einen Blick darunter. Die Seiten waren sämmtlich offen und darunter standen hundert oder ein paar hundert Kühe und Kälber, die den ganzen Boden zu einer ekelhaften schwarzen Kothmasse zertrampelt hatten. Wir fühlten uns empört über diese Unverschämtheit der schwarzen Kerle, die uns mit mürrischem Blicke musterten, und nachdem wir ihnen gesagt, dass sie „*hombres sin verguenza*“ — unverschämte Menschen — wären, was in Nicaragua das Beschimpfendste ist, was man Einem nur sagen kann, ritten wir zornentbrannt weiter. Ben, welcher den Schurken misstraute, hatte währenddem seinen Pistolen die Zündhütchen aufgesetzt, um ihnen zu zeigen, dass sie sich darauf gefasst machen möchten, von ihnen bedient zu werden, im Fall es ihnen etwa in den Kopf kommen sollte, uns im Walde etwas anzuhaben. Ich glaube, dem Kerle, welcher das Wort führte und von Allen am grämlichsten aussah, sagte er unter vier Augen, dass es ihm eine wahre Wollust sein würde, ihm Eins ins Gesicht zu platzen.

Es fing jetzt wieder an stärker zu regnen und die Nacht hüllte uns schwarz und freudlos ein. Der Boden war so schlüpferig, dass die Pferde sich kaum auf den Füssen halten konnten. Keiner von uns ausser dem Doctor hatte je die Strasse bereist und bei der dichten Finsterniss war er seiner Sache nicht gewiss, ob wir den rechten Weg verfolgten. Dessenungeachtet ritten wir in ziemlich missmuthiger Stimmung noch eine oder zwei Stunden weiter fort, als wir in einer kleinen Entfernung von der Strasse, auf einem angebauten Felde, wie es uns dünkte, ein Licht entdeckten. Wir eilten darauf zu und fanden ein Haüfchen indianischer Hütten, in die wir gastfreundlich eingeladen wurden. Ihre Behausungen waren indessen nichts weniger als einladend, und da wir nun einmal ganz und gar durchnässt waren und bis zu der Hacienda, wo wir zu bleiben uns vorgenommen, nur noch zwei Leguas hatten, so beschlossen wir, den Jammer vollends durchzumachen und weiter zu reiten, und vermochten einen der Leute, als Führer mit uns zu gehen. Er brachte uns auf den betretensten und bessten Weg und durch die grosse indianische Stadt Nandyme, von welcher wir weiter nichts sehen konnten als die lange Reihe von Lichtern, die aus den offnen Hausthüren schimmerten. Wir würden bei dem Pfarrer abgestiegen sein, wäre er nicht nach Leon verreist gewesen, weshalb wir unsrer ursprünglichen Absicht treu blieben. Jenseits Nandyme ward der Boden lehmig und die Pferde schienen in jedem Augenblicke fallen zu sollen. Es war ein peinlicher Ritt und M*, der einen Fieberanfall hatte, zeigte eine Reizbarkeit, die sich possierlich ausnahm, bis er endlich abstieg und schwor, er würde nun keinen Fuss breit weiter

reiten. Indessen brachten wir ihn wieder auf sein Pferd und der Zug bewegte sich von Neuem fort. Wir verbrauchten zu einer einzigen Legua nicht weniger als anderthalb Stunden. Endlich erblickten wir das Licht von Jesus Maria's Hause, und sogleich bekamen unsere armen Pferde Muth und trugen uns in raschem Schritt vor seine Thür. Im Corridor des Hauses trieben sich ein Dutzend Arbeiter faul umher, die wir vor Allem unsere Pferde besorgen liessen und dann nach dem Besitzer fragten. Der Letztere wohnte jetzt nicht hier; er war mit seiner Familie fortgezogen und hatte das Gut den Händen seines Mayordomo (Inspectors) anvertraut. Wir baten die Leute, diesen Mann herbeizurufen; sie weigerten sich aber, weil er soeben beim Gebete wäre und darin nicht gestört werden dürfte. Ohne indess viel Federlesens zu machen, stiessen wir die Thür auf und traten in den Saal ein. An dem einen Ende des Zimmers hing über einem hohen Sims ein Bild der heil. Jungfrau und auf dem Sims selbst standen zwei elendigliche Talglichter, die das Bild gerade so viel beleuchteten, dass es gesehen werden konnte. Nach vorn zu, in der Mitte des Zimmers stand eine lange Bank und an dieser knieten, die Gesichter nach dem Bilde gerichtet, der Mayordomo und seine Familie. Sie sahen sich nicht um, als wir hereintraten, sondern fuhren in ihrer Andacht fort, die in dem abwechselnden Hersagen eines gereimten Gebets bestand, das mit rascher, monotoner Stimme gesprochen ward. Am Schlusse jedes Gebets sprachen sie alle zusammen eine Art Refrain oder Chor und liessen dabei jedesmal ein Kügelchen an ihren Rosenkränzen fallen. Wir nahmen unsere Hüte ab, standen still da und warteten auf das Ende. Zum Glück waren die Gebete kurz, und da sie bereits einige Zeit dabei gewesen waren, so brauchten wir nicht lange zu harren. Wir hatten uns auf einen herzlichen Empfang gefasst gemacht und diese Hoffnung hatte während unsers ganzen unbehaglichen Ritts unsern Muth aufrecht erhalten. Allein der Mayordomo schien über unsre Erscheinung ganz und gar nicht erfreut zu sein; im Gegentheil, er war geradezu kalt, und seine Ehehälfte stürzte, nachdem sie uns auf einen Augenblick von der Seite angesehen, zum Zimmer hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Dieses Benehmen bestimmte unsre Handlungsweise, und mit dem Entschlusse, uns wie grosse Herren zu geriren, nahmen wir mir nichts dir nichts Besitz vom Hause. Ich liess Ben unsere Sättel in den Saal tragen und die nassen Pferdedecken auf den bessten Stühlen, die er finden konnte, ausbreiten, während wir uns in die Hängematten warfen und den Mayordomo gebieterisch uns Chocolade bringen hiessen. Er machte grosse Augen vor Erstaunen und gab mechanisch den Befehl dazu. Die Chocolade kam und ward auf den Tisch gesetzt. Wir liessen uns nieder; der Doctor aber gebehrdete sich wie ein wilder Kriegsmann, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief zum Mayordomo gewandt mit grimmiger Stimme: *„pan, tu perro!"* — „Brot, du Hund!" — Im Nu ward Brot hereingebracht. *„Bien! carne!"* — „Gut! Nun Fleisch!" — und auch das Fleisch erschien. Ich musste geradheraus lachen; selbst M*, der immerfort ernst und still wie eine Eule dagesessen hatte, konnte nicht umhin zu lächeln, während Ben vor Lust ganz ausser sich war.

Nachdem das Abendessen vorüber war, sahen wir uns nach Betten um. Der Doctor und M* beschlossen, die beiden Hängematten in Beschlag zu nehmen Ben den Tisch; worauf der Doctor sich zum Mayordomo

wandte und ihm sagte, das besste Bett im Hause begehre er für mich. Da öffnete der grämliche Wirth eine Thür, die in ein kleines, schmutziges, hundestallähnliches Gemach führte, worin ein blosses Kuhhautbett stand, und sagte, dieses könnte ich haben. Ich glaube, der Doctor war Willens, den Kerl zu packen und thätlich zu misshandeln, allein ich legte mich ins Mittel und nahm von dem Hundeloch Besitz. Ich war durchnässt und müde und achtete daher wenig auf Eleganz der Einrichtung. Ich schlief fest und ungestört, ausgenommen dass ich ein einziges Mal durch das Krähen eines Kampfhahns, der auf dem Kopfbret meines Bettes sass, aufgeweckt ward. Ich kriegte aber diesen Ruhestörer bei den Beinen zu packen, schnitt die Schnur, mit welcher er angebunden war, durch und warf ihn zum Fenster hinaus, wo er einen so fürchterlichen Lärmen erhob, dass ich mich stark versucht fühlte, ihm den Hals umzudrehen; ich besann mich indessen doch eines Bessern.

Wir waren am andern Morgen schon bei Zeiten auf, da es uns trieb, von diesem ungastlichen Orte schnell fortzukommen. Wir liessen dem Mayordomo seine Rechnung mit allen Posten schriftlich bringen, machten ihm die Hälfte davon streitig, zankten uns mit ihm um einen Sixpence herum und warfen ihm zum Abschied noch die Versicherung an den Kopf, dass er „ein unverschämter Mensch“ sei.

Jenseits dieses Landguts war das Land durchweg flach und mit Kürbissbaümen bedeckt, die dergestalt mit parasitischen Pflanzen überwachsen waren, dass die Aeste und das Laub der Baüme selbst beinahe darunter verschwanden. Solche bewachsene Orte heissen, wie schon erwähnt, „*jicorales*,“ und da die Baüme gewöhnlich ziemlich weit auseinanderstehen, so bieten sie sehr gute Weideplätze für das Vieh. Zwischen den verschiednen *jicorales* lagen mit den gewöhnlichen Waldbaümen bewachsene Bodenanschwellungen (Schwellen). Zwei Leguas von unserm ungastlichen Nachtquartier kamen wir zu einem sonderbaren viereckigen Gebaüde mit offnen Seiten und mit einem Ziegeldach bedeckt. Es war von den *arrieros* oder Maulthiertreibern als ein passend gelegner Ruheort auf ihren Reisen zwischen Nicaragua und Granada errichtet worden. Der nahe *jicoral* bot den grössten Theil des Jahres Gras für ihre Thiere dar, und was sie selbst betraf, so genügte eine Tasse Tiste; und wenn sie ihre Hängematten zwischen den Pfosten des Schuppens schwangen und ihre Cigarren anzündeten, so waren sie um ein Spottbilliges prächtig aufgehoben. Um 10 Uhr erreichten wir die Viehwirthschaft Ochomogo, die an einem breiten Flusse gleiches Namens lag und die grösste war, die wir in Nicaragua gesehen. Der Ort sah wild aus und war von einem dichten Walde grosser Baüme umgeben. Es war ehedem eine Indigofabrik gewesen und auf der Lehne zwischen dem Hause und dem Flusse lagen die Bottiche noch, in denen der Indigo geschieden worden war. Wir wurden hier sehr freundlich aufgenommen und mit der grössten Bereitwilligkeit ward ein Frühstück für uns zurechtgemacht. Die Herrin des Hauses war eine alte, sehr gutmüthige Dame, die, als sie hörte, dass wir aus „dem Norden“ wären, viele wunderliche Fragen nach unserm Lande an uns richtete und absonderlich begierig war, von einem „Capitan Esmith“ (Smith) etwas zu erfahren, einem amerikanischen Seekapitän, den sie einmal vor Jahren in San Juan, noch vor dessen Besitzergreifung durch die Engländer, gesehen hatte. Als wir ihr sagten, dass wir den „Capitan“ nicht kennten,

war sie gar sehr verwundert, weil Kapitän Smith ein hochansehnlicher — *„muy ilustrado“* — und dazu ein „wohlbeleibter“ — *„gordo“* — Mann gewesen wäre. Die arme alte Dame, sie machte sich ein kleines Bild von dem Umfange des „Nordens“ und hatte keine Vorstellung von der Zahl der dort zu findenden „Capitanes Esmith.“ Sie besass zwei wohlgekleidete und wirklich hübsche Töchter, die uns mit dem feinsten Benehmen Chocolade servirten, wodurch unsere Herzen schon um des Gegensatzes zu dem Betragen des Mayordomo bei Nandyme willen vollständig gewonnen wurden. Da der Doctor für eine kranke Schwiegertochter etwas verschrieben, so lehnte die Herrin in Ochomogo jedwede Bezahlung für unser Frühstück ab, — wahrscheinlich nicht einzig und allein um des Receptes willen, denn ich zweifle nicht, dass sie es ehrlich meinte, als sie sagte: „Gott verhüte, dass ich Geld von den Amerikanern nehmen sollte. Sind sie denn nicht *paisanos* — Landsleute?“

Wir durchritten den Rio Ochomogo an einer Furt, waren aber noch nicht weit gekommen, als der Regen von Neuem anfing, der die Strassen rasch so schlüpferig machte, dass wir nur im Schritte vorwärtskonnten. Diess war ärgerlich, aber nicht zu ändern; und so schützten wir uns mit unsern Decken und Poncho's so gut wir konnten und ertrugen unser Schicksal ohne Murren. Ein dreistündiger Ritt in einem Walde, wo die Baüme grösser waren als ich sie noch gesehen, brachte uns zu einem offnen Platze, der einem urbar gemachten Stück Landes in den Hinterwäldern unserer Heimath glich. Auf einer Anhöhe in der Mitte stand das Haus, das zu dem Viehgehöft der Familie Chomorro aus Granada gehörte, von deren jüngern Gliedern eben einige auf Besuch hier waren. Man drang in uns, bis zum nächsten Tage dazubleiben; allein das Haus war klein und schon überfüllt und wir mochten nicht gern die Anwesenden incommodiren. Uibrigens war M*'s Fieber im Zunehmen begriffen und es war meine angelegentliche Sorge, ihn, solange er noch zu reisen im Stande war, nach einem bequemen Orte zu bringen, wo er die gehörige Pflege erhalten könnte. Wir hatten bis zur Mitte des Nachmittags einen langen und melancholischen Ritt, dessen Eintönigkeit nur dadurch unterbrochen ward, dass Ben eine Boa Constrictor mit seinem Schwerte erlegte, gemacht, als wir an einen zweiten grossen und schönen Fluss kamen, der nach dem Entdecker des Landes Gil Gonzalez hiess. Er ist, glaube ich, der einzige natürliche Gegenstand in Nicaragua, der den Namen eines seiner Eroberer dem Gedächtniss aufbewahrt. Jenseits des Rio Gil Gonzalez kamen wir zu offnen, angebauten Feldern, *„huertas“* oder Gärten genannt, die durch Hecken voneinander geschieden waren, an welchen hin Papaya-Baüme, jetzt mit goldner Frucht beladen, angepflanzt waren. Je weiter wir ritten, um so reicher und reicher wurden die Zeichen von Industrie und Wohlstand, und nachdem wir eine ganze Legua durch lauter breite und üppige Felder passirt, erreichten wir endlich den indianischen Pueblo Obraje, den Ort, wo Somoza von den Regierungstruppen seine erste Schlappe erlitten hatte. Es war eine ausgedehnte, weitlaüfig gebaute Stadt, eine Garten-Stadt, die nach den Berichten der Chronisten fast ganz nach dem Plane der Städte der Urbewohner vor der Conquista gebaut war. Die Lehmziegelhaüser rings um den Hauptplatz waren von Kugeln zerlöchert; und doch sah Alles jetzt so friedlich aus, dass ich kaum glauben konnte, es habe jemals Krieg und Blutvergiessen die Ruhe des Ortes gestört.

Obraje ist eine von dem halben Dutzend Städten, die in einem Umkreise von zwei Leguas um die Hauptstadt Rivas oder Nicaragua liegen und in allen Beziehungen Theile von ihr sind. Innerhalb dieses Raumes drängt sich daher eine grössere Bevölkerung zusammen als in irgendeinem andern gleichgrossen Flächenraum des Staats. Von den Centralpunkten politischer Operationen etwas abgelegen, ist Rivas sammt den zu ihm gehörenden Ortschaften den nächsten und ärgsten Leiden des Bürgerkriegs, die das Land betroffen, entgangen. Dessenungeachtet hat sein Aufblühen einen Stillstand erlitten und sein Wohlstand ist mit dem Verfall des ganzen Staats gesunken. Dennoch aber behauptet es in Bezug auf Bodencultur und allgemeine Wohlhabenheit noch immer seinen Vorrang. Hiervon erhielten wir auf unserm Ritte von Obraje bis Rivas Beweise in Menge. Das Land war besser angebaut und bearbeitet und die Haüser waren grösser und wohlhäbiger als wir sie bis jetzt gesehen. Rechts zog sich eine Reihe Hügel hin, die keine felsigen, vulkanischen Erhebungen, sondern sanft-wellenförmige Höhen und bis zu ihrem höchsten Punkte hinauf des Anbau's fähig waren; und zwischen ihnen und dem See lag eine weite, zwei bis drei Leguas breite Ebene, mit kleinen Bodenanschwellungen, auf denen in der Regel die Wohnhaüser gebaut waren. Diese Ebene ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, und da sie während der trocknen Jahreszeit weniger von Dürre leidet, so ist sie wahrscheinlich fähig, zu noch höherer Production als die Ebene von Leon gebracht zu werden; freilich aber machen ihre grössere Feuchtigkeit und verhältnissmässig niedrige Lage ihr Klima weniger gesund. Als wir die verschwenderische Freigebigkeit der Natur bewundernd dahin ritten, erblickten wir, zum ersten Male seit wir den San-Juan-Fluss verlassen, den Tukan und eine oder ein Paar andere Arten neuer und prachtvoller Vögel. Sie zeigten sich sehr zahm und fühlten sich offenbar in den Cacaopflanzungen ganz zu Hause.

Der Regen hatte aufgehört und der angenehme Contrast dieses Theils unsers Ritts gegen den Morgenritt erheiterte meine Stimmung im höchsten Grade und war vielleicht Schuld, dass er einen tiefern Eindruck auf mich machte als es unter andern Umständen der Fall gewesen wäre. Es war schon spät am Nachmittage, als beim Uiberschreiten eines kleinen neuengländischen Gewässers der Doctor nach einem grossen, schönen, anmuthig am Rande einer Cacaopflanzung gelegenen Hause hinwies und es als das Haus des Señor Hurtado bezeichnete, eines der Senatoren des Staats, dessen dringende Einladung Ursache war, dass ich jetzt in diesem Theile der Republik reiste. Das Gebaüde war hoch und an der ganzen Vorderseite hin lief ein breiter Corridor, auf welchem Señor Hurtado und seine Familie im schwelgerischen Genusse der Abendluft sassen. Trotzdem dass wir in Poncho's vermummt und von Koth über und über bespritzt waren, wurden wir doch lange zuvor, ehe wir das Haus erreichten, erkannt und der Hausherr kam zu unserm Empfange auf die Strasse herab. Wir wurden mit der höchsten Gastfreundlichkeit aufgenommen und während unsers Hierseins ward jedem Bedürfnisse zuvorgekommen und jeder Wunsch beachtet.

Señor Hurtado ist einer der grössten Grundbesitzer des Departements und er könnte mit Frau und Familie leicht als Amerikaner gelten. Sie wohnten jetzt in der Nähe der Stadt, in einer Vorstadt derselben, wie man es nennen konnte, da ihre Stadtwohnung sammt einem grossen Theile ihres Eigenthums durch Somoza während seiner kurzen Herrschaft zer-

stört worden war. Auch ihre jetzige Wohnung hatte einen Besuch der Aufrührer empfangen und an den Thüren und Fensterläden sah man noch die Spuren von Säbelhieben und Flintenkugeln. Dass sie der Plünderung entgangen, war eine Folge der Liebe, welche der Besitzer bei allen Klassen des Volks im ganzen Departement genoss. Mit dem Hause in Verbindung stand eine ausgedehnte und aüsserst sorgsam unterhaltene Cacaopflanzung. Mitten durch diese lief das vorhingenannte kleine Wasser, über welches niedliche Brückchen führten und das hier und da winzige Seen bildete. Die labyrinthischen Gänge waren breit und reinlich gehalten und von dem breiten Laubdach der Madre de Cacao so vollständig überwölbt, dass man sich fast in den weiten Chorgängen eines grossartigen Naturtempels denken konnte.

Am folgenden Morgen erhielten wir die Aufwartung des Departementspräfecten Don Fruto Chamorro und der Garnisonsofficiere. Señor Hurtado gab mir ein schönes Pferd, um meinem ermüdeten Ruhe zu gönnen, und ich begleitete sie bis nach der Stadt. Was das Aüssere der letztern anbelangt, so fand ich mich in meinen Erwartungen arg getaüscht. Sie sah sehr verwüstet aus, da sie von Erdbeben, um deretwillen sie zum Sprichwort geworden, viel gelitten hatte. Die Mauern fast aller Gebaüde waren gespalten oder aus ihrer geraden Linie gewichen und die Façaden von zwei oder drei kleinen Kirchen, bei denen wir vorüberkamen, waren von oben bis unten zerrissen und sahen aus, als wollten sie in jedem Augenblicke zusammenstürzen. Wie wir dem Hauptplatze oder Centrum der Stadt uns näherten, begannen die Folgen der jüngsten Unruhen sichtbar zu werden. Die Thüren und Fenster der Gebaüde waren voll Schusslöcher und die Mauern von Kugeln übersäet. Es muss zu Anfang und zu Ende ungeheuer viel ins Blaue gefeuert worden sein. Eine Anzahl Haüser in der Nähe des Hauptplatzes waren niedergebrannt oder theilweise eingerissen, darunter auch die in Trümmern liegende Wohnung unsers Wirths, die sich durch ihre Ansehnlichkeit und hohe Eleganz ausgezeichnet hatte. Don Fruto (der, nebenbei gesagt, den Raüberhaüptling mit eigner Hand gefangen genommen) erklärte mir, auf welche Weise es Somoza geglückt war, den Ort in seine Gewalt zu bekommen, und gab mir einen kleinen Einblick in die Art und Weise, wie man in Centralamerika zu kämpfen pflegt. Den Besitz vom Hauptplatz zu erlangen und in diesem Besitz zu bleiben, gilt bei jedem Sturmangriff als das Erste. Hier ist es stets, wo sich die Besatzung verbarricadirt, während sie die übrige Stadt unbeschützt lässt; und daher findet der Kampf fast ohne Ausnahme in seiner Nähe statt. So kam es, dass auch bei dem Ausbruche der letzten Insurrection die kleine Besatzung in Verbindung mit den angesehensten Bürgern sich auf dem Hauptplatze befestigte und Somoza's Heranrücken erwartete. Natürlich wählte der Letztere seine Zeit, und als alle Anstalten getroffen waren, versuchte er mit seiner gewohnten Kühnheit den Platz durch einen Handstreich wegzunehmen. Er vermochte indessen nicht, seine Mannschaft den Veteranen gegenüber, deren Kugeln die Strassen wie Hagel bestrichen, zu einem Angriff auf die Barricaden zu bringen. Dennoch bestand er auf dem Versuche, aber mit gleichförmig schlechtem Erfolge, so dass er sich endlich gezwungen sah, in seiner gewohnten Weise vorzudringen, nämlich die Haüser auf beiden Seiten der Strasse gleichzeitig zu durchbrechen und so von Haus zu Haus sich Bahn

zu machen. Als die Garnison dieses Manöver entdeckte, rückte sie in derselben Weise ihm entgegen, um nicht auf dem Platze von der Uiberzahl überwältigt zu werden. Und so trafen die „Sappeurs und Mineurs", wenn man sie so nennen kann, in den innern Raümen und Höfen der verlassenen Haüser zusammen und es erfolgte hier ein blutiges Handgemenge, in welchem anfangs die höhere Disciplin der kleinen Besatzung das Uibergewicht hatte. In diesem kritischen Momente legte Somoza mit eigner Hand Feuer an die Haüser und führte, mit Belassung eines Theils seiner Leute in den letztern, einen gleichzeitigen Sturmangriff auf die sämmtlichen Barricaden aus. Die Besatzung, die so viele Punkte zu vertheidigen hatte, von Flammen und Rauch umwogt ward und bereits an Zahl bedeutend geschwächt war, ward durch die Masse überwältigt. In der Aufregung des Augenblicks wurden schauderhafte Excesse verübt und weder Alter noch Geschlecht verschont. Diesen Excessen, die den ganzen Staat empörten und in Schrecken versetzten, ist zum grossen Theile der rasche Sturz Somoza's und seiner Partei zuzuschreiben.

Auf der einen Seite des Platzes, der jetzt zu einem *„Juego de los Toros"* oder Stiergefechte hergerichtet war, standen die Grundmauern und ein Theil des Oberbaues einer grossen steinernen Kirche. Sie war nach einem grossartigen Massstabe entworfen und vor vielen Jahren begonnen und bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgeführt worden; in Folge eines schweren Erdbebens aber, welches die unvollendeten Mauern zerspaltete und sonst noch beschädigte, ward ihr Bau eingestellt und ist niemals wieder fortgesetzt worden. Der innere Raum wird, glaube ich, jetzt als Begräbnissplatz gebraucht und zur Pfarrkirche dient ein neben ihr liegendes kleines, niedriges, compactes Gebaüde. Aber selbst dieses hat durch Erdbeben gelitten. Im J. 1844 erfolgte eine Reihe von Stössen, die sich durch drei ganze Tage fortsetzten. Das Volk verliess seine Wohnungen und hielt sich unter freiem Himmel auf. Die Stösse waren so heftig, dass es fast unmöglich war, aufrecht zu stehen, ja überhaupt nur zu stehen, ohne sich an Baümen oder andern festen Gegenständen anzuhalten. Auf dem Isthmus unterhalb Nicaragua und nach dem Vulkan Orosi zu, der bei dieser Gelegenheit ungewöhnlich thätig war, that sich an verschiedenen Stellen die Erde auf und die entsetzten Einwohner waren Zeugen noch viel anderer und furchtbarerer Folgen dieser Erdrevolution.

Der Anblick der Vulkane Ometepec und Madeira, die im See stehen, ist vom Hauptplatze aus ausserordentlich schön. Von hier aus erscheint die Regelmässigkeit des Kegels des erstern frappanter als von der entgegengesetzten Richtung aus gesehen. Ich zweifle nicht, dass er sich der vollkommnen Kegelgestalt mehr nähert als irgendein andrer Berg auf dem Continent, um nicht zu sagen in der Welt.

Bei unsrer Rückkehr zu Señor Hurtado trafen wir Herrn Wöniger an, der zwar von deutscher Herkunft, aber Bürger der Vereinigten Staaten ist und seit zwölf bis vierzehn Jahren im Lande gelebt hatte. Er war ein kenntnissreicher und unterhaltender Mann, der mir über diesen District des Staates, insbesondere aber über die Insel Ometepec, auf welcher er eine Reihe von Jahren gelebt, viel Belehrendes mittheilte. Er hatte dort eine Pflanzung angelegt und den Anbau von Baumwolle mit Hilfe indianischer Hände begonnen. Die Sache ging eine Zeit lang recht gut und

er hatte sich Maschinen zur Reinigung und Bearbeitung der Baumwolle kommen lassen, als mit einem Male die Indianer, vielleicht von missgünstigen oder übelgesinnten Menschen aufgehetzt, faul und widerspänstig wurden. Ja, eines Tages, während er abwesend war, drang ein betrunkner Haufe derselben in sein Haus ein, schändete und ermordete sein Weib (die Tochter eines Professors an einem Gymnasium in Pennsylvanien) und legte dann Feuer an das Gebaüde. Einige von den Bösewichtern wurden ergriffen, ihre Identität erwiesen und sie erschossen. Herr Wöniger verharrte trotz dieses furchtbaren Schlags bei seinem Unternehmen, allein mit schlechtem Erfolg, und ward endlich gar persönlich von einer Anzahl seiner eignen Arbeiter angefallen. Er tödtete dabei einen oder zwei derselben, ergriff, sein Besitzthum auf der Insel im Stiche lassend, die Flucht und kaufte eine Cacaopflanzung auf dem festen Lande in einem kleinen Orte bei Rivas, Namens Potosi, wo er gegenwärtig wohnte. Er schilderte mir einen grossen Theil der Insel als fruchtbar und zum Anbau der Baumwolle gut geeignet, aber nicht mehr als fast jeder andre Theil der Republik. Bei gehöriger Einrichtung und wenn man im Stande wäre, die Eingebornen zur Erfüllung ihrer Contracte zu zwingen, könnte nach seiner Meinung Nicaragua in der Production dieser Stapelwaare mit jedem Theile der Welt concurriren und einen bessern Artikel zu geringerm Preise auf die Märkte Englands bringen als selbst die Vereinigten Staaten. Dieser Ansicht waren, wie ich wahrnahm, auch noch viele andere einsichtsvolle Ausländer, die im Lande ansässig und mit der Sache vollständig vertraut waren. Dieser Umstand ist es neben andern und in Verbindung mit den erfolglosen Anstrengungen Englands, in seinen Colonien, in Jamaica, den Antillen, in Guyana und Indien Baumwolle zu erzeugen, welcher den englischen Ansprüchen auf die Mosquito-Küste, *die wahrscheinlich das die schönste Baumwolle in der Welt producirende Land ist*, besondere Bedeutung giebt. Dieser Umstand darf auch von den südlichen Staaten unsers Bundes nicht aus den Augen verloren werden, für den Fall, dass wir berufen sind, den von der gewissenlosen Politik Grossbritanniens in Mittel- und Südamerika erhobenen Fragen gegenüber eine nationale Stellung einzunehmen.

Herr Wöniger machte mir einige Mittheilungen über die auf der Insel Ometepec aufgefundenen Kunstdenkmäler der Urbewohner. In den bekanntesten Theilen derselben hatte es früher viele Götzenbilder gegeben, die den auf Zapatero entdeckten glichen; aber sie waren theils zertrümmert, theils vergraben worden. Eine ganze Gruppe derselben sollte sich an einem abgeschiedenen Orte nahe am Fusse des Vulkans Madeira finden; er hatte sie indess niemals gesehen. Die alten Begräbnissplätze sind die merkwürdigsten Uiberreste der Urbewohner. Sie liegen in der Regel auf einem trocknen, erhöhten Terrain und zeichnen sich aus durch eine Umschliessung von flachen, unbearbeiteten Steinen, die in den Boden gelegt sind und einige Zolle über denselben hervorragen. Innerhalb dieser eingeschlossenen Raüme finden sich beim Nachgraben viele Vasen mit den Gebeinen und der Asche von Todten und eine grosse Mannichfaltigkeit von steinernen und metallenen Zierrathen. Auch kleine goldne, hübsch gearbeitete Götzenbilder, Gegenstände von Kupfer, Figuren von Terra cotta werden bisweilen entdeckt. Die Vasen mit den Gebeinen und der Asche

Eine kurze Strecke jenseits Potosi beginnt sich der Landrücken zu erheben, der zwischen dem See und dem stillen Meere sich hinzieht. Man kann ihn kaum einen Rücken nennen; es ist vielmehr ein breites Plateau, und was auf beiden Seiten als Hügel erscheint, sind weiter nichts als die Ränder des Tafellandes. Die Höhe dieses Plateau's ist wellenförmig und reich an Abwechselung und gleicht einigen der schönern Theile von Neuyork und Neuengland. Als wir von der ebnen Fläche aufwärts stiegen, bekamen wir eine Anzahl prachtvoller Fernsichten auf den See und die zwischenliegende Ebene, wobei die Vulkane Ometepec und Madeira wie immer als die grossartigsten Züge in der Landschaft hervortraten. Unsre Strasse war kiesig und trocken und führte in ihren Windungen abwechselnd und anmuthig bald durch freies Feld, bald durch schattenreiches Gehölz. Ich war ein wenig überrascht, das Thal des Brito auf der Höhe des genannten Plateau's zu finden, auf welchem es als Längenthal verlaüft, bis es endlich nach einer Reihe von *„saltos"* (Absätzen) ins stille Meer ausmündet, und zwar an dem kleinen Hafen Nacascolo oder Brito, etwas nördlich vom Hafen San Juan del Sur, dem Punkte, von welchem wir als dem westlichen Endpunkte der projectirten Transitlinie schon gesprochen haben. Es ist ein liebliches kleines Thal und an einem seiner reizendsten Punkte lag die Indigopflanzung des Señor Hurtado. Das Gebaüde war geraümig, von Lehmsteinen gebaut, mit einem Ziegeldach gedeckt und umgeben von einer hohen Einfriedigung von Pfählen, die wie Pallisaden aufrecht im Boden standen. Innerhalb dieses eingehegten Raumes war die Erde glatt getreten und auf Bretern lagen grosse Quantitäten Indigo ausgebreitet, um, bevor sie für den Markt verpackt wurden, die letzte Trocknung in der Sonne zu empfangen. Unser Wirth hatte aus gastfreundlicher Fürsorge den Tag zuvor unser Kommen melden lassen, und so fanden wir ein excellentes Frühstück vor und ein Paar schön gekühlter Flaschen Claret, die unsers Zuspruchs harrten. Nachdem diess abgethan, gingen wir zu einer Besichtigung der Indigo-Maschine. Das erste Interessante war das Wehr über den Fluss, von welchem man das nöthige Wasser zum Treiben der Maschine und zur Speisung der Werke erhält. Es war recht gut gebaut und würde jedem Lande Ehre machen. Das Nächstwichtige für uns war die „Maschine" *(Máquina)* selbst. Sie bestand aus zwei ungeheuern übereinanderliegenden gemauerten Bottichen, in deren unterm ein grosses Rad so gelegt war, dass es vom Wasser getrieben werden konnte. Nebenan stand das Trockenhaus und noch andere nöthige Apparate, deren Zwecke in der nachfolgenden Mittheilung über das Verfahren bei Bereitung des Indigo's erklärt werden sollen.

Ich habe anderswo gesagt, dass man den Indigo Centralamerika's, worunter der von Nicaragua als der vorzüglichste betrachtet wird, aus einer einheimischen dreijährigen Pflanze *(Indigofera disperma, Linn.)* gewinnt, die ihre höchste Vollkommenheit im fettesten Lande erlangt. Sie wächst indessen fast auf jedem Boden und wird von Dürre wie von Uibermass an Regen sehr wenig afficirt. Beim Pflanzen derselben wird der Boden vollkommen umbrochen, in der Regel noch abgebrannt und mit einem Instrument, das einer Hacke gleicht, in kleine, zwei bis drei Zoll tiefe und zwölf bis vierzehn Fuss voneinander abstehende Gräben abgetheilt, worein der Same mit der Hand geworfen und leicht mit Erde überdeckt wird. Ein Scheffel Samen genügt für vier bis fünf Morgen Landes. In

er hatte sich Maschinen zur Reinigung und Bearbeitung der Baumwolle kommen lassen, als mit einem Male die Indianer, vielleicht von missgünstigen oder übelgesinnten Menschen aufgehetzt, faul und widerspänstig wurden. Ja, eines Tages, während er abwesend war, drang ein betrunkner Haufe derselben in sein Haus ein, schändete und ermordete sein Weib (die Tochter eines Professors an einem Gymnasium in Pennsylvanien) und legte dann Feuer an das Gebaüde. Einige von den Bösewichtern wurden ergriffen, ihre Identität erwiesen und sie erschossen. Herr Wöniger verharrte trotz dieses furchtbaren Schlags bei seinem Unternehmen, allein mit schlechtem Erfolg, und ward endlich gar persönlich von einer Anzahl seiner eignen Arbeiter angefallen. Er tödtete dabei einen oder zwei derselben, ergriff, sein Besitzthum auf der Insel im Stiche lassend, die Flucht und kaufte eine Cacaopflanzung auf dem festen Lande in einem kleinen Orte bei Rivas, Namens Potosi, wo er gegenwärtig wohnte. Er schilderte mir einen grossen Theil der Insel als fruchtbar und zum Anbau der Baumwolle gut geeignet, aber nicht mehr als fast jeder andre Theil der Republik. Bei gehöriger Einrichtung und wenn man im Stande wäre, die Eingebornen zur Erfüllung ihrer Contracte zu zwingen, könnte nach seiner Meinung Nicaragua in der Production dieser Stapelwaare mit jedem Theile der Welt concurriren und einen bessern Artikel zu geringerm Preise auf die Märkte Englands bringen als selbst die Vereinigten Staaten. Dieser Ansicht waren, wie ich wahrnahm, auch noch viele andere einsichtsvolle Ausländer, die im Lande ansässig und mit der Sache vollständig vertraut waren. Dieser Umstand ist es neben andern und in Verbindung mit den erfolglosen Anstrengungen Englands, in seinen Colonien, in Jamaica, den Antillen, in Guyana und Indien Baumwolle zu erzeugen, welcher den englischen Ansprüchen auf die Mosquito-Küste, die wahrscheinlich das die schönste Baumwolle in der Welt producirende Land ist, besondere Bedeutung giebt. Dieser Umstand darf auch von den südlichen Staaten unsers Bundes nicht aus den Augen verloren werden, für den Fall, dass wir berufen sind, den von der gewissenlosen Politik Grossbritanniens in Mittel- und Südamerika erhobenen Fragen gegenüber eine nationale Stellung einzunehmen.

Herr Wöniger machte mir einige Mittheilungen über die auf der Insel Ometepec aufgefundenen Kunstdenkmäler der Urbewohner. In den bekanntesten Theilen derselben hatte es früher viele Götzenbilder gegeben, die den auf Zapatero entdeckten glichen; aber sie waren theils zertrümmert, theils vergraben worden. Eine ganze Gruppe derselben sollte sich an einem abgeschiedenen Orte nahe am Fusse des Vulkans Madeira finden; er hatte sie indess niemals gesehen. Die alten Begräbnissplätze sind die merkwürdigsten Uiberreste der Urbewohner. Sie liegen in der Regel auf einem trocknen, erhöhten Terrain und zeichnen sich aus durch eine Umschliessung von flachen, unbearbeiteten Steinen, die in den Boden gelegt sind und einige Zolle über denselben hervorragen. Innerhalb dieser eingeschlossenen Raüme finden sich beim Nachgraben viele Vasen mit den Gebeinen und der Asche von Todten und eine grosse Mannichfaltigkeit von steinernen und metallenen Zierrathen. Auch kleine goldne, hübsch gearbeitete Götzenbilder, Gegenstände von Kupfer, Figuren von Terra cotta werden bisweilen entdeckt. Die Vasen mit den Gebeinen und der Asche

trugen die gewöhnlichen Spuren des Kugelregens; hier war es auch, wo der französische Officier, der sich in San Carlos so fein gegen uns benahm, sich aber in seiner Verblendung an der Sache Somoza's betheiligt hatte, getödtet ward. Einer der Officiere zeigte uns eine kleine Einsenkung im Boden: es war sein Grab; sie hatten ihn an der Stelle, wo er gefallen war, begraben.

Ein Ritt von wenigen Minuten auf einem der zahlreichen, von den *aguadores* (Wasserträgern) breit und fest getretenen Wege brachte uns von San Jorge an den See. Das Ufer ist hoch und steil und zwischen ihm und dem Wasser liegt nur ein schmaler Streifen sandigen Strandes. Hier waren eine Menge Bongos und Canoas auf den Sand heraufgezogen, Gruppen von Marineros kochten sich ihr Frühstück, Pferde wurden an der Brandung in die Schwemme getrieben, halbnackte Weiber, umringt von Kinderschaaren, waren mit Waschen beschäftigt, Wasserträger füllten und balancirten ihre Krüge — kurz, es zeigte sich ganz das rührige und malerische Leben und Treiben, das bei meiner ersten Landung am Strande von Granada einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatte. Der Wind wehte stark und die Wellen schossen mit einer Kraft ans Ufer heran, die mich überraschte; die rollenden Wogen draussen im offnem Wasser aber waren den oceanischen gleich, und eine Canoa, die eben heranfuhr, war in dem Augenblicke, wo sie an sie kam, voll Wasser und konnte nur dadurch vor dem Umschlagen und dem Zerschellen am Ufer gerettet werden, dass die Mannschaft, die schon vorher über Bord gesprungen war, sich an den Seiten festklammerte und so sie stützte. Wir hätten unmöglich ins offne Wasser hinaus gelangen können, wenn wir auch bereit gewesen wären, nach der Insel hinüberzufahren. Wie ich sah, hatten unser Patron und unsre Mannschaft dieselben sein sollen, die uns nach Pensacola gefahren und durch ihre Faulheit so ungemein geärgert hatten. Sie grüssten mich mit der grössten Vertraulichkeit und es schien ihnen ein rechter Querstrich zu sein, als Señor Hurtado ihnen sagte, sie würden nicht gebraucht. Sie hatten offenbar auf eine gehörige Ration Aguardiente gerechnet und gehofft, sich mindestens für eine Woche toll und voll trinken zu können. Ich schenkte ihnen einige Realen, damit sie auf meine Gesundheit trinken möchten, wofür sie den Segen aller Heiligen auf mein Haupt herabriefen.

Der Rückritt ging im Sturm und die jungen Officiere, die uns begleiteten, hatten ihre grosse Lust daran, ihre Pferde wettrennen zu lassen. Die Art wie diess geschieht ist von der unsrigen sehr verschieden und auch ein Bisschen gefährlicher. Die beiden Wettenden stellen sich nebeneinander, fassen sich bei den Händen und sprengen auf ein gegebenes Zeichen davon. Wer durch seine grössere Schnelligkeit den Andern von seinem Pferde herabzuziehen vermag, ist Sieger, und wenn die Wette ernstlich gemeint ist, so ist das Geringste, womit der verlierende Theil davonzukommen erwarten kann, ein Niederstürzen auf den Sand mit der angenehmen Möglichkeit, den Hals zu brechen. In Centralamerika giebt es tüchtige Reiter in grosser Zahl; überhaupt sind ein gutes Pferd und die Geschicklichkeit es schön zu reiten die zwei Dinge, auf die das Dichten und Trachten der reichen jungen Stutzer dort zu Lande am meisten steht und in deren Besitz und Sehenlassen sie ihren grössten Stolz suchen. Ich glaube, blos um meinetwillen gab einer der Officiere einige Proben seiner Gewandtheit

zum Bessten. Er bat mich, ich möchte meine Reitgerte ein Stück vor mich hinwerfen; ich that es, und als er im vollen Galopp vorübersauste, bog er sich graciös zur Erde und hob sie im Fluge auf, — ein Kunststück, welches Diejenigen, die es nicht für schwierig halten, lieber selbst versuchen sollten. Ebenso liess er sich von einem Indianer, dem wir begegneten, dessen Lanze geben und zeigte mir, wie sie von Denen, die in ihrem Gebrauche ganz zu Hause sind, gehandhabt wird. Ich war erstaunt über seine Gewandtheit, wie nicht minder über die Geschicklichkeit, mit welcher einer seiner Kameraden, der sich blos seines Schwerts bediente, die mit der stumpfen Spitze der Lanze nach ihm gerichteten Hiebe parirte. Da dachte ich bei mir, ein „*gringo*“ (Stümper) wie ich möchte wohl von einem solchen Lanzenträger ein Dutzend Male durchbohrt werden, ehe er es nur gehörig inne würde, und beschloss im Stillen, für den Fall dass ich einmal mit Lanzen bewaffneten Raübern begegnete, zu meiner Pistole zu greifen, bevor ich sie in allzuvertrauliche Nähe herankommen liesse.

Der Morgen des dritten Tages fand M* nicht besser und es war die fortdauernde Behandlung des Arztes noch immer vonnöthen. Senor Hurtado hatte indess einen Ausflug durch das Land bis zur stillen See entworfen. Wir wollten den Kaffee in Potosi bei Herrn Wöniger, das Frühstück auf einem Landgute des Senor Hurtado in dem kleinen Thale des Brito einnehmen, von da bis ans Meer reiten und zum Mittagsessen wieder zurück sein. So brachen wir mit Tagesanbruch auf und ritten eine Legua durch ein ununterbrochnes Gartenland bis Potosi, einer Stadt, die so weitlaüfig gebaut ist wie Obraje und wie diese ein seltsames Gemisch von Stadt und Land, von Plätzen und Plantagen bildete. Unser Freund erwartete uns und führte uns, nachdem wir unsern Kaffee, der uns um unsers raschen Rittes willen gar nicht unerwünscht kam, hinabgestürzt, in seiner Cacaopflanzung herum. Sie war nur klein, aber gut gehalten und nahm beständig an Werthe zu; denn nicht nur ersetzte er die verkommenden Baüme immer durch andere, sondern pflanzte auch alljährlich vier- bis fünfhundert neue an, von denen jeder, sobald er Frucht trägt, nach dem hier geltenden Massstabe der Berechnung einen Dollar Werth hat. Es bedarf zur Anlegung einer Pflanzung oder vielmehr bis dahin wo die Baüme zu rentiren anfangen, einer Zeit von fünf bis sieben Jahren.

Unter den mannichfaltigen Uiberresten der Urbewohner, die Herr Wöniger auf der Insel Ometepec gesammelt, befand sich eines, das für mich von bedeutendem Interesse war. Es ist von Stein, gegen 14 Zoll lang, 8 Zoll hoch und scheint ein liegendes Thier vorstellen zu sollen*). Es war von den Indianern auf einer hohen versteckten Felsenspitze sorgsam verwahrt worden, allwo sie im Geheimen zusammenkamen, um ihm Trankopfer darzubringen und religiöse Gebraüche zu verrichten, deren Wesen nie ein Mensch enthüllen dürfte. Seit mehr als fünfzig Jahren hatten die Padres nach diesem Götzenbild gesucht, aber ohne Erfolg, bis man endlich kürzlich sichere Kunde von seinem Orte erhielt, sich seiner bemächtigte und es in den See geworfen haben würde, hätte nicht Herr Wöniger versprochen, es, wenn es ihm übergeben würde, für immer von der Insel fortzuschaffen. Jetzt befindet es sich im Museum des Smithsonschen Instituts zu Washington.

*) S. Taf. VI. Fig. 44.

Fig. 40.

a b

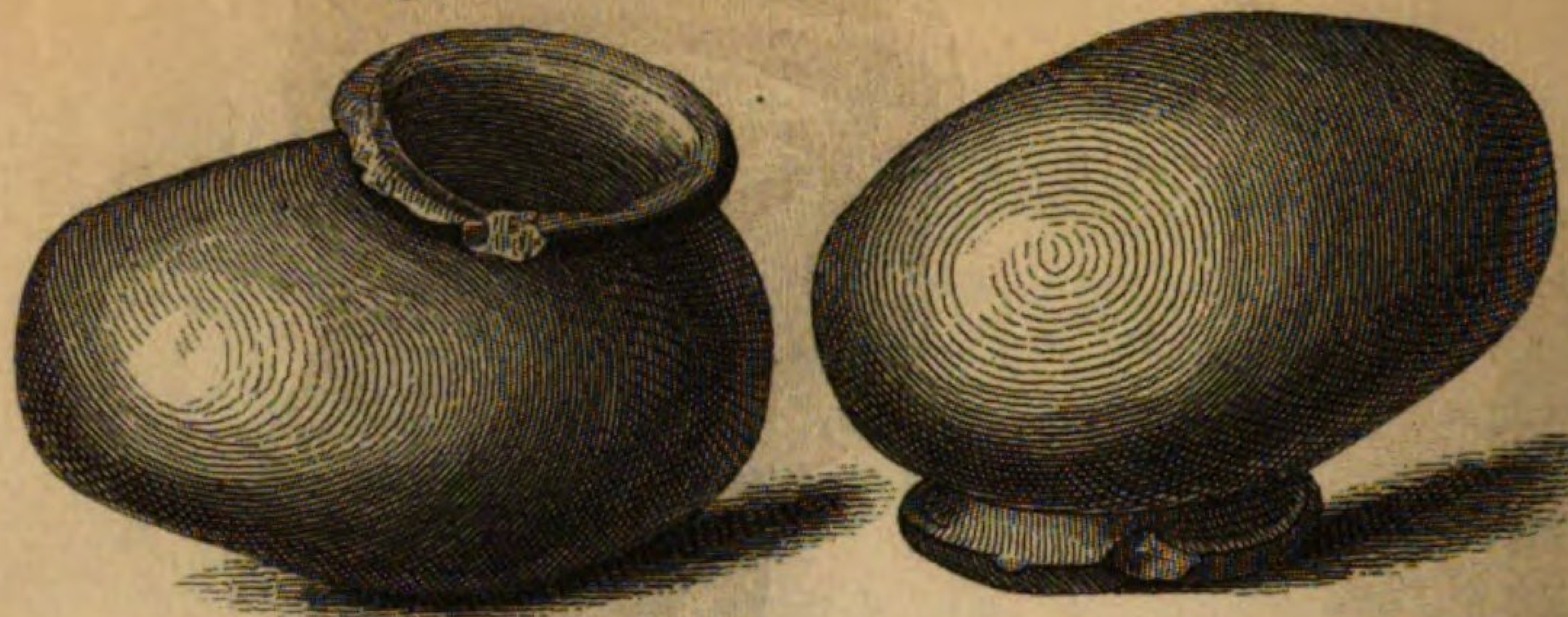


Fig. 41.

a b



Fig. 48.



Fig. 42.



Fig. 62.



Fig. 47.



Fig. 50.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nicaragua wird sie gewöhnlich gegen den Ausgang der trocknen Jahreszeit (im April oder Mai) gepflanzt und erreicht ihre Vollkommenheit bis zu dem Punkte, wo sie verarbeitet wird, in drittbalb bis drei Monaten. Während dieser Zeit verlangt sie ein sorgfältiges Ausjäten, um zu verhüten, dass sie sich nicht mit Unkraut vermische, welches die Qualität des Indigo beeinträchtigen würde. Im grünen Zustande gleicht sie genau dem in den Vereinigten Staaten gemeinhin sogenannten „süssen Klee“ oder den jungen und zarten Sprossen der amerikanischen Acacie (Heuschreckenbaum). Bedeckt sie sich mit einer Art grünlichen Mehls, so ist sie in dem rechten Zustande, um abgeschnitten zu werden. Diess geschieht mit Messern und ein kleines Stück oberhalb der Wurzel, so dass einige Zweige, in Westindien *„ratoons“* genannt, daran bleiben für ein zweites Gewächs, das sechs bis acht Wochen darnach ebenfalls zum Abschneiden reif ist. Die Ernte des ersten Jahres ist gewöhnlich klein, die des zweiten gilt für die besste, wiewohl die des dritten ihr kaum nachsteht. Manche Felder sollen zehn Jahre nacheinander geerntet worden sein, ohne neu besäet zu werden, indem der gefallene Same der Nothwendigkeit eines neuen Pflanzens überhob.

Nachdem die Pflanze abgeschnitten ist, wird sie in kleine Bündel gebunden, nach dem Bottich gebracht und schichtenweise in den obern oder grössern gelegt, welcher der „Netzbottich“ — *mojadora* — genannt wird. Dieser Bottich hält 1000 bis 10,000 Gallonen, je nach den Erfordernissen der Plantage. Hierauf werden mit Gewichten beschwerte Breter auf die Pflanzen gelegt und so viel Wasser zugelassen, dass das Ganze davon überdeckt wird, welches man nunmehr der Wässerung oder Gährung überlässt. Die Schnelligkeit dieses Prozesses hängt viel von dem Zustande des Wetters und der Beschaffenheit der Pflanze ab. Bisweilen ist er in sechs bis acht, in der Regel aber in fünfzehn bis zwanzig Stunden vollendet. Die gehörige Länge der Zeit wird durch die Farbe des gesättigten Wassers bestimmt; aber das grosse Geheimniss ist, der Gährung in dem rechten Augenblicke Einhalt zu thun, da hierauf zum grossen Theile die Qualität des Products beruht. Ohne die Pflanze zu stören, wird jetzt das Wasser mittelst Hähnen in den untern Kübel oder den „Klopfer“ — *golpeadora* — abgeleitet, wo es heftig und unablässig geschlagen wird, in den kleinern Pflanzungen durch Schaufeln mit der Hand, in den grössern durch Räder, die von Pferde- oder Wasserkraft getrieben werden. Diess wird so lange fortgesetzt, bis die anfänglich grüne Farbe des Wassers in die blaue sich verwandelt und die färbende Substanz Neigung zum Verdicken oder Sichsetzen zeigt, welches letztere bisweilen durch Hinzuthun gewisser Kraüter beschleunigt wird. Dann lässt man den Satz ruhig zu Boden sinken und leitet das Wasser sorgfältig ab. Der Brei wird nunmehr körnig, wo er dann einem feinen, weichen Thone gleicht, worauf er in Beutel zum Abtropfen gethan und hiernach auf Tüchern zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet wird. Ist er gehörig trocken, so wird er sorgfältig nach seiner Qualität ausgelesen und in lederne Säcke, *zurrones* (Suronen) genannt, jeder zu 150 Pfund, verpackt. Die Qualität hat nicht weniger als neun Abstufungen, worunter die höchste Ziffer die besste Qualität bezeichnet. Die Ziffern 6 bis 9 heissen *flores* und sind die bessten Sorten; von 3 bis 6 *cortes*; von 1 bis 3 (einschliesslich) *cobres*. Die beiden geringern Qualitäten bezahlen die Kosten nicht. Eine *manzana* Landes von

hundert Quadratellen giebt bei jeder Ernte durchschnittlich etwa einen *zurron* Indigo. Nachdem die Pflanze durch den Prozess im Bottich ist, soll sie, wie gesetzlich bestimmt ist, getrocknet und verbrannt werden, weil sie sonst bei ihrer Zersetzung ein lästiges Insect, die „Indigo-Fliege" genannt, zu Millionen erzeugt.

Die Indigopflanze verlangt also während ihres Wachsthums eine beständige Aufmerksamkeit und muss gerade zur rechten Zeit abgeschnitten werden, wenn sie nicht werthlos sein soll; die nachfolgenden Prozesse aber sind zart und erheischen die höchste Sorgfalt. Man kann daher leicht begreifen, dass die Erzeugung dieses Stapelartikels unter Revolutionen und Unordnungen im Lande, wo es unmöglich ist, Arbeiter zu bekommen oder wo die Arbeiter in jedem Augenblicke gewärtig sind zum Kriegsdienst gepresst zu werden, ausserordentlich leiden muss. So ist es denn gekommen, dass diese Production in Nicaragua bedeutend abgenommen hat, dass viele Pflanzungen gänzlich verlassen stehen und die Ausfuhr des Artikels auf weniger als ein Fünftheil des frühern Betrages herabgesunken ist. Die Production beschränkt sich jetzt hauptsächlich auf San Salvador, wo die Industrie sich in einem bessern Zustande befindet als in einem der andern Staaten.

Von Senor Hurtado's Hacienda ritten wir an den schattigen Ufern des Brito hin nach der kleinen Indianerstadt Brita. Sie zeichnet sich durch nichts aus als durch ihre malerische Lage und durch eine in ihrer Art einzige kleine Kirche, die nach Indianerweise mit allen Farben des Regenbogens bemalt war, — hier mit einer Reihe von Urnen, dort mit seltsamen Blumengewinden, so dass das Ganze mehr dem flammigfarbigen Zifferblatte einer hölzernen Uhr aus Yankeeland als irgendetwas Sonstigem unter der Sonne gleichsah. In der Nähe dieses Ortes lag eine verfallene Cacaoplantage, die einer gegenwärtig nur noch in weiblicher Linie repräsentirten angesehenen Familie des Landes angehörte. Der zum Wohnhause führende Baumgang war einst grossartig und lang gewesen und noch immer von prächtigen Baümen eingefasst. Das Haus lag jetzt in Trümmern und Honigbienen hatten in die Lehmsteinmauern weitlaüfige Behausungen ausgegraben, um welche sie in einer Wolke schwärmten. Ein Dutzend kräftiger, halbnackter Kerle lungerten im Corridor umher, umgeben von einer gleichen Anzahl raüdiger Hunde, die ihre Zähne wiesen und um unsre Beine knurrten. Die Frau des Mayordomo, eines schwarzbraunen Mestizen, war eine zarte Weisse, die ganz und gar nicht unter diese wilden Gesellen zu passen schien. Ich erhielt von ihr — denn sie war ebenso gütig und artig als ihre männliche Umgebung finster und roh — eine steinerne Vase zum Geschenk*), die man kurz zuvor beim Eingraben der Pfähle für einen Viehschuppen ans Tageslicht gezogen hatte. Sie hatte etwa 18 Zoll Höhe und einen verhältnissmässigen Durchmesser und war aus einem einzigen Granitblock gehauen. Auf beiden Seiten befanden sich Handhaben in Gestalt eines menschlichen Kopfs und um die Mitte lief ein breites erhobenes Band mit geschmackvollen Verzierungen.

Indem ich die an diesem Tage gemachten Wahrnehmungen in Betreff der projectirten Route eines Schiffskanals zur Verbindung des Sees mit dem Meere an diesem Punkte auf einen andern Ort verspare, bemerke

*) Abgebildet auf Taf. VI. Fig. 45.

ich blos noch, dass es ein köstlich verlebter Tag und unsre Rückkehr nach Rivas in der Kühle des Abends einer der angenehmsten Ritte war, die ich im Lande genossen. Während meiner Abwesenheit hatte mir der Präfect ein sehr merkwürdiges Uiberbleibsel aus alter Zeit zugeschickt, das man einige Zeit zuvor in der Nähe der Stadt ausgegraben hatte*). Es ist gegen 20 Zoll hoch, von demselben Material wie die eben beschriebene Vase und in gleicher Manier aber sorgfältiger verziert. Einer der vorstehenden Arme oder Verzierungen an der Seite war abgebrochen; wahrscheinlich war er dem andern entsprechend. Ich kann mir nicht denken, was der Zweck dieser merkwürdigen Sculptur gewesen sein mag, es müsste denn zu dem Fussgestelle eines Götzenbilds oder zu einem Sitze für die alten Würdenträger gedient haben, zu welchen beiden Bestimmungen es sehr wohl geeignet ist. Es wird in Gemeinschaft mit der Vase im Smithsonschen Institut zu Washington aufbewahrt.

Mit M*'s Fieber stand es besser, die gefährliche Krisis war vorüber, aber er war doch noch auf eine ganze Woche nicht im Stande, eine starke körperliche Anstrengung auszuhalten. Ich konnte daher zur Erreichung der ursprünglichen Absichten, die ich beim Besuche dieses Theils des Staates im Auge hatte, nicht auf ihn rechnen, und da ich zudem wichtige Depeschen von Seiten der Regierung in Granada erwartete, so beschloss ich, trotz der dringenden Bitten meines Wirths, nach Granada zurückzukehren und M* der Obhut des Arztes zu überlassen. Der nächste Morgen ward zu meiner Abreise bestimmt. Mit Sonnenaufgang war schon alles Nöthige fix und fertig, auch bereits ein Mann da, der als Führer dienen sollte, und Señor Hurtado bestand darauf, mich bis Obraje zu begleiten, wo er nach der förmlichsten und dringendsten Einladung zum Wiederbesuch mich verliess und zurückkehrte.

Hatten wir zu dem zehn Leguas weiten Ritte von Ochomogo bis Rivas beinahe einen ganzen Tag verbraucht, so legte ich jetzt dieselbe Wegestrecke bereits vor Frühstück zurück. Die Wirthin in Ochomogo zerbrach sich noch immer den Kopf, wie es nur möglich wäre, dass ich den *„Capitan Esmith, un hombre muy ilustrado y gordo“* — „den Kapitän Smith, einen hochansehnlichen und wohlbeleibten Mann“ — nicht kennen sollte.

Jenseits Ochomogo schlug mein Führer einen neuen und, wie er sagte, kürzern Weg als den Herweg ein, und so entging mir nun freilich die Freude, den ungastfreundlichen Mayordomo noch einmal einen unverschämten Kerl zu nennen, sowie ich auch die Gelegenheit verlor, Nandyme bei Tageslicht zu sehen. Obwohl die Entfernung bis Granada auf sechszig Meilen angenommen wird, so stand die Sonne doch noch hoch im Westen, als ich in Sicht der Stadt anlangte. Ein leichter Regenschauer sauste eben über sie hin und ein schöner Regenbogen spannte sich gleich einem Paradiesesthor darüber aus. Wie ich näher kam, vernahm ich das ewige Knattern der Raketen und ritt unter *serpientes* (Feuerteufeln), wehenden Fahnen und all dem andern Augen und Ohren ermüdenden Unsinn einer Fiesta zur Stadt hinein. Ich wollte durch die Hauptstrasse reiten, aber mit einem Male fiel alles Volk auf die Kniee und hundert Stimmen schrieen mir entgegen: *„Quita su sombrero“* — „Hut ab!“ — Ich

*) Auf Taf. VI. Fig. 46.

schaute die Strasse hinunter und sah am entgegengesetzten Ende eine Procession herannahen, voran ein Dutzend quiekender Violinen und ein Detachement Soldaten, hintendrein ein ganzes Regiment von Heiligenbildern, auf den Schultern von Männern getragen. Mein Führer stieg ab und warf sich in dem Koth aufs Knie, während Ben und ich in eine Seitengasse einlenkten und es dem Führer überliessen nachzukommen, sobald er fertig wäre. Ich war der Fiestas und Heiligen herzlich müde und meinte, die Leute würden, wenn sie weniger beteten und mehr arbeiteten, Gott und den Menschen einen bessern Dienst erzeigen.

Meine Depeschen waren an diesem Nachmittage angelangt, freilich mit Daten, die um ganze drei Monate zurück waren; denn während dieser langen Zeit hatten wir nichts von Hause vernommen, ausgenommen durch britische Agenten, die sich ein boshaftes Vergnügen daraus machten, uns zu zeigen, wie viel energischer, thätiger und klüger die britische Regierung in der Leitung ihrer auswärtigen Verhältnisse ist als die unsrige. Selten geschah es, dass an die amerikanischen Beamten in diesem Lande Depeschen gelangten, und wenn es der Fall einmal war, so datirten sie von langer Zeit her. Ich erhielt ganze Haufen Briefe, Zeitungen und Documente, alle an meinen Amtsvorgänger gerichtet, acht, zwölf, ja achtzehn Monate nach ihrer Absendung von Washington, während die englischen Agenten niemals um dreissig Tage zurück waren. Die erste Nachricht von der Kriegserklärung an Mejico empfing unser Seecommandant im stillen Meere durch den britischen Admiral, nachdem dieser Officier solche Massregeln ergriffen, wie er sie den bewandten Umständen für angemessen hielt. Es war nur die überlegene Schnelligkeit der amerikanischen Schiffe, die uns in Stand setzte, der von Grossbritannien unter dem Vorwande der Sicherstellung seiner mejicanischen Schulden beabsichtigten Besitzergreifung Californiens zuvorzukommen. Bei einer so kleinen Sache wie d i e s e handelte es sich um die grosse Frage von amerikanischer Oberherrschaft im stillen Meere und von Amerika's maritimem und commerciellem Uibergewicht in der ganzen Welt. Selbst bei Ernennung eines so unbedeutenden Beamten wie ein Courier ist, sollte unsre Regierung dieses Umstands eingedenk sein und nicht versaümen, sich die Frage zu stellen: „Was wäre geschehen, wenn England Californien bekommen hätte?"

Die in meinen Briefen enthaltenen Angelegenheiten erheischten meine unmittelbare Anwesenheit in Leon. Ich reiste daher am nächsten Morgen ab und legte die ganze Strecke — 120 Meilen — in anderthalb Tagen zurück, oder, wenn man von Nicaragua an rechnet, 180 Meilen in dritthalb Tagen, also 72 Meilen per Tag. Und diess geschah mit einem und demselben Pferde, das mich nur dreissig Dollars gekostet hatte und das in Leon mit demselben Schritte ankam, mit welchem es Nicaragua verlassen hatte, und scheinbar so wenig ermüdet als beim Aufbruch. Und dennoch litt ich ganz und gar nicht in Folge der Anstrengung und fühlte mich, Allem zum Trotze, was ich von den entkräftenden Wirkungen des Klima's gehört, so kräftig, als ich mich jemals unter den günstigsten Verhältnissen zu Hause gefühlt hatte.

Ich sah zwei Soldaten im Corridor meines Hauses auf- und abschreiten, was mich sehr stutzig machte, bis ich den Sachverhalt erfuhr. Mein alter Freund der Padre Cartine hatte nämlich getraümt, dass Raüber in das Haus einzudringen suchten, und in Folge dessen dem General nicht

eher Ruhe gelassen als bis er hier eine Wache bei Tage und bei Nacht aufgestellt hatte. Armer alter Padre! Wie schrecklich wenig würden die Raüber bei dir gefischt haben, wenn dein Traum sich als wahr erwiesen hätte!

Und so endete mein zweiter antiquarischer Ausflug. Ich habe hier blos eine Skizze meiner Erlebnisse gegeben und werde alle Betrachtungen über meine gemachten Entdeckungen auf einen andern Ort versparen, nämlich auf den Abschnitt „von den Urbewohnern Nicaragua's“ (Abtheilung IV.), wohin denn Diejenigen, die zu anderm Zwecke als dem blossen Zeitvertreibe lesen, höflichst verwiesen werden.

Neunzehntes Kapitel.

Die Vulkane Centralamerika's; ihre Zahl — Der Vulkan Jorullo — Der Isalco — Die vulkanische Kette der Marabios — Infernales — „La Baila de los Demonios“ — Vulkanischer Ausbruch auf der Ebene von Leon — Besuch des neuen Vulkans und Entkommen mit genauer Noth — Eine Vulkanstaufe — Ausbruch des Coseguina — Feier seines Jahrestages — Gleichzeitige Erdbeben — Neueste Erdbeben in Centralamerika — Der Vulkan Telica Der Vulkan Viejo — Unterirdische Lavabetten — Thätigkeit der Vulkane Los Marabios im 16. Jahrhundert — Die Erscheinungen im Gefolge der Erdbeben — Das Erdbeben vom 27. Octbr. 1849 — Vulkanische Merkwürdigkeiten des Landes — Erloschene Krater — Vulkanische Seen — Der Vulkan Masaya oder Nindiri — Hinabsteigen des Fray Blas de Castillo in den Krater desselben — Ausserordentliche Schilderung.

Kein gleicher Flächenraum des amerikanischen Continents, vielleicht der Erde, besitzt so viele Vulkane, sowohl thätige als erloschene, und weist so viele Spuren vulkanischer Thätigkeit auf, als Centralamerika, d. h. derjenige Landesstrich, der von dem Isthmus von Tehuantepec und dem von Panama oder Darien umfasst wird. Nach den Worten des Herrn Stephens „starrt“ die ganze Westküste dieses merkwürdigen Landes „von vulkanischen Kegeln,“ die die Physiognomie jeder Landschaft stark markiren, indem sie sich mit der Regelmässigkeit und Symmetrie der Pyramiden über die Ebenen und das Wellenland emporthürmen und oft unmittelbar vom Rande der grossen Seen aufsteigen. Man muss sich verwundern und es zugleich bedauern, dass dieses Land, das ein so herrliches Feld für das Studium der grossartigen und interessanten, mit Vulkanen und Erdbeben verknüpften Erscheinungen darbietet, nicht in vorzüglicherem Grade die Aufmerksamkeit wissenschaftlich gebildeter Männer auf sich gezogen hat, namentlich Jener, die den feurigen und vulkanischen Kräften einen so bedeutsamen Antheil an den physischen Veränderungen, die unser Planet erlitten, zuschreiben. Humboldt hat Centralamerika, obwohl er von der Wichtigkeit desselben für geologische und topographische Forschung vollständig überzeugt war, nicht bereist, was er an vielen Orten in seinen Werken beklagt. Und so viel mir bewusst ist, sind über die Vulkane dieses Landes keine andern als sehr einseitige und unvollständige Nachrichten der Welt mitgetheilt worden, und zwar von Leuten, die als wissenschaftlich gebildete Männer keine Beachtung beanspruchen können. In voller Anerkenntniss meiner eignen Mangelhaftigkeit in dieser Beziehung würde ich

nicht daran denken, mich an den Gegenstand zu wagen, wenn mich nicht die Hoffnung dazu bewegte, die Aufmerksamkeit competenter Männer von Neuem darauf zu lenken und auf solche Weise zur Ausfüllung dieser Lücke etwas beizutragen.

Die Vulkane Centralamerika's liegen sämmtlich an der Küste des stillen Meeres, während die östliche Abdachung des Continents aus durchbrochenen Gebirgszügen besteht, die wenig Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigen. Sie laufen beinahe in einer geraden, genau nordwestlich-südöstlichen Linie, die mit dem hohen Vulkan Cartago in Costa Rica (11,480 F.), von dessen Höhe aus beide Oceane sichtbar sind, beginnt und bis zum Citlaltepetl im Departement Vera Cruz in Mejico sich fortzieht. Auf dieser Linie liegen mehre Hunderte vulkanischer Piks und erloschener Krater, von denen die merkwürdigsten folgende sind: Cartago oder Irasu, Turrialva, Barba und Vatos (9840 F.) in Costa Rica; Abogado, Cerro Pelas, Miriballes, Tenerio, Rincon de la Vieja, Orosi, Madeira, Ometepec, Zapatero, Guanapepe, Guanacaure, Solentinami, Momobacho, Masaya oder Nindiri, Managua, Momotombo (6500 F.), Las Pilas, Acosusco, Orota, Telica, Santa Clara, El Viejo (6000 F.), Coseguina und Joltepec in Nicaragua; El Tigre und Nacaome in Honduras; Amapala oder Conchagua, San Salvador, San Miguel, San Vicente, Isalco, Paneon und Santa Ana in San Salvador; Pacaya, Volcan de Agua (Wasservulkan), Volcan de Fuego (Feuervulkan), Incontro, Acatenango, Atitlan, Tesanuelco, Sapotitlan, Amilpas, Quezaltenango und Soconusco in Guatemala. Noch giebt es viele andere, die keinen Namen haben oder deren Namen unbekannt sind. Etwa zehn bis zwölf der obigen sollen „*vivos*“ — lebendig — sein, das heisst, sie stossen Rauch aus und geben noch andere Beweise von Leben. Indessen können gegenwärtig nur drei oder vier als thätige bezeichnet werden, worunter der Isalco in San Salvador der merkwürdigste ist, der sich erst innerhalb der letzten achtzig Jahre und mithin zur Zeit noch lebender Personen gebildet hat.

Dieser Isalco und der von Humboldt beschriebene Jorullo in Mejico sind, glaube ich, die einzigen, die auf dem amerikanischen Continente seit dessen Entdeckung entstanden sind. Der Isalco erhob sich im J. 1770 aus der Ebene und bedeckt den Raum, den damals eine schöne Hacienda einnahm. Die Bewohner dieses Gutes wurden gegen das Ende des Jahres 1769 durch unterirdisches Getöse und Erderschütterungen in Schrecken gesetzt, die an Lautheit und Stärke mehr und mehr zunahmen, bis am 23. Febr. 1770 etwa eine halbe Meile von den Gutsgebaüden die Erde sich aufthat und Lava in Begleitung von Feuer und Rauch auswarf. Die Bewohner flohen; die *vaqueros* oder Hirten aber kamen täglich nach dem Gute und meldeten eine beständige Zunahme von Rauch und Flamme und dass der Lavaerguss zeitweise unterbrochen und dafür ungeheure Massen Asche, Kohlen und Steine ausgeworfen würden, die rings um die Oeffnung oder den Krater einen immer grösser werdenden Kegel bildeten. Dieser Vorgang wiederholte sich eine geraume Zeit hindurch. Schon seit vielen Jahren aber hat der Vulkan keine Lava mehr ausgeworfen; er ist indessen in einem Zustande beständiger Eruption verblieben und die Explosionen erfolgen alle $16^1/_4$ Minuten mit einem Getöse, das dem Abfeuern eines Artillerieparks gleicht, und in Begleitung von dichtem Rauch und einer Wolke von Asche und Steinen, die nach allen Seiten herabfal-

len und die Höhe des Kegels vermehren. Letzterer ist jetzt 1500 bis 2000 Fuss hoch, und ein kenntnissreicher Mann aus Westindien, Dr. Drivon, der ihn seit den letzten 25 Jahren gekannt hat, hat mir mitgetheilt, dass er innerhalb dieser Zeit um ein Dritttheil zugenommen habe. Zu manchen Zeiten sind die Explosionen gewaltiger und die ausgeworfene Masse ist grösser als zu andern; aber die Detonationen sollen stets regelmässig erfolgen. Weht der Wind gerade in dieser Richtung, so wird eine lästige und bisweilen schadenbringende Menge feiner Asche oder Staub bis zu der zwölf Meilen entfernten Stadt Sonsonate fortgetragen. Der Vulkan Jorullo stieg meines Wissens in einer einzigen Nacht auf, während degegen der Isalco, wie wir gesehen, das Resultat langfortgesetzter Aufschichtungen ist, und mir scheint es, dass die meisten Vulkane Centralamerika's, mit Einschluss einiger der grössten, auf gleiche Weise gebildet worden sind. Bin ich doch persönlicher Zeuge des Entstehens eines neuen Vulkans gewesen, der, wenn er nicht etwa frühzeitig wieder erloschen ist, die in der grossen Ebene von Leon sich bereits erhebenden Pyramidenberge mit einem neuen hohen Kegel zu vermehren verspricht.

Uiber die genannte Ebene zieht sich eine Reihe vulkanischer Kegelberge, die mit dem gigantischen Momotombo, der kühn in den Managua-See vortritt, beginnt und mit dem merkwürdigen Coseguina, der seinen Fuss nicht minder kühn in den Ocean setzt, endet und die Kette der Marabios bildet. Auf dieser Linie — auf einer Strecke von hundert Meilen — begegnet das Auge nicht weniger als vierzehn verschiedenen Vulkanen, die alle gleichzeitig sichtbar sind. Sie bilden keinen zusammenhängenden Gebirgszug, sondern stehen jeder isolirt da, und die zwischen ihnen liegende Ebene behält ihr ursprüngliches Niveau im Allgemeinen bei. Sie sind nicht, wie diess bei dem Vulkan Jorullo der Fall gewesen zu sein scheint, durch Hebung der sie umgebenden Schichten plötzlich emporgeschossen, wiewohl es nicht gewiss ist, ob nicht die ursprüngliche vulkanische Kraft mit genereller Wirkung die gesammte Ebene zu ihrer gegenwärtigen Höhe gehoben habe. Sie sind sämmtlich von Lavabetten, *„mal pais“* (böses Land) genannt, umgeben, die sich bisweilen meilenweit nach allen Richtungen hin ausdehnen. Manchmal scheint sich die Lava in weiten Flächen ausgebreitet zu haben, während sie wieder an andern Orten in hohen geschlängelten Rücken hinfloss, die wie Cyklopenmauern aussehen und oft durch launenhaften Zufall Flecken urbaren Bodens mit üppiger Vegetation einschliessen; diese letztern heissen in der Sprache des Landes *corrales* d. i. Höfe, umschlossene Raüme. Um den Fuss dieser Vulkane liegen in der Regel heisse Quellen und Oeffnungen im Boden, welche heisse Luft, Rauch und Dampf ausströmen und *infernales* (Höllenpforten) heissen. Streckenweise ist es, als ob der ganze Boden weithin auf einem kochenden Kessel ruhe, und er ist dann mit mineralischen Niederschlägen belegt. Es giebt auch viele Stellen, wo der Boden eingesunken und unbedeckt ist und einer zelligen, eisenhaltigen Lehmgrube gleicht, woraus beständig Schwefeldämpfe aufsteigen, die den Pflanzenwuchs in der Nähe zerstören, namentlich auf der leewärts gelegenen Seite, wohin der Wind sie führt. Bei Tage ist an diesen Stellen nichts zu sehen ausser einer Art zitternder Bewegung der erhitzten Luft nahe über der Oberfläche; des Nachts dagegen ist der ganze Raum von einer flackernden blaülichen und ätherischen Flamme, gleichwie von brennendem

Spiritus, erhellt, die in dem einen Augenblicke sich über die ganze Fläche ausbreitet, im nächsten zu hohen Spitzkegeln aufschiesst und dann von Neuem wieder sich ausbreitet, — ein seltsames, schauerliches Schauspiel, von den Landleuten *„la baila de los demonios“* oder der „Teufelstanz“ genannt.

Um einige dieser Vulkane, nämlich um diejenigen, welche sichtbare Krater haben, liegen eine Menge kleinerer Kegel von grosser Regelmässigkeit, bestehend aus Asche, vulkanischem Sand und zerriebenen Steinen, die wie Septaria aussehen. Sie tragen selten eine andere Vegetation als einige wenige verkrüppelte Baüme und sind mit steifem Gras bedeckt. Wenn dieses Gras grün ist, giebt es ihnen ein schönes smaragdenes Ansehen. In der trocknen Jahreszeit geht diese Farbe in Gelb über, das nach dem jährlichen Abbrennen der schwarzen Farbe Platz macht. Sie bilden mit ihrer wechselnden Erscheinung in der Physiognomie der centralamerikanischen Landschaft sehr eigenthümliche und markirte Züge.

Am 11. und 12. April 1850 vernahm man in der Stadt Leon ein rumpelndes, donnerähnliches Getöse. Es schien von den Vulkanen herzukommen, und zwar, wie man glaubte, von dem grossen Momotombo, der oft Lärmen macht, Rauch ausstösst und noch andere Symptome der Thätigkeit zeigt. Dieser Vulkan bot indess bei dieser Gelegenheit keine ungewohnten Erscheinungen dar. In der Nacht vom 12ten ward dieses Getöse immer lauter und haüfiger und man fühlte bis nach Leon hin auf Augenblicke die Erde erzittern, welches Zittern in der Nähe der Berge sehr gewaltsam war und die Bewohner mit Schrecken erfüllte. Am frühen Morgen des 13ten, eines Sonntags, that sich nahe am Fusse des längsterloschenen Vulkans Las Pilas, der gegen zwanzig Meilen von Leon abliegt, ein Schlund auf. Die Erschütterung der Erde zur Zeit des Ausbruchs war in der Nähe sehr heftig und glich nach den Berichten der Eingebornen einer Reihe von Stössen. Genau genommen lag der Punkt, wo die Oeffnung sich gebildet hatte, in der Ebene; er befand sich indessen wegen der Lava, die vor Jahrhunderten von dem Vulkan herabgeflossen war, in einiger Höhe und der Ausbruch erfolgte eben durch diese Lavaschicht. Mehre Meilen rings um den Ort sind gänzlich unbewohnt, daher ich über die früheren Erscheinungen, die dieser neue Vulkan dargeboten, nicht gehörig unterrichtet bin. Es scheint indess, dass der Ausbruch mit vielem Feuer begleitet war und dass im Anfange grosse Massen geschmolzener Stoffe regellos nach allen Seiten hin herausgeschleudert wurden. Dass diess wirklich der Fall war, erwies sich, als ich den Ort einige Tage darnach besuchte. In weitem Umkreise lagen grosse Lavaschollen ringsumher verstreut, die wie frisch gegossenes Eisen aussahen. Diese regellose Entladung dauerte nur wenige Stunden an und auf sie folgte ein Lavastrom, der das nach Westen zu abhängige Land hinabfloss, und zwar in Gestalt eines hohen Rückens, der die Wipfel der Baüme überragte und Alles vor sich niederwarf, was seinem Vorschreiten sich entgegenstellte. Solange diese Strömung dauerte, was den ganzen übrigen Tag der Fall war, verhielt sich die Erde ruhig, mit Ausnahme eines sehr unbedeutenden Erzitterns, was einige Meilen davon nicht mehr empfunden ward. Am 14ten aber hörte die Lava auf zu fliessen und die Thätigkeit des Bergs offenbarte sich nunmehr auf ganz neue Art. Es begann eine Reihe von Eruptionen, deren jede etwa drei Minuten währte, worauf eine Pause von

gleicher Dauer folgte. Jede Eruption war von Erderschütterungen (die indess zu leicht waren, um in Leon empfunden zu werden), sowie von dem Ausbruch einer hundert und mehr Fuss hohen Flamme begleitet. Gleichzeitig wurden auch Massen glühender Steine ausgeworfen, die bis zur Höhe von mehren hundert Fuss emporgetrieben wurden und von denen die meisten in den Mund oder Krater zurück, die andern nach Aussen fielen und allmälig einen Kegel um ihn aufbauten. Durch das Aneinanderreiben der Steine, das hierbei stattfand, wurden dieselben mehr oder weniger gerundet, wodurch die eigenthümliche Form an den vulkanischen Steinen sich erklärt. Diese Explosionen währten sieben Tage ohne Unterbrechung fort und konnten von Leon aus bei Nacht genau beobachtet werden.

Am Morgen des 22sten brach ich in Begleitung des Consuls der Vereinigten Staaten, Dr. J. W. Livingston, zu einem Besuche des Ortes auf. Kein Mensch hatte sich in seine Nähe gewagt; es ward uns indessen nicht schwer, einige *vaqueros* (Hirten) aus den Haciendas von Orota zu bereden, uns als Führer zu dienen. Wir ritten mit Mühe über Lavabetten hinweg bis etwa anderthalb Meilen von der Stelle, von wo aus wir zu Fusse weiter gingen. Um eine vollständige Ansicht des neuen Vulkans zu bekommen, erstiegen wir einen hohen nackten Schlackenrücken, von dem man ihn völlig übersah. Von diesem Punkte aus erschien er wie ein ungeheurer, umgestürzter Kessel mit einem in den Boden geschlagenen Loche, das den Krater bildete. Aus diesem floss auf der einen Seite der Lavastrom hernieder, der noch glühendroth vor Hitze war und einen zitternden Gluthschein ausstrahlte. Die Ausbrüche hatten an diesem Morgen aufgehört, aber noch immer ward eine Rauchmasse ausgestossen, die der heftige Nordost in einem langgezogenen Strome über die Wipfel der Baûme hinfegte. Der Kegel war ganz mit Gelb überzogen, der Farbe des krystallisirten Schwefels, den die heissen, zwischen den losen Steinen aufsteigenden Dämpfe niedergeschlagen hatten. Die Baûme ringsum waren ihrer Aeste, Blätter und Rinde beraubt und glichen lauter Riesenskeletten. Angereizt durch die Ruhe des Berges und begierig, einen tiefern Blick hineinzuthun, stiegen wir den Warnungen unserer Führer zum Trotz von unserem Standpunkte herab, gingen nach der Windseite des Vulkans und kletterten über die zwischenliegenden Lavabetten und über kleine, mit stacheligem Cactus und Agaven überwachsene Strecken zum Kegel hin. Uiberall trafen wir auf Scheiben geschmolzener Masse, die am ersten Tage der Eruption ausgeworfen worden war und sich der Form von Allem worauf sie gefallen, angeschmiegt hatte. Wir erreichten ohne Schwierigkeit den Fuss des Kegels, indem der Wind den Rauch und die Dämpfe leewärts trieb. Er mochte etwa 150 bis 200 F. hoch sein und am Fusse 200 Ellen im Durchmesser halten und zeigte eine grosse Regelmässigkeit der Form. Das Material, woraus er bestand, waren nichts als Steine, mehr oder weniger gerundet und von jeglicher Grösse, von einem Pfunde bis fünfhundert Pfund. Kein Laut liess sich vernehmen, als wir ihn erreichten, ausser einem rumpelnden Getöse, begleitet von einer sehr schwachen zitternden Bewegung. Voll Begierde, ihn genauer zu untersuchen und die Wahrheit der im Volke gängen und geben Behauptung, dass jede merkliche Störung in der Nähe der vulkanischen Oeffnungen unfehlbar einen Ausbruch zur Folge habe, zu erproben, rüsteten wir uns zum Hinaufsteigen. Aus Furcht, die Steine in der Nähe des Gipfels zu sehr erhitzt zu finden, hatte ich mich,

um meine Hände zu schützen, mit zwei Stäben als Stützen versehen. Der Doctor verschmähte solche Hilfsmittel und trat den Marsch ohne sie an. Das Aufsteigen war sehr mühsam, da die Steine unter unsern Füssen wichen und den Berg hinabpolterten. Wir hatten indessen doch beinahe den Gipfel glücklich erreicht, als der Doctor, der ein wenig voraus war, plötzlich mit einem Schmerzensschrei zurückprallte, da er mit einem Male zu einem Lager von Steinen gekommen, die so heiss waren, dass sie seine Hände bei der ersten Berührung mit Blasen bedeckten. Wir hielten einen Augenblick an und ich sah eben auf die Stelle, wohin ich meinen Fuss setzen wollte, als ich durch einen Aufschrei des Entsetzens von meinem Reisegefährten erschreckt ward, der gleichzeitig einen ungeheuren Satz den Abhang hinab that. In demselben Augenblicke ward ich von einem seltsamen Getöse fast betaübt; es war als geriethe die Luft in wirbelnde Bewegung und als versänke die Masse, auf welcher ich stand. Rasch blickte ich aufwärts: der Himmel war ganz schwarz von Steinen und zwischen ihnen zuckten tausend Blitze. Das Alles war Sache eines Nu's und in demselben Momente stürzte ich mich auch schon den Abhang hinab und kam gleichzeitig mit meinem Gefährten unten an und gerade noch zur rechten Zeit, um den Steinen zu entkommen, die polternd da niederregneten, wo wir die Minute zuvor gestanden hatten. Ich brauche nicht zu sagen, dass wir trotz der stacheligen Cactus und des rissigen, höckerigen Lavafeldes keineswegs saümig waren, in eine respectable und sichere Ferne von dem feuerspeienden Gegenstande unsrer Neugier zu gelangen. Der Ausbruch dauerte fast eine ganze Stunde an, nur durch kurze Pausen gleich langen Athemzügen unterbrochen. Es war ein Getöse wie von zahllosen, in voller Thätigkeit begriffenen Schmelzöfen und die Luft war mit emporgeschleuderten und niederstürzenden Steinen erfüllt. Das Ruhigwerden erfolgte fast ebenso plötzlich wie der Ausbruch und wir warteten vergebens mehre Stunden auf eine neue Eruption. Unsere Führer versicherten uns, dass ein zweiter Versuch hinaufzusteigen oder eine irgend merkliche Störung am Abhange des Kegels oder in dessen Nähe einen Ausbruch zur Folge haben würden; es fiel uns aber gar nicht ein, uns auf das Experiment einzulassen.

Von dieser Zeit an bis dahin, wo ich Centralamerika verliess, weiss ich nur noch von einem einzigen Ausbruche, nämlich bei Gelegenheit des ersten bedeutenden Regenschauers, ich glaube am 27. Mai (1850). Auch habe ich nicht erfahren, dass dieser vielversprechende junge Feuerberg bis jetzt irgendwelche neue Spuren von Thätigkeit an den Tag gelegt hat. Ich fürchte daher, dass seine frühzeitigen Anstrengungen zu energisch waren und dass er vor der Zeit schwach und hinfällig geworden ist.

Dass sich aus diesem Krater nichts als Steine entluden, mag wohl ein Ausnahmefall gewesen sein; denn in der Regel scheinen die Vulkane selbst und die sie umgebenden Kegel aus solchen Steinen, untermischt mit grossen Aschen- und Schlackensand-Massen, mit Lavaschichten abwechselnd, aufgebaut worden zu sein.

Einige Tage vor unserm Besuche war von Seiten der *vaqueros* und anderer in der Nähe von Las Pilas Lebender eine Deputation in Leon erschienen, in der Absicht, den Bischof zu ersuchen, an Ort und Stelle zu gehen und den künftigen Vulkan zu taufen, damit er Mässigung beobachten und sich im Leben hübsch geziemlich und anständig benehmen möchte.

Ich glaube, es erfolgte auf dieses Gesuch eine theilweise Zusage, und in der Stadt sprach alle Welt von dieser neuen Ceremonie, die ich ausserordentlich begierig war mit anzusehen. Da aber der Berg sehr bald wieder in Ruhe verfiel und die Besorgnisse des Volks verschwanden, so ward die beabsichtigte Feierlichkeit niemals vollzogen, so dass ich mich in meiner Erwartung betrogen sah, und zwar zu meinem grossen Bedauern, da ich die Absicht hatte, bei dem *Volcan de los Americanos del Norte* Gevatter zu stehen! Diess ist ein alter Brauch dort zu Lande und die Taufhandlung soll bald nach der Eroberung an allen Vulkanen Nicaragua's vollzogen worden sein. Nur der Momotombo macht eine Ausnahme und ist noch immer ungeweiht; von den alten Priestern, die zu seinem Gipfel hinaufzogen, um dort das Kreuz aufzurichten, hat man nimmer wieder etwas vernommen.

Obgleich ich glaube, dass die meisten vulkanischen Kegel auf die obenangeführte Weise, nämlich durch allmälige Auflagerungen, gebildet worden sind, so sind doch gerade diejenigen Vulkane, welche die intensivste Thätigkeit gezeigt, niedrig und unregelmässig gestaltet und haben in ihrer aüssern Erscheinung durchaus nichts Bemerkenswerthes. Diess ist zum Beispiel der Fall bei dem Coseguina in Nicaragua, dessen Ausbruch im J. 1835 zu den furchtbarsten gehörte, deren gedacht wird. Am Morgen des 20. Januar genannten Jahres hörte man in einem Umkreise von hundert Leguas um diesen Vulkan mehre heftige Detonationen, worauf eine tintenschwarze Wolke über ihm aufstieg, durch welche gezüngelte Flammen gleich Blitzen schossen. Diese Wolke dehnte sich allmälig weiter aus, verfinsterte die Sonne, goss über Alles ein gelbliches, fahles Licht und warf gleichzeitig einen feinen Sand nieder, der das Athmen schwer und schmerzvoll machte. Diess dauerte zwei Tage lang fort, wobei die Finsterniss immer dicker und dicker ward, der Sand immer dichter niederfiel und die Detonationen immer lauter und haüfiger wurden. Am dritten Tage erreichten die letztern ihren höchsten Grad und die Dunkelheit ward zur schwarzen Nacht. Der Sandregen dauerte dabei fort und die Leute verliessen ihre Haüser und flüchteten sich unter Zelte von Haüten in den Höfen, da sie fürchteten, die Dächer möchten unter der Wucht zusammenbrechen. Dieser Sand fiel in Leon, in einer mehr als hundertmeiligen Entfernung, mehre Zoll hoch nieder. Er fiel gleichfalls in Jamaica, Vera Cruz und Santa Fé de Bogotá, auf einem Flächenraume von 1500 Meilen im Durchmesser. Das Gekrach der Explosionen hörte man fast ebenso weit, und der Präfect (Superintendent) in Balize, 800 Meilen davon entfernt, hielt Musterung über seine Truppen, in dem Glauben, es fände auf der Höhe des Hafens ein Seegefecht statt. Auf der ganzen Natur schien banger Schrecken zu ruhen; die Vögel verliessen die Luft und die wilden Thiere ihre sichern Schlupfwinkel und kamen in ihrer Angst in die Wohnungen der Menschen gekrochen. Auf hundert Leguas weit zogen die Menschen, von Entsetzen gelähmt, mit Kreuzen auf den Schultern, mit Steinen in den Händen, voll Verzweiflung und Zerknirschung in der nächtlichen Finsterniss tappend umher. Viele glaubten, der jüngste Tag sei gekommen, und drängten sich mit geraüschlosen Schritten über ein dickes Aschenlager nach den wankenden Kirchen, wo in den Pausen der Explosionen die zum Himmel flehenden Stimmen der Prie ster gehört wurden. Die hellsten Kerzenlichter waren in einer Entfernung von weni-

gen Fuss nicht mehr sichtbar, und um das Grausenhafte noch zu erhöhen, zuckten dann und wann Blitze durch die Finsterniss und übergossen die Erde mit einem fahlen Schimmer. Diess dauerte dreiundvierzig Stunden an, worauf die Erderschütterungen und die Ausbrüche nachliessen, ein frischer Wind aufsprang und die Dunkelheit allmälig wich.

Die Luft war von einem fast unfühlbaren Staube völlig angefüllt, der in Augen, Ohren und Nasenlöcher drang und ein Gefühl des Erstickens, ein Schnappen nach Luft erzeugte. Man verschloss gleich anfangs Thüren und Fenster, aber ohne Erfolg, und die Absperrung des Luftzugs und die dumpfe Hitze wurden unerträglich. Die einzige Erleichterung verschaffte man sich dadurch, dass man nasse Tücher über den Kopf warf. Pferde und Maulthiere litten nicht weniger als die Menschen; viele starben, andere wurden nur durch Anwendung desselben Mittels gerettet.

Einige Leguas um den Vulkan waren der Sand und die Asche mehre Fuss hoch gefallen. Natürlich konnte die Thätigkeit des Vulkans nur an deren Folgen erkannt werden. Es hatte sich ein Krater von mehren Meilen im Umfange geöffnet, aus welchem ungeheure Lavamassen einerseits in das Meer, andrerseits in den Golf von Fonseca sich ergossen hatten. Die grünen Abhänge des Berges sahen jetzt wild, verbrannt und geborsten aus und waren mit zertrümmerten Felsstücken und Lavafeldern überdeckt. Die Masse des Auswurfs war unglaublich gross. Der Kapitän eines Schiffes, das wenige Tage darnach längs der Küste hinfuhr, erzählte mir, dass das Meer fünfzig Leguas weit mit schwimmenden Bimsteinmassen bedeckt gewesen und dass er einen ganzen Tag lang durch sie hindurchgefahren wäre, ohne auch nur hier und da einen freien Raum im Wasser entdecken zu können.

Der Berg bietet jetzt einen über alle Beschreibung öden und trostlosen Anblick dar. Nicht eine Spur von Leben ist auf seinen versengten Abhängen zu sehen. Hier und da sind Oeffnungen, welche kleine Rauchsaülen und Wasser- und Schwefeldämpfe ausstossen, und an manchen Stellen ist der Boden in Folge heisser Quellen morastig. Man sagt, dem Auswurfe von Asche, Sand und Lava sei ein Wasserstrom gefolgt, und allerdings scheint die Sache durch die besondre Glätte des Bodens an einigen Theilen des Abhangs bestätigt zu werden. Die Höhe des Berges beträgt meines Bedünkens nicht mehr als 3500 Fuss.

Der Jahrestag dieses Ausbruchs wird in Nicaragua aufs Feierlichste begangen. Ich wohnte der Feier in der Kirche La Merced bei, wohin ich sammt allen ausländischen Residenten durch ein Circular eingeladen ward. Die Ceremonie war sehr ergreifend und man sah es deutlich an dem grössern Ernste und der Andacht Derer, die das furchtbare Ereigniss erlebt, wie tief die Erinnerung daran ihren Gemüthern eingeprägt war.

Es ist bemerkt worden, dass jeder grosse Ausbruch gleich dem obenerwähnten haüfig an andern und entfernten Orten von ähnlichen Erscheinungen begleitet ist. So ward einige Wochen nach der Eruption des Coseguina ganz Neugranada von einer Erschütterung heimgesucht, und der unterirdische Donner ward gleichzeitig in Nicaragua, Popayan, Bogotá, Santa Marta, Caracas, Haiti, Curaçao und Jamaica vernommen. Diese Gleichzeitigkeit der Thätigkeit unterirdischer Kräfte wird auch durch die jüngsten Erdbeben in Venezuela, Peru, Chile, den Antillen, Centralamerika, Mejico und Californien erlaütert und bestätigt. Die Centren der grössten Heftig-

keit scheinen in Costa Rica, Venezuela und Chile gelegen zu haben. In Costa Rica litten die den Vulkanen Orosi und Cartago nächstgelegnen Ortschaften am meisten, wie die Städte San José, Heredia und Barba. Viele Kirchen und Privatgebaüde stürzten zusammen oder erlitten schweren Schaden. Die Stösse erfolgten hier am 18. März 1851 um 8 Uhr Morgens; auf der Landenge von Panama am 15. Mai; in Chile am 2. April. Das zerstörte Besitzthum in Valparaiso ward zu anderthalb Millionen Dollars geschätzt. Auf der Insel Guadelupe begannen die Erderschütterungen am 16. Mai und setzten sich bis zum 18ten fort; und in San Francisco wurden sie am 15ten desselben Monats gespürt.*)

Der Leon am nächsten liegende Vulkan ist der Telica, der kleinste in der Gruppe, da er nicht mehr als 3000 Fuss Höhe hat, aber von aüsserst regelmässiger Gestalt. Er ist jüngst von meinem Freunde Prof. Julius Fröbel erstiegen worden, dessen interessante Schilderung ich hier beifüge:

„Von Leon aus machte ich einen Ausflug nach dem vulkanischen Kegel Telica, der leichter zu ersteigen ist als irgendein andrer Pik in der Nähe; denn der Weg zu seinem Gipfel ist mehr ermüdend als gefährlich. Ich ritt eines Abends nach dem Dorfe Telica, welches zwei Leguas von Leon entfernt liegt, und bestieg mein Pferd am nächsten Morgen um 4 Uhr in Begleitung eines guten Führers und mit Wasser und Lebensmitteln wohlausgestattet. Erst im Mondschein, dann im Zwielicht des Morgens ritten wir langsam aufsteigend durch einen dichten Wald. Der Weg ward allmälig steiler und rauher. Wie der Wald aufhörte, folgten Savanen, die da, wo man sie neuerdings abgebrannt hatte, mit frischem zartem Grün bekleidet waren. Baüme und Gestraüche vielerlei Art, einige laublos, aber von Blüthen prangend, bildeten parkartige Gruppen auf den breiten Wiesengründen. Eines dieser kleinen hochgelegnen Thäler war entzückend schön. Es war von den höchsten Höhen umgeben, deren Abhänge mit Gras bedeckt waren, woraus die einzelen Stämme der Weinpalme (coyol) hervorschossen, während ein Wäldchen von diesen und andern Baümen, mit Buschwerk untermischt, in dem sechs Fuss hohen Grasmeer stand, das den Grund des Thals ausfüllte. Die Coyolpalme giebt, wenn man sie anzapft, einen süssen, kühlenden, gesunden Saft, der bald frisch bald gegohren unter dem Namen chicha-coyol getrunken wird. Die Nüsse, die in ungeheuern traubenartigen Bündeln von der Krone herabhängen, sind etwa von der Grösse kleiner Aepfel. Sie bilden eine Lieblingsspeise des Viehes, werden manchmal auch von den Ein-

*) Innerhalb der letzten wenigen Jahre haben eine Anzahl bedeutender Erdbeben stattgefunden. So ereignete sich eines in Guatemala im J. 1830, beinahe, wenn nicht ganz so heftig wie das von 1773. Im Februar 1831 und im September 1839 wurden in San Salvador, 1841 in Costa Rica schwere Stösse empfunden. Das letztere Erdbeben zerstörte die Stadt Cartago, die schon früher ein ähnliches Unglück erlitten, beinahe ganz. Der Mai 1844 zeichnete sich in ganz Nicaragua durch eine Reihe von Erdbeben aus, die während mehrer Tage in regelmässigen Zwischenraümen sich ereigneten. Die Stadt Nicaragua litt dabei stark und an dem Wasser des Sees bemerkte man gleichzeitig mit den Erschütterungen der Erde ein Steigen und Fallen.

gebornen gegessen, und geben ein Oel her, das weit feiner als das Cocos-Oel ist und sich zu mannichfaltigem Gebrauche eignet.

„Zuletzt, hoch oben, spriesst das Gras nur vereinzelt zwischen scharfen Lavablöcken hervor, die den Weg mühsam und gefährlich machen. Da wo das Buschwerk aufhörte, liessen wir unsere Pferde und alles schwere Gepäck zurück und setzten unsre Reise zu Fusse fort. In einer Stunde hatten wir den Gipfel erreicht und standen am Rande eines Kraters von 2—300 *Fuss Tiefe. Wir liessen uns mittelst eines Seils an einer senkrechten Felsenwand* 60 *bis* 70 *Fuss tief hinab und kletterten dann nach der Mitte des Kraters hin. Der heisse Dampf, der hier und da aus dem dunstigen und erhitzten Boden aufstieg, und eine grosse Schwäche, die ich in Folge eines heftigen unterwegs gehabten Brechanfalls empfand, hinderten mich, bis zur untersten Tiefe zu dringen. Es ist indessen hier wenig Interessantes zu sehen, da der Krater mit von den Seitenmauern herabgestürztem Felsengetrümmer ausgefüllt und mit Ausnahme einiger Schwefelkrystalle und sublimirter Salze hier kein Körper zu finden ist, den ich nicht schon auf dem Abhange des Bergs gefunden und aufgelesen hätte. Der Berg besteht aus einer schwarzen porösen Lavamasse, die sich auf der freiliegenden Seite in Folge der Einwirkungen des Wetters ins Röthlichbraune verfärbt und kleine Krystalle von glasichtem Feldspath eingesprenkelt hat. Auf der Aussenseite, nahe dem Gipfel, hat sie sich haüfig zu backofenartigen Wölbungen mit blätteriger Scheidung der Schichten gehoben, in der Regel aber erscheint sie in eckigen Massen oder flachen Kuchen. Der ganze Berg hat sich gleich allen Kegeln dieser Gegend aus den aus seinen Tiefen emporgewirbelten Massen aufgebaut. Im Krater fand ich einige Stücke krystallinischen Kalks und andere von einer merkwürdig harten Art Augit. Innen und tief unten stand ein kleiner Busch, anscheinend Vaccinium (Heidelbeere), mit schönen, weissen, rauchen, glockenförmigen Blumen und Büscheln von fadschmeckenden schwarzen Beeren. Auf dem Kraterrande fand ich eine Orchidee, deren karmosine Blüthen einigen Arten unsrer deutschen Orchis (Knabenkraut) glich. Nahe dem Gipfel hatte eine kleine Tanne zwischen den Felsen Wurzel geschlagen; die andre Vegetation bestand in Gras und einigem bedeutungslosen Unkraut.*

„Die Aussicht von der Höhe des Bergs ist prachtvoll. Die ganze Vulkanengruppe vom Momotombo an bis zum Viejo hat man nahe zur Hand. Hinter dem Erstern glitzert der Managua-See hervor, von dem ein grosser Theil sichtbar ist. Darüberhinaus verliert sich die Landschaft im Nebel der Ferne. Auf der andern Seite schweift das Auge weit hinüber nach dem unsichern Horizont des stillen Meeres, gegen den die krümmenreichen Baien und die Küstenvorsprünge in scharfen Umrissen hervortreten. Die unregelmässige Küstenlinie lässt sich von dem nahen Realejo an bis weit nach Südosten hin verfolgen und der ganze Isthmus zwischen dem Meere und dem Managua-See bietet sich dem Blicke dar. Nach Norden zu hat man den langen Gebirgszug, der vom San-Juan-Flusse an, längs der nordöstlichen Ufer des Nicaragua- und Managua-Sees, durch die Districte Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia, bis zu den Staaten Honduras und San Salvador hinstreicht. Am Fusse dieser Bergkette, die von der vulka-

nischen Gruppe des Momotombo, Telica und Viejo vollständig getrennt ist, erhebt sich eine Anzahl konischer Hügel, von denen einige in der Ebene liegen, die sich vom nordwestlichen Ende des Managua-Sees, hinter den Vulkanen hinweg, gegen den Golf von Fonseca zu ausdehnt. Das Ganze ist ein glänzendes Gemälde von Ebene und Berg, mit prachtvoller Vegetation bedeckt, soweit das Auge reicht, in welchem weiten Raume die reichen Plantagen kaum zu unterscheiden sind. Hier und da wird dieses Meer von Grün vom Schimmer eines Wasserspiegels unterbrochen und belebt.

„Ich erreichte das Dorf zu rechter Zeit, um noch am selben Abend nach Leon zurückkehren zu können. Einige Tage vorher hatte ich zwei Schwefelquellen am Fusse dieses Bergs besucht, welche die Namen San Jacinto und Tisate führen. An der erstgenannten sprudelt ein heisses schalschmeckendes, röthlichbraunes Wasser, dessen Dampf einen scharfen, schwefeligen Geruch hatte, aus zahllosen kleinen Löchern des Bodens auf. Durch die Wirkung von verschiedenartigen Metallsalzen und Oxyden zeigt der heisse, weiche Letten alle Schattirungen von Weiss, Gelb, Braun, Roth, Grün, Blau und Schwarz, während der Boden mit sublimirtem Schwefel und verschiednen freien Salzen überzogen ist. An der zweiten Quelle wird eine Art aschgrauer, kochender Schlamm oder vielmehr eine Thonbrühe aus einem kleinen Krater ausgeworfen. In ihrer Nähe hat sich ein Hügel aus denselben buntfarbigen Erden und Salzen, die man bei San Jacinto sieht, gebildet. Es sind diess zwei natürliche chemische Laboratorien, wo eine Menge Prozesse vor sich gehen. In dem von heissem Dampf, schwefelichten Saüren und Gasen durchdrungnen Thonschlamme fand ich Tausende von glänzenden Schwefelkiesen, die allem Anschein nach in beständiger Bildung begriffen waren.“

Der Vulkan El Viejo (d. i. der Alte) ward im J. 1838 vom Kapitän Belcher von der britischen Flotte erstiegen, der seine absolute Höhe zu 5562 F. angab, während er nach meinen eignen Messungen gerade 6000 F. beträgt. Da der Kegel des Viejo völlig aus der Ebne aufsteigt, so mag er wohl darum viel höher erscheinen als der höhere Pik des Cartago, der aus einem hohen Gebirgszuge sich erhebt. Kapitän Belcher beschreibt die Besteigung des Viejo auf folgende Weise:

„Um vier Uhr Nachmittags brachen wir, nachdem wir uns mit Führern versehen, nach dem Fusse des Bergs auf, wo wir über Nacht zu bleiben beschlossen. Unser Weg führte zum Theil durch Waldung, wo unsere Führer wegen eines Trunks gegohrenen Palmensafts Halt machten, für den sie bei ihren frühern Besuchen schon im Voraus gesorgt hatten, während sie andere Baüme jetzt anzapften, um ihren Saft bei unsrer Rückkehr bereit zu haben. Nachdem wir uns durch eine Menge loser Lavablöcke, auf die sich, obwohl sie von langem Grase ganz verborgen lagen, zu meiner Verwunderung unsere Thiere wagten, mühsam hindurchgearbeitet, erreichten wir um 7 Uhr unsere Schlafstation, wo wir unsere Thiere anbanden, das weichste Steinbett aussuchten und dann uns ohne allen Verzug zum Schlafen niederlegten.

„Mit dem grauenden Morgen (am 10. Febr.) sassen wir wieder auf und hatten einen noch schwierigern Boden zu passiren, bis wir

½ 7 Uhr die untere Linie des Fichten-Gürtels erreichten, welcher Baum in allen diesen Gebirgen eine bestimmte Gränze einhält. Es war uns daher interessant, diese Höhe zu bestimmen, die wir nach den Angaben unsers Barometers zu 3000 *F. über dem Meeresspiegel fanden. Die Temperatur war jetzt (vor Sonnenaufgang)* 66° *F.*

„Nachdem wir unsere Thiere hier angebunden, begannen wir nunmehr zu Fusse aufzusteigen. Anfangs ging es wegen des langen Grases nur mühsam vorwärts und der Maat war, ehe wir noch den halben Weg zurückgelegt, geliefert. Wie wir höher kamen, verschwand das Gras, der Wind ward lebhaft, wir bekamen frischen Muth und um 9 *Uhr hatten wir den Kraterrand erreicht. Hier ward ich durch einen Spitzberg überrascht, der sich auf der gegenüberliegenden Seite des Kraters darbot und anscheinend unzugänglich war. Dessenungeachtet stieg ich nach dem Rand des innern Kegels hinab, von wo aus ich einen schmalen Weg dorthin zu entdecken glaubte; aber nur durch Festigkeit und Entschlossenheit gelang es uns, die Führer zu bewegen, die Instrumente wieder aufzusacken und weiter vorwärts zu gehen. Die Schwierigkeiten verschwanden, wie wir weiter kamen, und wir entdeckten einen von den wilden Ochsen festgetretenen Weg, der gerade zu diesem Spitzberge hinführte. Hier konnte ich die nöthigen Beobachtungen zur Bestimmung der Lage und Höhe anstellen. Die Temperaturscala stand während unsers Aufenthalts hier (von ½* 11 *bis ½* 2 *Uhr) auf* 77 *bis* 80° *F.*

„Ich war heute kein Glückskind: es wehte frisch (obgleich es am Fusse still war), es war neblig und mit Ausnahme der hohen Kuppen und Vorgebirge gingen mir die interessantesten einzelen Gegenstände verloren. Der Vulkan besteht jetzt aus drei Kratern. Der äussere hält gegen 1500 *F. im Durchmesser und seine höchste Höhe erreicht sein Rand auf der westlichen Seite. Nach Innen fällt er zur Tiefe von etwa* 150 *F. steil ab. Von dem innern Fusse, eben in dieser Tiefe, erhebt sich der zweite innere Vulkan bis zur Höhe von gegen* 80 *F. und schliesst noch einen andern Kegel in sich. Um den westlichen Fuss des ersten oder innern steigen die Wände steil an und sind auf der Scheitelfläche mit üppigen Fichten bewachsen. Hier steigen von vielen Punkten aus Dämpfe auf und diesem Umstande verdanken diese Baüme ohne Zweifel ihre besondre Gesundheit und Kräftigkeit. Von Mineralien, die des Mitnehmens werth gewesen wären, entdeckten wir nichts. Wir hatten gehört, dass es hier Schwefel im Uiberfluss gäbe; allein es fand sich beim Hinabsteigen und Suchen darnach keiner vor. Es war hier eine heisse Quelle, deren Temperatur die Scala meiner Thermometer überstieg, da sie ohne Zweifel den Siedepunkt erreichte. Die Aussicht war sehr schön; die Karte des Landes lag zu meinen Füssen; selbst die Hauptumrisse des Managua-Sees waren sichtbar.“*)*

Ausser den von Kapitän Belcher erwähnten heissen Quellen auf dem Gipfel des Viejo giebt es auch Oeffnungen, welche kleine Rauchsaülen ausstossen, die bei günstiger Luft von Leon aus gesehen werden können.

*) *Voyage round the World*, vo. I. p. 162.

Als der Pirat Dampier sich an dieser Küste umhertrieb, zeigte der Vulkan unverkennbare Symptome von Leben; denn dieser alte Seefahrer besagt ausdrücklich, dass er „ein ausserordentlich hoher Berg war, der den ganzen Tag rauchte und zur Nachtzeit Flammen aussandte.“ *)

Die grosse Ebene von Leon ist in ihrem höchsten Theile gegen 200 Fuss über dem Meeresspiegel erhaben; gleichwohl hat man in der Nähe der sie durchstreichenden Vulkanenkette beim Graben von Brunnen in der Tiefe von 75 spanischen Varas — d. i. gegen 210 Fuss — fünfzehn Fuss mächtige Lavalager gefunden, und diess an einem Punkte, der nicht der höchste der Ebene ist, sondern nach meinen Berechnungen nur 130 Fuss über dem Meeresniveau liegt. Wenn in diesen Angaben nicht ein arger Irrthum obwaltet — und ich vermag keinen zu entdecken — so möchten sie zu beweisen scheinen, dass seit der unendlich fernen Zeit, wo der Lavastrom aus den Tiefen der Erde floss, eine Senkung der Ebene stattgefunden habe. Ich will noch erwähnen, dass in der Nähe der Vulkane das Wasser sich spärlich findet und nur durch sehr tiefes Graben zu erlangen ist. Der besondre Brunnen, auf den ich mich hier beziehe, liegt bei dem Landgute Las Palmas, achtzehn Meilen nordöstlich von Leon, und ist über 300 Fuss tief und sein Wasser rein und ohne aufgelöste salzige Bestandtheile.

Uiber die Erscheinungen bei den Erdbeben, wie sie in diesem Lande sich zeigen, liesse sich Vieles sagen. Die Stösse scheinen von zweierlei Art zu sein: perpendicular, die nur in der Nähe der Vulkane empfunden werden, und horizontal, die sich über weite Landesstrecken ausdehnen. Die letztern sind sehr ungleich, an manchen Orten gewaltsam, an andern, ihrer muthmasslichen Quelle näher, verhältnissmässig leicht. Die undulirende Bewegung scheint eine blosse Modification der horizontalen oder vibrirenden zu sein. Bisweilen sind diese Bewegungen alle vereinigt, oder vielmehr, sie folgen sich mit grosser Rapidität. Diess war der Fall bei dem Erdbeben vom 27. Octbr. 1850, das ich selbst mit erlebt habe und von dem ich daher als vollgiltiger Zeuge sprechen kann. Es ereignete sich gegen 1 Uhr Morgens. Ich ward durch eine heftige undulirende Bewegung aus dem Schlafe geweckt, die so stark war, dass mein Bett auf dem rauhen Estrich um mehre Zoll rückwärts und vorwärts bewegt ward und Bücher und andere Sachen, die auf meinem Tische lagen, herabgeworfen wurden. Ebenso klapperten die Ziegel des Dachs gewaltsam aneinander und das Gebälk und Sparrenwerk krachten gleich dem Rippenwerk eines schwerbelasteten Schiffs bei hochgehender See. Die Leute stürzten alle in grösster Angst aus ihren Haüsern und fingen laut zu beten an. Die Hausthiere schienen die allgemeine Bestürzung zu theilen; die Pferde gebehrdeten sich, als wollten sie sich gewaltsam lossreissen und die Hunde erhoben ein gleichzeitiges Gebell. Diese wellenförmige Bewegung dauerte fast eine Minute an mit beständig sich steigernder Gewaltsamkeit, bis sie sich plötzlich in eine rasche zitternde oder horizontale Bewegung verwandelte, bei der man sich nur mit Mühe aufrechthalten konnte. Diese währte etwa dreissig Sekunden und ward ebenso plötzlich von einer verticalen Bewegung oder einer Reihe von Stössen, wie man sie empfinden möchte, wenn man reissendschnell eine Treppe hinabge-

*) *Voyage round the World*, vol. I. p. 119.

lassen würde, abgelöst, und nahm dann an Heftigkeit ab, wiewohl es den Anschein hatte, als ob sie auf den Plotz abbräche. Das Ganze dauerte etwa zwei Minuten und kann mit nichts als mit der reissendschnellen Bewegung eines grossen beladenen Eisenbahnwagens auf einem schlechten Schienengleise mit horizontalen Unregelmässigkeiten und Brüchen verglichen werden.

Es ward kein beträchtlicher Schaden angerichtet; nur einige alte Mauern wurden niedergeworfen. Später bemerkte ich aber an verschiednen Orten im Lande, dass Felsenstücke durch die Stösse sich losgelöst und Theile von Felsenwänden abgestürzt waren. Die dicken Lehmziegelmauern meines Hauses waren an mehren Stellen von oben bis unten geborsten. Viele andere Gebaüde hatten auf gleiche Weise gelitten. Die Bewegung, die mir am gefährlichsten vorkam, war diejenige, die ich als die „horizontale“ beschrieben habe, wobei die Erde mir unter den Füssen wegzugleiten schien.

Die Nacht war mondhell und sehr still; kein Lüftchen schien sich zu regen. Die Orangenbaüme in meinem Hofraum wiegten sich während der Dauer der Undulationen regelmässig hin und her; als aber die andern Bewegungen folgten, bekamen sie eine unstäte oder zitternde Bewegung. Das Wasser in meinem Brunnen, der sehr tief war, schien ebenfalls heftig zu wallen. Die Richtung der Wellenbewegung war nordsüdlich und sie ward im ganzen Staate Nicaragua, wie auch in Honduras und San Salvador, vielleicht selbst über diese Gränzen hinaus, empfunden.

Von alten Einwohnern hörte ich, dass dieses Erdbeben, verglichen mit den andern, die innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts sich ereignet, bei einem Maximum von Zehn etwa die siebente Stelle einnahm.

Alle Beobachter sagen einstimmig, dass, wenn auch Erdbeben zu allen Zeiten des Jahres gewöhnlich sind, sie doch weit haüfiger und heftiger mit dem Eintritt und dem Ende der beiden Jahreszeiten, der nassen und der trocknen, sind, das heisst gegen den Ausgang des Octobers und den Beginn des Novembers und den Ausgang des Aprils und den Beginn des Mais. Als besonders zahlreich und stark hat man sie nach den gewaltigen Regengüssen am Schlusse der nassen Jahreszeit im October beobachtet. Nicht minder hat man bemerkt, dass eine Zeit lang sowohl vor als nach ihrer Ereignung eine allgemeine Stille zu herrschen scheint.*)

Es ist schwer, den Zusammenhang zwischen diesen verschiedenartigen Erscheinungen zu entdecken; aber in Bezug auf die hier erwähnten Thatsachen scheinen Alle einstimmig zu sein. So viel ist gewiss, dass die

*) Oviedo bemerkt über die Erdbeben des Landes, dass „sie zur Zeit der Regenwetter, — wiewohl eigentlich Regen selten fällt, — haüfig sind.“ „Diese Stösse,“ fügt er hinzu, „sind nicht leicht, sondern förmliche Erdbeben, sehr heftig und langanhaltend. Während meines Aufenthalts in dieser Stadt (Leon) habe ich einige sehr gewaltsame erlebt, dergestalt dass wir aus Furcht darunter begraben zu werden die Haüser verlassen und auf die Strassen und Plätze flüchten mussten. Ich habe innerhalb 24 Stunden über 60 Stösse gezählt, und diess mehre Tage hintereinander. Während der Stösse fuhren Blitze nieder und entzündeten Haüser. Alles dieses erlebte ich in Leon. Aber sicherlich können diese Erschütterungen nicht mit denen verglichen werden, welche die Stadt Puzzuoli heimsuchten, die ich durch ein Erdbeben von derselben Art wie diejenigen zu Leon vollständig zusammengestürzt sah. Wäre die letztgenannte Stadt (Leon) gleich den Städten in Spanien von Stein gebaut gewesen, so würde sie gar bald zerstört worden und viele Leben dabei verloren gegangen sein.“

von mir empfundenen Erschütterungen blos zu den genannten Perioden sich ereigneten, und nicht minder gewiss ist es, dass sie fast alle in der Nacht erfolgen. Vielleicht gehen unter den Beschäftigungen und Zerstreuungen des Tages die schwächern unbemerkt vorüber.

Der Boden Centralamerika's bietet mancherlei auffallende Erscheinungen dar, die einzig und allein eine Folge vulkanischer Thätigkeit zu sein scheinen. Diejenigen, die meine besondre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sind die gemeinhin sogenannten erloschnen Krater, jetzt zum Theil mit Wasser ausgefüllt, welches Seen bildet ohne Abflüsse oder sichtbare Speisungsquellen, die Regen ausgenommen. Einige derselben kommen auf den Berg- und Hügelreihen vor und sind von Beweisen umgeben, dass sie einst vulkanische Oeffnungen gewesen sind. Diess ist aber nicht immer der Fall. Der Masaya-See kann als ein Beispiel gelten. Er hat nicht weniger als acht bis zehn Meilen im Umfange und liegt beinahe tausend Fuss, vielleicht noch mehr, unter dem allgemeinen Niveau des Landes. Sein Gestade bilden steil abgestürzte Felsen von Trachyt, der zersplittert und blasig erscheint und alle Spuren an sich trägt, dass er einst einer intensiven Hitze ausgesetzt gewesen ist. Wenn aber solche Seen wahre Krater wären, wo sind dann die Lava, die Asche und die andern ausgeworfenen Materien? So viel ist gewiss, dass in ihrer Nähe sich keine finden, die aus ihnen gekommen, keine Spuren von Lavaströmen umgeben sie und ihre Ränder sind nicht über das allgemeine Niveau erhaben. Auf der einen Seite des oben besonders erwähnten Sees erhebt sich der erloschene Vulkan Masaya oder Nindiri mit seinem eigenen Krater, woraus ungeheure Lavamassen geflossen sind, von denen ein Theil über die steilen Ufermauern des Sees gestürzt ist und ihn auf dieser Seite ganz ausgefüllt hat. Einige dieser Seen sind mehr oder weniger mit Salztheilen geschwängert, andere aber vollkommen süss und reich an Fisch. Die verbrannten und blasigen Mauern zeigen, wie mir scheint, dass sie nicht durch das Sichsenken oder Einstürzen der Erde entstanden sind.

Oviedo gedenkt der von mir so oft genannten Vulkanenkette ganz besonders und nennt sie bei ihrem ursprünglichen Namen „Los Marabios“. Zur Zeit seines Besuchs waren einige dieser Feuerberge thätig, oder vielmehr, sie sandten grosse Massen Rauch aus. Diess waren vermuthlich Santa Clara und Telica, die am jüngsten im Eruptionszustande gewesen zu sein scheinen. Er sagt:

„Ungefähr in der Mitte dieser Kette kann man drei Kegelberge unterscheiden, die sich einer hinter dem andern erheben. Sie sind an der Nordseite sehr steil und fallen nach Süden zu allmälig zur Ebene ab. Das Land hier ist sehr fruchtbar, und da beständig die Ostwinde herrschen, so ist die westliche Gegend immerwährend mit Rauch bedeckt, der aus diesen drei Bergen kommt, den höchsten der Kette und von einem Umfange von fünf bis sechs Leguas. Der der Stadt Leon am nächsten gelegene Berg (Telica) *ist vier bis fünf Leguas von ihr entfernt. Es geschieht bisweilen, wenn der Nordwind stark weht, dass der Rauch, statt wie gewöhnlich nach Westen abzuziehen, eine südliche Richtung nimmt; dann macht er die Maisfelder und andere Bodenerzeugnisse schrumpfig und welk und verursacht grosses Elend in den Ortschaften, welche zahlreich sind. Der Boden leidet in sol-*

chem Grade von der Hitze, dass er vier bis fünf Jahre lang dürr und unfruchtbar bleibt.“

Ich habe schon früher (S. 144—49) Oviedo's Erzählung von seinem Besuche auf dem Vulkan Masaya mitgetheilt. In einem andern Theile seines Manuscripts giebt der Chronist einen Auszug aus dem Berichte des Fray Blas de Castillo, der im J. 1534 in den Krater dieses Vulkans hinabstieg. Dieses Hinabsteigen ward mit grosser Heimlichkeit betrieben und in dem vollen Glauben unternommen, dass die im Boden des Kraters gesehene geschmolzene Masse Gold oder Silber sei. Der Bericht des Mönchs in Oviedo's Auszuge lautet also:

„Diese Materie gleicht einem rothen Meere und ihre heftigen Bewegungen machen einen Lärmen wie die Wogen des Meeres, wenn sie wider die Felsen schlagen. Dieses Meer sieht wie das Metall aus, aus welchem die Glocken gegossen werden, oder wie Schwefel oder Gold im flüssigen Zustande, ausgenommen dass es zwei bis drei Faden tief mit einem schwarzen Schaum bedeckt ist. Ohne diese Schaum- oder Schlackenmasse würde das Feuer eine solche Gluth und einen solchen Glanz ausstrahlen, dass es unmöglich sein würde, in seiner Nähe zu weilen oder auf dasselbe zu blicken. Manchmal theilt sich diese Decke an gewissen Stellen und dann kann man die Materie roth und glänzend wie das Licht des Himmels erblicken. In der Mitte heben sich beständig zwei grosse Massen geschmolznen Metalls von vier bis fünf Faden im Durchmesser empor, die stets frei vom Schaum sind und aus denen an allen Punkten flüssiges Metall aufspritzt. Der Lärmen dieser geschmolzenen Ströme, wenn sie zwischen den Felsen hinstürzen, gleicht dem Krachen des groben Geschützes, wenn es die Mauern einer Stadt beschiesst. Die Felsen um dieses metallne Meer sind bis zur Höhe von sieben bis acht Faden schwarz, welches beweist, dass die flüssige Materie bisweilen so hoch aufsteigt. Auf der nordöstlichen Seite des Kraters liegt die Oeffnung einer Höhle, die sehr tief und so weit wie der innere Raum (die Bohrung) einer Hakenbüchse ist. In diese Höhle ergiesst sich ein Strom der brennenden Substanz, daher sie der Abfluss des Kraters zu sein scheint. Sie fliesst einige Augenblicke vorwärts, bleibt stehen, setzt dann von Neuem an, und so geht es beständig fort. Aus dieser Höhle dringt dicker Rauch hervor, in grösserer Menge als er aus dem ganzen See aufsteigt, und verbreitet überallhin einen sehr starken Geruch. Ebenso dringt eine Hitze und strahlt ein Glanz daraus hervor, die nicht beschrieben werden können. Während der Nacht ist die Kuppe des Berges vollkommen erleuchtet, wie es auch die Wolken sind, welche eine Art Tiara darüber zu bilden scheinen, die man auf dem Lande achtzehn bis zwanzig, zur See über dreissig Leguas' weit sehen kann. Je finsterer die Nacht, desto glänzender der Vulkan. Es ist merkwürdig, dass weder oben noch unten die geringste Flamme zu sehen ist, ausgenommen wenn ein Stein oder Pfeil in den Krater geworfen wird, welcher wie ein Kerzenlicht brennt.

„Bei Regen und Sturm ist der Vulkan am rührigsten; denn wenn das Unwetter seine höchste Höhe erreicht, macht er so viele Bewegun-

gen, dass man sagen könnte, er sei ein lebendes Wesen. Die Hitze ist so gross, dass der Regen sich in Dampf verwandelt, bevor er den Boden des Kraters erreicht, und ihn gänzlich in Finsterniss einhüllt. Sowohl die Indianer als die Spanier versichern, dass einmal nach der Zeit der Eroberung in einem regenreichen Jahre das brennende Metall bis zum obersten Rande des Kraters gestiegen und die Hitze so gross gewesen sei, dass auf eine Legua im Umkreise Alles verbrannt ward. Es drang eine solche Masse glühenden Dampfes daraus hervor, dass auf mehr als zwei Leguas Baüme und Pflanzen verdorrten. Fürwahr, man kann den Vulkan nicht ansehen ohne Furcht, Bewunderung und Bereuung seiner Sünden; denn er kann nur von dem ewigen Feuer übertroffen werden.“

Oviedo fügt hinzu, dass, obgleich auf dem Vulkan oder seinen Abhängen keine Thiere zu finden wären, es doch zur Zeit, wo der Vulkan noch thätig war, sowohl auf seinem Gipfel als im Krater Papageien in Menge gab. Der Fray Blas stieg zu zweien Malen in den Krater und liess an einer Kette einen eisernen Eimer in die geschmolzene Lavamasse hinab. Er sah sich gar arg getaüscht, als er weiter nichts als eine Masse grauen Bimssteins heraufbrachte, wo er gediegenes Silber oder Gold zu finden gehofft hatte. Das zweite Mal stieg er im Beisein des Statthalters hinunter, der in der Folge alle ähnliche Unternehmungen verbot. Das Feuer im Krater ist jetzt erkaltet und die „Hölle des Masaya“ erloschen.

Zwanzigstes Kapitel.

Weihnachten — Nacimientos — Die Kathedrale am Weihnachtsabend — Mitternachtsfeier — Ein Schreckschuss — Revolutionsversuch — Kampf auf dem Hauptplatze — Triumph der Ordnung — Zwei Todte — Schmerzliche Scenen — Föderationsplan.

In allen katholischen Ländern wird das Weihnachtsfest mit grossem Gepränge gefeiert; und so fand ich denn auch bei meiner Rückkehr nach Leon die Señoras dieser Stadt mit den Vorbereitungen dazu vollauf beschäftigt. Ich war hocherfreut, als ich hörte, dass wir einmal etwas Anderes als die ewigen *bombas* (Feuerwerke) und endlosen Processionen aufgetischt bekommen sollten. Beinahe in jedem Hause war ein Zimmer zu einer Darstellung des *nacimiento* oder der Geburt des Heilandes zurechtgemacht, bei welcher Gelegenheit sich der Geschmack der Hausfrauen auf mannichfaltige Weise zeigte. Sind diese Zimmer am Christabend hergerichtet, so werden sie zur allgemeinen Besichtigung geöffnet und das Hauptgeschäft der Frauen und Kinder besteht nun eine ganze Woche lang darin, von Haus zu Haus zu ziehen, die *nacimientos* anzusehen, sie zu kritisiren und Vergleichungen anzustellen. Ich besuchte nur zwei derselben, in den Haüsern des General Muñoz und meines Freundes, des Obersten Zapata. In beiden Fällen nahm die Darstellung die ganze Hälfte eines grossen Zimmers ein. An jeder Seite desselben waren zwei oder drei junge Palmen hingestellt, um eine Art Grotte zu überlauben, die über und

über mit glänzenden Muscheln und Steinen belegt und mit Wein- und Blumengehängen drapirt war. In dieser Grotte befand sich eine niedliche Figur der Jungfrau und des Jesuskindes, umringt von den knieenden Gestalten der Magier, des heil. Joseph, des „Nuestro Señor San Joaquin“ und der „Nuestra Señora Santa Ana“, des Gatten der Maria und des beglaubigten Grossvaters und der Grossmutter des heiligen Kindes. Das Gemach war dunkel gehalten und die Wirkung sehr schön; denn das Ganze war von verborgenen Lichtern glänzend erleuchtet und durch kleine, geschickt angebrachte Spiegel wurden die Figuren vervielfältigt und die Perspective fast ins Unendliche verlängert. Ein Geländer hinderte Jeden, so nahe zu treten, dass der Effect hätte geschwächt oder die künstliche Anordnung entdeckt werden können. Während der genannten Zeit ist es Jedermann, welches Standes er auch sei, erlaubt, ungefragt in jedes Haus, das sein *nacimiento* hat, zu treten; und es war ein gar seltsamer Anblick, fleischige Indianer, nackte Kinder und stattlich geputzte Señoras nebeneinander stehen und in anständigem Schweigen ein Schauspiel betrachten zu sehen, das mit ihren Traditionen so eng verflochten ist und ihnen die theuersten Glaubenslehren ihrer Kirche vor die Seele führt. Señora Zapata trug die Palme davon; nicht dass ihr *nacimiento* geschmackvoller und kostspieliger als die andern gewesen wäre, nein; aber sie hatte hinter die Bühne — eine Spieldose gestellt und einen Knaben daneben, der sie aufziehen musste, und dieses Dingelchen klimperte nun regelrecht seine Liederrunde durch, mit der „Marseillaise“ beginnend und mit „Ein Leben auf der Meereswoge“ endend. Da hiess es denn mit Einem Munde, das wäre doch etwas, und die kleinen Indianer aus Subtiaba drängten sich vom grauenden Morgen bis zur Mitternacht zu den Thüren des Obersten herein und lauschten unermüdlich dem ungesehenen Spielmann, ohne Zweifel in dem Glauben, die Melodien würden von den wunderbaren Weisen aus dem Morgenlande, die steif und grimmig die Jungfrau-Mutter umknieten, hervorgebracht. Diese Darstellung des *nacimiento* dauerte neun Tage hintereinander, weshalb denn auch diese Zeit bisweilen *Novena* (neuntägiges Fest) genannt wird.

Aber die Krone des Christfestes war die Feier in der Kathedrale am Vorabende dieses Tages. Hier war hinter dem Hochaltar eine Anbetung der Magier in einem grossartigen Massstabe dargestellt. Grosse Bäume beugten sich über die Grotte hinweg, die von der heiligen Familie eingenommen ward, und die aufgestellten Figuren waren fast in Lebensgrösse. Von der Decke herab hingen auf beiden Seiten schwere Gardinen, hinter denen starkleuchtende Lichter eine Glanzfluth auf die Scene warfen, während der übrige Raum des grossen Tempels dunkel gehalten oder von dem reflectirten Lichte und von den Lampen der Musiker im Chor und der singenden Priester im Schiffe unter dem letztern nur matt erhellt war. Kaum war die Dämmerung eingebrochen, als die Menschen aus allen Theilen der Stadt, nebst Hunderten aus den nahgelegenen Dörfern herzuzuströmen begannen. Als ich in die Kathedrale eintrat, war der ganze mittlere Chorgang mit knieenden Frauen angefüllt, die, den Kopf mit ihren Schleiertüchern verhüllt oder von Mantillen bedeckt, schweigend auf die heilige Gruppe blickten, während die Musik auf dem Chor und die eintönigen Gesänge der Priester zwischen den Saülen und Bögen in leise verhallenden Echo's fast erstarben. Mit dem Vorrücken des Abends wurden die andächtigen

Gefühle der schweigenden Menge geweckter und ein Gebetsgemurmel erfüllte die Kathedrale, und als Mitternacht nahte, schienen viele der Frauen wie von wilder religiöser Inbrunst ergriffen zu werden, und die Töne der Musiker und die Stimmen der Priester, zuvor gedämpft, schwangen sich jetzt hoch und frohlockend empor; und als die Glocke Mitternacht verkündete, da liessen alle Glocken der Stadt ein fröhliches Gelaüte ertönen und die ungeheure Versammlung erhob sich und sang im Chor den Triumphgesang: „Jauchzet! Christ ist geboren!“ Eine Procession von Priestern bewegte sich heran und Jungfrau und Sohn wurden ehrfurchtsvoll auf ein karmosines Kissen gelegt und unter einem seidnen, von silbernen Stäben gehaltenen Thronhimmel auf den Platz hinausgetragen, wo das Militär, präsentirend, barhaupt und ein Knie beugend, seine Verehrung bezeigte, während die Procession langsam um den Platz zog, unter Wiederholung des Hymnus: „Hosiannah! Hosiannah! Christ ist geboren!“ Wie tief in die Nacht hinein die Feierlichkeit noch währte, weiss ich nicht, da ich nach Hause und zu Bett ging, nicht wenig ergriffen von dem Schauspiel, das ich mit angesehn.

Eine Woche darnach aber war ich Zeuge eines ganz andern Auftritts auf demselben Platze. Es war ein stiller und ungemein schöner Nachmittag. Ein amerikanischer Freund aus Honduras hatte zu Mittag bei mir gegessen und wir genossen eben eine köstlich süsse Papaya, ehe wir uns zur Nachmittags-Siesta in die Hängematten unter dem Corridor begaben, als wir vom Hauptplatze her ein plötzliches Flintenfeuer vernahmen. Es kam mir zwar vor, als ob die Schüsse ganz absonderlich laut und kräftig klängen; da ich aber meinte, es wäre irgendein Fest mit seinem gewohnten Raketen-Accompagnement los, so achtete ich nicht darauf. Das Schiessen dauerte indessen fort und ward allgemeiner, als gleich darnach Ben ins Zimmer gestürzt kam und den Hut berührend sagte: „Herr, ich denke, es ist eine Revolution los!“

„Gott bewahre, Ben, es ist blos eine Fiesta.“

„Aber die Kugeln, Herr, sind ja in den Hof gefallen!“

Ich hatte nicht so viel Zeit um zu antworten, als das Lärmgeschrei: *„Un asalto de las armas!“* — „ein Uiberfall mit bewaffneter Hand!“ — auf den Strassen sich erhob und im nächsten Augenblicke ein Haufen Weiber und Kinder, mit Schrecken in jedem Gesichte, durch den offnen *Zaguan* (Vorbau) in die Corridors gestürzt kam. Ihnen folgte ein bunte Menschenfluth, barhaüptig und in der grössten Verwirrung, die über die Mauern hinweg sich in meinen Hof ergoss. Sie drängten sich Alle um mich um Schutz. Unter ihnen befanden sich ein Dutzend junger Männer, welche die Waffen hätten ergreifen und den Behörden zum Beistand eilen sollen, statt dessen aber bleich und verzagt dastanden, so dass ich nicht umhin konnte, sie mit Unwillen und Verachtung zu behandeln. Ich wies jetzt Ben an, die Flagge der Vereinigten Staaten aufzuziehen, und stellte meinen amerikanischen Freund mit einem gezogenen Schwerte an die Thür, mit dem Befehle, alle Frauen, Kinder und alten Männer, aber nicht einen einzigen kampffähigen Mann hereinzulassen. Während diess vor sich ging, währte das Schiessen immer fort und Frauen mit Kasten, Schachteln und Bündeln, die ihre werthvollen Sachen enthielten, drängten sich in mein Haus herein, um hier Sicherheit zu finden, und erfüllten theils die Zimmer und Corridors, theils trieben sie sich bunt durcheinander im Hofe umher.

Einige beteten, Andere rannten wild und händeringend hierhin und dorthin, um ihre Kinder oder Gatten oder Brüder zu suchen, und riefen mich um Rettung an.

Die ganze Sache war eine Uiberrumpelung, und da ich begriff, wie wichtig dem Lande in diesem Augenblicke innere Ruhe war, so beschloss ich sofort, allen Gefahren entgegenzutreten und mich zu bemühen, dem Ausbruche der Feindseligkeiten Einhalt zu thun, bevor sie an Umfang gewännen. Von Ben begleitet bestieg ich mein Pferd und eilte nach dem Platze. Die Strassen waren mit den fliehenden, bestürzten Einwohnern angefüllt, die als Antwort auf jede Frage blos schrieen „*Un asalto de las armas!*“ An der ersten Strassenecke traf ich auf Dr. Clark, der von dem Besuche eines Patienten in der Vorstadt zurückkam und der, nachdem ich ihm rasch eine Pistole zugeworfen, sich uns anschloss. In diesem Augenblicke jagte der Präsident des Staats, von seinem Sekretär begleitet, an uns vorüber und nach dem Orte des Aufruhrs. Wir folgten ihm; aber das Feuern liess jetzt nach und gerade als wir den Platz erreichten, hörte es gänzlich auf. Ich war erfreut, hier die feste Gestalt des Generals Muñoz an der Spitze einer Colonne Veteranen zu sehen, die mit aufgestecktem Bajonett gegen die Hauptwache losmarschirten. Im nächsten Augenblicke commandirte er „Halt“ und seine Mannschaft stellte sich in Ordnung auf. Er schritt ihre Reihen entlang und erhob den Ruf: „*Viva el gobierno supremo! Mueran los enemigos del órden!*“ — „Es lebe die Oberregierung! Tod den Feinden der Ordnung!“ — worein die Mannschaft jubelnd und in halbrasender Begeisterung einstimmte.

Als die Soldaten mich jetzt zu sehen bekamen, brachten sie aus freien Stücken den Vereinigten Staaten ein Lebehoch aus, in das der Bischof, der auf dem Balcon seines Hauses erschien, mit einfiel. Der General trat vor, schüttelte mir die Hand, sagte mir hurtig, dass Alles vorüber wäre und Alles gut stände, und ordnete dann mit der Raschheit eines Mannes, der jedem Ereigniss gewachsen ist, die verschiednen Posten seiner Mannschaft nach den wichtigern Punkten in der Stadt ab. Die Soldaten defilirten vorbei und an der Spitze eines Detachements stand mit blitzenden Augen und in jeder Bewegung die Energie seines Charakters verrathend jener Neger-Officier, von dem ich anderswo gesprochen. Ich bemerkte, dass sein Schwert von Blut troff.

Der Abmarsch der Soldaten machte die Vorderseite der Hauptwache frei und bot dem Auge einen Anblick dar, wie ich ihn nimmer wieder zu erleben hoffe. Unter dem Portal lagen, ihre Waffen noch mit den Händen fassend, die Leichen zweier Männer hingestreckt, die bei dem Versuche den Eingang zu erzwingen gefallen zu sein schienen; während ein wenig weiter vor die Leiche eines wohlgekleideten Mannes mit bluttriefenden Kleidern lag, über welchem ein Weib kniete. Ihre Hände hielten seine Schultern umklammert und ihr Blick war mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Angst auf seine geschlossenen kalten Augen gerichtet. Ich ritt näher hinzu und erkannte in dem Todten meinen Freund den Obergerichtsrath Don José Maria Morales, der auf den ersten Lärmruf zum Beistand der Regierung herbeigeeilt und als ein Opfer seines patriotischen Eifers gefallen war. Das Weib war seine Schwester, die, als sie ihn in Kampf verwickelt sah, unbekümmert um alle Gefahr durch die Reihen der Kämpfenden an seine Seite gedrungen war. Aber es war zu spät: er vermochte nur noch die

Worte *„mi hermana!“* — „meine Schwester!“ — hervorzubringen, worauf er in ihren Armen verschied. Es war eine ergreifende Scene; selbst in den Augen der rohen Männer, die die Lebende und den Todten umstanden, erglänzten Thränen.

Ich wandte mich hinweg von dem traurigen Anblick und sah dann vor der Kathedrale eine Schaar von einigen Hundert Bürgern aufgestellt, die in dem Augenblicke, wo der Aufruhr zu ihrer Kunde gekommen, mit den Waffen in der Hand nach dem Platze geeilt waren. Es war das erste Mal seit Jahren, dass sie so handelten, und diess lieferte den bessten Beweis von dem Geiste, welchen die Hoffnung dem bisher kleinmüthigen und verzagten Volke eingeflösst hatte. Es zeigte, dass sie jetzt entschlossen waren, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und, statt bei den ersten Symptomen von Ruhestörung aufs Land zu fliehen, bei ihren Familien und ihrem Besitzthum ihren Posten einzunehmen und ihre Rechte und ihren Herd zu vertheidigen.

Als ich nach Hause kam, fand ich das Gewühl der Flüchtigen schon fast zerstreut. Sie waren an dergleichen Dinge gewöhnt; Revolutionen waren ihnen wie Gewitter, die im Nu erscheinen, im nächsten Augenblicke schon verschwunden sind. Trotzdem waren meine Stuben noch immer mit Werthsachen vollgepfropft und auch im Laufe des Nachmittags brachte man aus Furcht vor jedem möglichen Falle noch immerfort Papier- und Geldpackete zu mir herein. Ich getraue mir zu sagen, dass über 100,000 Dollars in Gold im Zeitraume von zwei Stunden auf mein Zimmer gebracht wurden, und zwar meist von Personen, die nicht in dem Verdachte standen, einen Extra-Medio zu besitzen. Die Erfahrung hatte sie die Nothwendigkeit gelehrt, für den Fall einer Revolution eine Summe baaren Geldes bei der Hand zu haben, aber zugleich sie so gänzlich versteckt zu halten, dass auch nicht der Verdacht ihres Besitzes erweckt ward. All dieses Geld legte ich in einen grossen Kasten, wo der grösste Theil zwei bis drei Monate liegen blieb, bis alle Symptome der Unordnung verschwunden waren.

Die Stadt war voll von Gerüchten über die *escaramuza* (das Scharmützel) und ich selbst erfuhr erst spät am Abende, wo der Kriegssekretär Señor Buitrago bei mir einsprach, den eigentlichen Verhalt der Sache. Darnach war der Angriff von einer Partei Missvergnügter aus dem Barrio (Vorstadt) del Laberinto, in welchem der schlimmste Theil der Bevölkerung der Stadt concentrirt ist, ausgegangen, und zwar unter der Anführung zweier allberüchtigter Menschen, die beide gefallen waren und deren Leichen ich unter dem Portal der Hauptwache gesehen hatte. Ihre Pläne waren im tiefsten Geheimniss zur Reife gediehen, und offenbar durch Menschen, die sich in einer ganz andern Lebenssphäre bewegten und denen beträchtlich viel Geld zu Gebote stand. Zeit und Art des Angriffs waren gut gewählt. Während der Festzeit des Weihnachtens und Neujahrs waren auf dem Hauptplatze eine grosse Menge Marktbuden von Rohr aufgebaut worden, und die Verschwornen waren halbdutzendweise mit unter den Kleidern versteckten Waffen auf den Platz gekommen und hatten sich unter den Buden zerstreut. Auf diese Weise waren mehre Hunderte ohne Verdacht zu erwecken hier zusammengekommen. Der Angriffspunkt war die Hauptwache *(cuartel general)*, in welcher die Waffen des Staats niedergelegt sind und an deren Eingange nur ein halbes Dutzend Mann Wache

hielten, da der übrige Theil der kleinen Garnison um diese Tageszeit mit dem Mittagsessen beschäftigt war. Einige wenige der Rädelsführer gingen ganz ruhig und gleichgiltig auf das Gebaüde zu, als wollten sie vorübergehen, und stürzten dann plötzlich über die schwache Wachmannschaft her, mit der Absicht, sie zu entwaffnen und die Uibrigen durch Uiberrumpelung gefangen zu nehmen. Sowie diese Bewegung ausgeführt war, rückten im Nu die Verschwornen aus ihrem Versteck hinter den Buden vor und erhoben den Ruf: „Nieder mit der Regierung!" Die kleine Wache am Thore des Gebaüdes ward überwältigt und ohne den schon erwähnten Neger-Officier Clemente Rodriguez würde wahrscheinlich das Wachhaus genommen worden sein. Dieser war auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes am Rathhause mit einem Wachpicket von dreissig Mann postirt. Sobald er die Bewegung sah, liess er, in der Meinung, es wäre eine Empörung unter der Mannschaft der Hauptwache ausgebrochen, seine Truppe auf die verworrene Masse vor derselben Feuer geben. Seinem Beispiele folgte die Wache am Gouvernementsgebaüde und an der Kathedrale. Durch diese unerwartete Demonstration wurde der Nachtrab der Facciosos verdutzt und unschlüssig und gewährte dadurch der Garnison Zeit ihre Waffen wieder zu ergreifen. Diess war der kritische Moment, und Rodriguez entschied den Kampf durch einen Bajonettangriff, wobei er den Insurgentenführer mit seiner eignen Hand tödtete. In wenigen Minuten langte der General an der Spitze der an der Kirche La Merced postirten Compagnie auf dem Platze an. Aber die Facciosos waren sämmtlich verschwunden, Niemand wusste wohin. Sie hatten sich unter das Volk gemischt, sobald sie sahen, dass ein Misslingen unvermeidlich war, und schrieen jetzt ohne Zweifel ihr Hurrah für die Regierung gerade so laut, als ob sie allezeit deren wärmste Vertheidiger gewesen wären.

Die Wachsamkeit der Behörden war neu geweckt und die Stadt bot für einen Monat so ziemlich wieder den Anblick wie bei unsrer Ankunft dar. Eine Anzahl Verhaftungen wurden vorgenommen, aber die einzelen Fäden des Complots und die Anstifter desselben niemals entdeckt. Indessen traten gewisse Thatsachen dabei ans Licht, die man in den Vereinigten Staaten, wo die Intrigue des Auslands sich niemals am directen Umsturz der Regierung versucht, kaum glauben würde und die ich deshalb mit Stillschweigen übergehe.

Zwei Tage nach diesem Ereignisse ward Señor Morales unter rührenden und ungeheuchelten Beweisen schmerzlicher Theilnahme beerdigt. Seinem Sarge folgten die sämmtlichen Officiere der Besatzung und während der Leichenfeier wurden auf dem öffentlichen Platze Böller abgefeuert. Kaum war eine Woche vergangen, als seine trostlose Schwester, der das traurige Ende ihres Bruders das Herz gebrochen, in der Kirche La Merced an seine Seite gebettet ward. Der Neger-Officier Rodriguez ward wegen seiner Entschlossenheit und Tapferkeit zum Range eines Oberstlieutenants befördert.

Während des Monats November (1849) waren die Commissionäre von Honduras, San Salvador und Nicaragua in der Stadt Leon beisammen gewesen und über die Basis einer Union dieser Staaten einig geworden, deren einzele Punkte um diese Zeit zum ersten Male bekanntgegeben wurden. Die Uibereinkunft hatte zum Behufe einer erspriesslichen Leitung der auswärtigen Beziehungen des Landes eine sofortige oder doch schleunige Con-

solidation, sowie eine baldige Union auf Grund einer Föderation im Auge, wobei man es der freien Wahl der Staaten Guatemala und Costa Rica überliess, dem Compacte beizutreten. Diese Politik fand von Seiten der alten aristokratischen oder monarchischen Partei, oder vielmehr der Reste derselben, Widerstand, und wie man glaubte, war sie es auch, die bei den vorhin erwähnten Unordnungen im Hintergrunde steckte. In Honduras versuchte sie im folgenden Monate eine Revolution, in der Absicht, die vorhabende Union zu verhindern, und hatte zwar anfangs hier bessern Erfolg als in Nicaragua, erlitt aber doch zuletzt eine ausgezeichnete Schlappe, trotzdem dass sie die Unterstützung und thätige Hilfe der britischen Beamten im Lande für sich hatte, welche jetzt sowohl in Costa Rica als in Guatemala durch Schriften und auf andere Weise den ganzen Föderationsplan und die von ihnen so genannte „amerikanische Politik“ nicht nur verketzerten, sondern auch jenen Plan zu nichte zu machen drohten, wenn jemals seine Ausführung versucht werden sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der „Paseo al Mar“ — Vorbereitungen dazu — Der Zug dahin — Stegreif-Wohnungen — Indianische Töpfer — Las Salinas — Das Lager — Erste Eindrücke — Contrabanda — Alte Freunde — Das Lager bei Mondlicht — Praktische Spässe — Ein kurzer Alarm — Tanz am Strande — Un Juego — Wohlfeile und romantische Wohnungen — Des Meeres Schlummerlied — Der Morgen — Das Seebad — Regeln des Paseo — Unterhaltungen — Rückkehr nach Leon.

Unter die Vergnügungen des nicaraguanischen Volks oder vielmehr der Bewohner der Ebene von Leon darf ich wohl auch den *„Paseo al Mar“* oder den alljährlichen Spaziergang ans Gestade des stillen Meeres rechnen. Wie die Fashionables unsrer Städte während der „Saison“ nach Saratoga oder Newport strömen, ebenso zieht die feine Welt Leons nach dem Meere. Und wenngleich der Paseo ein ganz andres Ding ist als eine Brunnensaison, so erheischt er doch eine gleichgrosse Menge von Vorbereitungen und man spricht vor- und nachher ganz in derselben Weise und ebenso lang und breit davon. Es ist die Zeit der flatterhaften Liebeleien und der generellen und speciellen Liebesanträge, — kurz, es ist das Fest des heil. Cupido, der überall in der Welt feurigere und beständigere Verehrer hat als irgendein kanonisirter Kalenderheiliger.

Ich hatte schon in der Regenzeit verschiedentliche Hindeutungen auf den Paseo al Mar gehört, sie waren mir aber niemals recht verständlich gewesen. Haüfiger und deutlicher aber wurden sie, als die trockne Zeit sich anzukündigen anfing, bis um die Mitte des Januar der Paseo der allesverschlingende Gegenstand der Unterhaltung ward. Die halbnackten Strassenbuben selbst schienen von seiner Annäherung begeistert zu werden; ja, sogar mein ehrwürdiger Koch kam schon mit einer Reihe diplomatischer Vorfragen angerückt, um sich zu vergewissern, ob es meine Absicht wäre, mit den Wölfen zu heulen und an der allgemeinen Wanderung Theil zu nehmen. Von Seiten vieler Seňoras ward die Frage geradheraus

an mich gerichtet und die Gattin eines meiner officiellen Freunde, dessen Stellung ihr die Macht gab, die conventionellen Schranken ein wenig zu durchbrechen, fiel mit der Thür ins Haus und lud mich rundweg ein, mich ihrer Gesellschaft anzuschliessen. Und doch sollte der Paseo erst einmal in zwei Monaten, im Monat März vor sich gehen.

Zu dieser Zeit (im März) beginnt die trockne Jahreszeit sich wahrhaft bemerkbar zu machen: die Ernten werden eingeheimst, die überüppige Vegetation wird gehemmt, der Thau wird verhältnissmässig schwach, Unwetter werden unbekannt, der Himmel ist heiter und wolkenlos, der Mond herrscht in der Nacht mit ungewohntem Glanze und besondrer Schönheit, der Staub in den Städten beginnt lästig und der Passat schwach und ermattend zu werden. Es ist eben die Zeit geistiger Erschlaffung und sinnlichen Genusses. Endlich trocknen auch zu dieser Zeit die Salzmoräste am Meergestade aus und die Mosquitos sterben hin. Kurz, alle Bedingungen für einen amüsanten Paseo sind alsdann so wie sie sein sollen.

Die vorlaüfigen Anstalten fallen in die Woche, die dem ersten Viertel des neuen Mondes vorhergeht. Zu dieser Zeit beginnt auf dem Wege nach dem Meere eine allgemeine Bewegung von Fuhrwerk und Dienerschaft sich einzustellen und die Regierung sendet einen Officier mit Wache ab, um das Aufschlagen des jährlichen Lagers am Strande oder vielmehr auf den waldbedeckten Sanddünen, die den Strand besaümen, zu besorgen. Jede Familie baut sich nämlich eine ephemere Rohrhütte, die mit Palmblättern leicht bedacht und deren Boden mit Matten belegt wird. Das Ganze wird mit Weinranken verschlungen oder korbartig zusammengeflochten und durch Scheidewände von derselben Art oder auch mittelst buntfarbiger baumwollner Vorhänge abgetheilt. Diess bildet den innern, dem schönen Geschlechte und den kleinen Kindern geweihten Raum. Damen von grösserer Weichlichkeit und Prachtliebe bringen ihre netten Gardinenbetten mit und entfalten in der innern Ausstaffirung ihrer improvisirten Wohnungen keine geringe Eleganz. An der Aussenseite befindet sich ein breiter und offner überdachter Raum, der eine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem Corridor hat. Hier schwingt man sich in den Hängematten, hier speisen die Familien, hier empfangen die Damen ihren Besuch, hier ist die Schlafstätte der Männer; kurz es ist *la grande sala*, *el comedor* und *el dormitorio para los hombres* ihrer städtischen Wohnsitze.

Die hier geschilderten Wohnstätten gehören blos den reichern Leuten, den Repräsentanten der höhern Stände an. Neben und unter ihnen giebt es nun alle mögliche Verschiedenheiten bis herab zu denen des armen Tagelöhners und seines Weibes, die am Fusse eines Baumes ihre Betttücher ausbreiten und darüber eine kleine Laube von Zweigen zusammenflechten, — eine Sache von zehn bis zwölf Minuten. Und doch giebt es neben Diesen noch Andere, die selbst so viel Mühe scheuen und im lockern, trocknen Sande ihr Lager aufschlagen — ein spottbilliges Gebahren.

Die „Iden des März," sie kamen für die ungeduldigen Señoritas gar zögernd herangezogen; gross war daher der Jubel an dem bedeutungsvollen Abende, wo der zunehmende Mond — ein glückliches Omen — sein zartes Horn beim Sinken der Sonne am Abendhimmel zum ersten Male sehen liess. Einen oder zwei Tage darnach begann der Paseo im vollen Ernste; Pferde, Maulthiere, Wagen — Alles ward in Beschlag genommen, und wie ich meinen Abendritt machte, bemerkte ich, dass unsere Lieb-

lings-Balcons fast alle leer waren. Nur wenige waren noch von den Schönen eingenommen, aber das mit Silberstimme, halb entschuldigend gesprochene *„mañana“* — „morgen,“ — das auf unsere Begrüssungen ertönte, zeigte, dass auch sie bald ihren Freundinnen nachziehen wollten.

Unerwartet eintretende Geschäfte hielten mich in der Stadt, die, von der vollen Hälfte ihrer Bevölkerung verlassen, jetzt traurig und verödet aussah, noch fest, so dass mir's erst am vierten Tage möglich ward, an dem „Paseo“ Theil zu nehmen. Es waren fünf Leguas bis zum Meere und wir warteten mit unserm Aufbruch bis fast zum Sonnenuntergange. Wir ritten durch Subtiaba — das ebenfalls halb verlassen war, denn der Paseo ist die Fortsetzung eines halbreligiösen indianischen Brauchs — und das anmuthige Gewässer entlang, das die Indianerstadt umfliesst, wanden uns dann bald zwischen hohen Hecken, bald zwischen schlanken Waldbaümen hin oder sprengten durch die offnen *jícorales,* die jetzt vor Dürre gelb sahen, kamen bei einem quietschenden, in eine Staubwolke eingehüllten, mit Frauen und Kindern oder mit Früchten und Gemüsen beladenen Fuhrwerk vorüber, holten dann und wann eine Gesellschaft von Caballeros ein, Jeder vor sich auf dem Sattel ein stattlich geputztes Mädchen mit einem lose über den Kopf geworfenen *reboso* und mit einer brennenden Cigarre im Munde, die sie, wenn wir vorübergaloppirten, für einen Augenblick herausnahm, um uns *„al mar! al mar!“* — „zum Meere! zum Meere!“ — zuzurufen; und so ging es fort und immer weiter fort, bis wir eine Hochschwelle offnen Landes erstiegen und von hier aus über eine meilenweite, waldumschlossene Fläche hinweg des stillen Meeres gewaltigen Spiegel erblickten! Die Sonne ist hinab, der Abendstern zittert am Saum des Horizonts und der junge Mond, hoch und klar am Firmamente stehend, kämpft noch mit dem Zwielicht. Eine Meile weiter und wir gelangen an eine Hohle, in deren Grunde ein Wasser fliesst und aus welcher das verworrene Gesumse vieler Stimmen, wildes Gelächter und der Widerhall lärmender Gesänge heraufdringt. Wir halten unwillkürlich unsere Pferde an und erblicken drunten ein dichtes Gewühl von Menschen und Thieren, die alle aus dem Gewässer trinken oder sich kämpfend zu ihm hindrängen, — die ganze sich bewegende und wirre Masse nur halb erleuchtet von dem röthlichen Lichte gewaltiger Feuer, die ihren flackernden Schein auf Fels und Baum und auf die immer neu sich gestaltenden Gruppen werfen, in starkem Contraste mit den breiten Mondlichtsstrahlen, die ruhig und rein durch das Laub der Baüme dringen. Dieser Ort ist die grosse Tränke für das Lager, wohin die sämmtlichen Pferde täglich zweimal zum Saufen gebracht werden, und diese Menschen sind die Knechte, denen ihre Besorgung obliegt. Die Feuer aber kommen aus rohen Oefen, worin der indianische Töpfer sein Geschirr brennt, und neben einem Haufen ganz frischer Waare steht des Töpfers Weib und ruft den Leuten zu: *„Cántaras, cántaras nuevas, qué irá á comprar?“* — „Krüge, nagelneue Krüge, wer will welche kaufen?“ — Mit Mühe drängten wir uns durch die Gruppen von Menschen und Thieren hindurch und kamen nach einem kurzen Ritte in dichtem Waldesschatten zu den sogenannten *Salinas* oder Salzmorästen — breiten, freien Raümen, die in der Regenzeit mit Wasser bedeckt sind, jetzt aber trocken, hart und mit Salz bekrustet waren. Sie glichen im Mondeslichte Schneefeldern, durch die sich die schwarze, festgetretene Strasse wand.

Zwischen diesen Salinas und dem Meere liegt ein breites, trocknes Sandplateau, das ein Gebilde der Meereswellen zu sein scheint und mit Baümen bewachsen ist. Durch diese Baüme hindurch entdeckten wir den Schimmer von vielen Feuern, und wie wir näher kamen, vernahmen wir lautes, lustiges Gelächter und, wenn es still ward, den Klang von musikalischen Instrumenten. Wir eilten vorwärts und befanden uns bald inmitten einer Scene, die ebenso neu als reizend war. Wir traten in breite Gassen von Hütten, vorn mit Hängematten behangen, in denen die Señoritas lagen, in lebhaftem Gespräche mit ihren rothschärpigen Galans begriffen, die träge auf ihren Guitarren klimperten, während die ältern Personen beider Geschlechter im Hintergrunde sassen und ihre Puros und Cigaritos*) pafften, wahre Bilder der Trägheit und des sinnlichen Wohlbehagens. Zur Seite der Hütten standen überdeckte Karren, in und unter denen Kinder in übersprudelnder Lust ihre Spiele trieben. Dahinter standen die Zugthiere an Baüme gebunden, und hier loderten auch die Kochfeuer auf, um welche die *cocineras* (Köchinnen), schwatzend gleich Papageien, die Chocolade für den Abend bereiteten. Jetzt kamen wir vor einer offnen, glänzend erleuchteten Hütte vorüber, in welcher *dulces*, Wein und Cigarren auf von Immergrün umwundnen Tischen aufgetafelt waren. Vor der Hütte gab ein gewandter Seiltänzer seine Kunststückchen zum Zeitvertreib der Besucher des Etablissements zum Bessten, denen er dann und wann einen *medio* für seine Mühe zu entlocken wusste. Nahe dabei bot ein indianisches Mädchen, auf einer Matte sitzend, einen Korb Früchte zum Verkaufe aus, während ein andres einen kleinen Vorrath buntscheckiger Bänder zur Schau ausgelegt hatte, um die Putzsucht mancher jungen Kokette in Versuchung zu führen. Im Centrum des Lagerplatzes, unter dem Schatten einer Art Banianenbaums, der sein Laubwerk gleich dem Dache eines Hauses ausbreitete und ein halbes Hundert Stämme zur Erde niedersandte, war der Standort der Polizeiwache, eines Detachements Soldaten von der Garnison von Leon, deren Pflicht es war, nicht nur Ordnung zu erhalten, sondern auch ein scharfes Auge auf die Einschwärzung von Aguardiente zu richten, dessen Verkauf, ausgenommen in kleinen Quantitäten in den concessionirten Estancos (Ausschenklokalen), streng verboten ist. Das Verbot erstreckte sich nicht auf den gegohrenen Palmsaft (*chicha*), welchen bacchanalisch aussehende Indianer, die an sich selbst am Bessten seine Stärke zeigten, in offnen Kürbissen umhertrugen und die *jícara* (etwa einer Pinte gleich) für einen *cuartillo* verkauften.

Der Officier der Wache erkannte uns, und ehe ich die Bewegung gewahr ward, hatten sich die Soldaten schon in Reihe und Glied gestellt und präsentirten das Gewehr. Diess war ein Signal für die Strolche, in Masse herbeizustürzen. Ich legte unverzüglich und halb unwillig einen Protest wider alle derartigen Demonstrationen ein und sagte dem Wachcommandanten, ich hätte den amerikanischen Minister zu Hause in Leon gelassen und wäre als einfacher *paisano* oder Bürger des Landes hierher ans Meer gekommen. Diese Erklärung erfolgte noch zur rechten Zeit; sie gab den Kannegiessern etwas zu schwatzen und rettete mich nachher

*) Beides bedeutet „Cigarre“; der *Puro* aber besteht aus lauter Tabak und wird in der Regel nur von den Männern geraucht, während der *Cigarito* in Papier oder Stroh gewickelter Tabak und die Cigarre der Damen ist.

vor vieler Belästigung. Bevor indessen unser Parlamentiren zu Ende war, wurden wir von meinem alten Freunde Dr. Juarros in Beschlag genommen und im Triumph nach seinem Zelte am Ende des Lagers geführt. Hier fanden wir die meisten unsrer schönen Balcons-Freundinnen, bei einem Tässchen Chocolade sitzend und vor Lust und Witz ganz übersprudelnd, beisammen. Man sah es deutlich, die Ergötzlichkeiten des Paseo waren auf ihrem Höhepunkte, und die Ansteckung war so stark, dass sich im Nu die herrschende Stimmung unsrer bemächtigte und wir dem allgemeinen Strome folgten. Man theilte uns in aller Hast mit, was heute Abend in den fashionabeln Cirkeln „los" wäre. Man hatte nämlich einen Tanz im Mondenlicht am Strande nebst andern Belustigungen, wenn man des erstern müde wäre, beschlossen. Diese Divertissements sollten um neun Uhr beginnen, und da es jetzt erst acht Uhr war, so bestimmten wir die zwischenliegende Stunde zu einer Wanderung durch das Lager, wobei wir einen Anhang von Strolchen hinter uns her hatten, die sich an unserm Interesse an allem Neuen, was uns sein Anblick bot, absonderlich zu vergnügen schienen. Wir fanden Chinandega, Chichigalpa, El Viejo, Pueblo Nuevo, wie auch Telica und die andern kleinen Städte auf der Ebne von Leon hier sämmtlich repräsentirt. Auch die Padres waren stark vertreten und schienen ganz so guter Dinge zu sein wie die weltlichen Jubilirer; überhaupt hatte ein allgemeines gutes Einverständniss und die stillschweigende Gestattung vollkommner Gleichheit alle Klassen in die besste Laune von der Welt versetzt, die sich frei und ohne Anstoss untereinander mischten, sich gegenseitig ihre besondern Unterhaltungen vergönnten und allen Neid und alle Eifersucht aus dem Lager verbannt hielten.

Es schien hier viel praktischer Scherz und Kurzweil getrieben zu werden, wovon wir, noch ehe wir mit unserm Umgang durch das Lager fertig waren, eine Anzahl Beispiele erlebten.

Wir trafen von unsrer Wanderung zur rechten Zeit wieder ein, um die Señoras auf einem breiten Wege, den man durch das heckenartig am Saum des Waldes stehende Unterholz geschlagen hatte, hinaus auf den breiten, schönen Strand zu begleiten. Am Walde hin war der Sand lose, fein und weiss, nach dem Wasser zu aber hart und glatt. Am Ufer entlang trieben sich Gruppen von lustigen Nachtschwärmern zerstreut umher, hier ein Trupp von Tanzenden, dort eine Schaar von Knaben, mit lärmendem Spiel beschäftigt oder einen Verkaüfer von Früchten oder von *frescos* (Erfrischungen) gleich Bienen umschwärmend. Vor unserm vom Mond erleuchteten Ballsaal waren keine Thürsteher oder Ceremonienmeister zu sehen und die Tänzer begannen ihre Bewegungen zu dem gemessenen Schlage der Wogen des grossen Oceans, die majestätisch zu unsern Füssen heranrollten. Der dichte Waldeshintergrund, des flachen Gestades langgestreckte Linie, des Mondes klares Licht, die aufgeputzten Tänzerinnen und die belebten Gruppen, die Musik, die allgemeine Lust und die schwergehende See — ich konnte mich kaum überreden, dass die Scene, der von Allem, was ich gesehen und erlebt, nichts gleichkam, Wirklichkeit habe. In den Pausen des Tanzes wurden von den Señores und Señoras Cigarren angezündet und um eilf Uhr, wo diese Unterhaltung zu ermüden anfing, ward ein Vorschlag zu einem *„juego"* oder Spiel durch Acclamation angenommen. Man zeichnete im Sande einen grossen Kreis, um welchen sich die Theilnehmer in bunter Reihe niederliessen. Unser Wirth,

der trotz seines weissen Haars doch noch der Jugend Geist und Feuer besass, entsprach dem Rufe nach einem „Knaben," der des Kreises Mitte einnehmen und den *„juego"* in Gang bringen sollte, und ward mit stürmischer Lust empfangen. Das Spiel schien so ziemlich den Spielen unserer Kinder daheim zu gleichen. Das Erste war, dass aus der ganzen Gesellschaft alle Taschentücher gesammelt, zusammengebunden und in der Mitte des Kreises niedergelegt wurden. Der Leiter des Spiels ergriff darauf eines davon aufs Gerathewohl, trat zum Besitzer oder zur Besitzerin desselben und fragte nach dem Zustande seiner oder ihrer Herzensneigungen, wobei er, da er die Glieder der Gesellschaft kannte, oft Fragen stellte, die den Nagel auf den Kopf trafen und mit schallendem Gelächter aufgenommen wurden. Erfolgte keine oder eine zögernde Antwort, so standen darauf gewisse festgesetzte Strafen, und wenn die Fragen zu Ende waren, ward den Antwortenden ein gewisser Platz im Cirkel angewiesen, worauf der Inhaber des zweiten Tuchs den nächstfolgenden einnahm und so fort. Diese zufälligen Verbindungen hatten eine Pointe an sich, die zu entdecken ich nicht scharfsinnig genug war, die aber eine Quelle unendlicher Lust für die Gesellschaft, bisweilen indess für die betroffnen Damen ein Gegenstand offenbarer Verletzung war. Ich ward an einen Platz im Kreise gedrängt, wo meine Unerfahrenheit den tollsten und beleidigendsten Jubel erzeugte, in welchen ich durch die blosse Gewalt der Sympathie getrieben mit einstimmte; denn wie es überhaupt Allen geht, die zur Zielscheibe des Witzes und Gelächters gemacht werden, so konnte auch ich um Alles in der Welt nicht die Pointe desselben sehen. Ich war indess so glücklich, zu meiner *„compañera"* (Gesellin) Doña J* zu haben, eine der schönsten Damen Leons, die mit den kleinsten und weissesten Füsschen von der Welt gesegnet war, — denn da die Damen nach dem Tanze ihre Pantöffelchen abgelegt, so war es ja doch unmöglich, die Füsschen verborgen zu halten. Ihrem Gatten war im Spiele eine grosse Kokette zugefallen, der er, nach der Erklärung des Orakels in der Mitte des Kreises, legitim angehörte.

Gegen Mitternacht begannen die Unterhaltungen an Leben zu ermatten und die verschiednen Gruppen am Gestade bewegten sich fort und nach dem Lagerplatze hin. Unsre Gesellschaft folgte ihnen nach. Da es nämlich zu einer gewissenhaften Feier des Paseo mit gehört, vor Sonnenaufgang ein Bad im Meere zu nehmen, so wird es zur Nothwendigkeit, bei Zeiten wieder aufzusein. Wie wir am Strande hingingen, bemerkte ich, dass viele Paseo-Besucher ihre Wohnungen im Sande aufgeschlagen hatten, wo sie sich so behäbig zu befinden schienen, dass ich sie um ihre neue Art von Ruhestätte schier beneidete. Als wir daher unsre von unsrer herrlichen Wirthin so genannte *„glorieta"* oder Gartenlaube wiederum erreichten und das für uns in dem geflochtnen Käfig zurechtgemachte, obwohl an sich recht nette und trauliche, doch im Vergleich mit dem weiten Sandstrande unter Gottes freiem Himmel enge und unbehagliche Schlafplätzchen gewahrten, da kündigten wir unsern Freunden, auf die Gefahr hin sie zu beleidigen, geradezu an, dass wir uns vorgenommen hätten, am Strande zu schlafen, indem wir überhaupt in der ganz ausschliesslichen, romantischen Absicht hierher gekommen wären, einmal eine Nacht im Bereiche der schaumspritzenden Wogen des grossen Oceans zu verbringen. So warfen wir denn unsere Bettdecken über die Schultern, wünschten

den Señoras eine süsse Nacht und zogen nach dem Strande zurück. Das Lager war jetzt ziemlich still und die Hängematten vor den verschiednen Stegreifwohnungen waren alle von Männern eingenommen, Jeder mit seinem „Puro“ beschäftigt, der bei jeglichem Zuge gleich der Leuchte der Feuerfliege aufglühte. Die Dienerschaft der verschiednen Haushaltungen und die Knechte, die keine besondern Quartiere für sich hatten, hatten sich niedergelegt wo es ihnen am Bequemsten dünkte, Einige auf Matten oder Decken, Andere auf die blosse Erde, Alle aber pafften so gut wie ihre Herrschaften schweigend ihre Cigarren. Hier und da trafen wir noch auf einige saümige Gruppen; hier an einem versteckten Plätzchen eine Gesellschaft, die ins Würfelspiel vertieft war; dort im Schatten ein einsames Liebespärchen, leise miteinander flüsternd, um nicht die Drachenväter aufzuwecken. Uiber das Ganze hielten die Soldaten der Patrolle strenge Wache, die mit ihren im Mondenlichte glänzenden Musketen vom einen bis zum andern Ende des Lagers langsam auf und ab marschirten.

Der Strand war mit Ausnahme der zerstreut umherliegenden Schläfer völlig verödet. Wir wählten uns eine Stelle aus, die fern von ihnen allen ablag — an Raum gebrach's ja nicht, — gruben Jeder ein kleines Loch in den Sand, wickelten uns in unsere Decken ein und legten uns zum Schlafen nieder. Der Mond stand jetzt tief im Westen und sein Licht strömte in einer glitzernden Saüle über das Meer hin und übergoss mit Silber den Kamm der Wellen, die ihren Perlenschaum bis zwanzig Schritte von dem Orte, wo wir lagen, ans Ufer spritzten. Der kühle Nachtwind wehte frisch vom Wasser her und mischte sein Gesaüsel mit dem scharfen Zischen der auf den Sand geschleuderten Wellen und dem rauhen, tiefen Brausen der schweren Brandung, die ohnmächtig an das ferne Vorgebirge schlug. Und so schlummerten wir ein, unter uns die nackte Erde, über uns das Himmelsgewölbe, und eingelullt vom Schlummerliede des grossen Oceans, der seine Wogen um den halben Erdkreis wälzt.

Mit Tagesanbruch, als eben der Morgen die Wolken im Osten zu röthen begann, während die abziehenden Nachtgeschwader schwer im Westen hingen, waren wir schon wieder munter. Wir hatten Ebbe und es trieben sich bereits kleine Gesellschaften am Strande umher, um verirrte Krabben zu fangen oder ihre Taschen mit den köstlichen Muscheln zu füllen, welche das ebbende Wasser zurückgelassen hatte. Auch wir schritten längs dem Ufer hin nach einer hohen, weit in die See vorragenden Klippenreihe, gegen welche das Meer mit unablässigem Brausen grimmig anschlug. Sie war mit den Kegeln einer Gattung von Schaalthier bedeckt, welche ein halbes Dutzend Indianerknaben mit Hämmern losmachten, um sie zu ihrem Frühstück zuzurichten. Auch waren Hunderte von lebhaften Krabben zu sehen, die, während wir von einem gewaltigen Felsblock zum andern sprangen, rasch in die Spalten sich verkrochen. Jenseits dieser Klippe und zum Theil von ihr eingeschlossen lag eine kleine Bai, von welcher wir sofort Besitz nahmen und wo wir alsbald mit den majestätisch heranrollenden und sich brechenden Wellen kämpften. Der Boden war hart und eben und bestand aus weissem Sand, der das Wasser so rein erhielt wie draussen in der offnen See. Auch war hier nichts von der verrätherischen Unterströmung zu bemerken, die selbst von den erfahrensten Schwimmern gefürchtet wird und dem Reize des Seebads so viel benimmt. Aber wir waren im Besitze der köstlichen kleinen Bai, die wir

nach dem Rechte der Entdeckung als die unsrige beanspruchten, noch nicht lange gewesen, als wir kleine Trupps Frauen aus dem Walde kommen und sich am Ufer versammeln sahen. W* hatte die Eitelkeit zu glauben, sie würden von dem ungewohnten Anblicke unsrer weissen Haut herbeigezogen; waren sie aber blos gekommen um zu sehen, wie ging's dann zu, dass sie mir nichts dir nichts sich entkleideten? wie ging's dann zu, dass sie gar in die kleine Bai hinauspaddelten? Wir zogen uns bei ihrem Herannahen bescheidentlich und ehrbar in tieferes Wasser zurück, wo wir bald vollständig blokirt waren und uns der besorgliche Gedanke beikam, dass wir am Ende in ein fremdes Gehege gerathen und dieses versteckte Schlupfwinkelchen um seiner grössern Sicherheit willen als Badeplatz für die Frauen bestimmt sein möchte. Und in diesem Gedanken wurden wir bestärkt theils durch die rasch anwachsende Zahl Derer, die zwischen uns und dem Ufer sich drängten, theils dadurch, dass wir die männlichen Badenden alle an einem Punkte in einiger Entfernung zur Rechten beisammen sahen. Allein unsere Verlegenheit war ganz und gar überflüssig; Jedermann schien hier nach dem Grundsatz zu handeln: „*Honni soit qui mal y pense*;“ und als wir, nachdem wir eine halbe Stunde länger als unser Wille war im Wasser geblieben, die Blokade durchbrachen, verursachte diese Bewegung auch nicht einmal ein Auseinanderfahren der Najaden!

Die Regeln des Paseo schrieben ein einstündiges Bad des Morgens vor dem Frühstück vor; wir hatten der Vorschrift genügt, und als wir zu unsrer Wirthin und der Gesellschaft, deren Patronin sie war, ins Lager zurückkamen, empfanden wir einen Appetit, über den ein magenschwacher Mensch vor Neid hätte bersten können. Kaffee, eine noch heisse Tortilla und ein auf dem Rost gebratenes Rebhuhn bildeten das Frühmahl. Nach diesem und während das sandige Ufer noch im Schatten des Waldes lag, war nach den uralten Regeln des Paseo auch ein rascher Ritt am Strande hin vorgeschrieben. So wurden denn die prunkvoll aufgeschirrten Rosse von den nicht weniger schön geschmückten Galans herbeigeholt und die Señoras auf ihre Sitze gehoben, und als Alles fertig war, stürmten sie davon, bald längs dem Saume des Waldes hinjagend, bald so dicht am Wasser sich haltend, dass der Schaum, der unter den raschen Hufen aufspritzte, als glitzerndes Schauerbad auf Ross und Reiter fiel.

Um zehn Uhr, wo die Kraft der Sonne empfunden zu werden beginnt, ist eine Tasse Tiste oder Chocolade an der Tagesordnung, wornach ein Kartenspiel unter den laubengleichen Corridors folgt; und wenn die Sonne den Meridian erstiegen hat, tritt eine Siesta zur gelegenen Zeit ein, mit „*frescos*“ und Cigarren ad libitum, um die Stunden bis zum Mittagsessen auszufüllen, welches Mahl ebenso wie Frühstück und Abendessen hauptsächlich aus frisch gefangenem Fisch und aus mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Früchten und Zuckerwerk gefülltem Wildpret besteht. Ausser Besuchen und andern Mittelchen zum Tödten der Zeit giebt es auch jeden Nachmittag noch irgendeine, gewöhnlich improvisirte Lustbarkeit, um die Aufmerksamkeit bis zur Stunde des Abendbades zu beschäftigen. Am Nachmittage unseres Dortseins bestand diese Belustigung in einem gewaltigen Suchen Seiten der mit der Polizei betrauten Soldaten nach unerlaubt herzugeführtem Aguardiente, der in einem gleich hinter dem Lagerplatze liegenden Sumpfe versteckt sein sollte, welches Suchen

damit endete, dass die Suchenden mit Schlammwasser und Koth über und über besudelt wurden, ehe sie entdeckten, dass sie auf pfiffige Weise von einem Schalk gefoppt worden waren, welcher schon den Abend vorher das ganze Lager durch das falsche Lärmgeschrei *„Los facciosos!“* in Aufruhr versetzt hatte. Diessmal aber lief der Spass nicht so glücklich für ihn ab: er ward von den ergrimmten Soldaten gefasst und unter dem Jubelgeschrei des ganzen Lagers mit einem tüchtigen Schlammbad regalirt, aus welchem er kothtriefend wieder herauskam, worauf er nach dem Meere geschleppt, unbarmherzig untergetaucht, wieder zurückgebracht, noch einmal in den Morast geworfen und schliesslich es ihm überlassen ward, sich so gut er konnte herauszuwinden; und diese Züchtigung nahm er gleich einem Philosophen hin. Die Liebe dieses Burschen zu praktischen Spässen und die ungeheure Heiterkeit, die dieser rohe Spass erregte, geben einen Beleg zu Dem, was ich früher von der scharfen Würdigung des Lächerlichen gesagt, die alle Klassen in Centralamerika durchdringt und die vielleicht nicht weniger ein Ausfluss des primitiven Zustands der Gesellschaft, als jenes angebornen komischen Elementes ist, das auf so unerklärliche Weise mit dem Ernst des spanischen Charakters sich verknüpft.

Es geschieht haüfig, dass auch die höhern Staatsbeamten an dem Paseo Theil nehmen. Die Anwesenheit des Generals Muñoz schien ein ganz besonderer allgemeiner Wunsch zu sein, und zwar meines Bedünkens ebensowohl wegen des Musikcorps, das bei solchen Gelegenheiten ihn begleitet, als um seiner geselligen Eigenschaften willen. Allein die Angelegenheiten der Regierung befanden sich gegenwärtig in Folge der angedrohten Revolution in Honduras in einem bedeutsamen, um nicht zu sagen kritischen Zustande. Und so mussten sich denn die Damen mit der abgedroschenen und nicht allzusehr vergnüglichen Musik der Guitarre und Violine begnügen. Aber sie waren nicht die Leute, um sich den Vollgenuss des „Gegenwärtigen und Wirklichen“ durch das sogenannte Unerreichbare der Transcendentalisten verkümmern zu lassen. Im Gegentheil, sie schienen es nur zu bedauern, dass dieses müssige, sorglose Leben, das sie jetzt führten, mit der Abnahme des Mondes enden sollte; welches Bedauern indess heilsam gemässigt ward durch die Aussicht auf seine Erneuerung während des Vollmonds im April, wo es Sitte ist, wiederum auf einige Tage hierher zurückzukehren, um die Saison zu schliessen.

Meine officiellen Pflichten gestatteten mir nicht eine mehr als eintägige Abwesenheit vom Regierungssitze, und so nahmen wir am zweiten Abende unter den feierlichsten Versprechungen schleuniger Wiederkehr und längern Bleibens gerade in dem Augenblicke, wo alles nach dem Strande zum Abendtanz aufbrach, Abschied von unserm Wirth und schlugen die Strasse nach Leon ein. Nach einem raschen Ritt von nur zwei Stunden über die offenen Salinas und durch Wald und *jicoral* klapperten unsere Pferde über das Pflaster von Leon und jagten unserer stillen Wohnung zu. Umstände verhinderten meine Rückkehr nach dem Meere; als aber nach einer Woche die Señoras zurückkamen, erhielt ich vollständigen Bericht von Allem, was in Bezug auf Heirathspartien und Liebesabenteuer vorgefallen war.

Es ist nichts Ungewöhnliches, dass, wenn der Paseo seinen Höhepunkt erreicht, acht- bis zehntausend Menschen am Meeresufer beisammen sind; allein seit den letzten Jahren ist der Besuch nicht so stark gewe-

sen wie früher. „Sie hätten den Paseo vor dreissig Jahren sehen sollen," sagte eine bejahrte Dame mit einem langgezogenen Seufzer, „als Leon noch eine reiche und bevölkerte Stadt war; jetzt ist er nichts!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Beabsichtigter Besuch in San Salvador und Honduras — Abreise von Leon — Chinandega — Ladrones — Der Kropf — Gigantische Waldbaüme — Der Hafen Tempisque — Der Estero real und seine Umgebung — Ein neues Zollhaus und sein Commandant — Eine Nacht auf dem Estero — Die Fonseca-Bai — Der Vulkan Coseguina — Die Tigerinsel — Der Hafen Amapala — Ansicht von der Insel — Einfahrt in die Bai — Sacate grande — Beunruhigende Nachrichten aus Honduras — Englische Befestigungen — Umfang, Vortheile und Bedeutung der Bai — Abreise nach dem Schauplatze des Krieges.

Ich war nunmehr bereits ein Jahr in Nicaragua, und obwohl wiederholt dazu aufgefordert, die angränzenden Staaten zu besuchen, hatte ich doch noch keine günstige Gelegenheit und Zeit dazu gefunden. Jetzt indessen war die Lage der öffentlichen Angelegenheiten von der Art, dass sie mir eine kurze Abwesenheit von der Hauptstadt erlaubten, weshalb ich denn keine Zeit verlor, meine Vorbereitungen zu einer Reise nach Honduras und San Salvador zu treffen, — Staaten, die in ihrer allgemeinen Politik mit Nicaragua zusammengingen und im Einklang mit ihm dahin arbeiteten, den Nationalgeist neu zu beleben und das niedergeworfene Gebaüde der Republik wieder aufzurichten. Dieses Bemühen fand, wie ich schon bemerkt, Widerstand von Seiten der alten Servilen in der Stadt Guatemala und deren Helfershelfern in den andern Staaten, denen es gelungen war, Störungen in Honduras zu erregen, die mit dem völligen Sturze seiner Regierung drohten. Sie hatten den General Guardiola, den Armeecommandanten dieses Staats, einen fähigen aber leidenschaftlichen Officier, dermassen zu taüschen und irrezuleiten gewusst, dass er die Waffen wider die eingesetzten Autoritäten ergriff. Ja er hatte sogar schon Besitz von der Hauptstadt erlangt und rückte eben jetzt an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht gegen den Präsidenten Señor Lindo los, der bei der Stadt Nacaome nahe der Bai von Fonseca seine Stellung genommen und sich befestigt hatte. Von hier aus hatte Letzterer um den Beistand Nicaragua's und San Salvadors gebeten, welche Staaten durch Vertrag gebunden waren, Honduras und sich gegenseitig zu unterstützen, sobald sie von Innen oder Aussen mit Gewalt bedroht werden sollten. Demgemäss hatte San Salvador eine ansehnliche Streitmacht zur Unterstüzzung Lindo's unter dem Commando des Generals Cabañas, eines ausgezeichneten Officiers der vormaligen Republik, gesandt und Nicaragua traf seine Rüstungen, um im Falle der Noth weitere Hilfe zu bringen.

Bei dieser Lage der Dinge und in der Hoffnung, dass ich im Stande sein möchte, ein Zusammentreffen, das nur schlimme Folgen haben konnte, abzuwenden, brach ich zu meiner Reise auf. Es war der Anfang der *„semana santa"* oder heiligen Woche, und wie wir im dämmerigen graulichen Lichte des Morgens durch die stille Stadt ritten, konnten wir die

Bögen und Laubhütten matt erkennen, mit denen die Strassen für dieses Hauptfest des Kalenders bereits überspannt und geschmückt waren. Der frühe Morgen auf der Ebene von Leon, wenn die in Purpur getauchten Vulkane gegen der Sonne goldne Lichtkrone scharf sich abheben und ihre zerrissenen, zackigen Zinnen über und über wie mit Edelsteinen belegt erscheinen, die breite Ebene aber in tiefem Schatten ruht oder nur hier und da ein schwaches Streiflicht von den Wolken empfängt — der frühe Morgen auf der Ebene von Leon ist zwar zu allen Zeiten schön, aber niemals war er so prachtvoll als an jenem Tage. Das helle Tageslicht überkam uns in der Quebrada (Schluchtthal) von Quesalguaque; und obwohl der Staub hoch lag, da jetzt die Mitte der trocknen Jahreszeit vorüber war, so ritten wir doch in Chinandega — ein Weg von 25 Meilen — gerad zur rechten Zeit zum Frühstück ein.

Hier traf ich meinen alten Freund Dr. Brown an, welcher der Erste gewesen war, der mich in San Juan bewillkommte und der soeben im „Gold Hunter," dem ersten amerikanischen Dampfer, der jemals in den alten Hafen von Realejo eingelaufen, von Panama angelangt war. Nicht minder fanden wir hier eine ansehnliche Anzahl Amerikaner vor, die aus Californien kamen und „mit Taschen voll Steinen" nach Hause wollten, und die, entzückt über das üppige Klima und Land und die orientalischen Sitten des Volks, ein Haus ermiethet, Pferde gekauft und ein Etablissement errichtet hatten, das halb Harem halb Karawanseraj war, wo Gasterei und Fidelität, Venus nnd Bacchus, Merkur und Momus und die Hälfte der alten lärmenden und lustigen, aus den feinern Cirkeln verbannten Götter nicht nur eine Freistätte fanden, sondern auch die unbestrittene Herrschaft übten. Sie waren unter den Eingebornen allgemein beliebt, die da meinten, sie wären sehr lebhafte Leute und ganz prächtige Kerle; Letzteres, weil sie niemals um Preise feilschten, sondern sich der Gelderpressung mit einer Grazie unterwarfen, die Caballeros, denen eine Münzanstalt zu Gebote stände, zieren würde.

Die Strassen in der Nähe des Marktplatzes waren von Karren und Steinhaufen versperrt, weil sie gepflastert wurden, zu welcher Arbeit die eingefangene Raüberschaar verwendet wurde. Die Raüber waren sämmtlich gefesselt, aber so, dass sie in ihrer Arbeit nicht behindert wurden, aber doch auch nicht entfliehen konnten. Dessenungeachtet wurden sie Mann für Mann von Soldaten bewacht, die träge in den Hausthüren auf der Schattenseite der Strassen rekelten. Ich bemerkte, dass die meisten dieser Verbrecher Zambos waren d. i. Mischlinge von Negern und Indianern, welche die Laster beider Racen in sich zu vereinigen scheinen und von ihren guten Eigenschaften nur wenige, wenn überhaupt irgendwelche besitzen. In physischer Beziehung dagegen sind sie sowohl grösser als auch besser proportionirt als die Mutterstämme.*) Zwischen ihnen und den Ladiños,

*) Dr. v. Tschudi macht eine gleiche Bemerkung in Betreff dieser Kaste in Peru. Er sagt: „Sie bilden die elendeste Klasse der Halb-Kasten; in ihnen scheint jegliches Laster seine höchste Entwicklung erreicht zu haben, und man kann es mit Zuversicht behaupten, dass unter Tausend nicht Einer derselben ein nützliches Glied der Gesellschaft oder ein guter Unterthan des Staates ist. Vier Fünftel der Verbrecher im Stadtgefängnisse von Lima sind Zambos. Ihre Gestalten sind athletisch und ihre Farbe schwarz, bisweilen ins Olivenbraune spielend. Ihre Nasen sind nicht so flach wie die der Neger, aber ihre Lippen stehen ganz ebenso stark hervor." — Reisen in Peru S. 84.

d. i. den Mischlingen von Weissen und Indianern, besteht ein tiefwurzelnder Hass, der grösser ist als zwischen allen andern Kasten des Landes.

In Chinandega, wie überhaupt in allen Städten des Staates, bemerkte ich zahlreiche Fälle von Kropf. Er ist vorzugsweise, wenn nicht einzig und allein, auf die Frauen beschränkt. Diese Krankheit zog darum meine Aufmerksamkeit auf sich, weil gemeinhin angenommen wird, dass sie den hochgelegenen oder gebirgigen Gegenden eigen sei. Die Höhe der bewohnten Theile Nicaragua's aber, mit Ausnahme der dünnbevölkerten Districte Segovia und Chontales, beträgt nicht mehr als 100 bis 500 Fuss über dem Meeresspiegel. So liegt Chinandega nur 70, Leon, Granada und Rivas nicht mehr als 150 Fuss hoch, und gleichwohl ist in allen diesen Städten der Kropf eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Ich sah auch mehre Fälle von Elephantiasis, sie sind aber selten.

Wir brachten unsre erste Nacht in unserm alten Quartiere in El Viejo zu und machten uns am nächsten Morgen vor Tagesanbruch nach dem sogenannten „Puerto de Tempisque" am Estero Real auf, wo wir einen Bongo zur Uiberfahrt nach der Isla del Tigre oder Tigerinsel in der Fonseca-Bai miethelen. Die Entfernung bis Tempisque beträgt gegen sieben Leguas, von denen die drei ersten durch ein offenes, ebenes und sehr gut angebautes Land führen. Darauf kamen wir zu einem gigantischen Wald mit vielen Cedern, Cebien *) und Mahagonibaümen, zwischen denen sich die Strasse in labyrinthischen Krümmungen hindurchwand. Dieser Wald liegt zum Theil unter dem Winde des Vulkans Viejo, wo fast das ganze Jahr hindurch Regenschauer niederfallen, welche die Ursache seines üppigen Wachsthums sind. Hier trafen der Patron unsers ermietheten Bongo mit seiner Mannschaft zu uns, die im Indianermarsch (Gänsemarsch) angezogen kamen, Jeder mit einem kleinen Netzsack mit Käse, Pisang und Tortillas für die Reise über der einen Schulter, mit einer wollenen Decke über der andern und mit dem unzertrennlichen Machete unterm linken Arme.

Eine oder zwei Meilen vor Tempisque begann das Land sich zu heben und wir gingen auf einem hohen, breiten Lavarücken hin, der sich vor Jahrhunderten durch den Ausfluss des obenerwähnten grossen Vulkans gebildet hatte. Er war theilweise mit trocknem, unfruchtbarem Boden bedeckt, welcher einige Coyol-Palmen, einige Gruppen von Agave Americana und eine grosse Menge Cacten, die da, wo keine andre Pflanze wächst, noch fortzukommen wissen, trug. Die Coyol-Palme ist die rauheste und stacheligste in der ganzen Palmenfamilie, aber doch eine der nützlichsten. Ihre Blüthe ist die grösste und prachtvollste, die unter den Tropen zu finden ist; sie bildet eine Traube von der Länge einer Elle und von gleichem Umfange, ist von matt-goldgelber Farbe und hat zur Seite und zur Stütze eine dunkelbraune Schale oder Hülse, in welcher sie bis zu ihrer Reife verborgen liegt, wo sie dann aus ihrem Gefängniss aus-

*) Die Cebia oder der wilde Baumwollenbaum ist einer der imposantesten unter den Königen des Waldes. Er wächst rasch und zu bedeutender Höhe. Ich habe einen Stamm von 70 F. Länge, 44 F. Durchmesser an dem einen und 37 F. an dem andern Ende gesehen. Das Holz ist lichter und weniger dauerhaft als die Fichte, lässt sich aber leicht bearbeiten. Diesen Baum nimmt man gewöhnlich zu Bongos oder Piraguas. Er bringt grosse Schoten mit einer flaumigen Substanz hervor, die auf mannichfaltige Weise, z. B. zum Ausstopfen von Polstern, Pfüh-

bricht und den Tag mit ihrer Pracht beschämt. Die Frucht ist klein, nicht grösser als eine Wallnuss, aber sie wird in Trauben, jede von vielen Hunderten, erzeugt. Die Kerne gleichen gereinigtem Wachs und brennen fast ebensogut; beim Pressen aber geben sie ein feines, helles Oel her, das dem bessten Wallrath gleichkommt und sich zum haüslichen Gebrauch sehr wohl eignet. Die Schale der Nuss ist hart, schwarz und der höchsten Politur fähig und wird von den Eingebornen mühsam zu Ringen und andern Schmuckartikeln geschnitten, die in Gold gefasst sich aüsserst reizend und schön ausnehmen und vom Auslande sehr geschätzt werden. Aber hiermit ist der Nutzen dieser Palme noch nicht zu Ende. Der Kern des Baumes ist weich und kann gekocht und gegessen werden, und wenn man in den Stamm in der Nähe des Wipfels ein Loch schneidet, so füllt es sich alsbald mit einem Saft von etwas scharfem Geschmack, *chicha* von den Indianern genannt, der ein köstliches, gesundes, und im gegohrenen Zustande berauschendes Getränk ist.

Von der Höhe des Lavarückens bekamen wir die angeschlemmten Niederungen zu sehen, welche die Fonseca-Bai einfassen. Sie sind mit einem ununterbrochenen Wald bedeckt und das ermüdete Auge schweift über den regungslosen grünen Ocean dahin, der, Wipfel an Wipfel gedrängt, scheinbar ohne Ende sich ausdehnt.

Wir hielten einen Augenblick an, um die Scene zu betrachten; aber ihre Unermesslichkeit und ihr Todesschweigen hatten etwas so Peinliches, dass ich mich getröstet und erleichtert fühlte, als wir nach einem raschen Ritt von zehn Minuten am Puerto de Tempisque wieder einige Zeichen von Leben um uns sahen. Diese Zeichen bestanden freilich nur in einem einzigen, auf drei Seiten offenen Schuppen, der von einem aüsserst verdächtig aussehenden Mestizen, einer alten Vettel und einem indianischen Mädchen bewohnt ward, welches letztere, bis zum Gürtel entblösst, sich mit weiter nichts beschäftigte als Wasser zu holen und Mais zu Tortillas zu mahlen. Am Fusse eines Hügels nahe dabei war ein schöner Quell, um welchen einige Gruppen von Bootsleuten mit Bereitung ihres Frühstücks beschäftigt waren. Der Boden hinter der Hütte war hoch und trocken, aber unmittelbar vor ihr begannen die Mangle-Sümpfe. Hier war ein kleines, seichtes Bassin im Schlamme ausgegraben und von ihm bis weit in den Sumpf hinaus zog sich ein enger Kanal von vier bis fünf Fuss Tiefe und sechs bis acht Fuss Breite, der mit dem Estero Real in Verbindung stand. Er war jetzt wegen der Ebbe wasserleer und der schlammige Boden sowohl des Bassins als des Kanals, in welchem einige hässliche Bongos lagen, war der Sonne ausgesetzt und eiterte vor Faülniss. Es war ein ganz abschreckender Ort und erinnerte an Fieber und Mosquitos. Während Ben das Frühstück bereitete, unterhielt ich mich mit einem zahmen Coati oder tropischen Waschbär, den ich unter dem Schuppen entdeckte und der so lustig und so boshaft wie ein Kätzchen war. Sein grösstes Vergnügen schien zu sein, dem indianischen Mädchen in die Zehen zu beissen, das dafür einen Groll auf ihn hatte und nur durch das alte Weib, deren Liebling das Thier war, verhindert ward, ihm ein Leides anzuthun.

len u. s. w., verbraucht wird, aber ohne Zweifel auch noch zu andern ökonomischen Zwecken benutzt werden kann.

Im Laufe von ein paar Stunden begann das Wasser zu steigen; unser Bongo ward beladen und gegen 11 Uhr trieben wir langsam durch den engen Kanal. Nachdem wir gegen dreihundert Ellen hineingefahren, gelangten wir in einen Arm des Estero (Real). Er war weiter als der Kanal und erlaubte den Gebrauch der Ruder. Alles rings um uns war Manglewald von solcher Dichtheit, dass nicht ein Strahl der Sonne eindringen konnte. Diese Manglebaüme (auch Leuchter- oder Wurzelbaüme geheissen) bedecken das niedre, angeschwemmte Land der Küste, das von der Fluth überströmt wird, mit völligem Ausschluss jeder andern Vegetation. Ihre Stämme beginnen in der Höhe von acht bis zehn Fuss vom Boden und werden von nackten Wurzeln getragen, die, Hunderte an Zahl, nach unten und nach aussen wachsen, gleich den Beinen eines Dreifusses, und sich untereinander von Baum zu Baum verschlingen, so dass sie ein undurchdringliches Dickicht bilden. Ein nackter, schlammiger Boden, eine graue Wildniss von Wurzeln, von hohen thurmgleichen Stämmen überragt, umhüllt von einem dichten Mantel tiefschattigen, grünen Laubes, Mangel an allen Zeichen von Leben ausser quakenden Wasservögeln und schlammigen Krabben, die an den Wurzeln der Baüme hängen, eine dicke, dunstgeschwängerte Atmosphäre, stinkend nach kochendem Schlamme — das sind die Hauptzüge eines Mangle-Sumpfes! Jetzt erst vermochte ich mir ein rechtes Bild von der Natur auszumalen, wie sie uns die Geologen in der Periode der Kohlen-Formation schildern, — „wo von Fluthen angeschwollene und von Felsgeröll überladene Flüsse sich mühsam und melancholisch durch schweigende Urwälder dahinwälzten; wo es endlose Sümpfe gab, in denen die Kinder der Natur so dicht und undurchdringlich rankten, dass kein Vogel durch das Netzwerk ihrer Zweige dringen, kein Gewürm sich durch die Pallisade ihrer Stämme ringeln konnte; wo noch kein Vogel und kein vierfüssiges Thier ins Dasein gerufen war.“ Eine halbe Stunde führte uns durch diese stygische Einöde, und ich athmete freier auf, als unser Boot in den breiten und prachtvollen Estero Real hineintrieb. Dieser Estero (Aestuarium) ist ein Meeresarm, der vom innersten Ende der Fonseca-Bai aus, hinter der vulkanischen Marabios-Kette hinweg, in der Richtung nach dem Managua-See sechszig Meilen tief ins Land eintritt. An dem Punkte, wo wir in ihn einfuhren, etwa dreissig Meilen oberhalb seiner Ausmündung, war er 300 Ellen breit und 48 Fuss oder 8 Faden tief. Die Fluth, die hier gegen zehn Fuss steigt, war soeben zurückgekehrt und wir schwammen mit dem Strome rasch hinab. Die Ufer waren überschwemmt und das Wasser bespülte den Fuss der Manglebaüme, so dass es aussah als ob sie aus dem Meere aufstiegen. Da sie alle von ziemlich gleicher Höhe sind und ihr Blätterwerk dicht und schwer ist, so schlossen sie den Estero wie mit grünen Mauern ein. Jetzt kam der gewaltige Vulkan El Viejo, der einsame Herrscher über die weite Landschaft, mit seinem scharf und kühn gegen den Himmel abstechenden dunkelbraunen Scheitel uns in Sicht, bald von der einen, bald von der andern Seite, je nachdem wir den Windungen des Stromes folgten. Obwohl die landschaftlichen Elemente nicht zahlreich waren, so machten doch die Lufteffecte, die tiefen, traümerischen Waldschluchten und die dunkeln Laubgewölbe, die sich über einen schmalen Arm des Estero herüberbogen, einen Eindruck auf meine Seele, der in mancher Beziehung ebenso angenehm und ganz ebenso unauslöschlich war, als

den die reichere und mannichfaltigere Natur um die grossen Seen im Innern in mir zurückgelassen hatte.

Wie wir weiter kamen und das Wasser zu fallen begann, wurden die hohen schlammigen Ufer, bisher vom Wasser überdeckt, sichtbar. Von der Mitte des Estero aus gesehen erschienen sie in fetter Umbrafarbe und contrastirten scharf mit dem Hellblau des Wassers und dem dichten Grün der Baüme. Jetzt begann sich an den bisher so stillen Ufern Leben zu entwickeln; denn Tausende von Wasservögeln, bis jetzt im Laubesdickicht versteckt sich haltend, kamen zum Vorschein, um auf träge, zögernde Schnecken herabzuschiessen und vermessene Krabben wegzuschnappen, die der schöne Sonnenschein und der zurückgelassene Schlamm verleitete, sich hier noch herumzutreiben, während sie doch „volle fünf Faden tief" unterm Wasser hätten sein sollen. Unter diesen Vögeln bemerkte ich einige weisse und rosafarbene Reiher von ausserordentlicher Schönheit. Viele der Letztern sieht man auch am Gestade des Nicaragua-Sees in der Nähe des Estero de Panaloya.

Um 5 Uhr, während der letzten Stunde der Ebbe, wurden wir gewahr, dass das linke Ufer des Estero höher als das rechte und dass der Strom jetzt über eine halbe Meile breit und bis zu zehn Faden tief geworden war. Diese Uferstrecke heisst *„Playa grande"*, d. i. langgestrecktes flaches Gestade, und die Regierung hält hier eine Art Zollhaus. Als wir in Sicht des Gebaüdes kamen, griffen unsere Leute zu den Rudern und fuhren nach dem Ufer hinüber. War Tempisque einsam, so war hier völlige Oede. Man hatte auf einige hundert Fuss die Baüme weggehauen und inmitten dieses freien Raums standen zwei überdachte Schuppen, hoch auf Pfählen ruhend, so dass ihr Fussboden acht bis zehn Fuss über dem Schlamme stand, welcher letztere jetzt theilweise vertrocknet, geborsten und mit Salz, das die Uiberfluthungen zurückgelassen, wie mit einem Aussatz betüpfelt war. Um zu diesen Gebaüden gelangen zu können, hatte man einen Baum so gefällt, dass er am Ufer hinabfallen musste; dieser Baum hatte auf seiner nach oben gekehrten Seite Einschnitte und an den Seiten waren Pfähle eingetrieben, um zu verhindern, dass nicht etwa, wer es versuchen sollte hinüberzugehen, in den Schlamm ausglitte. Als wir nahten, ward die nicaraguanische Fahne entfaltet und das halbe Dutzend Soldaten, welche die Wachmannschaft bildeten, wurden auf der Platform der ersten Barake aufgestellt. Sie präsentirten das Gewehr vor uns und führten auf das kräftige Commandowort des Commandanten noch andere Formalitäten aus, und zwar mit einer Gewichtigkeit und einem Ernste, die sich in Betracht des Orts und der Umstände ziemlich komisch ausnahmen. Der Commandant half mir auf den schlammbedeckten Baumstamm und auf die Platform des Zollgebaüdes hinauf und wies mir einen Sitz in einer Hängematte an. Unter dem Dache waren verschiedene sargähnliche, mit baumwollnen Vorhängen dicht verschlossene Verschläge, zu denen man mittelst in die Pfosten des Gebaüdes eingeschlagener Pflöcke hinaufgelangte. Diess waren die *dormitorios* oder Schlafstätten, die um der Mosquitos willen so stark verschanzt waren. Vom Dache hingen grosse Massen von Pisangs, reife und unreife, im bunten Durcheinander mit gesalzenem Rindfleisch (*tasajo*) herab. An dem einem Ende der Platform bildete ein grosser, mit Sand gefüllter Kasten die Feuerstätte, um welche ein Paar alte Weiber mit Mahlen des Korns zu Tortillas beschäftigt waren.

Der Commandant lächelte über meine sichtliche Verwunderung und fragte mich, ob wir in den Vereinigten Staaten etwas Aehnliches von Zollhaüsern wie dieses hätten. Es wäre, fügte er hinzu, ein köstlicher Ort zum Philosophiren, ausserdem auch für junge Officiere, die gewohnt wären, in Saus und Braus zu leben, recht wohl geeignet, denn hier wären sie nicht im Stande, auch nur einen *cuartillo* ihrer Löhnung durchzubringen. Er hätte diesen Posten seit drei Monaten inne; aber die Regierung wäre so gnädig und barmherzig, einem Manne diese Strafe niemals länger als auf sechs Monate aufzuerlegen, er müsste denn ihr besonderes Missfallen erregt haben. „Offen gesagt", fuhr der Commandant fort, „war meine Liebe zu den Frauen der Grund zu meiner Verbannung; nicht dass ich ungenirter oder unmässiger in meinen Liebschaften gewesen wäre als Andere, sondern weil mein Vorgesetzter mein Rival war!" Der Commandant machte eine witzige Anspielung auf König David und auf das schlechte Beispiel, das er seinen Untergebenen gegeben. Hiernach würde ich den Commandanten mit der Uiberzeugung verlassen haben, dass er, welches auch seine frühern Vergehen gewesen sein möchten, jetzt ein gebesserter und anständiger junger Mann sei. Aber gerade in dem Augenblicke wurden die Vorhänge eines der obenerwähnten *dormitorios* auseinandergeschoben und ein Paar Atlas-Pantöffelchen und auch noch ein Paar zarte Füsschen kamen daraus hervor, worauf dann die ganze Gestalt eines gelben Mädchens von mehr als gewöhnlichen Ansprüchen auf Schönheit und in das stattlichste nicaraguanische Kostüm gekleidet nachfolgte. Ich begriff sofort, dass sie bei unsrer Ankunft in die Schlafstelle entschlüpft war, um ihre Toilette zu machen, und als mir sie der Commandant als seine *sobrina* (Nichte) vorstellte, rief ich ihm blos das Wort zu: *picaro!* (Sie Schelm!)

Es gab wenig an diesem einsamen Orte, was uns interessiren konnte, und obwohl der Commandant in uns drang, zum Mittagsessen dazubleiben, so war es uns doch von grösserer Wichtigkeit, die eingetretene Ebbe zu benutzen als zu essen; und so wurden denn die sechs Soldaten von Neuem in Parade aufgestellt, und wir stiessen ab und trieben mit dem Strome fort. Als wir um die erste Krümmung kamen, entdeckten wir mehre grosse, am Ufer festgebundene Boote, die die Rückkehr der Fluth abwarteten, um den Strom hinaufzufahren — denn die Strömung im Fahrwasser ist so stark, dass es unmöglich ist, ihr entgegenzurudern. Daher geschieht hier alles Schiffen mittelst des Steigens und Fallens des Wassers. Die Boote waren von Männern, Weibern und Kindern, die dem Schauplatze des Krieges in Honduras entflohen, vollgepfropft. Sie gaben uns eine verworrene Erzählung von dem Vorrücken des Generals Guardiola nach der Küste zu und sagten, es hätte eine Schlacht stattgefunden, in welcher die Regierungstruppen geschlagen worden wären, und noch eine Menge anderer beunruhigender Gerüchte, die sich nachher als unbegründet auswiesen.

Um 6 Uhr hatte das Wasser den tiefsten und niedrigsten Stand erreicht und unsre Leute bedienten sich eine Weile der Ruder. Aber in dem Augenblicke, wo die Fluth begann, stiessen sie nach einer Stelle zu, wo eine kleine Waldblösse und einiges Gras zeigten, dass das Ufer etwas erhöht war, und machten den Bongo an den Wurzeln der überhangenden Manglebaüme fest. Die Ufer fielen sehr jäh ab und waren mit kleinen Bernhardskrebsen bedeckt, die unter den Baümen paradirten und



Rob. Kupfer sc.

Tigerinsel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

auf deren Wurzeln zu Tausenden umherkrochen. Einige unsrer Leute zogen sich aus, zerrten sich an den schlammigen Uferwänden empor und machten mit einigem mitgebrachten Holze ein Feuer an. Wir unsers Theils versuchten uns im Fischen, hatten aber nicht einmal so viel Glück, dass ein Fisch auch nur angebissen hätte. Und doch wimmelte es von Fischen einer besondern Species um uns, die von den Bootsleuten wegen ihrer Glotzaugen, die oben auf dem Kopfe sitzen und wie Blasen über das Wasser vorragen, *anteojos* d. i. Brillen, Gucker, genannt wurden. Sie waren von sechs Zoll bis zu einem Fuss lang, hatten einen schmutziggelben Leib und zogen in Schwärmen. Wurden sie in Furcht gesetzt, so schossen sie davon, wobei sie förmlich aus dem Wasser sprangen und einen Lärmen machten gleich dem Schusse eines Rehpostens. Diese unverschämten Dinger schaarten sich, während wir fischten, um unser Boot und starrten uns mit ihren Knallaugen an als wollten sie sagen: „Ihr Dummerjans!"

Unser Boot hob sich mit der Fluth, und als wir die Zweige der überhangenden Baüme erreichen konnten, kletterten wir ans Ufer hinauf. Hier fanden wir einen freien, sandigen, hundert Quadratfuss grossen Platz, mit Spuren von Feuern und mit Auster- und Muschelschalen bedeckt — zum Beweise, dass es eine Lieblingshaltestätte der Bootsleute war. Die Sonne war schon so tief gesunken, dass der ganze Estero im Schatten lag, während die gegenüberliegenden belaubten Ufer noch im Lichte erglühten. Ich war ganz hingerissen von dem Anblick und schlürfte meinen Claret inmitten der schwarzbraunen Ruderer mit einem wahrhaft Robinson Crusoe'schen Gefühle. Als die Nacht hereinbrach, stiessen wir in den Estero hinaus, um den Mosquitos auszuweichen, und liessen unsern Anker (einen grossen Stein!) in eilf Faden tiefes Wasser fallen.

Der Mond war über sein erstes Viertel und die Nacht eine der reizendsten. Die Stille ward durch nichts unterbrochen ausser durch das vom Seewind herbeigetragene Brausen der fernen Brandung, und dann und wann durch ein Plumpen ins Wasser, wie von einem Alligator. Ich habe schon gesagt, dass in dieser Jahreszeit, wo das Gras auf den Hügeln sammt der ephemeren Vegetation überhaupt verdorrt und verschmachtet ist, beinahe das ganze Land brennt und leuchtet. Die Wälder, durch die wir diesen Morgen geritten waren, wurden von Feuersaülen durchschritten. Und jetzt sahen wir, als es dunkelte, diese Saülen langsam sich an den Abhängen des grossen Vulkans hinaufziehen. Um Mitternacht hatten sie seinen Scheitel erreicht und boten, seitlich sich ausbreitend, den Anblick eines feurigen Triangels, der gegen den Himmel deutlich sichtbar war. So muss der Vulkan in jener fernen Zeit gesehen haben, wo die geschmolzene Lava an seinen steilen Seiten niederfloss und die Ebene an seinem Fusse verwüstete.

Als während der Nacht die Fluth wiederkehrte, hob unser Patron den Anker und liess sich mit dem Strome forttreiben. Die Bewegung störte mich nicht in meinem Schlummer, und als ich am nächsten Morgen erwachte, waren wir inmitten der Fonseca-Bai und steuerten bei gutem Winde und mit vollen Segeln der Tigerinsel zu, deren hohe, dämmernde Kegelgestalt gerade vor uns aufstieg*). Uns zur Rechten in der Ferne,

*) S. das Titelkupfer und den beiliegenden Stich.

aber im Morgenlichte deutlich sichtbar, lag der niedrige zerrissene Vulkan Coseguina *), dessen furchtbaren Ausbruch im J. 1838 ich bereits beschrieben habe, und noch andere Vulkane und vulkanische Piks begränzten die herrliche Bai. Delphine, die uns umtummelten, und Meerquappen, die in der Luft sich schwebend hielten oder dicht über den tiefgrünen Wellen langsam mit ihren Schwingen schlugen, alles erinnerte uns, dass wir dem grossen Ocean nahe waren. Wir durchschnitten das Wasser mit grosser Schnelligkeit und waren um 11 Uhr, als der frische Wind nachzulassen begann, nur noch fünf bis sechs Meilen von der Insel entfernt, die jetzt den prachtvollsten Anblick darbot. Sie hat gegen dreissig Meilen im Umfange und ihre Ufer sind abschüssig; aber gerade in der Mitte erhebt sich ein vulkanischer Berg von regelmässiger Kegelgestalt und zwischen vier- bis fünftausend Fuss Höhe, der fast bis zum Gipfel hinauf mit einem Mantel von Baümen umkleidet ist. Nur die Kuppe selbst ist kahl und wie es scheint mit verbrannter Erde von kräftig brauner Farbe bedeckt.

Als Nachmittags der Wind gänzlich erstorben war, griffen die Leute zu ihren Rudern und wir fuhren über zwei Stunden lang immer am Fusse der Insel hin, bevor wir den Hafen von Amapala an ihrer nördlichen Seite erreichten. Stellenweise trat das Ufer weit heraus und war schroff abgestürzt, wo übereinandergeschichtete schwarze Lavafelsen von erschreckendem Aussehn, auf denen Seevögel zu Hunderten sassen, hohe Mauern bildeten; an andern Stellen trat es wieder zurück und bildete ruhige kleine Baien mit breitem, sandigem Strande und einem dichten Hintergrunde von Baümen. Endlich kamen wir zu einer Stelle, die der Eingang zu einem engen Thale zu sein schien, wo man theilweise den Wald beseitigt hatte und die Strohdächer der rings mit grasendem Vieh umgebenen Hütten unter ihrem dichten Laubdach hervorschauten; bis wir gleich darnach, nachdem wir ein jähabfallendes Lava-Vorgebirge umfahren, wo die Engländer zum Zeichen, dass sie „im Namen Ihrer Majestät Victoria I.“ Besitz von der Insel genommen, das Banner ihres Landes aufgepflanzt hatten, in die kleine Bai Amapala flogen.

Es lagen zwei Briggs, eine holländische und eine amerikanische unter chilenischer Flagge, im Hafen, der ruhig und spiegelglatt war und halbmondförmig ins Land sich einbog, zu beiden Seiten ein hohes Vorgebirge, vorn aber einen breiten offnen Strand hatte, auf welchem eine grosse Menge Bongos und Canoas nebst einem oder zwei kleinen schmucken Schoonern heraufgezogen lagen. Die Hütten der Einwohner von Amapala, von Rohr gebaut und auf die gewöhnliche Weise überdacht, zogen sich in einer Reihe längs der Krümmung des Ufers hin. Hinter ihnen stieg das Land als breiter Rücken sanft an und über Alles thürmte sich der Vulkan El Tigre empor. Was an dem Städtchen am Meisten in die Augen fiel, waren die beiden ungeheuren Waarenhaüser, die einem italiänischen Kaufmanne, Don Carlos Dardano, angehörten, dessen Unternehmungsgeist den Ort zu einer gewissen Bedeutung gehoben hatte. Durch seinen Einfluss erklärte der Staat Honduras, dem die Insel zugehört, ihn zu einem Freihafen und gewährte jeder Familie, die sich hier ansiedeln würde, ein gewisses Stück Land zu. Auf diese Weise ist es gekommen, dass Ama-

*) S. auf Taf. VII. Fig. 44.

pala innerhalb zwei oder drei Jahren aus einem zeitweiligen Halteplatze für Fischer zu einer Stadt von einer ansehnlichen, in stetem Wachsthum begriffenen Bevölkerung mit immer mehr aufblühendem Handel sich erhoben hat und jetzt hoffen lässt, dass es mit La Union, dem einzigen Hafen San Salvadors an der Fonseca-Bai, werde rivalisiren können.

Wir landeten im Angesichte des grössten Waarenhauses, das durch Decret der Regierung jetzt geschlossen war, weil Don Carlos schwach genug gewesen, unter der zeitweiligen Occupation der Engländer das Amt eines „Oberaufsehers *(Superintendent)* der Tigerinsel“ anzunehmen, und bei deren Raümung sich nach San Salvador hatte flüchten müssen. Wir trafen indessen einen seiner Agenten an, einen Deutschen, der mit seiner Familie in dem kleinern Gebaüde wohnte, wo er unter gewaltigen Haufen von Haüten und hochaufgestapelten Indigo- und Tabaksballen, Säcken chilenischen Mehls und Waarenkisten ass und schlief. Er benahm sich als höflicher, gebildeter Mann, trug aber das Hemd über den Pantalons und bequemte sich überhaupt den Sitten des Volkes, unter dem er lebte, an.

Der Commandant des Hafens war mit dem grössten Theile der Besatzung abgezogen und zu den Regierungstruppen bei Nacaome gestossen. Sein Stellvertreter indess stellte sich in förmlichster Weise mir „zur Verfügung“; ich begehrte aber nichts von seinen Aufmerksamkeiten als einen Führer, der uns auf die Höhe des den Hafen überschauenden Hügels bringen sollte. Nach einem halbstündigen Klettern gelangten wir hinauf. Der Hügel war oben frei und beherrschte die ausgedehnteste Aussicht über die Bai, deren Inseln und die fernen Küsten. Auf der einen Seite lagen Stadt und Hafen zu unsern Füssen und zwischen ihnen und uns zog sich ein breiter Gürtel von Baümen hin; auf der andern Seite dehnte sich eine weite Savane wie ein riesiges Amphitheater mit Gärten von schrankenloser Uippigkeit vor uns aus. Diess bildete aber nur den Vordergrund des vor uns sich entrollenden prachtvollen Panorama's, das alle Elemente des Erhabenen und Schönen in sich schloss*). Auf der einen Seite hat man den wilden und eckigen Vulkan Coseguina, auf der andern den Conchagua, der sich durch seine regelmässigen Verhältnisse und seine langgestreckten Linien auszeichnet. Beide sind grossartige Landmarken, von der Natur hingestellt, um den Seefahrer zu dem weiten und sichern Hafen an ihrem Fusse zu geleiten. Zwischen ihnen liegen die hohen Inseln Conchaguita und Mianguira, welche die hochgehenden Wogen des Meeres brechen und das Thor zum Golf in drei breite Einfahrten theilen, durch die die grössten Fahrzeuge bequem passiren können. Alle diese Einfahrten werden, wie die Karte zeigt, von der Tigerinsel beherrscht, und dieser Umstand, in Verbindung mit ihrer Fähigkeit zu leichter Vertheidigung, ist es insbesondere, der der Insel ihre Wichtigkeit giebt.

Der Blick nach Norden umfasst die Inseln Martin Perez, Posesion und Punta de Sacate, die zu San Salvador, und Sacate Grande, die zu Honduras gehört. Diese sämmtlichen Inseln wurden von den Engländern zur Zeit ihrer piratenmässigen Landung auf der Tigerinsel weggenommen.

*) Ein kleiner Theil der Aussicht, nämlich die Einfahrt in die Bai vom Meere her, ist auf dem Titelkupfer dargestellt.

Sacate Grande ist die grösste und gleich den übrigen vulkanischen Ursprungs. Sie ist wild und phantastisch gestaltet und fast gänzlich von Waldbaümen entblösst. Die Schlackenhügel sind nur mit Sacate oder Gras bekleidet, das in der trocknen Jahreszeit gelb wird und der Insel das Ansehen giebt, als wäre sie mit reifen, goldnen Aehren bedeckt. Jenseits der Inseln, die, wie Herr Stephens bemerkt, die Inseln des griechischen Archipelagus an Schönheit übertreffen, zieht sich auf dem Festlande ein Berggürtel hin, aus welchem die Vulkane San Miguel und Guanacaure, sowie zahlreiche andere aber namenlose Piks hervorragen.

Nachdem ich eine Stunde auf dem Hügel mit Aufnahme der Bai und mit Messung der hauptsächlichsten Landmarken zugebracht, kehrte ich um 4 Uhr nach dem Hafen zurück, hungrig zwar, aber durch den Anblick zu sehr aufgeregt, um mich ermattet zu fühlen. Hier fand ich einen Officier der Regierung von Honduras, welcher hierher gekommen war, um neue Zufuhr für die Armee zu holen. Er theilte mir die beunruhigende Nachricht mit, dass General Guardiola an der Spitze von dreitausend Mann nur noch einen Tagemarsch von Nacaome entfernt wäre und dass man nun jede Stunde eine Schlacht erwarten könnte. Wenn es meine Absicht gewesen war, eine Nacht auf der Insel zu verbringen, so bestimmte mich diese Nachricht, wie die dringenden Bitten des Officiers selbst, sofort nach San Lorenzo und von da am nächsten Morgen nach Nacaome zu reisen. Aber unser Bongo lag hoch und trocken am Strande und wir mussten, um fortzukommen, erst das Steigen des Wassers abwarten. Mittlerweile assen wir zu Mittag und schlenderten am Ufer hin nach einem kleinen Landvorsprung, den die Engländer bei ihrem Hiersein zu befestigen versucht hatten. Sie hatten eine Art Pallisade errichtet, von einem Graben umgeben und mit Schiessscharten für grobes Geschütz und Löchern für Musketen versehen. Um aber Arbeit und Mühe zu sparen und doch den angreifenden Feind abzuschrecken, war ein beträchtlicher Theil der Verpallisadirung von einer Art Rohrflechtwerk erbaut und aussen mit Lehm beworfen. Auch hier waren Schiesslöcher für grobes Geschütz angebracht, und das Ding sah gerade so furchtbar aus wie so manche pappene Forts der Chinesen, die das Modell dazu hergegeben zu haben schienen. Die Einfriedigung diente gegenwärtig als Hürde für einige Schafe, die der Agent des Don Carlos jüngst auf die Insel eingeführt hatte. Ich hoffe, diess wird den Erbauern zu einigem Troste gereichen, da es ihnen doch angenehm sein muss, zu erfahren, dass ihre Mühen nicht ganz vergebens gewesen sind! *)

*) Hätte ich mir nicht ausdrücklich vorgenommen, jede weitlaüfige Berührung politischer Angelegenheiten, mit denen ich irgendwie verknüpft war, aus meinem Reiseberichte auszuschliessen, so würde hier der geeignete Ort sein, den wahren Hergang der Besitzergreifung dieser Insel und Bai durch die Officiere Grossbritanniens darzulegen. Dieser Hergang hat eine plump-lügenhafte Darstellung gefunden und ein britischer Gesandter ist so weit gegangen, nicht nur zu behaupten, dass die Gewaltthätigkeit durch Umstände „hervorgerufen" ward, welche sich begaben, nachdem die That geschehen war, und mit denen die Thäter völlig unbekannt waren, sondern auch in seiner Correspondenz mit einem Verbündeten zuzugeben, dass diese Behauptung bei vollständiger Kenntniss ihrer Falschheit geschehen sei, und zwar in der Absicht, diesen Verbündeten vor Hass zu schützen, indem man ihn unschuldigen Schultern aufbürdete!

Die Fonseca-Bai bildet wahrscheinlich den schönsten Hafen am stillen Ocean. An Geraümigkeit soll sie ihre einzige Rivalin, die Bai von San Francisco, noch übertreffen, die ihr an Gestalt sehr nahe kommt. Ihre ganze Länge innerhalb des Landes beträgt gegen 80 Meilen und die Breite 30 bis 35 Meilen. Die drei Staaten Honduras, San Salvador und Nicaragua haben Häfen an ihr. Ihr Haupthafen ist La Union, der an der ihr untergeordneten gleichnamigen Bai liegt und zu San Salvador gehört. Die innern Ufer sind flach, haben aber ein Land von unbegränzter Fruchtbarkeit hinter sich, das von mehren bedeutenden Flüssen, worunter einige beschifft werden können, durchströmt wird. Die Gebirge, welche die Bai vom Meere trennen, sind hoch und bieten ihr einen wirksamen Schutz vor Winden und Stürmen. Sie besitzt fast in jedem Theile Wasser in Uiberfluss für die grössten Schiffe, die in der kleinen Bai von Amapala innerhalb einer Kabellänge von der Küste liegen können. Die Einfahrt ist mit jedem Winde zu bewirken und zur Ausfahrt kann man stets die Fluth benutzen. Frisches Wasser ist im Uiberfluss auf den Inseln und längs den Küsten zu erholen; das Klima ist köstlich und gesund; die Berge in der Umgebung bieten vortreffliches Zimmerholz zum Bauen und Repariren der Schiffe dar; kurz, die Natur hat hier Alles in verschwenderischer Fülle erzeugt, was nöthig ist, um die Fonseca-Bai zu einem grossartigen Centralseehafen der Welt zu machen. Was ihr aber eine ganz besondre Wichtigkeit giebt und für die versuchte Besitzergreifung durch Grossbritannien bezeichnend ist, ist der Umstand, dass, wenn je ein Schiffskanal über den Continent eröffnet werden sollte, es mehr als Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass sein westlicher Endpunkt (über den Estero Real) in dieser Bai sein muss. Der Beweis für diese Ansicht wird an einem andern Orte geführt werden.

Die Inseln in der Bai sind von grosser Schönheit. Mehre derselben hatten vor Alters eine bedeutende indianische Bevölkerung. Zu Dampiers Zeit gab es zwei ansehnliche indianische Städte auf der Tigerinsel und eine auf Mianguira. Aber die Eingebornen wurden von den Piraten, die diese Bai zu ihrer Hauptstation an der Südsee machten, dergestalt bedrückt, dass sie auf das Festland flohen, von wo sie niemals wieder zurückgekehrt sind. Drake hatte sein Hauptquartier während seiner Operationen im stillen Meere auf der Tigerinsel, und seit vielen Jahren wird sie unter dem einen oder dem andern Vorwande von britischen Nationalschiffen haüfig besucht. Ihre Wichtigkeit als Seehafen ist von der Admiralität, auf deren Befehl sie im J. 1839 vom Kapitän Belcher von der königl. Marine sorgfältig gemessen ward, gar richtig verstanden worden. Niemals ist ein amerikanisches Kriegsschiff, wie wohl unnöthig ist hinzuzufügen, in den Gewässern dieser Bai erschienen, obgleich es dem beschränktesten Verstande einleuchtet, dass sie die ganze Küste von Panama bis San Diego vollständig beherrscht und in den Händen jeder seefahrenden Nation über den Transit durch beide Landengen und mit ihm über den Welthandel gebieten muss.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Abreise nach San Lorenzo — Morgenscenen — Neue Cavalcade — Eine Hochebene — Leben inmitten von Revolutionen — Nacaome — Militärischer Empfang — General Cabañas — Ein Alarm — Unterhandlungen — Britische Einmischung — Ein Waffenstillstand — Aussichten auf gütlichen Vergleich — Revue bei Abend — Das Militär — Ein Nacht-Ritt — Rückkehr nach San Lorenzo.

Kurz vor Sonnenuntergang hatte die Fluth unser Boot gehoben, und da der Wind frisch und günstig war, so schifften wir uns nach San Lorenzo ein. Unsre Fahrt ging immer an der Küste von Sacate Grande hin. Die Hirten hatten hier am Nachmittage Feuer an das dürre Gras gelegt, und als die Nacht einbrach, erblickten wir es als eine breite Flammenmasse, die über die ganze Insel sich ausdehnte, ungeheure Wellen schwarzen Rauchs auftrieb und mit einem tiefen, beständigen Brausen gleich dem des Meeres sich fortwälzte. Oftmals schossen aus diesen Rauchwolken Flammensaülen gleich zuckenden Blitzen auf oder stürzten sich niederwärts und entzündeten das Gras, ehe die verzehrende Feuersaüle heranrückte. Es war ein imposantes Schauspiel und ich betrachtete es bis Mitternacht, wo ich dann unter die Chopa kroch und zum Schlafen mich hinstreckte.

Ich ward durch ein Gefühl des Erstickens aufgeweckt. Da es nämlich während der Nacht geregnet, so hatten die Bootsleute die Klappen der Chopa herabgelassen und so uns in einen niedrigen und engen Raum eingepfercht, der nicht viel grösser als ein gewöhnlicher Ofen war. Ich arbeitete mich rasch hervor und eilte auf die Pineta. Eben brach der Tag an und ein heisser, grauer Nebel umhüllte uns, jeden Gegenstand halb verbergend, aber auch vergrössernd. Ich vermochte nur so viel zu entdecken, dass der Bongo hoch oben auf einem breiten, schwarzen Strande lag, fünfzig Schritte von einem abschreckend aussehenden Flusse, dessen gegenüberliegendes Ufer von tief sich niederbeugenden Baümen überhangen war. Die Bootsleute hatten sich sammt und sonders entfernt und ich wusste ganz und gar nicht, wo wir waren. Ich fühlte mich von einer Mattigkeit überwältigt, wie ich sie nie zuvor empfunden, und sehnte mich nach Wasser, wenn auch nur um mir Gesicht und Hände damit zu waschen. Obwohl der Fluss düster und melancholisch aussah, so meinte ich doch, er könne mich erfrischen. So stieg ich aus dem Boote, sank aber sogleich bis zum Knöchel in schwarzen, ekelhaften Schlamm ein. Dennoch schritt ich nach dem Wasser hin und hatte es beinahe erreicht, als ich eine Anzahl grosser Alligators entdeckte, die nicht zehn Fuss von mir ihre hässlichen Leiber durch den Schlamm schleppten. In dem trügerischen Lichte erschienen sie wie wahrhaft riesige Ungeheuer. Ich blieb nicht stehen, um zum zweiten Male nach ihnen hinzublicken, sondern zog mich nach dem Bongo mit einer Hast zurück, die ich fünf Minuten vorher für unmöglich gehalten haben würde. Hier weckte ich Ben und begann nach unserm Patron Halloh zu rufen. Alsbald vernahmen wir seine Stimme aus der Ferne und gleich darnach kam er herangeschritten, im Nebel einem der Genien aus den arabischen Märchen gleichend.

Es ergab sich, dass wir in einem vom Flusse Nacaome gebildeten Estero und zwar drei Leguas oberhalb seiner Mündung, und sechs Leguas

von der gleichnamigen Stadt, nach welcher wir wollten, uns befanden. Eine kleine Strecke weiterhin, uns zur Rechten, lagen, wie der Patron sagte, einige Viehwirthschaften, wohin er in Begleitung des Officiers, der uns begleitete, gegangen war, um Pferde zu unserer Reise zu bekommen. Ich fragte, was er ausgerichtet, und erhielt, wie ich erwartete, die Antwort *„no hay!“* ('s sind keine da), die wie gewöhnlich mit der ausdrucksvollen Bewegung mit dem Zeigefinger begleitet ward. Wahrlich eine tröstliche Aussicht, hier im Schlamme, in Nebeln und tödtlichen Dünsten und unter Alligators stecken bleiben zu müssen. Mein früheres Gefühl der Erschöpfung wich rasch einem unbestimmten Gefühle allgemeinen Missbehagens und Widerwillens. Entschlossen, das Schlimmste zu erfahren, hiess ich den Patron mich nach den genannten Orten hinführen. Es waren elende Hütten, in der Eile aus Zweigen und Palmblättern zusammengebaut und von einer Herde melancholischer Kühe umgeben, die einige fieberkrank aussehende Weiber zu melken beschäftigt waren. Ein kräftiger Mestize mit einer tiefen Schmarre über das Gesicht sass bei einem kleinen Feuer und drehte einige Stücke Fleisch über den Kohlen, und eine Rotte raüdiger Hunde umschlich knurrend und ihre langen weissen Zähne zeigend unsere Beine. Ich wünschte dem Mestizen einen guten Morgen; er warf einen verstohlenen und argwöhnischen Blick in die Höhe, gab aber keine Antwort. Inwieweit alle diese Dinge geeignet waren, meine gute Laune wiederherzustellen, kann der Leser leicht begreifen. Mein erster Gedanke war, einen oder ein Paar Hunde niederzuschiessen und ihren Herrn noch dazu, im Fall er etwa darob irgend Lärm erheben sollte; ich überlegte mir indess die Sache besser und setzte mich mürrisch in eine feuchte Hängematte nieder, die ich zwischen Baümen aufgeknüpft sah. Gleich darnach kamen auch meine Reisegefährten vom Bongo heran, und da der Nebel sich hob und Alles ein freundlicheres Ansehen bekam, so nahmen wir Besitz von des Mestizen Feuer und begannen unser Frühstück zu bereiten. Einige gewinnende Realen bewogen die Weiber, Tortillas für uns zu backen, und machten selbst den Mestizen ein Bisschen artig, — wenigstens gab er insofern ein Zeichen von Dankbarkeit, dass er seine bissigen Hunde von unsern Füssen hinwegstiess.

Kaum waren wir mit unserm Frühstück fertig, als unser Freund der Officier zurückkehrte, begleitet von einigen Indianern, von denen der eine ein Alcalde war und jeder ein Paar Pferde führte. Aber was für Pferde! Es waren *„caballos del campo!“* (Ackerpferde), rauhe, verwitterte Thiere, die schon längst den Geiern verschrieben waren. Zum Glück hatten wir unsere Sättel mitgenommen, und es dauerte nicht lange, so sassen wir auf und ritten unsers Weges dahin, — wenn anders das Bett des Flusses ein Weg genannt werden kann. Es war eine Cavalcade, die des Pinsels Hogarths würdig war, und jeder Reiter lachte aus vollem Halse über die komische Figur, die seine Kameraden machten. An der Spitze des Zugs ritt unser indianischer Alcalde mit der Miene eines Mannes, der einen schwierigen und mit Verantwortlichkeit verknüpften Dienst verrichtet. Er hatte von *„El Norte“* — vom „Norden“ — sprechen hören, aber keine recht deutlichen Begriffe von seiner Lage; er vermochte nicht zu sagen, ob er nordwärts oder südwärts läge, sondern wusste nur so viel, dass er *„muy poderoso“* — sehr mächtig — wäre und Kriegsschiffe und eine grosse Menge Kanonen besässe. Er führte uns am Strome

hinauf bis zu einer Furt, die wir überschritten und wornach wir einen breiten Weg einschlugen, der uns auf den nach Nacaome führenden „camino real" brachte. Die Vegetation im Flussthale war aüsserst üppig und bot Nahrung genug für viele Viehherden, die zur Zeit, wo die trockne Jahreszeit ihren Höhepunkt erreicht, von den hochgelegenen, versengten Grasflächen im Innern herabgetrieben werden, um hier zu weiden. Dieser Brauch gab uns Aufschluss über die vielen zeitweiligen Hütten, bei denen wir vorüberkamen, die nur auf einen oder zwei Monate, solange das Vieh im Thale weilte, errichtet wurden. Der Alcalde führte uns vom Wege ab in sein Haus, einen zwar rohen aber dauernden Wohnsitz, wo er darauf bestand, dass wir so lange verweilen sollten, bis wir einen Kürbiss voll Milch getrunken hätten; ich that ihm denn den Gefallen abzusteigen und auf einen Augenblick hineinzutreten. Die Weiber waren mit ihren ewigen Tortillas beschäftigt und setzten, anstatt zu unsrer Bewillkommung aufzustehen, verschüchtert ihre Arbeit fort. Sie waren augenscheinlich von reinem indianischem Stamm, aber von lichterer Farbe als die Indianer Nicaragua's. Sie gehören den sogenannten Cholutecanern an, ein offenbar mejicanischer Name und wahrscheinlich identisch mit Cholultecan, d. i. Volk von Cholula, dem Orte des grossen Teocalli oder Tempels. Eine kleine Strecke jenseits des Hauses des Alcalden erreichten wir eine breite Ebene, die hier und da mit arabischem Gummi-Gebüsch, vermischt mit Calabassenbaümen, bewachsen war. Diese waren der Aussicht nicht sehr hinderlich, und da zudem die Ebene hoch lag, so konnten wir das Land ringsum in weite Ferne überblicken. Hinter uns lag eine ausgedehnte und dichtbewaldete angeschwemmte Niederung, jenseits welcher die hohen Inseln des Golfs von Fonseca deutlich sichtbar waren, während gerade vor uns eine Reihe zerklüfteter blauer Berge sich erhob, die Auslaüfer des grossen Centralplateaus von Honduras. Wie wir weiter kamen, ward die Ebene freier, war aber stellenweise von schmalen, um wenige Fuss über den Boden hervorragenden Lavastreifen seltsam durchzogen. Zuletzt verschwanden die Gebüsche gänzlich und die Ebene nahm den Charakter einer wellenförmigen Savane an. Jetzt entdeckten wir in weiter Ferne vor uns, einer alten Festung ähnlich, die niedrigen, zerstreuten Gebaüde einer Hacienda, von welchen strahlenförmig steinerne Mauern, die ersten, die wir in Centralamerika gesehen, ausliefen. Das war ein angenehmer Anblick und begeisterte auch unsere Rocinanten der Art, dass sie mit freigebiger Anwendung von Peitsche und Sporen sich zu einem tollen Galopp bewegen liessen, den sie bis zur Hacienda beibehielten. Vor lauter Lachen über diesen Schnelllauf hatten wir die Sensation und Unruhe gar nicht bemerkt, die unsre heransprengende Cavalcade hier erregt hatte. Man hatte uns nämlich auf den ersten Blick für eine berittene Raüberschaar genommen; sowie man uns aber deutlich hatte erkennen können, war alle Besorgniss verschwunden, und so kam denn der Besitzer des Guts, ein langer, höflicher Mann, zu unsrer Bewillkommung uns entgegen. Wir stiegen ab, übergaben unsere schnaubenden Thiere den Knechten unterm breiten Corridor und traten in das Haus ein. Die Hälfte des grossen Saals war mit Ballen Tabak vollgefüllt, der aus den Ebenen von Santa Rosa im Innern kommend auf dem Wege nach der Tigerinsel war und von dort aus via Kap Horn nach Holland verschifft werden sollte!

Wir hatten noch nicht lange gesessen, als eine junge Dame mit einem

sehr geistreichen Gesicht, von anmuthsvollem und liebreichem Wesen und in amerikanischer Weise gekleidet ins Zimmer trat. Der Gutsbesitzer stellte sie uns als seine Tochter vor, die in Folge des Todes ihrer Mutter jetzt das Hauswesen führte. Sie unterhielt sich mit uns auf gelaüfige Art und ich merkte bald, dass sie eine gute Erziehung genossen und mit ihrem Vater sowohl die Vereinigten Staaten als auch Europa bereist hatte.

Die Unterhaltung drehte sich um die gegenwärtigen politischen Unruhen und wir erfuhren, dass General Guardiola die Nacht zuvor das Dorf Pespire, nur zwei Leguas von Nacaome, erreicht hatte und letztere Stadt wahrscheinlich noch am selben Tage angreifen würde. Ja, unser Wirth sagte mir, dass er bereits alles Werthvolle eingepackt und seine Pferde gesattelt hätte, um in dem Augenblicke, wo der Donner der Kanonen verkünden würde, dass alle Unterhandlungen und Vergleichsversuche gescheitert seien, nach San Salvador zu fliehen. „Was wird dann aber aus ihrem Besitzthum hier?“ frug ich. „Es wird geplündert werden,“ war die rasche Antwort, „aber nicht zum ersten Male, denn im Laufe der letzten sechs Jahre ist dieses Schicksal meinem Landgute zu dreien Malen widerfahren!“ Ich schauderte bei dem Gedanken an das Schicksal, das das zarte Mädchen treffen würde, wenn es aufs Schlimmste käme und ihres Vaters Fluchtplan fehlschlagen sollte. Sie sagte, ihr einziger Wunsch wäre, dass die Dinge eine entschiedne Wendung nehmen möchten; denn die schrecklichste Wirklichkeit wäre immer noch besser als diese peinliche Ungewissheit. Um sich selbst wäre sie wenig besorgt (und dabei wies sie bedeutungsvoll auf das Heft eines in ihrem Gürtel versteckten Dolchs), sie würde zwischen Leben und Tod nicht lange wählen, wenn nur nicht ihr Vater und ihre mutterlosen Schwestern wären.

Bis Nacaome waren noch zwei Leguas, und da ich wusste, in welchem Rufe General Guardiola wegen seines Ungestüms stand, so sah ich ein, dass der Zweck meines Besuchs nur dann zu erreichen wäre, wenn ich auf dem Kampfplatze anlangte, bevor ein Zusammentreffen stattgefunden hätte. Unser Wirth behauptete mit Bestimmtheit, dass der Tag nicht ohne eine Schlacht vorübergehen würde. In Folge dessen stiegen wir wieder auf und jagten so rasch vorwärts als unsere elenden Thiere uns tragen konnten. Kurz hinter der Hacienda wandte sich die Strasse wieder in das Thal des Flusses, der, da wir jetzt über die Niederungen hinaus waren und in Gebirgsland kamen, ganz das Ansehen eines Bergstroms annahm. Uiberhaupt bekam die ganze Landschaft nun einen andern Charakter und unterschied sich von allen Theilen des Landes (Honduras), die wir bis jetzt gesehen. Das Gestein war hier an Kupfer reich und hatte Quarz eingesprengt und der hier und da vortretende Granit zeigte, dass wir die Region der Urgebirge erreicht hatten. Die Berge waren nicht mehr isolirte Piks, sondern nahmen die Form lang fortlaufender breiter Rücken an. Der Fluss murmelte bald zwischen den Steinen hin, bald weitete er sich zu breiten, dunkeln Teichen aus und erinnerte uns an die obern Zuflüsse des Hudson.*)

Wir kamen bei verschiedenen Haüsern vorüber, die blos von Frauen bewohnt waren, indem die Männer entweder zur Armee getreten oder um der Conscription zu entgehen sich in die Gebirge geflüchtet hatten.

*) Eine kleine Ansicht aus dieser Gebirgslandschaft bietet Taf. VII. Fig. 49.

Etwa eine Legua von der Hacienda begegneten wir einem Manne mit langem Haar auf einem prächtigen Rosse und von wildem Banditenaussehen, der als Courier mit Depeschen vom Commandanten der San Salvadorischen Verbündeten in Nacaome nach dem Hafen La Union ritt. Einige von unserer Reisegesellschaft kannten ihn unter dem Namen „Diablo Negro“ — schwarzer Teufel — und er hatte einen Zwillingsbruder mit der kaum weniger ehrenrührigen Benennung „Diablo Blanco“ — weisser Teufel. Diese Zwillingsteufel waren im Lande bekannt wegen ihrer unermüdlichen Thätigkeit und Verwegenheit und die ihnen beigelegten Namen sollten Schmeichelnamen sein. Diablo Negro sagte uns, dass ein indianischer Botenlaüfer, von unserm officiellen Freunde abgefertigt, in Nacaome, bevor er (Diablo N.) es verlassen, angekommen wäre, — und dass die Armee auf der einen, Guardiola auf der andern Seite bereit wären, uns zu empfangen. Und dann lachte er geradheraus über seine eigne Bemerkung, die er offenbar für witzig halten mochte. Die Rebellen, sagte er, rückten eben vor, und wenn wir schnell ritten, könnten wir eine *„escaramuza“* oder ein Scharmützel mit ansehen, dessen Anblick unsern Seelen wohlthun würde. Und mit wildem Gelächter setzte Diablo Negro seinem Pferde die Sporen in die Seite und stürmte nach La Union davon.

Das Thal weitete sich allmälig aus und bald that sich ein grosses, von Hügeln umschlossenes Amphitheater vor unsern Blicken auf. Auf einer Anhöhe in der Mitte lag die Stadt Nacaome, deren weisse Haüsermauern und mit Stuck überkleideter Hauptkirchthurm im Glanz der Mittagssonne wie Silber leuchteten. Ein einziger Blick zeigte uns die zur Vertheidigung so günstige Lage der Stadt und erklärte es, warum die Regierung sie als letzten Haltpunkt ausgewählt hatte. Wir konnten deutlich erkennen, dass das Dach der Kirche mit Soldaten besetzt war, und die kriegerische Musik traf unser Ohr, durch die Ferne zwar gedämpft, aber doch mit ergreifendem Ernst und ominösem Klang. Unser officieller Freund, der uns vorausritt, hielt einen Augenblick an und horchte mit gespannter aber ängstlicher Miene, worauf er zu uns herankam und uns bat, wir möchten langsam vorwärtsziehen und ihn vorausreiten lassen, damit er sich überzeuge, was der Grund zu dieser besondern Geschäftigkeit der Besatzung wäre. Ich merkte, dass er dachte, Guardiola wäre im Begriffe einen Sturm auszuführen, und dass er besorgt war, uns in die Verwirrung, um nicht zu sagen in die Gefahr einer Schlacht zu verwickeln. Wir beschlossen, in einer kleinen Hohlung, die eine kurze Strecke vor uns lag, seine Rückkunft abzuwarten. Er dankte uns und galoppirte nach der Stadt zu. Die Dinge schienen jetzt allerdings zu einer Entscheidung kommen zu wollen; aber wir waren schon zu weit gegangen, um an ein Umkehren zu denken; und zudem waren unsere Pferde abgehetzt und würden, von Guardiola's Lanciers verfolgt, einen jämmerlichen Anblick dargeboten haben! Unsere nicaraguanischen Diener waren bleich und verstummt und ich versuchte vergebens ihnen guten Muth zu machen. Wir hätten gut reden und könnten wohl ruhig sein, sagten sie; wir wären in keiner Gefahr; mit ihnen dagegen würde Guardiola keine Umstände machen; und dabei fuhr der Redende, als Commentar zu seinen Bemerkungen, schaudernd mit der Hand über seine Kehle hinweg. Sie schienen zwar ein wenig beruhigt zu werden, als Ben unser Banner aufrollte, hielten sich aber doch gewissenhaft im Nachzuge, bereit beim ersten Erscheinen der Gefahr davonzulaufen

Wir harrten in der heissen Sonne der Rückkunft unsers officiellen Freundes, bis wir, des Wartens müde, uns weiter nach der Stadt zu in Bewegung setzten. Kaum waren wir indess aus der Hohlung heraus, als wir einer grossen Cavalcade von Officieren in voller Uniform und auf prächtigen Pferden begegneten. Darunter war ein einfach gekleideter, anspruchsloser Mann, der uns als Señor Lindo, Präsident von Honduras, vorgestellt ward. Er war von mittlern Jahren, aber die Sorgen hatten ihn zernagt und vorzeitig alt gemacht. In seinem Gefolge befand sich General Cabañas und ein grosser Theil jener treu ergebenen Officiere, die General Morazans Genossen in seinem letzten tapfern aber erfolglosen Kampfe zur Rettung der alten Union gewesen waren. Ich hatte viel von General Cabañas gehört, von seinem Edelmuth, seiner Tapferkeit und Leutseligkeit, und betrachtete ihn daher mit tiefer Theilnahme. Er ist ein kleiner, blasser Mann von 45 bis 50 Jahren, mit aüsserst milden Zügen und von sanftem, fast weiblichem Wesen. Doch dieses anspruchslose Aüssere birgt einen Geist, den kein Unglück beugen, kein Widerstand besiegen kann. Seit fünfzehn Jahren hat er in den politischen Angelegenheiten des Landes eine hervorragende Rolle gespielt; aber selbst seine tödtlichsten Feinde vermögen während dieser langen, anarchischen Zeit keine einzige von Selbstsucht befleckte oder von Hass oder Rache eingegebene Handlung von ihm aufzuweisen. Ich konnte nicht umhin zu denken, dass ihm in glücklichern Ländern und auf andern Feldern der Thätigkeit seine edlen Eigenschaften einen ausgezeichneten Namen unter den Männern, die die Welt mit Begeisterung ehrt, erworben haben möchten.

General Cabañas war jetzt Befehlshaber der San Salvadorischen Verbündeten und hatte den einzigen überlebenden Sohn seines Wohlthäters und Freundes Morazan als Adjutanten unter sich. Letzterer war ein schöner junger Mann von edlem Wesen und offnem, freiem Blicke, — wie man mir sagte, das vollkommne Abbild seines Vaters. Er sprach ein fliessendes Englisch und gab uns sofort eine genaue Darlegung des Standes der Dinge. Guardiola's Vorrücken konnte man bereits mit den Augen beobachten und man hatte ihm ein Detachement unter dem Befehle des Generals Barrios entgegengeworfen. Diess war die Bewegung, die unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen und unsern officiellen Geleiter beunruhigt hatte.

Ein kurzer Ritt brachte uns zu der Vorstadt von Nacaome. Die Hütten waren sämmtlich verschlossen und verlassen. An den in Flintenschussweite vom Hauptplatze gelegenen waren die Mauern mehre Fuss vom Boden herauf eingeschlagen, um zu verhindern, dass sie nicht etwa von den Stürmenden als Schutz oder Versteck gebraucht werden möchten. Der Platz selbst war verbarricadirt und in den Barricaden Schiessscharten für grobes Geschütz angebracht, das so postirt war, dass es die zum Platze führenden Strassen bestreichen konnte. Der alleinige Zugang war ein bedeckter Weg von solcher Schmalheit, dass ihn nur ein einziger Reiter auf einmal zu passiren vermochte. Die Truppen standen sämmtlich unter den Waffen und die Vertheidigungswerke waren vollständig bemannt-die Soldaten aber so bunt durcheinander equipirt, wie man sich's nur denken kann. Sie empfingen uns mit langanhaltenden Vivats und schienen sammt und sonders voll gutes Muths und voll Begeisterung zu sein. In

der blossen Nähe der Gefahr lag eine Art angenehmer Aufregung, mit welcher ich, wie ich gestehen muss, unwillkürlich sympathisirte.

Wir stiegen ab und wurden in den Saal eines grossen Hauses der Kirche gegenüber geführt, das offenbar einer nicht unvermögenden Familie gehört hatte. Es war aber verlassen und von allem Meublement entblösst, mit Ausnahme einiger Tische und Stühle und eines oder zweier andern Stücke, die zu schwer waren, als dass sie hätten mit Bequemlichkeit fortgeschafft werden können.

Wir hatten uns kaum niedergelassen und die Förmlichkeiten eines officiellen Empfangs waren noch nicht zu Ende, als auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes eine Kanone abgefeuert ward, worauf sofort Trommelwirbel und der Ruf „zu den Waffen! zu den Waffen!" ertönte. Wir sprangen alle gleichzeitig auf und im nächsten Augenblicke trat ein Officier herein und verkündete, dass ein Trupp von Guardiola's Reiterei die Wachen zu taüschen gewusst habe und in die Stadt eingedrungen sei. Señor Lindo sagte uns in aller Eile, wir möchten ohne Besorgniss sein, und bat uns, ihn auf einenAugenblick zu entschuldigen, und im Nu waren wir mutterseelenallein gelassen. Gleich darnach vernahm ich die helle und feste Stimme des Generals Cabañas, und als ich an die Thür trat, sah ich ihn in der Mitte des Platzes zu Pferde, wo er mit solcher Ruhe und Kaltblütigkeit seine Befehle austheilte, als hielte er eine Revue ab. Die Leute standen an den Barricaden drei Mann hoch, die Kanoniere mit brennenden Lunten, und ein Detachement stürmte durch das einzige Thor hinaus, um die Angreifenden abzuschneiden. Gewöhnt, eine centralamerikanische Armee Neuangeworbener für wenig besser als einen Haufen zusammengelaufenen Gesindels zu betrachten, war ich erstaunt über die Ordnung, Raschheit und das Feuer, womit jede Bewegung ausgeführt ward, und war ziemlich begierig zu erfahren, wie diese buntscheckigen Burschen fechten würden, wenn es an den Mann käme. Aber es zeigte sich bald, dass wir diessmal blos das Aufregende der Zurüstung zum Kampfe zu schmecken bekommen sollten. Denn während wir von dem Inhalte einer Schachtel mit Claret und etwas Brot und Käse, die der Präsident trotz des Tumults und Wirrwarrs uns zuzusenden Zeit gefunden hatte, uns zulangten und uns verwunderten, warum es nicht zum Handeln käme, und Betrachtungen über den wahrscheinlichen Ausgang anstellten, im Fall Guardiola wirklich sein Vorrücken zu verbergen gewusst und die Stadt überrascht hätte — trat ein junger Officier herein, mit Grüssen von Seiten des Generals Cabañas und mit der Nachricht, dass der Alarm durch einen kleinen Trupp Lanciers veranlasst worden wäre, die in blossem Uibermuthe in die Vorstadt eingedrungen wären, von denen man die Hälfte auf der Stelle zu Gefangnen gemacht hätte, während der Rest, hart verfolgt von einem Detachement Cavallerie, im vollen Rückzug begriffen wäre.

Nicht lange darnach kamen der Präsident und sein Sekretär wieder zurück und ich erfuhr nun, dass man bereits Commissare an Guardiola abgeschickt, in der Absicht, ihm gewisse Irrthümer, in die er gerathen, zu benehmen und seine friedliche Unterwerfung unter die Regierung zu erwirken. Der Präsident war der Meinung, dass das Einschreiten von San Salvador und wo nöthig auch von Nicaragua einen wesentlichen Einfluss auf das Verhalten des widerspänstigen Generals ausüben würde; allein

er fürchtete, dass am Ende doch böse Einflüsse und Rathschläge den Sieg davontragen möchten. Es war klar, dass Guardiola von den Servilen Guatemala's hintergangen worden war und dass sie und ihre auswärtigen Helfershelfer sich seiner bedient hatten, um den Eintritt von Honduras in die beabsichtigte neue Conföderation zu verhindern. Señor Lindo zeigte mir einen Brief von einem Manne, Namens Pavon, Sekretär beim britischen Geschäftsträger Herrn Chatfield, der an einen damals wegen Verraths mit Arrest belegten Verschwornen gerichtet und worin das ganze Complot der Servilen-Partei enthüllt war. Dieser Brief war dem Admiral Hornby, Commandanten der britischen Seemacht im stillen Meere (jetzt am Bord der „Asia" von 84 Kanonen im Hafen von La Union), anvertraut und von ihm aus Unachtsamkeit an die Regierung eingesandt worden. Herr Pavon wünschte darin seinem Freunde Glück dazu, dass die Dinge jetzt eine so entschiedene Wendung nähmen gegen die von ihm so genannten „falschen amerikanischen Principien (nämlich die Unionsprincipien), die von dem Repräsentanten der Vereinigten Staaten so eifrig und geflissentlich austrompetet würden;" worauf er ihm mit Wohlbehagen die vertrauliche Mittheilung macht, dass „der britische Admiral, von Herrn Chatfield mit gehörigen Instructionen versehen, nach La Union gehe" und dann weiter sagt: „Ich denke, seine Ankunft wird die Revolution zu einem günstigen Abschluss bringen!" Ob aber Herr Pavon die Wahrheit sagte, wenn er hinzufügte: „Herr Chatfield schreibt in diesem Augenblicke an den Admiral, trägt mir aber auf, Sie von seiner Seite zu grüssen und Ihnen zu sagen, dass Alles, was dieser Brief enthält, seine Billigung finde" — ob also Herr Pavon hiermit die Wahrheit sagte, das ist eine Sache, die er und sein Vorgesetzter unter sich abmachen mögen. Der Präsident war natürlich hoch entrüstet, als er entdeckte, dass die britische Legation der Mittelpunkt jener Intriguen und Complote, die den Staat zerrütteten, war, und sprach mit Leidenschaft von dem Versuche, den der „mit gehörigen Instructionen versehene" Admiral bei dieser Gelegenheit gemacht, den Staat zu zwingen, gewissen Forderungen von zweifelhafter Giltigkeit sich zu fügen und unter Verletzung der Gerechtigkeit und Staatsverfassung territoriale Rechte aufzugeben. Er begriff natürlich, dass diese rohe und feindselige Einmischung bestimmt war, die Insurgenten zu begünstigen und die Einsetzung einer schmiegsamern Regierung an Stelle der jetzt bestehenden zu erwirken.

Die Forderungen des britischen Admirals waren sicherlich ganz aussergewöhnlicher Art. Honduras hatte nämlich einige Monate zuvor einen Commissar zu einem ganz speciellen Zwecke nach dem Staate Costa Rica gesandt. Während dieser Commissar dort weilte, traf er mit dem britischen Geschäftsträger und seinem betriebsamen Sekretär zusammen, die unter sechs Augen ihn vermochten, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter Anderm die förmliche Abtretung gewisser Gebietstheile von Honduras an Grossbritannien aussprach. Der Commissar hatte keine Vollmacht, mit dem britischen Repräsentanten zu unterhandeln, und der Letztere wusste recht gut, dass keinerlei Uibereinkunft mit ihm für Honduras irgendwie bindend sein könnte. Auch hat in Wahrheit der Commissar sich nie herausgenommen, den sogenannten Vertrag seiner Regierung zu unterbreiten, und die erste officielle Kenntniss, die der Präsident davon erhielt, geschah durch eine vom britischen Admiral an ihn beigeschlossene Abschrift, die von der Forderung sofortiger Ratification und von Drohungen mit Bloka-

den und territorialen Besitzergreifungen für den Fall der Weigerung begleitet war!

Die Antwort der Regierung war höflich, aber entschieden: sie lehnte es schlechthin ab, das von Seiten des Commissars Geschehene zu ratificiren oder irgendwie anzuerkennen, da selbiger nicht nur ohne Vollmacht gehandelt, sondern sich auch die Ausübung von durch die Constitution verbotenen Gewalten angemasst hätte, wofür er eben jetzt in Verhaft gekommen wäre und ihm unter Anklage auf Landesverrath der Prozess gemacht werden würde. Diese Dinge mögen unglaublich erscheinen, sie sind aber nicht nur wahr, sondern geben auch einen schönen Commentar zu der ganzen Art und Weise der britischen Politik in Centralamerika. Ich muss hier noch beifügen, dass im Anfange der Admiral wahrscheinlich die Natur des Betrugs, den er versuchte, gar nicht gekannt hat; denn nach den erhaltenen Erklärungen der Regierung liess er, wie es scheint, die ganze Sache fallen.

Ich war eben mit der Prüfung der auf dieses ausserordentliche Verfahren bezüglichen Papiere beschäftigt, als Don Victorino Castellano, ein einflussreicher Bürger aus San Salvador, der an Guardiola zu dem Zwecke, seine Unterwerfung zu Stande zu bringen, als Commissar gesendet worden war, mit der erfreulichen Nachricht bei mir eintrat, dass man alle Aussicht auf Erfolg habe und dass Guardiola sein Vorrücken widerrufen und, um Zeit zu einer entscheidenden Ausgleichung der streitigen Punkte zu geben, eine dreitägige gänzliche Einstellung der Feindseligkeiten bewilligt habe. Er brachte auch wirklich die Bedingungen im Entwurfe mit, unter denen der General Willens war, ruhig seine Waffen niederzulegen und seine Mannschaft zu entlassen, nämlich: eine allgemeine Amnestie und die sofortige Zusammenberufung des gesetzgebenden Körpers des Staats, um über gewisse namhaft gemachte Missstände in der innern Verwaltung und insbesondre über den noch obschwebenden Plan einer Föderation zu verhandeln. Die letzte Clausel ward vom General offenbar in der Absicht aufgenommen, um sich von dem Verdachte zu reinigen, als unterstütze er den vorwiegenden, aber sehr künstlich verhüllten Zweck seiner bisherigen servilen Verbündeten.

Aus dem gemässigten Charakter dieser Forderungen überzeugte ich mich, dass alle Gefahr eines Zusammentreffens jetzt vorüber war und dass meine Dienste „zur Erhaltung des Friedens" nicht länger nöthig sein würden. Ich beschloss daher, nach der Bai zurückzukehren und von da aus meinen beabsichtigten Ausflug nach San Salvador zu machen. Dieser Entschluss ward von unsern nicaraguanischen Begleitern mit einer Freude aufgenommen, die an Ekstase gränzte, und sie hätten lieber gleich auf Knall und Fall die Pferde gesattelt und die Reise angetreten. Aber der Tag war glühendheiss und ich zog es vor, bei Mondenlicht nach San Lorenzo zu reiten.

Nachdem wir um 4 Uhr ein sehr schönes Mittagsmahl, das uns General Cabañas zugesandt, rasch vertilgt hatten, bestiegen wir den Kirchthurm, um von da aus die Abend-Revue mit anzusehen. Die Kirche ist ein grosses, zierliches Gebaüde mit einem schönen Altar und einigen verdunkelten alten Gemälden an den Wänden, welche aussahen als hätten sie seit Jahrhunderten hier gehangen. Vom Thurme aus genossen wir einer vollständigen Uibersicht der ganzen Umgegend. Nacaome ist, wie schon erwähnt, ein Ort von drei- bis viertausend Seelen, ist reinlich gehalten und recht hübsch gebaut und liegt auf einer Anhöhe in der Mitte eines brei-

ten, auf allen Seiten von Bergen umschlossenen Amphitheaters. Dieser grosse natürliche Circus hat nur Einen Eingang und Ausgang, nämlich durch das enge gewundene Thal des Flusses, der die Stadt beinahe rings umfliesst. Letzterer scheint zwei getrennte Gewässer zu bilden und daher mag sein Name herzuleiten sein, der in der mejicanischen Sprache zwei Leiber d. i. Doppelstrom bedeutet. Die Stadt liegt an der nach den Hauptstädten des Innern Tegucigalpa und Comyagua führenden Landstrasse, welchem Umstande sie einige Bedeutung zu danken hat. Sehr reiche Nahrung findet sie in der Umgebung, die fruchtbar ist und für Centralamerika erträglich angebaut genannt werden kann.

Vom Thurme aus konnten wir eine Menge Meierhöfe entdecken, von kleinen Pisang- und Yucapflanzungen umgeben: Bilder primitiver Einfachheit, die Gedanken an die unendlich reichen Freuden des ländlichen Lebens erweckten. Aber die Hütten waren alle verlassen, ihre Besitzer hatten sich in die Gebirge und Wälder geflüchtet, und ohne einen Trupp Lanciers mit ihren in der Sonne blitzenden Waffen hätte die Landschaft bei dem gänzlichen Mangel an Leben und Bewegung für eine gemalte gelten können.

Die Revue, die dicht vor der Stadt abgehalten ward, bot der Betrachtung dieses so reizenden und üppigen und doch so verlassenen und einsamen landschaftlichen Bildes eine angenehme Staffirung. Als die Soldaten in Parade aufgestellt waren, war ich verwundert über ihre Zahl und begriff nicht, wo man sie verborgen gehalten haben mochte. Sie zählten zwischen zwei- und dreitausend, der allerbuntscheckigste Menschenhaufen und waren, mit Ausnahme von etwa vierhundert „Veteranos“ aus San Salvador, je nach ihrem individuellen Geschmack gekleidet. Einige trugen Hemden, Andere Jacken, Viele aber weder diese noch jene, und wenn ich auch glaube, dass sie sämmtlich Hosen anhatten, so waren doch die Beine dieser Hosen von allen möglichen Längen und reichten in der Regel nur ein wenig bis unter das Knie. Es gab auch Spassvögel darunter, bei denen, wahrscheinlich um die Mannichfaltigkeit vollständig zu machen, das eine Hosenbein bis herab reichte, das andre aber aufgewickelt war. Da sah man die langen, Sandalen tragenden Caraiben aus Nord-Honduras grimmig und schweigsam neben den kleinern und lebhaftern Indianern aus San Salvador stehen; da gab es Ladiños und Mestizen, Weisse und Neger: eine lebendige Mosaik, so einzig in ihrer Art, dass ich sie mit nichts, was ich je zuvor gesehen, vergleichen konnte. Denjenigen, die an das wohlausgerüstete und uniformirte Militär andrer Länder gewöhnt sind, möchte diese Parade nur wenig besser denn als eine starke Caricatur erschienen sein. Sie zeigte allerdings nichts von kriegerischer Pracht und würde sich in Broadway oder Hyde Park ganz anders ausgenommen haben. Sobald es sich aber von den Wirklichkeiten des Kriegs, von ermüdenden Märschen, Unbill des Wetters, Hunger, Entbehrungen aller Art handelt, so würde die Ungleichheit nicht mehr so gross sein; denn diese Menschen marschiren unter einer tropischen Sonne 40, 50 und selbst 60 Meilen den Tag ohne eine andre Nahrung als einen Pisang und ein Stück Käse, schlafen ohne Obdach auf blosser Erde und ertragen ungeschwächt Strapazen, die eine europäische Armee in einer einzigen Woche aufreiben würden. Der militärische Erfolg beruht auf solchen Eigenschaften mehr als auf der blossen Tapferkeit im Kampfe. Die Soldaten Centralamerika's stehen aber in dieser Beziehung ihren Mann. Werden sie tüchtig angeführt, so fechten sie mit

Hartnäckigkeit und Verzweiflung. In ihrem Zusammentreffen mit den von Iturbide wider sie ausgesandten mejicanischen Truppen bewiesen sie sich als die bessern Soldaten und waren, wie überlegen auch der Feind sein mochte, fast ohne Ausnahme siegreich. Die Grausamkeiten, das barbarische Morden und die massenhaften Schlachtereien, welche viele ihrer Kämpfe unter sich gebrandmarkt haben, sind mehr dem Charakter ihrer Führer als einer natürlichen oder angebornen blutgierigen Sinnesart der Mannschaft selbst zuzuschreiben. General Cabañas sagte mir, dass es ihm niemals Mühe gekostet hätte, die Leidenschaften seiner Leute im Zaume zu halten; und zur Ehre dieses Officiers sei es gesagt, dass keiner seiner Siege durch jene Grausamkeiten geschändet worden ist, die in Centralamerika leider eher die Regel als die Ausnahme gebildet haben.

Es war Abend; der Mond schien glänzend auf die Façade der Hauptkirche von Nacaome und hob die magern alten Heiligen-Statuen, welche ihre Blenden füllten, stark hervor; auf der Terrasse vor der Kirche spielte das Musikchor die Nationalhymne und die vom Dienst erlösten Leute standen und lagen in Gruppen rings um den Platz und schienen friedsam und heiter gestimmt. Während wir an der Betrachtung dieses erfreulichen Bildes uns labten, wurden unsere Pferde vor unsere Thür geführt. Der Präsident drang in mich, dass ich noch bleiben möchte; aber überzeugt, dass ich nicht weiter nützlich sein könnte und dass unsre Gegenwart ihm materiell beschwerlich fallen würde, beharrte ich bei meinem Vorsatze abzureisen. Nachdem uns ein Trupp Lanciers zu unsrer Begleitung beigegeben worden, nahmen wir Abschied von unsern Freunden und traten, ihrem Feldzug einen guten Ausgang wünschend, unsre Rückreise an. Ich bemerkte, während wir durch die stillen Strassen defilirten, dass General Cabañas trotz der scheinbar günstigen Stimmung Guardiola's keine seiner Vorkehrungen eingestellt hatte. Von Verrätherei hatte er ja am Meisten gelitten und Verrätherei hatte die Republik gestürzt. So fanden wir überall in der Stadt Pikets aufgestellt und wurden mehr als ein Mal von Trupps, die in dem an der Strasse hinlaufenden Gebüsch sich verborgen hielten, durch ein „*quien vive?*" (wer da?) erschreckt.

Ich machte einen Augenblick in der Hacienda Halt, in welcher wir am Morgen verweilt hatten, und empfand eine wahrhaft selige Freude, als ich deren Besitzer von einem Theile seiner Angst und Ungewissheit erlösen konnte. Seine Tochter drückte mir beim Abschied dankbar die Hand; ihr Herz war zu voll, um sich aussprechen zu können, aber ihr Antlitz redete deutlicher als Worte von der Stärke jener Kindesliebe, die ihren höchsten Genuss in der Linderung des Kummers eines Vaters findet.

Die Hitze, Unruhe und Anstrengung während des Tages hatten uns tüchtig ermüdet, so dass mich, während wir über die schon beschriebene Ebene langsam dahintrabten, eine unbesiegliche Schläfrigkeit überfiel, ich wirklich einschlief und in diesem Zustande beinahe die ganze besagte Ebene durchritt. Ich ward erst aufgeweckt, als bei unserm Eintritt in das dicht mit Holz bestandene Thal des Flusses ein vorstehender Baumast mich heftig an den Kopf traf. Nach einer halben Stunde von hier aus kamen wir zu unserm Bongo, der, wenn er auch weit entfernt war luxuriöse Bequemlichkeiten darzubieten, doch gerade jetzt ein höchst willkommnes Ruheörtchen war. Ohne weitern Zeitverlust kroch ich unter die Chopa und in fünf Minuten umfing mich ein tiefer und traumloser Schlaf.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

La Union — Austern — Amerikanische Bücher — Chiquirin — Die französische Fregatte „La Sérieuse" — Admiral Hornby von der „Asia" — Französische und englische Kriegsschiffe — Besteigung des Vulkans Conchagua — Ein Gebirgsort — Eigenthümlichkeiten der Indianer — Las Tortilleras — Der Vulkan San Miguel — Föhrenwälder — Ein alter vulkanischer Krater — Der Krater des Conchagua — Schlackenkegel — Aussicht vom Vulkan — Wolkenmantel — Gefahrvolles Herabsteigen — Yololtoca — Der Pueblo Conchagua noch einmal — Eine Ehrenbezeigung — Indianisches Willkommen — Die heilige Woche — Teufel — Guardiola's Unterwerfung — San Salvador — Dessen innere und aüssere Lage.

Als der Morgen dämmerte, fuhren wir in die innere Bai von La Union ein, über welcher sich der gewaltige Vulkan Amapala oder Conchagua emporthürmt. Zwischen uns und der Küste, auf der Rhede von Chiquirin, in die sich ein klares Berggewässer vom Vulkan herab ergiesst und eine kleine Bai bildet, lagen das britische Linienschiff „Asia" von 84 Kanonen und die französische Fregatte „La Sérieuse". Das erstgenannte befand sich auf seinem gewohnten halbjährigen Besuche hier, um hohlen Ansprüchen Nachdruck zu geben, und die zweite, um die „Asia" und den Gang der Ereignisse in dieser Weltgegend zu überwachen. Officiere und Mannschaft waren, obgleich das Tageslicht kaum angebrochen, mit Sondirungen und andern Beobachtungen über die Tiefe, die Geraümigkeit u. s. w. der Bai beschäftigt.

Die Bai war ruhig und ein zweistündiges beständiges Rudern brachte uns vor La Union, einen kleinen Ort, der seine ganze Bedeutung dem Umstande dankt, dass er der Hafen der zwölf Leguas im Innern gelegenen Stadt San Miguel, des wichtigsten commerciellen Punktes in ganz Centralamerika, ist. Mit Ausnahme von drei oder vier grossen *bodegas* oder Waarenhaüsern, die der Regierung zugehörten und zur Aufnahme von Gütern unter Regieverschluss bestimmt waren, gab es an dem Orte nicht einen einzigen bemerkenswerthen Gegenstand zu sehen. Er hatte indessen ein gewisses Aussehen von Wohlstand und ein langer Dock oder Hafendamm, der eben im Bau begriffen war und zur Erleichterung des Landens und Verladens der Güter dienen sollte, zeigte, dass hier ein etwas unternehmenderer und rührigerer Geist herrschte, als wir sonstwo im Lande entdeckt.

Der Commandant Oberst Casceris hatte uns mit seinem Fernglase von weitem aus erkannt und stand mit meinen alten Freunden, dem Dr. Drivon und Herrn Mercher, bereits am Dock, um uns zu empfangen und zu bewillkommen. Er war ein schöner Officier und ein vollendeter Weltmann, den man in seiner geschmackvollen dunkelgrünen Halbuniform für einen Amerikaner hätte nehmen können. Er hatte so viel guten Takt, den Paradeaufzug seiner kleinen Besatzung zu unterlassen, und führte uns sofort zu seinem Hause, dem bessten im Orte, wo wir seiner Gattin Doña Maria vorgestellt wurden, einer schlanken, geistvollen und gebildeten Frau, deren herziges Willkommen uns sogleich heimisch machte. Diese Dame blieb sich während meines Hierweilens in ihrer Güte beständig gleich und hat mit ihren zwei reizenden kleinen Töchtern einen Eindruck auf mein Gemüth zurückgelassen, der ebenso angenehm als unverlöschlich ist.

Schon die mir angewiesenen Zimmer gaben den bessten Beweis, dass meine Wirthsleute in Hinsicht auf Bildung und schöne Talente sich weit

über das Gewöhnliche erhoben. Einen Theil des Saales nahm ein Piano und eine grosse Menge Musikalien ein und in meinem Zimmer stand eine Bibliothek, die reich an Meisterwerken war; unter welchen letztern ich Prescotts Mejico, Irvings Columbus, Coopers Spion, eine Uibersetzung von Livingstons Codex und spanische Lebensbeschreibungen von Washington und Dr. Franklin bemerkte. Coopers „Spion" scheint, wie ich beilaüfig erwähnen will, in Spanisch-Amerika besser bekannt zu sein als irgendein andres Werk in englischer Sprache; ich traf das Buch überall an, und als ich hernach den indianischen Pueblo Conchagua besuchte, zog es der Ober-Alcalde aus einem dunkeln Versteck des Rathhauses wie einen grossen Schatz hervor. Er sah es für eine wahre Geschichte an und betrachtete den „Señor Birch" als einen ganz ausserordentlichen Menschen und als das Muster eines Guerillero.

Dr. Drivon, der kürzlich in übelster Stimmung aus Californien zurückgekehrt war, hatte sich in Doña Antonia's Hause, nur eine kleine Strecke von meiner Wohnung entfernt, eingemiethet, und da er die Austern aus der Fonseca-Bai so oft gepriesen, so gab ich ihm zu verstehen, dass ich bereit wäre, sie zu versuchen und einer Kritik zu unterwerfen. Es fügte sich recht glücklich, dass die Indianer an diesem Morgen frischen Vorrath hereingebracht hatten, und so schickte er sofort uns einen ganzen Sack voll zu, die zum Frühstück servirt wurden. Sie waren klein, sehr fest und salzig und mundeten uns ganz vortrefflich. Wir stimmten alle darin überein, dass sie den bessten Newhavenern ganz gleich wären, und so stieg der Werth des Golfs von Fonseca in unsern Augen stracks um das Doppelte. Und wie wohlfeil waren sie! Man denke, so viel ein Mann zu tragen vermochte, für einen *medio* d. i. sechs Cents! Wir erhielten sie, solange wir in La Union verweilten, täglich drei Mal, und ehe wir schieden, unterrichtete ich Doña Maria in den Geheimnissen sie einzumachen, die dafür so freundlich war, mir durch den Regierungscourier während der ganzen Zeit, die ich noch im Lande verbrachte, allwöchentlich eine Kruke davon zuzusenden. An allen andern Orten an der Küste sind die Austern gross, weich und fadschmeckend. Wie es kommen mag, dass sie hier so ganz anders sind, ist eine Frage für Naturforscher; ich bürge blos für die Thatsache.

Während des Nachmittags erhielten wir die Aufwartung des Lieutenants der „Sérieuse" und von Seiten des Commandanten eine Einladung zum Besuche seiner Fregatte, den wir am folgenden Tage zu machen beschlossen. Wir brachen daher am nächsten Morgen in Begleitung eines Führers und des Herrn Mercher dorthin auf. Genannter Herr war unterm Kaiserreich Officier gewesen, wohnte seit dreissig Jahren in diesem Lande, ohne den Franzosen auch nur um ein Härchen abgelegt zu haben, und war ebenso bereit, für einen Präsidenten wie für einen Kaiser Hurrah zu rufen, und daher ebenso gegen England und die britische Vergrösserung, wie für die Verherrlichung von „la belle France" eingenommen. Ich ritt des Commandanten eignes Ross, ein edles Thier voll Feuer und doch so sanft, dass ein Kind es lenken konnte. M* brachte, wie gewöhnlich, die ganze Stadt in Alarm, als er in der Hauptstrasse von seinem Maulthier stürzte: ein Kunststückchen, das er in Folge beständiger Uibung ohne allen Nachtheil für sich auszuführen verstand. Die Entfernung bis Chiquirin, wo die Fahrzeuge vor Anker lagen, betrug zu Wasser zwölf, zu Lande nur sechs

Meilen. Unser Weg war weiter nichts als ein Maulthierpfad, der sich an den steilen Küsten hinzog und in Windungen über die zerklüfteten letzten Ausläufer des Vulkans zwischen Gestein und Felsblöcken und niedergestürzten Baümen, über die hinwegzukommen auf den ersten Blick unmöglich schien, führte. Nach einem schrecklichen Umherklettern erreichten wir ein Haüflein Hütten im Walde, „Pueblecita de Chiquirin" genannt, wo wir den Donner der Brandung unter uns vernehmen konnten. Jetzt ging es rasch abwärts und alsbald kamen wir auf einen breiten sandigen Strand, der einen kleinen Hafen umsaümte, in welchem die „Asia" und „La Sérieuse" vor Anker lagen. In diesen Hafen stürzte sich, zwischen den schwarzen Felsen herabspringend, ein klarer Bergstrom, an dessen Ufern unter hohen Baümen die Mannschaft der „Asia" eine temporäre Schmiede errichtet hatte. Ein Theil der Matrosen war mit Füllung der Wasserfässer beschäftigt, ein andrer schleppte einige Kühe nach den Schiffen hin, was eine recht lebendige und heitere Scene darbot. Man hatte uns von der „Sérieuse" aus schon entdeckt, so dass schon nach wenigen Minuten der Kapitän in seinem Gig ankam, um uns an Bord zu geleiten. Wir fuhren mit einiger Schwierigkeit ans Schiff hinüber; denn wenn auch die kleine Bai vor Winden gut geschützt ist, so ist sie doch einem der Eingänge des Golfs so nahe, dass die seitliche Deining kaum schwächer als die directe ist. Wir brachten mehre Stunden an Bord der Fregatte zu, die ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung war. Die Ausrüstung fasste alle neuesten Verbesserungen in sich und die Mannschaft bestand durchweg aus jungen und kräftigen Leuten. Nach einem Imbiss, der unter patriotischen und brüderlichen Toasten von beiden Seiten eingenommen ward, traf ich mit dem Kapitän eine Verabredung wegen einer Besteigung des nackten Gipfels des Vulkans, der über unsern Haüptern in die Wolken drang, für den folgenden Tag.

Ich erachtete es für eine Pflicht der Höflichkeit, dem Admiral einen Besuch abzustatten, und so fuhr ich mit Beiseitesetzung aller Etikette, aber mit der vorgeschriebnen Salve, in dem Boote des Kapitäns, das er mir gütigst zur Verfügung stellte, nach der „Asia" hinüber. Der Admiral empfing uns mit Herzlichkeit und führte uns in seine Kajüte, wo wir seine Gattin, deren Schwester und zwei seiner Töchter antrafen — insgesammt feingebildete Damen, in deren Gesellschaft wir eine höchst angenehme Stunde verbrachten. Es war uns eine wahre Wollust, wieder einmal unsre Muttersprache und obendrein von Frauenlippen zu hören, und ich bedauerte, dass ein in La Union schon gegebenes Versprechen mich hinderte, des Admirals gütige Einladung, die Nacht an Bord zu verbringen, anzunehmen. Die Damen waren grosse Freundinnen der Ornithologie und besassen eine sehr glänzende Sammlung ausgestopfter tropischer Vögel, deren Vermehrung ihre angelegentliche Sorge war. Es ward unter uns verabredet, dass sie an einem Tage in der Woche nach La Union kommen sollten, wobei ich mich verpflichtete, für einen Imbiss und Geflügel für die Gesellschaft zu sorgen.

Die „Asia" war ein grosses, schwerfälliges Fahrzeug, das von Menschen, Kühen und Hühnern ganz überfüllt war und wie ein Proviantschiff aussah. Seine Kanonen waren von leichtem Kaliber und im Vergleich mit den schweren Vierundsechszig- und Zweiunddreissigpfündern der „Sérieuse" wahrhaft kindisch und altväterisch. Wie ich durch seine Verdecke blickte und seine alten, plumpen, dummaussehenden Matrosen den jungen, leben-

digen und gescheiden Leuten des französischen Schiffs gegenüberhielt, konnte ich der Uiberzeugung nicht widerstehen, dass der Besitz des Dreizacks in Englands Händen mit jedem Tage unsicherer werde und dass ein neuer Krieg ihn denselben für immer entreissen dürfte. Die Handelsflotte der Vereinigten Staaten übertrifft die englische bereits; Englands Fahrzeuge werden in dem friedlichen Wettkampf des Handels auf allen Meeren geschlagen; und Frankreich rüstet sich, wenn anders es nicht schon gerüstet ist, den bei Trafalgar verlornen Ruhm mehr als wiederzugewinnen.

Admiral Hornby war indess das Muster eines offnen und herzigen Seemanns; und obwohl ich es für einen Mann aus Nelsons Schule und für einen Ritter vom Bathorden für ein recht armseliges Geschäft hielt, diese armen Teufel, die kleinen Regierungen Centralamerika's, durch Drohungen mit Blokaden und Gott weiss was Allem ins Bockshorn zu jagen, wenn sie ihre Redacteure nicht hinderten, „allgemeine und besondre Betrachtungen über das britische Gouvernement anzustellen," *) so freute ich mich doch über mein Zusammentreffen mit ihm und würde, um ihm einen Dienst zu erzeigen, Gott weiss wohin gegangen sein. Uiber die politischen Angelegenheiten Centralamerika's hatte er ganz wirre Vorstellungen, was auch natürlich war, da er die wenige Kenntniss, die er davon besass, offenbar von englischen Agenten hatte, die seit vielen Jahren im Lande residirten und gerade so arge Parteimenschen geworden waren wie nur ein Eingeborner es sein konnte, welche Theil nahmen an den localen und persönlichen Gehässigkeiten und Eifersüchteleien und mit den Aemtern, die sie bekleideten, geradezu Possenspiel trieben. Man hatte ihn instruirt, dass es seine Pflicht wäre, ganz besonders streng gegen Honduras, San Salvador und Nicaragua zu sein, die einzigen liberalen Staaten der ehemaligen Republik und zum Unglück die einzigen, welche gute Häfen und werthvolle Inseln besassen, die „im Namen Ihrer britannischen Majestät" in Besitz zu nehmen waren. Bis dahin hatten aber die Zwecke seines Besuchs nur einen armseligen Erfolg gehabt. Nicaragua hatte seine Noten damit beantwortet, dass es seinem Schreiben eine Abschrift desjenigen Artikels seiner Constitution, welcher die Pressfreiheit garantirt, beischloss; Honduras hatte sich rundweg geweigert, sich einen unconstitutionellen Vertrag aufzwingen

*) „Es sind in den Zeitungen Nicaragua's von Zeit zu Zeit eine Reihe von Artikeln erschienen, welche sich in allgemeinen und besondern Betrachtungen über die britische Regierung und deren achtbaren Repräsentanten Herrn Chatfield ergehen und auch die englische Nation im Ganzen und im Einzelen dem öffentlichen Unwillen preisgeben. Eine solche Sprache ist ungeeignet und ungerecht und ich bringe sie daher officiell vor Ihre Regierung, wobei ich des Glaubens lebe, dass sie von ihrem Einflusse über die öffentliche Presse Gebrauch machen und in Zukunft alle Beleidigungen dieser Art hindern werde. —— Ich beabsichtige in wenigen Tagen wieder nach diesem Hafen zurückzukehren, wo ich eine genügende Antwort auf diese Mittheilung vorzufinden erwarte." — Contreadmiral Hornby an den Staatssekretär von Nicaragua, d. 19. März 1850.

„Die Presse Nicaragua's hat die britische Nation im Ganzen und im Einzelen dem öffentlichen Unwillen nicht preisgegeben, es müsste denn durch die einfache Mittheilung solcher Acte, wie sie im Hafen von San Juan, auf der Tigerinsel und an andern Orten begangen worden sind, geschehen sein. Zum Beweise Ihrer Beschuldigung lässt sich nichts anführen, und der Oberdirector des Staats bedauert, Sir, dass Sie ihm rathen können, durch einen Angriff auf die in der Constitution des Staats auf die feierlichste Weise gewährleistete Freiheit der Presse einen ungesetzlichen Act zu begehen." Antwort des Señor Salinas, Staatssekretärs, d. 31. März 1850.

zu lassen, und San Salvador es mit gleicher Entschiedenheit abgelehnt, einen straffälligen Bürger auzuerkennen, der sich mit Vollmacht Herrn Chatfields als britischer Viceconsul gerirte. Und so musste denn am Ende der Admiral abziehen, ohne etwas Weiteres erreicht zu haben als eine Steigerung des Hasses gegen die britische Regierung — eines Hasses, der leider nur zu wohl begründet und die nothwendige Folge einer langen Kette von Beleidigungen und Angriffen war.

Unsere Rückreise nach La Union zeichnete sich durch nichts Bemerkenswerthes aus, ausser durch die unerbetene momentane Erscheinung von ein paar Pumas (Berglöwen) auf unserm Wege. Den Abend verbrachten wir mit den nöthigen Vorbereitungen zur Besteigung des Vulkans. Um 9 Uhr traf der Kapitän der Fregatte „La Sérieuse" ein und am nächsten Morgen, lange vor Tagesanbruch, traten wir in Begleitung eines Soldaten der Garnison, der mit einer ungeheuren, von Doña Maria wohlversehenen *alforja* (Quersack) bepackt war, unsre Wanderung an. Bald hatten wir die Stadt und das sie umgebende Gehölz passirt, worauf wir in eine finstre und wilde Schlucht ablenkten und das Steigen begann. Als der Tag aufdämmerte, bemerkte ich mit Verwunderung, dass der Weg ein breiter und festgetretener war, und wir begegneten von nun an einer Menge Indianer, Männern und Weibern, die mit Obst, Korn und andern Waaren beladen vom Vulkan herabkamen. Ich war in grosser Verlegenheit, wie ich mir eine Bevölkerung in dieser Felsenwüstenei erklären sollte, als sich der Weg mit einem Male an den fast senkrechten Wänden der Schlucht hinaufwand und wir in den indianischen Pueblo (Flecken) Conchagua gelangten. Die Lage dieses Ortes ist höchst merkwürdig. Es dehnt sich nämlich hier am Abhange des Vulkans eine breite, unregelmässige Platte aus, gleichsam der Kamm eines ungeheuren Lavafeldes, über das vor vielen Jahrhunderten die Lava nach dem Meere hinabgeflossen ist. Diese Platte ist mit Felsblöcken bedeckt, die in wilden und abschreckenden Haufen durcheinandergeworfen liegen und zwischen welche halbversteckt die Wohnungen der Einwohner gebaut sind. Wir marschirten einige Minuten durch die sich windenden Strassen hindurch und erreichten dann den grossen Marktplatz, in dessen Mitte eine niedrige malerische Kirche aus dem siebenzehnten Jahrhundert steht. Wir konnten kaum begreifen, wie es möglich war, dass in einem Lande mit breiten, fruchtbaren und wohlbewässerten Ebenen ein Fleck wie dieser wilde, unfruchtbare und völlig quellenlose zur Wohnung für ein menschliches Wesen, geschweige denn für eine ganze Gemeinde von zwei- bis dreitausend Seelen ausgewählt werden konnte. Nur Schutz- und Vertheidigungszwecke konnten die Sache erklären; und wenn auch schon vor der Zeit der Eroberung ein Ort hier existirt haben mag, so bin ich doch geneigt, der dunkeln Sage, die ich später hörte, Glauben zu schenken, dass ein grosser Theil dieser Indianer früher da wo jetzt La Union steht, wie auch auf den Inseln des Golfs wohnten und in der Folge nach diesem abgeschiedenen Orte flohen, um den Grausamkeiten der Boucaniers zu entgehen, die von 1650 an über ein halbes Jahrhundert diese Küste beunruhigten. Sie scheinen entschlossen, hier zu bleiben, obgleich sie jeden Tropfen Wassers, das sie brauchen, mit Ausnahme dessen, was sie in der Regenzeit aus den Wolken auffangen, über eine Legua weit herbeiholen müssen. Die Regierung von San Salvador hat alle Lockungsmittel — Schenkung von Ländereien,

Steuerfreiheit und andere Privilegien — an ihnen versucht, um sie zu bewegen, sich am Hafen anzusiedeln, aber sie haben sie standhaft zurückgewiesen.

Obgleich die Sonne noch nicht aufgegangen war, so war es doch schon lebendig in der Stadt und die ganze weibliche Bevölkerung war geschäftig, Tortillas zum Frühstück zu mahlen und zu backen. Durch die offenstehenden Hausthüren konnten wir Blicke ins Innere werfen und sie bei ihrer Arbeit sehen,*) die hier auf diesem unfruchtbaren Bergesabhang ebenso heiter und zufrieden waren als wenn ihnen das ganze platte Land gehört hätte, und die von diesen wilden Höhen aus der Herrscherin Sonne, dem strahlenden Sinnbilde ihrer Gottheit, ihre Verehrung darbrachten.

Kleine, von Pisangs, Palmen und Obstbaümen bedeckte Fleckchen Land nahmen die engen Raüme zwischen den Felshaufen und Hütten ein und vervollständigten ein Bild urzuständlichen Lebens, das nicht weniger rührend und schön, wenn auch minder üppig als das von Nindiri war. Unsere Erscheinung machte die grösste Sensation, so dass ich aus Furcht vor einer etwaigen Ehrenbezeigung unsern Führer zur Eile antrieb und in raschem Schritte das Städtchen passirte. Jenseits des Orts ward die Strasse holperiger und es zweigten sich Hunderte von Pfaden nach allen Richtungen von ihr ab. Wir kamen alsbald zu zu Zwecken des Anbaus urbar gemachten Ländereien. Uiberall, wo nur einige Quadratellen Erdreich waren, hatte man die Baüme und Gebüsche entfernt und Mais darauf gepflanzt. Auch gab es manche ansehnliche Lichtungen, die mit Stumpfen und gefallenen Baümen bedeckt waren, ähnlich denen, auf die der Wanderer an unsern Gränzen beständig trifft. Sie erinnerten mich an meine Gränzstreifzüge, Tausende von Meilen nach Norden hinauf; aber ich lauschte vergebens, ob die hellen gellenden Schläge von des Ansiedlers Axt aus der Oede herausschallen würden.

Rings von hohen vulkanischen Felsen umgeben wanden wir uns zwei Stunden lang immer aufwärts steigend durch labyrinthische Schluchten, tief von Baümen überschattet, durch deren dichtverschlungenes Laub wir nicht zu blicken vermochten. Endlich aber wurde der Wald lichter und um acht Uhr tauchten wir aus ihm heraus und standen auf dem grasigen und schlackigen Hange des Vulkans. Obgleich sein Gipfel uns jetzt ferner als je erschien, so überblickten wir doch von unserm Standorte aus ein fast endlos ausgedehntes Land. Zu unsern Füssen lag die Bai von La Union wie eine Landkarte ausgebreitet und wir konnten ihre Esteros (ins Land eindringende Arme), die zwischen den grünbekleideten angeschwemmten Niederungen gleich Silberfäden schimmerten, weit mit den Augen verfolgen. Zu unsrer Linken lag das breite Thal von San Miguel, aber dem Blicke verhüllt durch einen Nebel, der wie ein Milchmeer darüber lagerte und über welchem inselgleich der gewaltige Vulkan San Miguel — unter allen Vulkanen Centralamerika's, mit Ausnahme des Ometepec, der regelmässigste in seinen Formen — bis in die Wolken sich aufthürmte. Aus seiner Spitze stieg eine schwache Saüle weissen Rauchs auf, der in der Sonne in Regenbogenfarben spielte.**)

*) Taf. VIII. Fig. 46 giebt ein Bildchen von ein paar Tortilleras (Maistortenbäckerinnen).

**) Obgleich La Union 45 Meilen in gerader Linie vom Vulkan Conseguina entfernt liegt, so wurden doch die Wirkungen seines Ausbruchs im J. 1835

Nachdem wir hier eine Viertelstunde lang in stiller Bewunderung verweilt, setzten wir unsern Marsch weiter fort und kamen zu einem der kahlen Auslaüfer des Vulkans, der zu beiden Seiten tiefe Schluchten hatte, in denen der Wald, zu schmaler Linie zusammenschrumpfend, noch eine Strecke weiter aufwärts stieg. Diese Auslaüfer oder Rippen des Bergs sind mit langem, steifem Grase überdeckt, das ihnen das Ansehn grosser Glätte giebt; aber es verdeckt nur scharfe, eckige Felssteine und einen verrätherischen Schlackenboden, daher unser Weg hier mühsamer als im Walde war und unsere Maulthiere bei jedem Schritte immer mehr zu leiden hatten. Da ich bei unserm Abmarsche dem Kapitän die freie Wahl der Thiere anheimgestellt, so hatte er sich ein grosses, glattes, sanftes Maulthier gewählt, mir aber ein kleines, schwarzes überlassen, einen plumpen harten Traber, voll Mucken, aber fest wie Eisen. Der Kapitän war, solange wir guten Weg hatten, immer voraus gewesen und schien sich recht behaglich zu fühlen; jetzt aber, wo das Ansteigen in allem Ernste begann, liess ihn mein schwarzer Macho weit zurück. Der Kapitän spornte und peitschte und fluchte — Alles vergebens; ja, am Ende blieb gar sein Maulthier wie angenagelt stehen. Wir waren jetzt am obersten Ende der Schluchten, von wo aus der Kegel des Vulkans senkrecht und regelmässig wie die Pyramiden aufstieg. Auf der einen Seite unsers Weges, fünf- bis sechshundert Fuss tief unter uns, zog sich ein Gürtel von hohen schönen Föhren hin, unter denen wir mit unsern Gläsern eine Anzahl Indianer entdeckten, welche Zweige sammelten, um damit während der heiligen Woche Strassen und Kirchen zu schmücken. Bei unserm Ansteigen hatten wir so manchen Hirsch aufgeschreckt, die jetzt in Menge mit emporgehobenen Köpfen und vorwärtsgerichteten Ohren dastanden und uns von Fern betrachteten. Auch Hunderte von wilden türkischen Hähnen waren zu sehen, von denen ich, während der Kapitän sein Maulthier ausruhen liess, einen Trupp verfolgte und mit zwei Schüssen meiner Pistole zwei Stück tödtete: nebenbei gesagt, kein grosses Kunststück, da sie so zahm waren, dass ich bis auf fünfzig Fuss an sie herankommen konnte.

Der Marsch ging weiter und wir wanden uns jetzt an der Scheitelfläche des Berges in die Höhe, in solchem Zickzack, dass wir im Reiten die nächst über uns liegende Krümme beinahe mit den Händen erreichen konnten. Ich liess mein Thier den Weg sich selbst auswählen und es that diess mit einer Ruhe, als ob es auf ebenem Boden dahinschritte. Ich hatte nur immer Angst, dass die verhärtete Schlacke unter seinen Füssen nachgeben möchte, und als ich die Steilen hinabsah, schauderte ich bei dem Gedanken an die unvermeidliche Folge eines solchen Falls. Und so arbeiteten wir uns langsam und mühselig weiter und weiter an Abstürzen hinauf, die kein menschliches Wesen auf geradem Wege hätte erklimmen können. Endlich erreichten wir eine Stelle, wo irgendeinmal ein Erdrutsch stattgefunden und eine schmale Bank gebildet hatte, und hier war

hier in so furchtbarem Grade empfunden, dass die ganze Bevölkerung La Union verliess und verzweiflungsvoll nach San Miguel floh. Die herrschende Finsterniss war so gross, dass man genöthigt war, mit Fackeln einherzugehen, die indess nicht über zwei bis drei Schritte weit leuchteten. Den bestürzten Einwohnern, zu Fuss und beritten, folgte das ebenso erschrockene Vieh und selbst wilde, vor Angst zahm gewordene Thiere schlossen sich dem grauenvollen Zuge an, während die Vögel in ihrem Schrecken sich auf die Wandernden setzten und sich nicht fortjagen liessen.

es, wo des Kapitäns Maulesel abermals entschieden Halt machte, so dass weder Sporn noch Gerte vermögend waren, ihn wieder in Bewegung zu setzen, bis ich ihn endlich bei der Halfter fasste und es mir gelang, ihn auf den schmalen Weg zu bringen, worauf er wieder ruhig vorwärtsging. Um 9 Uhr hatten wir den Gipfel des ersten Piks erreicht und standen am Rande einer grossen trichterförmigen, mit Gras umwachsenen Einsenkung, die ein ehemaliger Krater gewesen war. Ihre Wände waren auf der einen Seite niedergestürzt und tief unter uns konnten wir die wilden Spuren des Lavastroms sehen, der aus ihr in das Meer geflossen war. Es waren dieser Ausmündungen eine Menge an verschiedenen Punkten zu bemerken, der Krater selbst aber lag noch immer über uns. In einer halben Stunde erreichten wir seinen Rand und wanden uns an seinem zerklüfteten Abhange auf eine breite Pläne in seinem Grunde hinab. Es war ein ungeheures, von steilen Felsen ummauertes Amphitheater. Die östliche Seite war hoch und mit einem schönen Fichtenwald bedeckt, die westliche eingesunken, mit einem Wasserquell an ihrem untersten Theile und von mannichfaltigen Baümen und Weingeranke umgeben, die eine Art Jungle bildeten, ein vielbesuchtes Stelldichein von wilden Thieren, wie uns unser Führer sagte. Der übrige Theil des Raums war mit Gras bewachsen, das jetzt in Folge der langen Trockenheit verdorrt und gelb aussah. Es war ein merkwürdiger Ort, der keinen Horizont ausser dem Felsenrande des Kraters und keine andere Aussicht bot als nach oben, wo die Sonne blendend von einem wolkenlosen Himmel niederstrahlte. Wir standen still und konnten gleich den Pulsschlägen des grossen Herzens der Erde die Gewässer des stillen Oceans an den Fuss des Berges schlagen hören. Ich dachte mir Milton hier eingeschlossen, wie er zum Himmel aufschauend der geheimnissvollen Sprache des Weltmeers lauscht und zu dem majestätischen Takte des Oceans in die Saiten seiner göttlichen Harfe greift.

„Gehen wir fort von hier,“ sagte schaudernd der Kapitän, „es ist ein grauenvoller Ort.“ Wir kletterten der Seite wo wir hineingestiegen gegenüber aus dem Krater wieder heraus und nach einem noch höhern Schlackenkegel hin, der mittelst eines schmalen Rückens mit der Hauptmasse des Bergs in Verbindung stand. Auf diesem Kegel, der mit dem Fusse im Meere stand, gleichwie ein Hüter des Eingangsthors zur Bai, hatte die Regierung eine Art Warte mit einem Flaggenstock errichtet, nebst einer Anzahl telegraphischer Zeichen, um Nachrichten nach dem Hafen zu befördern. Diess war der Punkt, den wir vor allen zu erreichen wünschten und von wo aus ich im Stande zu sein hoffte, die Zeichnung des ganzen Golfs aufzunehmen. Es mag kaum glaublich scheinen, aber der schmale, die beiden Piks verbindende Rücken war blos für einen Saumthierpfad breit genug; es war nicht anders als ginge man auf der Firste eines Hauses. Der Kapitän weigerte sich, darauf hinzureiten, und um in seiner Gesellschaft zu bleiben, stieg ich ebenfalls ab und wir gingen zu Fuss hinüber. Es war über 10 Uhr, als wir den Gipfel des Kegels erreichten. Obgleich wir durch unsere vielleicht unnöthigen Anstrengungen beinahe erschöpft waren, so verlor sich doch sogleich alles Gefühl von Ermattung bei der Grossartigkeit und Weite der Aussicht, die auf der einen Seite nur durch den grossen Scheiderücken der Cordilleren, der einer fernen matten Wolke glich, und auf der andern durch den Meereshorizont begränzt ward. Der Golf mit seinen Inseln rollte sich in sei-

ner ganzen Ausdehnung mit einem einzigen Blicke vor unserm Auge auf und es war als könnten wir fast in den grossen Nicaragua-See hineinsehen, dessen von Gebirgen eingerahmtes Bassin sich in unbegränzte Ferne hinaus erstreckte.

Am Fusse des Flaggenstocks stand eine kleine Hütte, halb in die Erde gegraben und das Dach mit schweren Steinen belastet, um zu verhindern, dass sie nicht von den Winden mit fortgenommen werde. Hier trafen wir einen breitschulterigen, lustigen Indianer an, welcher der Wächter oder die Schildwache war und über unsern Besuch sich herzlich freute. Obwohl schon seit sechs Jahren als „*observador*“ hier angestellt, waren wir doch die ersten „*blancos*“ (Weissen), die während dieser Zeit den Berg erstiegen hatten. Er holte sein Fernglas herbei und wurde uns beinahe lästig durch seinen Eifer, uns die interessantesten Punkte in der Umgebung des Golfs zu zeigen.

Mittlerweile langte unser Führer mit den Maulthieren und dem Reisesacke an. Unter unserm Gepäck hatten wir auch die Flagge der Vereinigten Staaten, die sogleich auf die Spitze der Signalstange hinaufgezogen und vom Hafen und der französischen Fregatte aus beantwortet ward. „Ich nehme das Omen an,“ sagte der Kapitän mit Ernst und, wie ich damals meinte und noch immer glaube, in prophetischem Geiste; „diese Flagge wird bald für alle Zeiten hier aufgepflanzt werden, als Symbol der Herrschaft über zwei Meere und der grössten Macht, welche die Welt je gesehen.“

Der Pik, auf dem wir standen, schien zum grossen Theil durch die aus dem Hauptkrater ausgeworfenen Schlacken und andere Materien gebildet worden zu sein. Es war ein sehr zugespitzter Kegel, dessen gerundete Kuppe nicht mehr als sechszig Fuss im Durchmesser hatte, so dass wirklich blos Raum war für uns, den Flaggenstock, die Hütte und die Maulesel. Es war jetzt Mittag, aber der Thermometer zeigte nur 68 ° F., während er zur gleichen Stunde am Hafen auf 86 ° stand, ein Unterschied von sechszehn (?) Graden.

Da wir mit dem anstrengenden Aufsteigen fast sechs Stunden zugebracht und uns tüchtig müde und hungrig gegangen, so traten wir, nachdem wir uns an der Neuheit der Scene etwas gesättigt, in die Hütte ein, sprachen dem reichlichen Inhalte der *alforja* des Führers gehörig zu und verfielen dann beide, ohne es zu wollen, in einen festen Schlaf. Ich ward vom Kapitän geweckt, der jämmerlich fröstelnd aussah, und ich selbst empfand beim Aufstehen eine unbehagliche Kälte. Wir krochen hervor und fanden jetzt, nach Verlauf von etwas mehr als einer Stunde, Alles gänzlich verändert. Uiber und um uns war zwar noch heller Sonnenschein, aber unter uns lag ein dichtes Meer milchweisser Wolken, die bald aufwärts bis zu unsern Füssen wogten, bald wieder sich in die Tiefe senkten und uns lange Strecken des kahlen Bergabhangs enthüllten. Ein Luftstrom, der vom Meere kam und mit Feuchtigkeit gesättigt war, hatte auf seinem Wege dem Vulkan begegnet und in seiner kältern Atmosphäre sich verdichtet. Auf meine Frage an den „Observador,“ ob diess eine gewöhnliche Erscheinung wäre, erwiederte er, dass sie beinahe täglich vorkäme, dass aber bisweilen der Wind nicht stark genug wäre, um den Nebel fortzutreiben, und dann sässe er Stunden lang sehr melancholisch in der Düsterniss da. Das wäre eine prächtige Zeit zum Beten, fügte er lachend hinzu.

In Zeit von einer Stunde hatten die Nebel sich zerstreut und die Aussicht war wieder ungehindert, weshalb wir jetzt mit Beihilfe des „Observador“ und unsers Führers die Messung der hauptsächlichsten Landmarken vornahmen, und dann uns damit unterhielten, Felssteine loszumachen und am Abhange des Kegels hinabzukollern. Sie liefen sprungweise hinunter und rissen bei jedem Aufprall Massen von Schlaken gleich Schaum in die Höhe, und wenn sie den Waldgürtel erreichten, konnten wir sehen, wie die Baüme vor ihnen niedersanken gleich dem Grase vor des Mähers Sichel. Eines von diesen Felsstücken, das wir nur mit Mühe hinabrollten, muss über eine Tonne gewogen haben, und wie wir später erfuhren, war es nur eine Viertelmeile von der Bai von Chiquirin in Stücke zersprungen.

Um 3 Uhr brachen wir im Geleite des „Observador,“ der sich erbot, uns einen bessern Weg zu zeigen, zu unserm Rückmarsch auf. Er brachte uns auf einen Pfad, der am Abhange des die vorgenannten zwei Piks verbindenden Jochs hinablief und so steil war, dass wir es bereuten, uns auf ihn eingelassen zu haben, zugleich aber auch so eng, dass ein Umdrehen unmöglich war. An manchen Stellen schloss mein Maulthier seine Füsse fest aneinander und glitt hundert Fuss auf einmal hinab. Hier hiess es „Alles oder nichts.“ Der Kapitän war hinter mir; auf welche Weise er aber vorwärtskam, das zu untersuchen hatte ich keine Zeit. Es war einer von jenen Fällen im Leben, wo Jeder egoistisch nur für sich selbst sorgt. Nachdem ich mich fünfzehn bis zwanzig Minuten lang auf diese Weise fortbewegt, fing mein Haar an, weniger Neigung zum Aufwärtsstehen zu zeigen, und ich gewann grosses Vertrauen zu meinem geschickten Thiere. Ich war nur wegen meiner Sattelgurte ängstlich.

In drei Viertelstunden, während welcher Zeit wir mehr als zweitausend Fuss herabgestiegen waren, erreichten wir die Spitze einer der Hauptschluchten, von denen der Berg durchschnitten wird, wo auf einem schmalen Vorsprung das Haüschen Juans des „Observadors“ gebaut war, in welchem seine Familie wohnte. Auch floss hier eine reiche Quelle, Yololtoca geheissen, die vollständig von Baümen überwölbt und eingeschlossen und in ein grosses, fünfzig Fuss langes, in alter Zeit in den Felsen gehauenes Reservoir gefasst war. Der Boden rings um dieselbe war mit flachen Steinen belegt und der Zugang von Mauerwerk geschützt. Ich war erstaunt, als ich erfuhr, dass die Bewohner von Conchagua aus dieser Quelle heute wie seit undenklichen Zeiten ihren hauptsächlichen Wasservorrath holen. Sie liegt volle zwei Drittel der Gesammthöhe des Vulkans hoch und über eine Legua von der Stadt entfernt. Während wir am Reservoir standen, um unsere Thiere trinken zu lassen, kam eine Schaar Mädchen mühsam eine Treppe herauf. Sie waren aus der Stadt und hatten, gleich den Aguadoras (Wasserträgerinnen) von Masaya, kleine Säcke über die Schultern gebunden, um ihre Wasserkrüge darin zu tragen, wenn sie es müde waren, sie auf dem Kopfe zu balanciren.

Nachdem wir einige Minuten ausgeruht, begannen wir von Neuem hinabzusteigen. Der Weg ward jetzt breiter und besser, aber an manchen Stellen, wo die Füsse der Aguadoras schmale Stufen in dem Felsen ausgetreten hatten, denen die Maulthiere gewissenhaft folgen mussten, war er doch ausserordentlich schwierig. Hier und da legte sich ein gefallener Baum quer über unsern Weg hinweg, über den wir unsere Maulthiere nur mit grosser Mühe und mittelst vieles Aufmunterns, Peitschens und Schrei-

ens brachten. Wir erreichten endlich eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Stadt Conchagua. Als wir ihr nahe kamen, bemerkten wir einen Mann, der auf einem hohen Felsen stand und eine gewaltig grosse Schnurre, wie sich ihrer in früherer Zeit die Nachtwächter in unsern Städten bedienten, in der Hand hielt. Diese setzte er in dem Augenblicke wo er uns erblickte in ihre schnurrende Bewegung, sprang dann von Fels zu Fels herab und verschwand in der Richtung nach der Stadt zu. Wie wir in die Nähe des Marktplatzes kamen, sahen wir was los war; Männer und Weiber, alle im Sonntagsrocke, eilten nach dieser Richtung und es war deutlich eine grosse Aufregung in der Stadt bemerkbar. Anfangs dachte ich, es wäre, weil wir in der Karwoche standen, eine Feierlichkeit los; als ich aber ein Paar Alcalden baarhaüptig und mit emporgehobenen Amtsstäben uns entgegengezogen kommen sah, da drängte sich mir die furchtbare Wahrheit auf, dass wir unwissentlich einer Ehrenbezeigung in den Rachen gefallen wären. Der Kapitän kam in sichtlicher Befremdung zu mir herangeritten und fragte, was ich dächte dass die Indianer wollten. Ich bekannte meine Unwissenheit. Mittlerweile hatten sich die Alcalden vor meinem Maulthier aufgepflanzt und einer derselben ergriff, ohne auch nur „mit Ihrer Erlaubniss“ zu sagen, den Zügel, während sein College anfing eine Anrede der Municipalität abzulesen, worin diese den „Repräsentanten der grossen und mächtigen Republik des Nordens“ bei seiner Ankunft in dem loyalen Pueblo Conchagua beglückwünschte, ihn zu einem Gastmahl, das, fügte er in Parenthese bei, auf dem Gemeindehause schon in Bereitschaft stände, einlud und mit den Worten schloss: „*Dios, Union, Libertad!*“ und „*Viva la República del Norte!*“ In die letztern fiel das Volk mit ein. Ich dankte ihnen in entsprechenden hyperbolischen Phrasen und stellte ihnen dann meinen Freund den Kapitän als einen Officier einer andern grossen Republik vor, worauf eine abermalige Anzahl Viva's die Runde machte — nicht auf die Republik Frankreich, sondern auf „den Freund des Ministers des Nordens!“ Als diess vorüber war, zogen wir, mit einem Alcalden an jeder Seite, nach dem Cabildo (Rathhause). Es war dieses ein grosses Gebaüde mit Lehmflur und einer Doppelreihe von Bänken, die unmittelbar an der Wand ringsherum liefen. An dem einen Ende war ein Auftritt mit drei oder vier kunstreich geschnitzten altmodischen Stühlen und einem Pult, wo die Alcalden ihre Sitzungen hielten und die Justiz handhabten, und an dem andern Ende befanden sich ein Paar Fussblöcke, worin bei Gelegenheit hartnäckige Verbrecher befestigt wurden. An der Mauer über den Sitzen der Alcalden hingen die Fetzen einer alten Fahne, deren Geschichte mir aber Niemand zu sagen wusste, ausser dass sie „*muy, muy antiguo*“ — sehr, sehr alt sei.

In der Mitte des Zimmers stand eine Tafel für sechs Personen: für den Kapitän, die beiden Oberalcalden, den *bastonero* oder Gerichtsmarschall, den Pfarrer und mich. Dieser Theil der Ehrenbezeigung war untadelhaft und die distinguirten Gäste spielten ihre Rollen mit Feuer und zur grossen Bewunderung der Zuschauer. Man lasse aber auch nur Einen den Vulkan Conchagua ersteigen, wenn er Appetit bekommen will! Ehe wir zur Hälfte fertig waren, ward es dunkel und es wurden ein Dutzend Jungen mit Fackeln hereingeführt und auf der Estrade der Alcalden aufpostirt und hier standen sie wie eherne Statuen, ohne sich zu rühren, bis dass wir abgespeist hatten. Es war diess das merkwürdigste Mahl meines Le-

bens, und es machte einen gar seltsamen Eindruck auf mich, als ich auf die dunkelbraunen, ernsten Gesichter der Indianer um mich blickte, wie sie, nur halb beleuchtet von dem Licht der Fackeln, in Reih und Glied dastanden, und als ich dann überdachte, dass hier, in den vulkanischen Wildnissen von San Salvador, unter einem Volke, in dessen Adern nicht ein Tropfen weisses Blut floss, diesen Abkömmlingen Jener, die einst gegen Cortez und Alvarado gekämpft, der Name eines Amerikaners nicht nur ein Schirm der Sicherheit, sondern auch ein Pass zu dem rohesten Herzen war. Es klang seltsam, sie von Washington als dem politischen Regenerator, nicht seines Vaterlandes allein, sondern des ganzen Continents und der Welt sprechen zu hören.

Wir kamen bei Mondenschein nach La Union zurück. Meine Reisegefährten hatten im Laufe dieses Tages der getroffenen Bestimmung gemäss ihre Rückreise nach Nicaragua angetreten und so war ich nun mit Ben allein. Ich hatte beschlossen, den Ausgang der Dinge bei Nacaome, woher wir bis jetzt gar keine Nachricht erhalten, hier abzuwarten. Noch in dieser selben Nacht marschirte eine Verstärkung aus San Miguel durch die stillen Strassen von La Union und in weniger als einer halben Stunde waren sie nach San Lorenzo eingeschifft. Es war ein forcirter Marsch und die praktische Antwort auf die von „Diablo Negro" überbrachten Depeschen.

Der folgende Tag war der heiligste in der heiligen Woche und ward mit Abfeuern von Geschütz auf dem kleinen Marktplatz eröffnet. Die Strassen trugen alle ihr schönstes Kleid und alle Geschäfte ruhten. Um 9 Uhr strömte die ganze Einwohnerschaft nach der Kirche, wohin auch ich ihr folgte. Aber sie war zum Ersticken voll und ich nicht Christ und neugierig genug, um zu bleiben, weshalb ich wieder herausging und den Dr. Drivon in seiner Wohnung bei Doña Antonia aufsuchte, von wo aus man Alles, was ausserhalb der Kirche vor sich ging, mit ansehen konnte. Um 11 Uhr kam die Menge auf den Platz herausgeströmt, wo sich eine Procession mit Musikanten an der Spitze bildete. Voran schritten zwanzig bis dreissig Männer und Knaben, halb nackt und auf eine furchtbare Weise bemalt und Jeder mit einem hölzernen Speer in der Hand; sie sollten Juden, Mohren und Teufel vorstellen, die sammt und sonders in dieselbe angenehme Kategorie geworfen werden. Sie führten mimische Gefechte auf und stürzten durch die Strassen, wobei sie alles Lebendige vor dem Aufzuge hinwegtrieben und durch ihre phantastischen Geberden grosse Lust erweckten. Hierauf folgten zwölf Knaben, zum Theil weisse, zum Theil schwarze, welche die Apostel, und zwei kleine liebreizende Mädchen, in Gaze gekleidet, welche die Marien personificirten. Unter einem schweren Kreuze wankte Joseph von Arimathia in der Person eines Mestizen einher, und auf einer Bahre, von sechs jungen Männern getragen, ruhte die wächserne Figur Christi, umgeben von Priestern und Sängern und gefolgt von einem Haufen von Weibern und Kindern mit Palmzweigen. An jeder Ecke machte die Procession Halt, während auf dem Platze Raketen losgelassen wurden. Es war eine abgeschmackte symbolische Feierlichkeit, die offenbar die Kreuzigung und das Begräbniss Christi darstellen sollte. Ich frug Doña Antonia's Sohn, der einer der Apostel gewesen war, bei seiner Rückkehr nach Hause, was die Sache eigentlich bedeute. „Ei, nichts", antwortete er rasch, „als dass Christus todt ist und wir drei Tage lang keinen Gott haben sollen!" Aus dieser Antwort schloss ich, dass die

Ceremonie, wie sie auch immerhin auf die andern Theilnehmer eingewirkt haben mochte, wenigstens auf die Gemüther der Apostel keinen sehr tiefen Eindruck gemacht hatte.

Am nächsten Morgen bei Tageshelle ward ich durch Geschützesdonner aufgeweckt; da ich aber meinte, es geschehe des Festes wegen, so legte ich mich zum Schlafen wieder nieder. Als ich indessen zur Frühstückszeit aufstand, legte der Commandant einen offenen Brief vom General Cabañas in meine Hände, der die Unterwerfung des Generals Guardiola, im Wesentlichen auf der zuvorgenannten Basis, sowie die sofortige Entlassung seiner Truppen meldete. Nicht ganz ein Jahr darnach stand derselbe Guardiola, als Adjutant des Präsidenten von San Salvador, gegen dieselben Servilen, die ihn zu offner Gewaltthat gegen seine eigne Regierung verlockt, im Felde! Auf solche Weise hatten die Wirren in Honduras, die einmal gedroht hatten, die beabsichtigte Staaten-Union zu zerschlagen, ihr Ende erreicht, und die britische und servile Politik war für jetzt wieder zu Boden geworfen.

Der Admiral hatte bereits seine Anstalten zum Absegeln getroffen und „La Sérieuse“ war in jedem Augenblicke fertig, um ihm überallhin zu folgen. Zwar langte eine Deputation aus San Miguel an, um mich nach dieser Stadt zu geleiten; da aber der Hauptzweck meines Besuchs erreicht war, so war mein sehnlicher Wunsch, nunmehr nach Leon zurückzukehren, was denn auch einen oder zwei Tage darnach geschah, nachdem ich zuvor noch einen zweiten Ausflug nach der Tigerinsel gemacht und die zur Aufnahme des Golfs von Fonseca nöthigen Beobachtungen vervollständigt hatte.

Ich bedauerte es sehr, dass ich nicht im Stande war, mehr Zeit auf San Salvador zu verwenden, das in vielen Beziehungen der interessanteste und bedeutsamste der fünf den ehemaligen Föderativ-Bund bildenden Staaten ist. An territorialer Ausdehnung ist er zwar der kleinste, aber er hat eine verhältnissmässig stärkere Bevölkerung als jeder der übrigen, und sein Volk zeigt höhere Bildung und grössern Gewerbfleiss als sie. Er ist von allem Anfange an die feste Burg der liberalen Partei gewesen und hat mit heldenmüthiger Hingebung und Treue an der Idee der Nationalität festgehalten. Die Wiederaufrichtung der Republik Centralamerika ist der grosse Zielpunkt seiner Politik, und gegen diese werden alle andern Fragen als untergeordnete betrachtet. Er ist in haüfige Collisionen mit den Agenten Grossbritanniens (die ohne Ausnahme thätige Parteigänger der Servilen sind) gerathen, hat sich aber allezeit mit Festigkeit und Würde behauptet. Die Folge davon war, dass man ihn auf gemeine Weise anfeindete und verleumdete und sein Volk als ein Abbild der Treulosigkeit und Unordnung darstellte. Aber es giebt keinen Theil weder von Central- noch vón Spanisch-Amerika, wo die persönlichen Rechte höher geachtet oder die Pflichten des Republicanismus besser begriffen werden als hier. Wie auch die zukünftige Geschichte Centralamerika's sich gestalten möge, so wird die bedeutsamste Rolle in ihr in Allem, was Thätigkeit, Einheit und Kraft erheischt, von San Salvador gespielt werden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Abreise nach den Vereinigten Staaten — Ein amerikanisches Hôtel in Granada — Los Cocos — Reise über den See — Die Hinabfahrt auf dem San Juan — Die Stadt San Juan — Chagres — Die Heimath — Auszug der nicaraguanischen Constitution — Schluss des Reiseberichts.

Im Monat Junius (1850), der auf die obengeschilderten Ereignisse folgte, reiste ich, nach von meiner Regierung erhaltenem Urlaub, von Leon ab, um nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Es war der Beginn der Regenzeit, und bereits zog die Pflanzenwelt ein neues grünes Kleid an. Bei meiner Reise von Stadt zu Stadt bemerkte ich, dass ein Jahr eine wunderbare Aenderung im Ansehen des Landes bewirkt hatte. Die Intervention der Vereinigten Staaten und die wahrscheinliche rasche Eröffnung des californischen Transits hatten zur Wiederherstellung des allgemeinen Vertrauens beigetragen und der Industrie einen neuen Anstoss gegeben. Ich fand, dass gegen das vorangegangene Jahr ein volles Drittel Boden mehr dem Anbau übergeben und auch in andern Beziehungen bedeutende Verbesserungen gemacht worden waren.

In Granada hatte sich ein amerikanisches Hôtel erhoben und mein alter, vortrefflicher Freund Dr. S* war nicht mehr der einzige Repräsentant der Vereinigten Staaten in dieser gastlichen Stadt. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass ich im genannten Hôtel, der „Fonda americana“, abstieg. Aber mein Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Das Neue des Wandelns unter Orangen- und Palmbaümen hatte all seinen Reiz verloren; das Leben hier war für mich matt und eintönig geworden und ich sehnte mich wieder nach der Bewegung und lärmenden Geschäftigkeit meiner Heimath. Wohl bot der Strand von Granada kein minder freundlich belebtes Bild dar als damals, wo ich hier zum ersten Mal ans Land stieg; wohl waren die tropischen Winde noch ebenso lind und die Sonne noch ebenso strahlend; wohl waren die indianischen Mädchen nicht minder schelmisch und die schmachtenden Señoras nicht minder schön; wohl sang Señorita Teresa noch ganz so herrlich wie zuvor, — aber trotz allem dem empfand ich eine Leere, die ich auszufüllen mich sehnte; es fehlte das wesentliche Element des Lebens, und wie sehr mich auch anfangs der primitive Stand der Gesellschaft und das stille, traümerische Leben des Volks gefesselt hatten, so war ich doch jetzt mehr als je überzeugt, dass das Leben, soll man Geschmack an ihm finden, ernst und strebsam sein muss und dass seine höchsten und schärfsten Genüsse in Dem zu finden sind, was man oft seinen „Kriegsstand“ genannt hat.

Drei Tage nach meiner Ankunft in Granada schiffte ich mich bei „Los Cocos“ in einem mit Brasilienholz beladenen Bongo nach San Juan ein. Wir fuhren einen Tag nach dem andern gemäss dem seit undenklichen Zeiten herrschenden Brauche der Bootsleute am nördlichen Gestade des Sees tändelnd dahin, machten bei El Pedernal und in der Bai von San Miguel wiederum Halt und erreichten am Morgen des sechsten Tages San Carlos, wo mich mein wohlbeleibter Freund, der Commandant, der in seinen alten Standort wieder eingezogen war und in neuer stattlicher Uniform erschien, mit aller Wärme seines guten Herzens willkommen hiess und wo ich wiederum in seinem Hause auf der hohen Landspitze unter Tauben und Hühnern beherbergt ward.

Trotz meiner Ungeduld weiter zu reisen kamen wir doch nicht eher fort als bis die Sonne hinter der Insel Solentenami versank, eine Strahlenfluth über den See ausgiessend, während der San Juan schweigend und düster im Schatten des dichten Waldes an seinen Ufern dahinfloss. Die Thalfahrt auf dem San Juan ist verglichen mit der Bergfahrt eine Leichtigkeit. Sie wird gewöhnlich in zwei Tagen ausgeführt. Leider rannte am Morgen unsers zweiten Tags unser Patron Antonio bei einem Versuche, durch den Mittelkanal der Stromschnelle des Machuca hindurchzuschiessen, mit uns auf die Felsen auf, wo wir dreissig Stunden sitzen blieben, bis wir endlich durch die vereinigten Mannschaften von sechs Bongos, die mittlerweile in ihrer Auf- und Abfahrt die Stromschnelle erreicht hatten, erlöst wurden. Unsre Lage während dieser Zeit war im höchsten Grade gefährlich, und wäre unser Boot nicht neu und tüchtig gewesen, so hätte es unvermeidlich zerschellen müssen. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, belustigte ich mich damit, nach Alligators bei ihren Versuchen, über die Stromschnelle aufwärts hinwegzukommen, zu schiessen. Von ihren hässlichen Köpfen konnte man hier gleich auf ein Mal ein ganzes Dutzend über dem Wasser sehen. Sie verstehen es, auf die Weise die Stromschnelle hinaufzukommen, dass sie sich in den Wirbeln halten; aber es ist diess eine lange Arbeit für sie, die einen ganzen Tag verlangt.

Die Stadt San Juan hatte seit meinem ersten Besuche sehr wenig Veränderung erlitten. Mein Freund, der Generalconsul, war heimgegangen und die höchste Autorität lag jetzt in den Händen eines kleinen Mannes, Namens Green, der zu Jenen gehörte, die in Verbindung mit MacDonald, Walker et Comp. das Mosquito-Königreich erfunden hatten! Die beiden siechen Polizeidiener waren ebenfalls fort; der eine war mit einer Menge von des Consuls Papieren durchgegangen, und der andere, glaube ich, gestorben. Ihre Stelle ward jetzt von einem Dutzend Negern aus Jamaica ausgefüllt, die weder in ihrem Aüssern noch in ihren Manieren besonders für sich einnahmen. Kapitän Shepherd schwang sich noch immer in seiner Hängematte und hing mit Zähigkeit an seinen pergamentenen Schenkungen, und Monsieur Sigaud, dieser biderbe, ehrliche Franzose, war mein Wirth. Sein betitelter Landsmann, der Vicomte, hatte seine getödteten Schweine vergessend Frieden mit den britischen Behörden gemacht und war jetzt in Gemeinschaft mit einem deutschen Juden von zweifelhaften Antecedentien Controleur des Zollhauses.

Es waren eine grosse Menge Amerikaner in San Juan. Sie hatten die Nachricht von der Ratification des Clayton-Bulwerschen Vertrags mitgebracht, worüber das Volk ausser sich vor Freude war, in der Meinung, dadurch von britischer Herrschaft erlöst zu sein. Aber Dr. Green kühlte ihre Begeisterung dadurch ab, dass er einen Brief aus dem Auswärtigen Amte producirte, worin der Vertrag so ausgelegt war, als schliesse er eine stillschweigende, wenn nicht ausdrückliche Anerkennung der britischen Niederlassungen an der Küste von Seiten der amerikanischen Regierung ein.

Den Morgen nach meiner Ankunft langte der britische Dampfer „Dee“ im Hafen an, der nur einen einzigen Tag hier weilte und auf welchem ich am 26. Juni 1850 den Küsten von Nicaragua Lebewohl sagte.*) Vier-

*) Ich fand in San Juan die Mannschaft eines amerikanischen Schiffs, das kurze Zeit zuvor in der Nähe dieses Hafens verunglückt war. Sie waren blos mit dem Leben davongekommen. Da kein amerikanischer Consul da war, um

undzwanzig Stunden brachten uns in Sicht von Chagres, wo unter den Mauern des alten Castells San Felipe die Dampfschiffe „Georgia“ und „Philadelphia“, die bereits dampffertig waren, ihre letzten Passagiere nach den Vereinigten Staaten an Bord nahmen. Ich hatte nur so viel Zeit, um mein Gepäck an Bord des erstern zu bringen, ehe der Anker gelichtet ward. Und so ging es nun der Heimath zu. Eine kurze und angenehme Fahrt von acht Tagen nach Neuyork bot einen auffallenden Contrast zu unserer einmonatlichen Einkerkerung in dem kleinen „Francis“ auf der Hinreise. Der Kapitän des letztern hatte Recht gehabt: jene Reise nach San Juan war wirklich des „Francis siebenunddreissigste und letzte“ gewesen; er ward bei seiner Heimkehr verurtheilt und ist wahrscheinlich dahin gegangen, „wohin alle guten Schiffe gehen.“ Friede seinem ehrwürdigen Gezimmer!

Die hiermit beendete flüchtige Erzählung des während meines Aufenthalts in Nicaragua Erlebten könnte zwar noch bedeutend ausgesponnen werden; aber mit Rücksicht auf meine Hauptabsicht, eine Idee von der Geographie, der Natur, den Hilfsquellen und Alterthümern des Landes, sowie dem Charakter, den Sitten und Gewohnheiten und der gegenwärtigen Lage seines Volks beizubringen, möchte es wohl unnöthig erscheinen, dem Gesagten noch etwas beizufügen. Einige wenige Worte über die Regierung und gegenwärtige Staatsverfassung Nicaragua's dürften nicht unwillkommen sein, und mit ihnen will ich diesen Theil des Werkes schliessen und dann zur Betrachtung anderer, aber verwandter Gegenstände übergehen.

Die Auflösung der Föderativrepublik Centralamerika im J. 1838 beliess die verschiednen Staaten, welche sie gebildet, in einer eignen und anomalen Stellung. Einige hielten noch an der Idee der Nationalität fest, konnten aber doch die Thatsache nicht verbergen, dass die Föderation nicht mehr existire. Unter diesen Umständen nahmen sie jeder für sich die Gewalten und Verantwortlichkeiten unabhängiger Souveränetäten an sich. Ihre bezüglichen Constitutionen, die dem föderativen Systeme gemäss waren, erheischten nunmehr Aenderungen, damit sie zu ihrer neuen Lage passten. Zu diesem besondern Zwecke berief die Regierung Nicaragua's eine constituirende Versammlung zusammen, die am 12. November 1838 eine neue Constitution verkündete. Sie ward in gehöriger Form vom Volke angenommen und hat seitdem das Grundgesetz des Staats gebildet.

Diese Urkunde ist in ihren Bestimmungen durch und durch republikanisch. Sie bestimmt, dass die Executivgewalt einem Beamten unter dem Namen eines „Oberdirectors“ übertragen werden soll, welcher unmittelbar vom Volke auf zwei Jahre erwählt wird, aber nicht zweimal hintereinander wählbar ist. Er muss in Centralamerika geboren, seit fünf Jahren im Staate wohnhaft sein und das dreissigste Lebensjahr zurückgelegt ha-

für ihre Heimkehr zu sorgen, so legte ich dem Commandanten des „Dee“ ein Uebereinkommen zu ihrer Ueberfahrt nach Chagres vor. Aber er schnitt die Sache kurz ab, indem er ihnen allen freie Fahrt anbot. Ich habe in dieser Erzählung nur wenig Gelegenheit gehabt, von unsern englischen Vettern in Centralamerika Gutes zu sagen, und ich empfinde daher um so grössere Freude, indem ich diesen Fall erwähne, der für den ehrenvollen Ruf des Edelmuths, den der britische Seemann geniesst, als erlaüterndes Beispiel dient.

ben. Die gesetzgebende Macht steht einer Versammlung zu, die aus einem Senate und einem Repräsentantenhause zusammengesetzt ist. Der Senat besteht aus zwei Gliedern aus jedem der sechs Districte, in welche der Staat getheilt ist. Die Mitglieder desselben müssen alle erforderlichen Eigenschaften des Oberdirectors besitzen neben einem Realbesitzthum im Werthe von 1000 Pesos. Sie behalten ihre Stellen auf vier Jahre inne und jährlich tritt ein Viertheil aus ihrer Zahl aus. Sie sind auf mehr als zwei hintereinanderfolgende Perioden nicht wählbar, auch kann kein Geistlicher in ihre Körperschaft gewählt werden. Von den Repräsentanten kommt einer auf zwanzigtausend Bewohner. Sie müssen das 25ste Lebensjahr erreicht, ein Jahr im Staate gelebt haben und können Weltliche wie Geistliche sein. Sie sind nur zweimal hintereinander wählbar. Beamte im Dienste der Regierung können weder für das eine noch für das andere Haus der Versammlung gewählt werden, noch darf ein Mitglied derselben ein öffentliches Amt annehmen. Die Beschlüsse dieser Versammlung bedürfen der Stimme von zwei Dritteln jedes Hauses, sowie der Gutheissung des Oberdirectors, um Gesetzeskraft zu erlangen. Alle im Lande geborne männliche Bewohner im Alter von zwanzig Jahren sind Wähler. Ausnahmen finden statt zu Gunsten verheiratheter Männer oder von Personen, die einen wissenschaftlichen Grad erlangt haben oder eine freie Kunst treiben, welche die Vorrechte der Wähler im Alter von achtzehn Jahren erhalten. Alle Personen, welche crimineller Vergehen überführt sind, welche mit Sklaven handeln oder bei solchem Handel Mitinteressenten sind oder welche von andern Regierungen ein Amt oder Titel oder Pensionen annehmen, gehen ihres Staatsbürgerrechts verlustig. Dieses Recht wird auch in gewissen besondern Fällen verwirkt, unter denen einer ziemlich ausserordentlicher Art ist: eine Person nämlich, welche die Stellung eines persönlichen Dieners bei einem Andern annimmt, wird für die Dauer derselben zur Ausübung ihrer politischen Rechte unfähig.

Als Staatsbürgerrechte werden festgestellt: „Freiheit, Gleichheit, Sicherheit des Lebens und Besitzthums, welche sämmtlich unzertrennlich und unveraüsserlich sind und der Natur des Menschen inwohnen.“ Ihre Beschützung wird als erstes Ziel aller Gesellschaft und aller Regierung erklärt. „Jeder Mensch ist frei und kann weder sich selbst verkaufen noch von Andern verkauft werden.“ Die katholische Religion wird zwar vom Staate anerkannt und von der Regierung geschützt, gleichwohl werden alle andern Religionen geduldet und ihre freie und öffentliche Uibung garantirt. Ebenso ist vollständige Rede- und Pressfreiheit garantirt, aber die sich des Missbrauchs derselben schuldig machen, werden vor Gericht gezogen. Das Petitionsrecht, der Grundsatz der Unverletzlichkeit der Wohnung, Sicherheit des Siegels u. s. w. werden in ihrem vollen Umfange anerkannt und liegen ausser dem Bereiche der gesetzgebenden oder administrativen Gewalt.

Das Gerichtswesen besteht aus einem Obergericht, dessen Glieder, drei in jedem Departement, vom Repräsentantenhause ernannt und vom Senat bestätigt werden und welche ihre Aemter nur auf vier Jahre innehaben, aber stets wieder wählbar sind. In jedem Districte wird Einer zum Gerichtspräsidenten ernannt, und diese Gerichtspräsidenten kommen alljährlich in der Hauptstadt zusammen und bilden einen Appellationshof oder die letzte Instanz.

Kurz, der ganze Geist und alle Bestimmungen dieser Constitution sind, wie schon bemerkt, im höchsten Grade republikanisch. Sie zeigt

eine vollständige Kenntniss von den Pflichten und Erfordernissen der Regierung und braucht nur treu und ehrlich gehandhabt zu werden, um allen Zwecken einer gesunden Staatseinrichtung zu entsprechen. Thut sie diess nicht, so liegen die Ursachen davon anderswo, — in den Zuständen des Volks.

Bei meiner Ankunft im Lande war die Regierung folgendermassen zusammengesetzt:

Señor Don Norberto Ramirez	. . .	Oberdirector.
- - Sebastian Salinas	. . .	Sekretär der Auswärtig. Angelegenh.
- - Pablo Buitrago	. . .	- des Kriegs.
- - José T. Muñoz	. . .	Obergeneral.
- - Chavarria	. . .	Schatzmeister.

Und hier muss es mir gestattet sein, Zeugniss abzulegen für den öffentlichen Eifer, den Ernst, den uneigennützigen Patriotismus und die unermüdliche Thätigkeit dieser Männer, die unter den traurigsten und ungünstigsten Umständen, von Aussen bedroht, von Innen von Zerwürfnissen umgeben, dennoch sich furchtlos und treu den Interessen und Bedürfnissen des Landes widmeten. Señor Ramirez hatte früher einmal das Präsidentenamt in San Salvador verwaltet. Gemässigt, aber fest, ein Liberaler aus Grundsatz, nicht aus Interesse, von reicher Welterfahrung, von durch und durch practischer Erziehung und Bildung, dabei von grosser Einfachheit und Würde des Wesens, war er ein Mann, der in hervorragender Weise zu dem Posten, den er einnahm, geeignet war. Señor Salinas ist seit Langem mit Nicaragua identificirt und hat während mehrer Verwaltungen das Amt eines Sekretärs der Auswärtigen Angelegenheiten innegehabt. Ein wie tüchtiger Mann er ist, hat sich bei Gelegenheit der Discussionen mit den britischen diplomatischen Agenten in Betreff der Mosquito-Küste deutlich gezeigt. In Beweisführung, Mässigung und Kraft halten sie mit allen ähnlichen Documenten in irgendwelcher Sprache einen Vergleich aus und bieten auffallende Contraste zu der Correspondenz auf englischer Seite dar. Señor Buitrago, der gegenwärtig nur den Posten eines Kriegsministers bekleidet, war einmal der höchste Beamte im Staate. Als Redner und Publicist hat er ohne Zweifel Ansprüche auf die erste Stelle im Lande. Er ist, wenn ich nicht irre, Verfasser der bestehenden Constitution und gegenwärtig Mitglied der neuen Nationalrepräsentation. Von General Muñoz habe ich schon anderswo gesprochen. Ihm gehört, wie man allgemein einräumt, die Ehre, die Armee mit Erfolg reformirt und sie aus einem Schrecken und einer Geissel des Staats zu einem Bollwerk seines Friedens gemacht zu haben.

Die politische Geschichte Nicaragua's bis zur Zeit der Auflösung der Conföderation im J. 1838 ist mit der Geschichte der andern Staaten, welche die ehemalige Republik bildeten, so innig verkettet, dass ihre getrennte Betrachtung unmöglich wird. Und in der Zeit nach obigem Ereignisse hat es mit San Salvador und Honduras, mit denen es jüngst eine föderative Union bewirkt hat, in so engen Beziehungen gestanden, dass die Geschichte des einen Staates fast nothwendig die Geschichte des andern sein muss. Ich habe daher die Absicht, Alles was hierüber zu sagen ist für eine besondere Abhandlung unter dem Titel: „*Umriss der politischen Geschichte Centralamerika's*“ aufzusparen, die man am Schlusse dieses Werkes (Abtheilung V.) finden wird.

III.

Der interoceanische Kanal.



Von de[...] wart ist dieser Verbindungsweg Gegenstand zahlreicher Theorien gewesen, etwas Practisches aber ist ausser einigen theilweisen Messungen bis auf die jüngste Zeit nicht versucht worden. Die neuerdings erfolgten

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Betrachtung über den geographischen und topographischen Charakter Nicaragua's in Rücksicht auf den projectirten interoceanischen Kanal.

Columbus entdeckte den amerikanischen Continent und Magelhaens die Strasse, die seinen Namen trägt, bei ihren Versuchen, „eine kurze und bequeme Durchfahrt nach Indien" zu finden. Dieselbe Hoffnung nährte Cortez, als er, nur von einer Handvoll Krieger gefolgt, in das Herz des feindlichgesinnten mejicanischen Kaiserreichs vorrückte. Und dieses Hauptziel verlor er weder in seinen Unfällen, noch in seinen Triumphen aus dem Auge. Kaiser Karl V. schärft ihm in einem Briefe aus Valladolid vom J. 1523 ein, ja recht sorgfältig zu suchen nach *„el secreto del estrecho"* — nach dem Geheimniss der Meerenge, welche die Ost- und Westküste Neuspaniens verbinden und den Weg von Cadiz bis zum „Lande der Spezereien" und den Küsten von Khatai um zwei Drittel, wie man damals meinte, verkürzen sollte. In seiner Antwort auf diesen Brief ergeht sich Cortez im Ausdrucke der stärksten Hoffnung, dass es ihm gelingen werde, diese grosse Entdeckung zu machen, „die," fügt er hinzu, „den König von Spanien zum Gebieter über so viele Königreiche machen würde, dass er sich als Herrn der Welt betrachten könnte."

Aber das Suchen Cortez' und seiner Gefährten war vergeblich: das „Geheimniss der Meerenge" war nicht aufzufinden; und so stellte sich frühzeitig die Thatsache fest, dass es zwischen den beiden Meeren keine natürliche Verbindung gebe. Von diesem Augenblicke an hat denn, wie ich schon gesagt, der Plan, eine künstliche Verbindung von Meer zu Meer zu eröffnen, die Gemüther der Menschen beschäftigt. Für dieses grossartige Unternehmen sind fünf Hauptpunkte als wahrscheinlich geeignet aufgestellt worden. Es sind folgende:

1) Der Isthmus von Tehuantepec zwischen den Quellen des Rio Chimalapa oder Chicapa, der sich ins stille Meer ergiesst, und dem Rio Coatzacalco oder Huasacualco, der ins atlantische Meer fällt.

2) Der Isthmus von Nicaragua über den Rio San Juan und den Nicaragua-See zum Golf von Papagayo oder zum Hafen von Realejo oder zum Golf von Fonseca.

3) Der Isthmus von Panama.

4) Der Isthmus von Darien oder Cupica.

5) Der Isthmus zwischen dem Rio Atrato, der ins atlantische Meer fällt, und dem Rio Choco, der in den stillen Ocean ausmündet.

Von der Zeit an, wo Gomara schrieb, im J. 1551, bis zur Gegenwart ist dieser Verbindungsweg Gegenstand zahlreicher Theorien gewesen, etwas Practisches aber ist ausser einigen theilweisen Messungen bis auf die jüngste Zeit nicht versucht worden. Die neuerdings erfolgten

Erwerbungen der Vereinigten Staaten am stillen Meere und die in ihrem Gefolge auftretende Entdeckung ungeheurer Mineralschätze in Californien haben dem amerikanischen Unternehmungsgeiste diese practische Richtung gegeben und es wahrscheinlich gemacht, dass nunmehr die beiden Oceane an verschiedenen Punkten durch eine Eisenbahn oder durch einen Kanal oder durch beide gleichzeitig rasch werden verbunden und dadurch die commerciellen Weltbeziehungen eine vollständige Umwälzung erleiden werden.

Es ist allgemein eingeraümt worden, dass die einzige Verbindung, die dem Handel einen wahrhaft grossen Vortheil zu bringen vermöge, mittelst eines Kanals geschehen müsse, der fähig sei, von den grössten Schiffen mit Sicherheit und Raschheit befahren zu werden. Nicht minder ist von Denen, welche dem Gegenstande gründliche Untersuchungen gewidmet haben, zugegeben worden, dass die einzige für einen solchen Zweck ausführbare Route über den Nicaragua-See und die mit ihm verbundenen Gewässer gehen müsse. Sie hat an beiden Gestaden gute Häfen und passirt ein Land, das sich durch sein gesundes Klima auszeichnet und im Stande ist, allen Bedürfnissen abzuhelfen, die der Welthandel, im Fall er diese Richtung einschlagen sollte, erheischen würde.

Wenn aber diese Route die Aufmerksamkeit aller seefahrenden Nationen in so reicher Masse in Anspruch genommen und Stoff zu zahllosen Abhandlungen in fast allen Sprachen Europa's geboten hat, so ist es doch wunderbar, dass man in Betreff derselben so wenig wahrhaft sichere Kenntniss sich verschafft hat. Die Data, auf denen die meisten Schriftsteller gefusst haben, sind ausserordentlich unbestimmt und haben in mehr als einem Falle von ihren vorgefassten Meinungen ein ungebührliches Colorit empfangen. Diess macht es um so wichtiger, dass von tüchtigen Ingenieurs schleunigst eine vollständige und genaue Messung der projectirten Route vorgenommen werde, nicht eine einfache Besichtigung einer einzigen Linie, sondern eine ganz gründliche Prüfung jeder Linie, die als ausführbar erscheinen mag. Und es ist nicht minder wichtig, dass diese Messungen unparteiisch und in voller Ehrlichkeit geschehen und nicht etwa in der Absicht, den Zwecken gewissenloser Speculanten oder Gesellschaften, die zum Behuf des Actienhandels sich bilden, zu dienen.

Während meines Aufenthaltes in Nicaragua benutzte ich, gemäss meiner Pflicht sowohl als meiner Neigung, jegliche Gelegenheit, mir authentische Belehrung über den Gegenstand dieser Verbindung zu verschaffen, und besuchte die meisten der vorgeschlagenen, über den nicaraguanischen Isthmus laufenden Linien persönlich. Meine Kenntniss von der Sache ist ihrer Natur nach nothwendig allgemeiner Art, da ich weder Instrumente noch Beihilfe besass, die mich hätten in Stand setzen können, zu mathematischen Daten zu gelangen, auf die allein practische Unternehmungen gegründet werden können. Bis dahin wo wir diese haben werden, möchten sich meine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen als nicht werthlos erweisen.

Das grosse Problem in Bezug auf den projectirten Kanal, das für die Frage von seiner Ausführbarkeit allgemein als entscheidend anerkannt worden, ist dieses: Ist die Kette der Cordilleras an irgend einem Punkte auf dem grossen centralen Isthmus unterbrochen? Auf diese Frage bin ich im Stande bejahend zu antworten.

Zwischen dem grossen Bassin von Nicaragua, welches die Seen Managua und Nicaragua in sich fasst und seinen Abzug durch den in das caraibische Meer sich ergiessenden Rio San Juan findet, — das heisst zwischen dem Westende des Managua-Sees und dem stillen Ocean sind die Cordilleras vollständig unterbrochen und wir haben hier blos die grossen Ebenen von Leon und Conejo, die auf eine Strecke von dreitausend Ellen zu einer Erhebung von etwa sechszig Fuss über den See und zweihundert Fuss über das Meer ansteigen und von da in sanfter Neigung nach dem letztern abfallen. Zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Ocean liegt ein schmaler Streifen Landes, der an seinem engsten Theile nicht vierzehn Meilen an Breite überschreitet; aber er wird von einem Landrücken durchzogen, der an dem zur Erbauung eines Kanals als günstigst erachteten Punkte, wie man durch Messung gefunden, zur Höhe von mehren hundert Fuss über den Meeresspiegel ansteigt.

Der Ausgangspunkt des projectirten Kanals am atlantischen Meere muss aus Gründen, die ein Blick auf die diesem Buche beigegebene Karte von Nicaragua hinlänglich begreiflich machen wird, am Hafen San Juan de Nicaragua liegen. Nicht minder springt es in die Augen, dass der Kanal die Thalung des San Juan hinauf zum Nicaragua-See laufen müsse. Von diesem See aus nun aber hat man verschiedenartige Verbindungsrouten mit dem stillen Meere vorgeschlagen. Und zwar:

1) Uiber den Rio Sapoa, der in den Nicaragua-See fällt, zu der Bai oder dem Golf von Bolaños oder Salinas am stillen Meere.

2) Uiber den Rio Lajas, der in den Nicaragua-See sich ergiesst, bei der Stadt Rivas oder Nicaragua oder irgendeinem Punkte in ihrer Nähe, nach dem kleinen Hafen Concordia oder San Juan del Sur am stillen Ocean.

3) Uiber den Estero de Panaloya, der vom Nicaragua-See aus bis auf vier Meilen sich dem Managua-See nähert, und durch diesen See a) zu dem kleinen Hafen Tamarinda am stillen Meere, oder b) zu dem wohlbekannten Hafen von Realejo, oder c) über den Estero Real zu dem prachtvollen Golf oder der Bai von Fonseca.

Ich werde in gedrängter Kürze und in der obigen Ordnung in Bezug auf diese Routen alle Thatsachen mittheilen, die zu meiner Kenntniss gelangt sind.

I. Fluss und Hafen San Juan.

Die sehr genaue und sorgfältige „Karte des San-Juan-Flusses", die dem Werke beiliegt, und die im zweiten und dritten Kapitel des vorausgehenden Reiseberichts enthaltenen Bemerkungen entheben mich der Nothwendigkeit, über den Hafen und Fluss San Juan mich des Breitern auszulassen. Ich werde mich daher auf eine blosse Recapitulation der dort zusammengestellten Thatsachen beschränken.

Die Lage, Form, Grösse und Tiefe des Hafens sind in der authentischen, den Abriss des Flusses begleitenden Karte gezeigt, die nach einer von George Peacock von Ihrer britann. Maj. Schiffe „Hyacinth" im J. 1832 entworfnen, später berichtigten und im J. 1848 auf Befehl der britischen Admiralität der Oeffentlichkeit übergebenen Karte im verjüngten Massstabe gezeichnet ist. Der San-Juan-Fluss hat verschiedene Ausflüsse, nämlich:

den Colorado, den Taura und den San Juan. Der letztere mündet durch mehre Kanäle in den Hafen aus. Der Abzweigungspunkt liegt gegen vierzehn Meilen vom Hafen aufwärts und das ganze zwischenliegende Land ist ein niedriges Delta oder Angeschwemmtes, mit verschiedenen verstreuten Lagunen und oft, während die schweren Regen im Innern herrschen, theilweise mit Wasser überdeckt. Der Colorado-Abfluss führt den grössten Theil der Wassermasse des Flusses mit sich fort, wahrscheinlich nicht viel weniger als zwei Drittel, und öffnet sich unmittelbar ins Meer. An seiner Mündung liegt eine Barre, die für Schiffe von irgend beträchtlicher Grösse nicht passirbar ist. Es ist nicht anzunehmen, dass diese Mündung, welche ausführbare Verbesserungen man auch immerhin anbringen möge, zu Handelszwecken oder als Einfahrtsthor zum Flusse benutzt werden könne.

Man hat gemeint, das Bett des Colorado sei von den Spaniern zur Zeit Karls gegraben oder erweitert worden, um die Hinauffahrt feindlicher Schiffe zu verhindern; diese Annahme ist aber rein absurd. Das Delta hat ohne Zweifel seit vielen Jahrhunderten so ziemlich seine gegenwärtige Gestalt und Beschaffenheit gehabt. Die durch den Colorado entführte Wassermasse hat man zu 28,000 Kubikellen in der Minute während der trocknen Zeit und zu 86,000 während der Regenzeit berechnet.

Der Taura-Abfluss ist klein; an seiner Ausmündung in den Hafen, die den Namen des Flusses führt, ist er breit, aber seicht; er hat ein enges Bett, durch welches die kleinen Boote oder Bongos der Eingebornen, die selten mehr als drei Fuss Wasser ziehen, oft nur mit Mühe, bisweilen gar nicht passiren können. Er ist mit niedrigen Inseln bedeckt und die Tiefe wechselt von drei bis acht Fuss. Der Boden ist Schlamm und Sand und das Bett beständig sich verändernd.

Vom Abzweigungspunkte des Colorado bis zur Einmündung des Serapiqui ist die Strömung regelmässig und die Tiefe sechs bis dreissig Fuss, im Mittel zwölf Fuss. Bis zur Abzweigung des Juanillo sind die Ufer niedrig, nehmen aber jenseit dieses Punktes acht bis zwanzig Fuss Höhe an und sind fest und schön bewaldet. Der San Juanillo hat an seinem Trennungspunkte ein enges Bett, weitet sich aber alsbald zu einer breiten und tiefen Lagune, der Laguna de San Juanillo, aus. Man sagte mir, er habe eine Tiefe, die von zwei bis sechs Faden wechsele, und könne mit einigen Verbesserungen an seinem Eingange und da wo er sich mit dem San Juan wiederum vereinigt, wahrscheinlich für kleine Dampfer schiffbar gemacht werden und so der Schwierigkeit begegnen, die man jetzt auf der Fahrt vom Colorado bis zum Hafen finde.

Der Rio Serapiqui ist ein bedeutender Strom, der am Fusse des gewaltigen Vulkans Cartago in Costa Rica entspringt und bis zu einem Punkte, welcher San Alfonso heisst — eine Strecke von 20 bis 25 Meilen — für Canoas fahrbar ist. An diesem Punkte beginnt ein Maulthierpfad, bisweilen „Strasse“ genannt, welcher bis San José, der Hauptstadt von Costa Rica, führt.

Vom Rio Serapiqui bis zum Rio San Carlos sind dreizehn Meilen. Letzterer entspringt gleichfalls am Fusse des Vulkans Cartago und kann 15 bis 20 Meilen weit aufwärts mit Bongos befahren werden. Der Fluss ist breit, hat feste, gutbestandene, aber nicht hohe Ufer und eine Tiefe von sechs bis dreissig Fuss im Fahrwasser, im Mittel vierzehn Fuss; die Strö-

mung ist stark aber gleichmässig. Vom Rio San Carlos bis zu den Stromschnellen des Machuca, gleichfalls eine Strecke von dreizehn Meilen, sind die Ufer hoch und mit schönen Baûmen bewachsen; die Strömung ist regelmässig, aber die Tiefe veränderlich, wechselnd von sechs bis vierzig Fuss in der Mitte des Bettes, im Durchschnitt zwanzig Fuss.

Die Stromschnellen des Machuca sind die längsten und in vielen Beziehungen die schlimmsten auf dem Flusse. Sie sind beinahe eine halbe Meile lang und der Fluss breitet sich hier über ein breites, felsiges und gekrümmtes Bett aus, mit grossen über die Oberfläche des Stroms hervorragenden Klippen, zwischen denen das Wasser mit der grössten Schnelligkeit hindurchstürzt. Sie werden von den eingebornen Bootsleuten als gefährlich angesehen, die nur dadurch im Stande sind sie aufwärts zu passiren, dass sie sich dicht am nördlichen Ufer halten, wo die Strömung am geringsten ist und wo das Boot mit aller Kraft aufwärts gezogen wird. Oft wird es nöthig, sowohl bei der Berg- als bei der Thalfahrt, einen Theil der Ladung herauszunehmen. Thalwärts fahrende Boote wagen sich, um diese Mühe zu ersparen, bisweilen in die krümmenreichen Kanäle in der Mitte; aber das Ding ist stets gefährlich. Das Boot, in welchem ich im Junius 1850 den Fluss hinabfuhr, versuchte diesen Curs, ward aber dabei zwischen die Klippen eingeklemmt und würde ohne seine Neuheit und Stärke unfehlbar in Stücke gegangen sein. Wir wurden ganze dreissig Stunden in dieser gefährlichen Lage festgehalten. Der kleine Dampfer „Orus,“ von Herrn Vanderbilt ausgeschickt, ward im September des nämlichen Jahres, nachdem er durch die Colorado-Mündung glücklich in den Fluss gelangt war, auf den Klippen dieser Stromschnellen vollständig zertrümmert. Ein kleinerer Dampfer, von demselben Manne hierher gesandt, der „Director,“ war nur mit grossem Aufwand an Arbeit und Mühe und einigen Wochen an Zeit über diesen Punkt hinweggekommen. So viel ist ganz klar, dass ohne eine bedeutende künstliche Verbesserung diese Stromschnellen ein unbesiegliches Hinderniss für eine regelmässige Dampfschifffahrt auf diesem Flusse sein und bleiben werden.

Etwa drei Meilen oberhalb der Machuca-Stromschnellen sind die Stromschnellen des Mico und Los Valos, die indessen so dicht beisammen liegen, dass sie als e i n e betrachtet werden können. Noch weiter hinauf folgen die Stromschnellen des Castillo. Auf der ganzen Strecke zwischen der Machuca- und der Castillo-Stromschnelle sind die Ufer des San Juan felsig; auch der Grund ist rauh und felsig. Die Tiefe ist sehr ungleich, indem sie zwischen fünf bis zwanzig Fuss auf einer Strecke von kaum so viel Ruthen variirt. Die Strömung ist reissend und die ganze Schifffahrt aufwärts schwierig.

Die Stromschnellen des Castillo sind unter allen die kürzesten und verdienen fast den Namen von Fällen. Hier steigen auf beiden Seiten ansehnliche Bergrücken bis an den Fluss herab. Auf der aüssersten Spitze des Rückens am Südufer liegt das alte Fort oder Castell San Juan, jetzt unter dem Namen „Castillo Viejo“ bekannt. Die Stromschnellen möchten ohne künstliche Abänderungen jeder irgend nennenswerthen Beschiffung fast ein unüberwindliches Hinderniss entgegenstellen. Bongos mit Ladung können nicht über sie hinauf; es muss ein Theil davon herausgenommen und jenseits der Fälle geschafft werden. Die Boote werden alsdann mit grosser Kraftanstrengung gegen die Strömung „getreckt“ oder auch

hinauf gestossen und geschoben. Mein Bongo brauchte über drei Stunden, um dreihundert Ellen zurückzulegen.

Fünf Meilen oberhalb des Castillo liegen die Stromschnellen des Toro. Die Ufer sind fest und hoch und der Boden scheint zu Ansiedelungen wohlgeeignet. Die Stromschnellen sind gegen drei Viertel Meile lang. Das Wasser variirt natürlich an Tiefe je nach den verschiedenen Jahreszeiten. Zur Zeit meiner Vorüberfahrt hielt es, wahrscheinlich an den allermeisten Stellen, weniger als einen Faden Tiefe. Die Strömung giebt Baron Bülow zu 180 bis 200 Ellen in der Minute an, ich schätze sie aber etwas höher.

Von den Stromschnellen des Toro bis zum Nicaragua-See beträgt die Entfernung 24 Meilen. Die Strömung in dieser Strecke ist gering — nach Bülow nicht über anderthalb Meilen in der Stunde. Das Bett ist weit, die Tiefe des Wassers zwei bis vier Faden, im Mittel dreizehn Fuss. Die Ufer sind niedrig, das Hinterland ist flach und sumpfig. Vom Norden wie vom Süden treten einige faulfliessende Gewässer herein, sind aber unter den überhangenden Baümen beinahe ganz versteckt. Am Kopfe des Flusses ist das alte Fort San Carlos gelegen.

Das Wasser des Sees dem Fort gegenüber und vor der Einmündung des San Juan ist sehr seicht, da es auf die Entfernung einer Meile und darüber von der Küste nicht mehr als sechs bis sieben Fuss Tiefe hat. In der Nähe dieses Punktes fliesst der Rio Frio (Kalte Fluss) vom Süden her ein. Er ist ein ansehnlicher Strom und soll auf eine Entfernung von vierzig Meilen von seiner Mündung zwei Faden Wasser haben.

Ich trage kein Bedenken zu behaupten, dass der San Juan für Schiffe von irgend beträchtlicher Grösse niemals schiffbar gemacht werden kann. Von kleinen Dampfschiffen möchte er bei einigen Verbesserungen im Flussbett ohne viel Schwierigkeit befahren werden können; diess ist aber auch Alles, was von diesem Strom erhofft werden kann.

Sollte es noch beschlossen werden, einen Verbindungsweg für Schiffe über den Continent an diesem Punkte zu eröffnen, so würde es nothwendig werden, am Fusse der Hügel parallel mit dem Strome einen Kanal zu graben, der in den nöthigen Zwischenraümen vom Flusse mit dem erforderlichen Wasservorrath gespeist werden könnte. Es wäre möglich, dass der Fluss vom See bis zu den Toro-Stromschnellen benutzt werden könnte, wiewohl selbst dieses nicht gewiss ist. Ich bin überzeugt, dass der Boden nördlich vom Flusse nicht tief landeinwärts ansteigt und dass Steine und alle zum Bau eines Kanals nöthigen Materialien ohne Mühe und fast an Ort und Stelle, wo man sie braucht, erlangt werden könnten. Diess sind indessen Dinge, über die eine wirkliche genaue Untersuchung und Messung allein entscheiden können. Ein Kanal am Südufer ist aus Gründen, die aus dem Obengesagten zur Genüge erhellen, unausführbar.

Es haben Einige die Vermuthung ausgesprochen, dass ehedem die Wassermasse im San Juan bei weitem beträchtlicher gewesen sei als jetzt. Diese Vermuthung beruhte ohne Zweifel theils auf dem Umstande, dass die Spanier vor vielen Jahren starke Vertheidigungswerke an den Ufern des Flusses wie des Sees errichtet haben, woraus man schloss, dass es ein wichtiger Verbindungskanal gewesen sei, theils auf der bekannten Thatsache, dass Fahrzeuge, die in frühern Zeiten „Fregatten" genannt wurden, gewohnt waren, vom Meere zum See und vom See zum Meere zu

fahren. Es möchte allerdings scheinen, dass Fahrzeuge bisweilen direct von Granada nach den Häfen Spaniens segelten; aus den Nachrichten Gage's aber, welcher Nicaragua um 1670 besuchte, geht hervor, dass der Versuch, den „*desaguadero*" (Abfluss) d. i. den San Juan zu befahren, mit grosser Schwierigkeit und Gefahr verknüpft war. Er sagt: „Auf dem See zwar segeln die Schiffe mit Sicherheit und ohne Mühe; fahren sie aber aus dem See nach dem Meere hinab, *hic labor, hoc opus est,* — da giebt's Arbeit, da giebt's Mühe, — welche macht, dass diese kurze Reise manchmal sechszig Tage dauert; denn der Wassersturz ist an manchen Stellen zwischen den Felsen von der Art, dass man vielmals gezwungen ist, die „Fregatten" auszuladen und dann sie wieder zu befrachten, zu welchem Zwecke die wenigen Indianer, die am Flusse wohnen, Maulthiere in Bereitschaft halten und für kleine Lagerhaüser zum Einlegen der Güter sorgen, während die Fregatte durch die gefährlichen Stellen zu einem andern Lagerhause fährt, zu welchem die Waaren auf Mauleseln geschafft und wo sie wieder in die Fregatten gebracht werden." Diese hier „Fregatten" genannten Fahrzeuge waren wahrscheinlich von kleinem Umfange, die nicht 80 bis 100 Tonnen Last überschritten. Fahrzeuge von dieser Grösse können noch immer bei Hochwasser des Flusses mittelst ausserordentlicher Anstrengungen den Fluss hinaufgebracht werden, wie das Beispiel des Kapitän Peter Shepherd aus San Juan im J. 1826 bewies, der mit einem Schooner von 52 Tonnen Last, dessen Kiel er entfernt hatte und den er den ganzen Weg treilen liess, den Fluss hinaufkam. In diesem Zustande zog das Fahrzeug drei Fuss sechs Zoll Wasser. Das Unternehmen ward in 32 Tagen zu Ende geführt. Es mag hier noch auf Kap. Shepherds Autorität hin bemerkt werden, dass dieses Fahrzeug nach wiedereingesetztem Kiel und mit eingenommener Ladung sieben Fuss Tiefgang hatte und dass es damals, in der trocknen Jahreszeit, San Carlos nicht auf zwei Meilen nahen konnte. Unter solchen Umständen würden umfangreiche Arbeiten nöthig werden, um Schiffe in den Stand zu setzen, vom See aus in irgendwelchen Kanal, der gebaut werden möchte, einzulaufen.

Dieser Theil der Linie des vorgeschlagenen Kanals, also vom atlantischen Meere bis zum Nicaragua-See, ist bisher aüsserst wenig beachtet worden, vermuthlich in Folge der Voraussetzung, dass es hier gar keine Schwierigkeit gebe und dass der Fluss ohne Mühe jedem gewünschten Zwecke entsprechend gemacht werden könne. Man wird indessen finden, dass es gerade der schwierigste Theil des ganzen Unternehmens ist, sowohl wegen der Untauglichkeit des Flusses zur Schifffahrt, als wegen des Himmelstrichs.

Es muss, bevor wir diesen Theil unsers Gegenstandes verlassen, noch bemerkt werden, dass die Stromschnellen im Flusse nicht durch die einfache Aneinanderreihung von Klippen gebildet werden, sondern vielmehr durch querherüber liegende Bänke von Hornblende und sehr festem Fels, entweder in ihrer natürlichen Lagerung, oder durch unterirdische Kräfte emporgehoben. Herr Baily neigt sich zu der Ansicht, dass diese Bänke oder doch einige derselben in einer verhältnissmässig späten Periode durch vulkanische Wirkung in die Höhe getrieben worden seien. Unter den Gründen, die er für diese Meinung anführt, ist auch folgender:

„Zur weitern Bestärkung dieser Hypothese mag folgender Vorfall mitgetheilt werden, der sich im J. 1648 *ereignete. Im genannten Jahre kam eine spanische Brigantine aus Cartagena de las Indias in Granada an; nachdem sie ihre Ladung gelöscht und eine andere an Bord genommen, trat sie ihre Rückreise an; während sie aber den Fluss hinabfuhr, fand er sich an einem gewissen Punkte dergestalt verrammelt, dass die Durchfahrt zur Unmöglichkeit ward; in Folge dessen sie denn wieder nach Granada zurückgebracht, die Ladung wieder ans Land geschafft und das Fahrzeug an einem Orte nahe dabei, Las Isletas genannt, ans Ufer gelegt ward, wo es einige Jahre blieb und dann auseinandergenommen ward. Bestätigende Zeugnisse und Documente hierüber sind in den Archiven der Stadt noch jetzt vorhanden. Allerdings findet sich keine amtliche Aufzeichnung darüber vor, dass sich zu jener Zeit ein heftiges Erdbeben oder eine ungewöhnliche vulkanische Explosion ereignet habe; gleichwohl braucht die Möglichkeit des angenommenen Ereignisses nicht als rein imaginär verworfen zu werden im Angesichte der vorhandenen geschichtlichen Zeugnisse von der Erhebung des Monte Nuovo bei Neapel im Jahr* 1538, *des Jorullo in Mejico im J.* 1759, *und einiger neuern Beispiele; wiewohl man freilich von den meisten derselben weiss, dass sie von Erdbeben begleitet waren.“*

Die folgende Tabelle enthält die vornehmsten, auf den San Juan sich beziehenden Data.

Stationen.	Entfernngn. einschliessl. d. Windngn.	Grösste Tiefe.	Geringste Tiefe.	Mittlere Tiefe.	Boden.	Ufer.
	Meil.	Fuss	Fuss	Fuss		
Vom Hafen bis zur Abzweigung des Colorado . . .	14	8	3	6	Sand u. Schlamm	niedrig
Vom Colorado bis zum Serapiqui	9	30	6	12	„	mittelmäs.
Vom Serapiqui bis zum Rio San Carlos	13	36	6	13	„	„
Vom Rio San Carlos bis zu den Stromschnellen des Machuca .	13	42	6	19	„	„
Von den Stromschnellen des Machuca bis zu denen des Toro .	15	24	5	10	felsig	„
Von den Stromschnellen des Toro bis zum See	24	24	8	13	Schlamm	niedrig
Summa	88	42	3	12		

II. Der Nicaragua-See.

Nach Herrn Baily hat der Nicaragua-See in seiner grössten Länge gegen 105 Meilen und 45 Meilen in seiner grössten Breite. Ich habe anderswo ihn zu etwa 120 M. in der Länge, und 50 bis 60 M. in der grössten Breite geschätzt. „Nahe den Ufern,“ sagt Herr Baily, „das heisst in einer Entfernung von 100 Ellen vom Strande, beträgt die Tiefe im Allgemeinen zwei Faden Wasser; an andern Stellen finden sich alle Tiefen zwischen fünf bis fünfzehn Faden.“ Herr A. G., den Louis Napoleon in seinem Schriftchen über diesen Gegenstand anführt, fand mit

dem Bleiloth in der Mitte des Sees 45 Faden (270 Fuss). Auf der nördlichen Seite des Sees ist das Wasser verhältnissmässig seicht; nicht minder in der Nähe seines Abflusspunktes, sowie am Kopfe des Estero de Panaloya.

Seine Höhe über dem Meere ist verschiedentlich geschätzt worden und die angestellten Messungen stimmen nicht völlig zusammen. Nach den von Herrn Baily im Jahr 1838 zwischen dem Hafen San Juan del Sur am stillen Meere und der Mündung des Flusses Lajas vorgenommenen 351 Nivellirungen liegt der Spiegel des Sees 128 Fuss 3 Zoll über dem des stillen Meeres. Angenommen, diess sei richtig und das von Herrn Lloyd und Andern erhaltene Resultat, dass nämlich das stille Meer beim niedrigsten Wasserstande in der Bai von Panama um 6 Fuss 6 Zoll tiefer liege als das caraibische Meer bei Chagres, sei ebenfalls richtig, so folgt daraus, dass der Nicaragua-See 121 Fuss 9 Zoll über dem atlantischen Meere liegt. Galisteo, ein spanischer Ingenieur, der im J. 1781 hierüber Untersuchungen anstellte, setzt den Spiegel des Sees auf 134 Fuss über dem des stillen Oceans, und die in Thompsons „Guatemala“ enthaltenen Tabellen geben ihm 141 Fuss 8 Zoll. Das Niveau variirt ein wenig mit der Jahreszeit und Herr Baily bestimmte diesen Unterschied zu etwa 6 Fuss 6 Zoll.

Der Fluss San Juan ist mit Einschluss seiner Windungen 88 Meilen lang; er hat daher ein Gefäll, das ein Bruchtheil mehr als 16 Zoll auf die Meile beträgt.

III. Routen zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Meere.

1. *Uiber den Rio Sapoa am Nicaragua-See nach der Bai von Bolaños oder Salinas am stillen Meere.*

Diese Route hat man erst ganz neuerdings vorgeschlagen und wir haben von derselben nur wenig Kenntniss. Denn was wir davon wissen, schulden wir dem Dr. Andreas Oersted in Kopenhagen, der sie im Jahr 1848 untersucht zu haben scheint. In meinem Besitze befindet sich eine Originalkarte der vorgeschlagenen Linie, die von ihm entworfen und mir von Dr. F. V. Clark, bis vor Kurzem in Costa Rica ansässig, zum Geschenk gemacht ward, von welcher eine Copie im verjüngten Massstabe und eine erlaüternde Section die Karte des Flusses San Juan begleiten.

Man wird finden, dass die ganze Entfernung vom See bis zum Meere nur zu $13^1/_2$ Meile angegeben ist. Ist diess richtig, so ist der Isthmus hier schmäler als an irgendeinem andern Punkte. Auch behauptet man, dass der Fluss Sapoa auf die Hälfte dieser Entfernung schiffbar gemacht werden könne, und man überlässt uns den Schluss, dass er ein Wasservolumen habe, das gross genug sei, um den Kanal von diesem Punkte bis zum Meere zu speisen. Werfen wir aber einen Blick auf die Länge des Flusses und die kleine Strecke Landes, das er tränkt, so ist diess kaum glaublich. Ist das Gefäll des Flusses in der Section richtig dargestellt, so kann es nicht geringer sein als sechzig Fuss auf sechs Meilen; um daher auf diese Strecke schiffbar gemacht zu werden, wird er Schleusen

und anderer Hilfsmittel bedürfen von einem Umfange und einer Beschaffenheit, worüber zu urtheilen wir gar keinen Anhalt haben.

Die grösste Höhe des Landes oder das höchste Niveau auf dieser Linie wird zu 258 Fuss über dem stillen Meere (d. i. 129 Fuss 9 Zoll über dem See) angenommen und zu nahe an 70 Fuss über dem höchsten Fahrtpunkte auf dem Sapoa, wenn dieser Fluss die obenangedeuteten Verbesserungen erhalten haben wird.

Die Salinas-Bai, der vorgeschlagene Endpunkt des Kanals auf dieser Linie am stillen Meere, ist sehr schön und zu Handelszwecken weit besser geeignet als irgendeine andre von den nördlich bis Realejo gelegenen Baien. Der Staat Costa Rica, der einige Ansprüche auf die Souveränetät über diesen Theil Nicaragua's erhoben hat, gab im J. 1848 einer englischen Gesellschaft die Concession zum Bau dieser Linie; aber aus einem Briefe des britischen Viceconsuls in Nicaragua an Lord Palmerston vom J. 1848 geht hervor, dass die genaue Untersuchung der Linie in jenem Jahre ihre Unausführbarkeit ergab.

2. *Linie von der Mündung des Rio Lajas am Nicaragua-See bis zum Hafen San Juan del Sur am stillen Meere.*

Diess ist diejenige Linie, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit am haüfigsten gelenkt worden ist und auf welche beinahe alle practischen Arbeiten bis jetzt sich bezogen haben. Sie ward im Jahr 1781 auf Befehl der spanischen Regierung von Don Manuel Galisteo gemessen, später auch noch von einem andern Ingenieur im Dienste Spaniens, von welchen Messungen die Resultate im Anhange zu Thompsons „Guatemala" veröffentlicht worden sind. Im J. 1838 ward sie abermals gemessen, nämlich von Herrn John Baily unter Direction der Bundesregierung von Centralamerika. Diese verschiednen Messungen wurden nicht genau auf einer und derselben Linie vorgenommen, wiewohl man nicht bezweifeln kann, dass sie sämmtlich an dem kleinen Hafen San Juan del Sur am stillen Meere endigten. Sie zeigen, dass zwischen See und Meer ein hoher, breiter Landrücken verlaüft. Die Höhe dieses Rückens ist verschieden; nachdem ich aber den grössten Theil seiner Länge bereist, habe ich mich überzeugt, dass er nicht unterbrochen ist.*)

Die folgende Tabelle zeigt einige Resultate der auf dieser Linie von den obengenannten Ingenieurs vorgenommenen Messungen.

Autoritäten.	Entfernung vom See b. z. Meere.		Grösste Höhe über dem Meer.	Grösste Höhe über dem See.
	Meilen.	Fuss.	Fuss.	Fuss.
Galisteo	17	200	272	134
Von Thompson angeführt .	17	330	296	154
Baily	16	730	615	487

*) Dem neuerdings verbreiteten Gerüchte, dass man eine Strasse entdeckt habe, „die nur 12 Meilen lang sei und nur 48 Fuss verticalen Einschnitts verlange, um die Gewässer des Sees mit denen des Oceans sich vermischen zu lassen," — diesem Gerüchte, sage ich, ist dann noch zu glauben Zeit, wenn uns erst tüchtige Ingenieurs die bezüglichen Daten, Ziffern und Zeichnungen mitgetheilt haben werden, kurz, wenn die Linie erwiesen sein wird.

Die Entfernung beträgt nach Herrn Baily's Messung 28,409 Ellen, von denen 14,420 Ellen auf und unter das Niveau des Sees fallen, nämlich 8,960 unter und 5,460 auf das gleiche Niveau, wovon die letztern die Strecke umfassen, auf welcher nach der Berechnung der Fluss Lajas benutzt werden möchte. Die mittlere Höhe der andern Strecke — 13,989 Ellen — über dem See beträgt 179 Fuss. Nach der Tabelle bei Thompson liegt eine Section von 14,700 Ellen über dem Spiegel des Sees und hat eine mittlere Höhe von 78 Fuss. Angenommen, dass der Wasservorrath zur Speisung des vorgeschlagenen Kanals aus dem See herzugeleitet werden müsse, so würde die zu seinem Bau nöthige verticale Ausgrabung, bei einer Tiefe desselben von 30 Fuss, sich folgendermassen gestalten:

Baily's Linie	13,989 Ellen bei einem mittlern verticalen Durchstich von	209 Fuss.
	14,420 „ „ „ „ „ „ „	30 „
d. and. Linie	14,700 Ellen bei einem mittlern verticalen Durchstich von	108 Fuss.
	14,330 „ „ „ „ „ „ „	30 „

Diese Ziffern lassen den Gedanken — ich sage nicht die Möglichkeit, denn wer will sagen, was unmöglich sei? — das projectirte Werk auf einer dieser Messungslinien zu erbauen, ganz und gar nicht aufkommen. Die zwei grössten Kanäle in der Welt, für die Durchfahrt grosser Schiffe bestimmt, sind der caledonische Kanal in Schottland, und der nordholländische von Amsterdam bis Nieuwediep. Der erstgenannte ist 21½ Meilen lang, 20 Fuss tief, auf der Sohle 50 und oben 122 Fuss breit, hat eine Schleusenhöhe von 190 Fuss und ist fähig, Fregatten von 32 Kanonen und Kauffahrteischiffe von 1000 Tonnen Last durchzulassen. Er kostet in runder Summe 5,000,000 Dollars. Der zweite hat keine Schleusen, da er ein Fluth-Kanal ist, ist 50 Meilen lang, 20 Fuss 9 Zoll tief, auf der Sohle 36 und oben 124 Fuss breit. Er kostet 12,000,000 Gulden, d. i. ein wenig mehr als der caledonische Kanal. Ich habe schon gesagt, dass kein Kanal, ausgenommen ein solcher, welcher die grössten Schiffe von einem Ocean zum andern durchlässt, den Erfordernissen des Handels und unserm Jahrhundert auf angemessene Weise zu entsprechen vermöge. Dann muss aber der projectirte Kanal von grössern Dimensionen werden als der schottische oder holländische. Um Vergleichungen anstellen zu können, wollen wir einmal annehmen, dass ein Kanal von 30 Fuss Tiefe und 50 Fuss unterer und 150 Fuss oberer Weite diesen Bedingungen vollkommen genüge, so erhalten wir folgende vergleichende Resultate in Rücksicht auf den Betrag der Ausgrabung:

Der caledonische Kanal	183,902,400	Kubikfuss
Der holländische Kanal	422,400,000	„
Der projectirte Kanal auf Baily's Linie	4,927,577,800	„

Das heisst: wenn man von allen andern Theilen der projectirten Linie absieht, so würde die einzige Section vom Nicaragua-See bis zum stillen Meere mehr als zehnmal so viel Ausgrabung erfordern als beim Bau des holländischen, und fünfzigmal so viel als beim Bau des caledonischen Kanals ausgeführt worden ist, welcher letztere wegen der Beschaffenheit des Grund und Bodens, der Schleusen u. s. w. die besste Berechnungsnorm an die Hand giebt. Bei gleichem Kostenverhältniss würde diese Section allein auf 250,000,000 Dollars zu stehen kommen!

Daher ist denn ein vom Nicaragua-See bis zum stillen Meere zu grabender und vom See aus mit Wasser zu versorgender Kanal auf irgendeiner der bis jetzt gemessenen Linien unausführbar — wenn nicht aus einem andern Grunde, so doch sicherlich um der Kosten willen. Man hat, um diesen Einwand zu beseitigen oder ihm zuvorzukommen, vorgeschlagen, auf einem Theile der Strecke, nämlich da wo das Land am höchsten ansteigt, einen Tunnel zu bauen. Jeder für grosse Schiffe bestimmte Kanal aber, der die Erbauung eines Tunnels von irgend beträchtlicher Länge erheischt, ist, wie man auf den ersten Blick sieht, unbrauchbar. Würden in dem uns vorliegenden Falle die Durchstiche auf der einen oder der andern Seite des Landrückens bis zu einer Tiefe von 90 Fuss fortgeführt, so würden noch immer 5888 Ellen oder über drei Meilen zu tunneliren übrigbleiben. Aber weder Herr Baily noch die Kühnsten unter Denen, welche diese Idee angegeben, haben es gewagt, einen Tunnel von dieser Länge zu beantragen. Sie haben einen Tunnel vorgeschlagen, der bei einer Höhe von 122 Fuss über dem See beginnen solle, was allerdings seine Länge um eine Kleinigkeit mehr als eine Meile verkürzen, dafür aber die verticale Schleusenhöhe von 128 auf 372 Fuss steigern würde. Derjenige Einwurf indess, der diesem Plane den Todesstoss giebt, ist der Mangel an Wasser, um sowohl die höhern Niveau's zu speisen, als auch die Schiffe mittelst Schleusen zum See und zum Meere herabzubringen. Herr Baily weist zur Herbeischaffung des nöthigen Vorraths auf die Ansammlung der Gewässer der Flüsschen und Bächlein hin, die auf dieser schmalen Erdenge entspringen, und auf das „Bohren artesischer Brunnen!" Da ich diese Höhen besucht habe, so trage ich kein Bedenken zu behaupten, dass der gesammte Wasserbetrag, den man aus diesen Quellen etwa zusammenzubringen vermöchte, nicht genügen würde, um das verleckte Wasser eines Kanals von der erforderlichen Art zu ersetzen, wobei ich von der Verdunstung gar nicht sprechen will.

Diese wenigen sich hartnäckig aufdrängenden Thatsachen müssen, wenn nicht eine günstigere Linie entdeckt wird, die Frage wegen eines in directer Linie über die schmale Erdenge zwischen dem Nicaragua-See und dem Meere anzulegenden Kanals für immer beilegen. Denn wenn auch hier die natürlichste und ungezwungenst sich darbietende Route des beabsichtigten Werks zu sein scheint, so muss doch ihre Ausführbarkeit nach denselben Normen geprüft werden, die bei dem Bau aller Werke der Verbesserung und des öffentlichen Nutzens entscheidend auftreten.

Es ist hier am Orte noch hinzuzufügen, dass Herr Baily vorgeschlagen hat, beim Bau des Kanals von dem sogenannten „Flusse" (Rio) Lajas, welcher wenige Meilen unterhalb der Stadt Rivas in den See fällt, auf eine Strecke von 5,460 Ellen von seiner Ausmündung an Gebrauch zu machen. Auf dieser Strecke, sagt er, hat er eine Breite von 30 bis 100 Ellen und eine Tiefe von 6 bis 18 Fuss; der Grund ist Schlamm mit einer Unterlage von Fels von 9 bis 28 Fuss Mächtigkeit.

Aber es sollte sich Niemand durch den Gebrauch des Wortes „Rio", wie es in Spanisch-Amerika angewendet wird, taüschen lassen; denn es kann vom Bächlein aufwärts alles Mögliche bedeuten. Die falsche Auffassung dieses Wortes, sowie des Wortes *„Monte"*, welches in der Regel nicht „Berg", sondern „Wald" oder „uncultivirtes Land" bezeichnet, hat Chartographen und Andere, die in den spanischen Autoritäten Belehrung

suchten, zu grossen Irrthümern geführt. So liegt z. B. zwischen Leon und Realejo ein Wald, genannt *Monte de San Juan*, und gewisse Schriftsteller haben hieraus geschlossen, dass ein „Gebirg" zwischen den beiden Orten liege, während doch in Wahrheit das ganze Land eine vollkommene Ebene ist. Der Rio Lajas ist nur einen Theil des Jahres ein fliessendes Gewässer. Während der trocknen Jahreszeit ist er weiter nichts als eine lange, schmale Lagune mit schleichendem Wasser ohne alle Strömung, und an seiner Mündung liegt eine trockne Sandbarre, die alle Verbindung mit dem See abschneidet.*) Der See an diesem Theile der Küste entlang ist sehr seicht, der Grund Felsen.

In Bezug anf den Hafen San Juan del Sur oder Concordia sagt derselbe Schriftsteller, dass er klein, seine Einfahrt 1100 Ellen breit sei und zwischen Vorgebirgen von 400 bis 500 Fuss Höhe liege; dass das Land an seinem innersten Ende sandig und flach sei; die Tiefe 200 Ellen von der Küste ab zwei Faden betrage und bis zu zehn Faden zunehme, welches die Tiefe am Eingange sei; dass die Fluth zehn bis vierzehn Fuss steige. Eine Meile nordwärts liegt ein andrer kleiner Hafen, Namens Nacascolo oder Brito, von fast gleicher Grösse und Gestalt. Zwischen beiden ist das Land niedrig, und Herr Baily meint, sie könnten durch einen Durchstich verbunden und der eine als Einlaufungs-, der andre als Ausfahrtshafen benutzt werden. Aber keiner von beiden ist ein geeigneter Endpunkt für ein Werk wie der projectirte Kanal und selbst im günstigsten Falle und wenn sie auch nur zu Transitzwecken bestimmt werden sollten, würden beide künstliche Verbesserungen erheischen.

Was sich gegen diesen Hafen, wie auch gegen alle andern, die an der Küste des stillen Meeres dem Nicaragua-See parallel zu finden sind, einwenden lässt, ist die Natur der hier herrschenden Winde. Diese führen den Namen *Papagayos*, wörtlich „Papageien", wahrscheinlich wegen des gekrümmten Schnabels dieses Vogels, womit ihre drehende Bewegung bezeichnet wird. Sie machen das Nahen an diesen Theil der Küste ausserordentlich schwierig. Sie herrschen von Punta Desolada im Norden bis zum Kap Velas im Süden, ein Raum von beinahe zweihundert Meilen, und werden, wie man meint, durch die nordöstlichen Passate verursacht, die den ganzen Continent und den Nicaragua-See bestreichen und am stillen Meere andern Luftströmungen begegnen. Diese Passate werden auf eine Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Meilen von der Küste ab noch stark empfunden, jenseits welcher Gränze dann die drehenden Winde oder Papagayos beginnen**).

IV. Verbindung zwischen dem Nicaragua- und dem Managua-See.

Es ist nicht bekannt, dass man noch irgendwelche andere directe Routen zu einem Kanale zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Meere vorgeschlagen habe. Die vorgeschlagenen aber bieten, wie es scheint, unüberwindliche Schwierigkeiten. Dagegen ist behauptet worden, dass

*) Eine kleine Ansicht von dieser Mündung des Lajas, mit dem Vulkan Ometepec im Hintergrunde, findet man auf Tafel VII. Fig. 50.

**) *Sir Edward Belcher's Voyage round the World, vol. I. p.* 185.

vom obern See des grossen Landbassins von Nicaragua aus, nämlich dem See Managua oder Leon, eine Route zu guten Häfen am stillen Meere aufgefunden werden könne, welche von den Schwierigkeiten und Einwänden der bereits genannten Routen frei sei. Was daher vor Allem zu betrachten ist, ist die Verbindung zwischen den beiden Seen.

Uiber diesen Punkt herrscht viel Verwirrung und Missverständniss, die im XV. Kapitel des vorhergehenden Reiseberichts, auf das der Leser verwiesen wird, zum Theil berichtigt worden sind. Die Strecke zwischen dem Nicaragua- und dem Managua-See beträgt gegen sechszehn Meilen. Zwölf Meilen davon nimmt der Estero (Aestuarium) de Panaloya ein, welcher ein breiter, seichter Arm des Nicaragua-Sees ist, eine Tiefe von sechs bis fünfzehn Fuss, niedrige Ufer und zum grössten Theile schlammigen Grund hat. Dieser Estero ist wirklich ein Theil des Nicaragua-Sees und die wahre Entfernung zwischen den Seen beträgt daher nur gegen vier Meilen.

Das Landgut Pasquiel an der Spitze dieses Aestuariums ist die Gränze, bis wohin es befahren werden kann. Anderthalb Meilen weiter hinauf bis zum „Paso Chico" ist das Flussbett voll grosser, isolirter Klippen, die auf einem Lager von Fels ruhen, welcher kalkartige Breccie zu sein scheint, aber, was recht seltsam ist, sowohl Fragmente von Lava, als auch Grandsteine, Jaspis und andere Materialien eingesprengt hat. Jenseits des „Paso Chico" besteht das Bett, oder vielmehr das ehemalige Bett (denn gegenwärtig ist kein Wasser darin ausser demjenigen, was aus Quellen fliesst oder durch Regen in den Eintiefungen des Felsens zu grossen Lachen sich ansammelt) aus derselben festen Breccie, die das Wasser zu Bassins und phantastisch geformten Löchern ausgewaschen hat. Eine Meile vom See Managua ist der Wasserfall des Tipitapa, dem kleinen Flecken dieses Namens gegenüber. Es ist eine Bank von demselben Fels wie der obenbeschriebene und hat zwölf bis fünfzehn Fuss Höhe. Das ehemalige Bett des Flusses ist hier nicht weniger als 400 Fuss breit. Von dem Falle bis zum See ist das alte Bett breit aber seicht und mit Gras und Gebüsch bewachsen, so dass es einem vernachlässigten Weidegrunde gleicht. Zur Zeit meines Besuchs floss kein Wasser darin, noch war, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, seit Jahren welches darin geflossen. Ich will indessen gern glauben, dass in einer ausserordentlich nassen Jahreszeit eine geringe Menge Wasser seinen Weg durch diesen Kanal und über den Fall finden mag. Soviel ist aber ganz augenscheinlich, dass zu keiner Zeit eine bedeutende Wassermasse hier geflossen ist. Ein Arm des Sees dringt auf drei- bis vierhundert Ellen in das alte Bett herein, aber das Wasser ist nur zwei bis drei Fuss tief und hat einen gleichtiefen weichen, grauen Schlamm, den Wohnort zahlreicher Alligators, und schilfbewachsene Ufer, die von allen Arten von Wasservögeln wimmeln. Das Wasser des Managua-Sees ist in der Nähe des sogenannten Ausflusses nicht tief und das Bett müsste, um die Durchfahrt grosser Schiffe zuzulassen, wahrscheinlich tüchtig ausgebaggert, wenn nicht durch parallele Dämme geschützt werden. In der Entfernung von etwa $^3/_4$ Meile vom Ufer fand ich das Wasser mittelst Messung nicht über zwei Faden tief. Ein bedeutendes Hinderniss für den Bau des projectirten Kanals findet sich in der Section zwischen den beiden Seen nicht. Der Fels ist so weich und bröcklig, dass ein Kanal vom See Managua bis zu dem Wasserfalle ohne Mühe sich herstellen liesse. Vom letztern an sind die Ufer drei Meilen

Bayerische
Staatsbibliothek
München



S. SALVADOR
HONDURAS
Goascoran
Nacaome
Pespire
Langue
Puerto de San Lorenzo
Rio Choluteca
Yusguare
Choluteca
Corpus
Namasigue
Rio Negro
P. San Bernardo
V. Guanacaure
Militar Station
Somotillo
Llano del Conejo
Metapa
Souci
V. Viejo
V. Santa Clara
Projectirter Kanal
El Viejo
Chinandega
Realejo
Chichigalpa
Posidtega
Telica
V. Telica
V. Orota
V. Las Pilas
V. Asusco
V. Momotombo
Leon
Subtiaba
Moabita
Managua See
Pueblo Nuevo
Nagarote
Hafen von Tamarinda
Stilles Meer
Golf von Fonseca oder Conchagua
I. Mianguera
Los Farellones
Hafen von Realejo
I. Cardon
I. Asserradores
Rio Realejo
Playa Grande
P. Nacascolo
P. Tempisque
Ebene von Leon
I. Pajaro
V. Conchagua
Hafen von La Union
Estero Doña Paula
Rio Telica oder Quesalguaque
Las Salinas
Die Ebene von Leon oder die Section Nicaraguas zwischen dem Managua See und der Fonseca-Bai.
Von E. G. Squier.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

lang hoch und bilden einen natürlichen Kanal, der nur an seinem untern Ende gehörig verdämmt zu werden braucht, um eine Wassermasse herbeizuschaffen, die jeglichem Zwecke der Schifffahrt genügen würde. Um dann das Aestuarium von Panaloya zu erreichen, würden Schleusen erforderlich sein. Die Strecke von diesem Punkte an bis zum See möchte sich nach meinem Bedünken als die schwierigste auf dieser Section erweisen, obwohl sie anscheinend die leichteste ist. Wo der Grund Erde oder Schlamm ist, kann die wünschenswerthe Wassertiefe durch Ausbaggern erlangt werden; wo er aber Fels ist, wie diess sicherlich in der Nähe des obern Endes der Fall ist, wird sich ein mühevolles Ausbrechen nöthig machen. Die Uferwände abwärts sind so niedrig, dass sie Beihilfe von Dämmen von selbst verbieten, ausgenommen durch Eindeichen der Ufer.

Der Tipitapa ist von niedrigem und leicht gewelltem, aber sehr reichem und schönem Gelände begränzt, das von Weidegründen unterbrochen und vorzugsweise für Viehhöfe genutzt wird. Hier wächst Brasilienholz in Fülle und grosse Quantitäten davon werden alljährlich in Bongos von Pasquiel nach dem Hafen von San Juan verschifft, von wo aus sie nach allen Theilen der Welt, hauptsächlich aber nach den Vereinigten Staaten gehen.

Man kann auf diese Weise vom Managua-See sagen, dass er virtuell keinen Abfluss (Zufluss?) habe. Die Gewässer, die vom stillen Meere her in ihn fallen, sind unbedeutend, und wenn auch von Segovia her der Rio Grande und andere ansehnliche Ströme in ihn fliessen, so sind sie doch je nach der Jahreszeit sehr verschieden und führen selten eine grössere Wassermenge herbei als erforderlich ist, die Verdunstung von einer so grossen Fläche und unter einem tropischen Himmel zu ersetzen. Bei allem dem würde ein so ungeheurer Behälter von 1200 Quadratmeilen Oberfläche wie der des Managua genügen, um alles zu einem Schiffskanale nöthige Wasser an diesem Punkte zu liefern, ohne dass sein Volumen sichtlich vermindert werden würde. Die Winde auf dem See wehen während des Nachmittags und Abends frisch aus Nordosten, legen sich gegen Morgen und verursachen eine Ebbe und Fluth, die in ihren Wirkungen ganz der Meeres-Ebbe und Fluth entsprechen, woher denn der gemeine Irrglaube an eine unterirdische Verbindung des Sees mit dem Meere entstanden ist.

V. Sectionen zwischen dem Managua-See und dem stillen Meere.

Das Land zwischen dem Managua-See und dem stillen Meere ist zum Bau eines Kanals bei weitem günstiger als das zwischen dem Nicaragua-See und demselben Meere liegende. Der Scheiderücken, welcher die Gewässer des letztgenannten Sees vom Meere trennt, zieht sich auch auf dem zwischenliegenden Isthmus bis nahe an die nördliche Spitze des Managua-Sees hin. Hier aber wird er gänzlich unterbrochen, oder vielmehr, er senkt sich zu breiten, nur um wenige Fuss über den See sich erhebenden Ebenen nieder und fällt von da an in sanfter Neigung nach dem Meere ab. Uiber diese Ebenen sind drei Linien vorgeschlagen worden: erstens vom linken Ufer des Sees nach dem kleinen Hafen des Tamarinda; zweitens vom nämlichen Ufer nach dem wohlbekannten Hafen von Realejo, und drittens von dem obern Ufer des Sees nach dem Golf

von Fonseca oder Conchagua. Wahrscheinlich sind alle diese Linien ausführbar; welche unter ihnen aber die besste sei, kann nur eine genaue Messung bestimmen.

1. *Die Tamarinda-Linie.*

Die erste aufgestellte Linie, diejenige nach dem Hafen des Tamarinda, ist bedeutend kürzer als die beiden andern, da sie nicht über fünfzehn bis achtzehn Meilen lang ist. Aber das Wasser des Sees an seiner nordwestlichen Küste, in der Bai von Moabita, ist seicht. Ich sondirte es im Julius 1849 in Gemeinschaft mit dem Dr. Livingston, dem Consul der Vereinigten Staaten. Es vertiefte sich regelmässig vom Ufer ab bis auf die Entfernung einer Meile, wo es fünf Faden erreichte. Hierauf aber sank es rasch zu einer Tiefe von zehn bis fünfzehn Faden. Das Land zwischen dem See und dem Tamarinda ist, soweit man sich davon überzeugen kann, da es mit Wald bedeckt ist, eben und bietet kein unüberwindliches Hinderniss für einen Kanal dar. In der Nähe des Hafens liegt keine Stadt oder Dorf und er scheint der allgemeinen Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Auch ist nicht bekannt, dass jemals Schiffe in ihn eingelaufen wären, mit Ausnahme von einem oder zwei Fällen in der Absicht, Brasilienholz zu laden. Er ist klein und ziemlich gut geschützt; aber zum Endpunkt eines solchen Werks wie der projectirte Kanal eignet er sich nicht.

2. *Die Realejo-Linie.*

Die zweite Linie ist diejenige, welche zu dem wohlbekannten und vorzüglichen Hafen von Realejo führt, der durch die Vereinigung der Flüsse Telica oder Doña Paula und des Realejo gebildet und auf der Meeresseite durch die Inseln Cardon und Aserradores, sowie durch das steile Felsgestade des Festlands geschützt wird. Er ist sicher und bequem und das Wasser ist gut, denn es wechselt von drei und vier bis acht und neun Faden. Der Vulkan El Viejo, der nordöstlich vom Hafen seinen Kegel mehr als 6000 Fuss über den Meeresspiegel erhebt, bietet dem Seefahrer lange zuvor, ehe irgendein anderer Theil der Küste in Sicht kommt, eine nicht zu verkennende Landmarke dar. Diese Linie kann, wenn sie vom allernächsten thunlichen Punkte des Managua-Sees ausläuft, in ihrer Länge nicht unter 45 Meilen betragen. Man sagt, es würde vom Estero Doña Paula, der in Wahrheit blos derjenige Theil des Flusses Telica ist, zu welchem die Fluth hinaufsteigt, bis auf eine beträchtliche Strecke Gebrauch gemacht werden können; indess vermag diess nur eine genaue Besichtigung und Messung zu entscheiden. Ich kann keinen Grund auffinden, warum diese Route nicht mit Vortheil sollte ausgeführt werden können. Sie besitzt den entschiednen Vorzug, dass sie durch den volkreichsten und cultivirtesten Theil des Landes geht und an einem bereits wohlbekannten Punkte endet. Ein Fluss findet sich auf dieser Linie nicht, der, wie Louis Napoleon und einige Andere, die über diesen Gegenstand geschrieben, gemeint haben, zur Versorgung dieser Section des proponirten Kanals mit Wasser nutzbar gemacht werden könnte. Der „Rio Tosta", von dem sie sprechen (mit welchem, der angegebenen Lage nach, vermuthlich der *Rio Telica* gemeint ist, da kein Gewässer unter dem Namen „Rio Tosta" existirt), war ehedem ein nicht ganz unansehn-

licher Fluss, aber doch niemals mit so viel Wasser versehen, um einen gewöhnlichen Kanal zu füllen. Die Topographie der Ebene von Leon ist ihren Bewohnern nur wenig bekannt, und da die Strassen von undurchdringlichen Wäldern eingefasst sind, so ist es für den Reisenden eine reine Unmöglichkeit, sich von den kleinern topographischen Zügen des Landes zu unterrichten. Der Rio Telica ergiesst sich in den Estero Doña Paula, und es wäre wohl möglich, dass er einem nützlichen Zwecke entsprechend gemacht werden könnte. Ich habe ihn an vielen Punkten überschritten, wo er (wie diess überhaupt fast von seiner ganzen Länge gilt) den Charakter eines riesenhaften natürlichen Kanals von 60 bis 80 Fuss Tiefe und vielleicht 150 bis 200 Ellen oberer Weite trug, steile Ufer und zum grössten Theile eine Unterlage von bröckligem Felsstein oder fester Erde hatte. Und da er an seiner Quelle nicht mehr als fünfzehn Meilen vom Managua-See entfernt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass mittelst geeigneter Einschnitte die Wässer des Sees in ihn geleitet und, nach Erreichung des nöthigen Niveaus, das Bett des Stroms von diesem Punkte an bis zum Meere benutzt, die nothwendige Tiefe des Wassers aber durch Schleusen oder Dämme erlangt werden könnte. Hat diese Annahme guten Grund, so kann der bedeutendste Theil der berechneten Ausgrabung dieser Kanal-Section erspart werden. Jedenfalls würde der Einschnitt bei den Hilfsmitteln, welche unser Jahrhundert der Mechanik an die Hand giebt, kein solcher Gegenstand sein, der einen Ingenieur zurückschrecken könnte.

Alle Reisende, die über die Ebene von Leon gekommen sind, stimmen darin überein, dass sie die Hügelreihe, welche den See Nicaragua von dem stillen Meere scheidet, hier als vollständig unterbrochen darstellen, und auch ich kann zur Bekräftigung dieser Thatsache mein unmassgebliches Zeugniss beifügen. Inmitten dieser Ebene, auf der Hälfte des Weges zwischen See und Meer, liegt die Stadt Leon, von deren Kathedrale der Reisende den stillen Ocean erblicken kann und ohne die zwischenliegenden Wälder wahrscheinlich auch den See entdecken würde. Der von Louis Napoleon citirte Herr A. G., dessen Beobachtungen durchweg von grosser Sorgfalt zeugen, sagt, dass das Land zwischen See und Meer seine grösste Höhe von 55 Fuss 6 Zoll in einer Entfernung von 2725 Ellen vom erstern erreiche und von da zum Meere abfalle. Andere Beobachter variiren in ihren Schätzungen dieser Maximalhöhe zwischen 49 Fuss 6 Zoll bis 51 Fuss. Natürlich kann dieselbe genau nur durch wirkliche Messung entschieden werden. Die Stadt Leon ist in gerader Linie 15 bis 18 Meilen vom See entfernt. Kapitän Belcher*) bestimmte ihre Höhe über dem stillen Meere zu 140 Fuss, was, wenn man es von der Höhe des Sees von 156 Fuss abzieht, zeigt, dass die Ebene, auf welcher sie erbaut ist, 16 Fuss unter dem Spiegel des Sees liegt.

Es ist wahrscheinlich, dass der tiefste Einschnitt auf dieser Linie, die Tiefe des projectirten Kanals zu 30 Fuss angenommen, 80 Fuss nicht überschreiten würde, und auch dieses nur auf eine kurze Strecke. Wir haben Beispiele von weit bedeutendern Unternehmen dieser Art. Im Kanal von Arles bis Bouc ist das Tafelland Lèque auf eine Länge von 2289 Ellen durchschnitten worden bei einer Maximaltiefe von 130 bis 162 Fuss.

*) *Voyage round the World, vol.* I. *p.* 166.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, dass der See Managua das zum Gebrauch des Kanals erforderliche Wasser von seinen Ufern bis zum Meere liefern muss, da es auf dieser Linie keine grossen Wasserbehälter oder Ströme giebt.

3. *Die Fonseca-Linie.*

Es giebt noch eine andere Route, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit niemals allgemein geleitet worden ist, die aber, wenn sie, woran ich nicht zweifle, ausführbar ist, grössere Vortheile bietet als eine der andern soeben genannten, nämlich: von der nördlichen Spitze des Managua-Sees über den Estero Real zu dem Golf von Fonseca oder Conchagua. Der obere Theil des Managua wird durch ein ungeheures Vorgebirg oder eine Halbinsel in zwei grosse Baien getheilt und an der aüssersten Spitze dieses vorgeschobenen Landes steht der Riesenvulkan Momotombo. Zwischen diesem Vulkan und dem Viejo nordöstlich von Realejo und beinahe ostwestlich laufend liegt eine ganze Kette von Vulkanen, die auf so kleiner Strecke wahrscheinlich eine grössere Zahl erloschener Krater und mehr Beweise vulkanischer Thätigkeit zeigt als irgendein andrer gleichgrosser Raum auf dem Continente. Diese Kette ist isolirt. Südlich von ihr dehnt sich die prachtvolle, nur vom Meere begränzte Ebene von Leon aus, und nach Norden zieht sich eine zweite grosse Ebene, „*Llano del Conejo*“ genannt, bis zu den goldreichen Hügeln Segovia's hin. Diese Ebene erstreckt sich von der nördlichen Bai des Managua-Sees bis zum Golf Conchagua (Fonseca), dem nur die San-Francisco-Bai gleichkommt und der als ein grosser Hafen bezeichnet werden kann, in welchem alle Schiffe der Welt in voller Sicherheit vor Anker liegen könnten. Er ist an Lage und Gestalt der Bai von San Francisco sehr ähnlich, nur ist der Eingang von der See her breiter. Seine ganze Länge, soweit er vom Lande umschlossen ist, beträgt nahe an siebenzig und seine Breite vierzig Meilen. Die drei Staaten San Salvador, Nicaragua und Honduras haben Häfen an ihm. In Hinsicht auf Handel ist der Haupthafen auf dem Festlande der Hafen von La Union in San Salvador. Alle anliegenden Küsten sind von schrankenloser Fruchtbarkeit und besitzen unendlichen Vorrath an Holz. Die Abhänge der Berge, insbesondere des Vulkans San Miguel, sind mit Eichen und Fichten bedeckt, die sich zum Bau und zur Reparatur der Schiffe eignen. Kohle soll sich etwa sechszig Meilen vom Hafen La Union an den Ufern des Rio Lempa finden, wohin die Wege durch ebenes Land führen. Die Bai umfasst verschiedene Inseln von beträchtlicher Grösse und Schönheit und von so tiefem Wasser umgeben, dass Schiffe der grössten Art im Stande sind, ganz dicht am Ufer anzulegen. Die wichtigste darunter, theils wegen ihres Umfangs, theils weil sie die ganze Bai beherrscht und der Schlüssel zu ihr ist, ist die Isla del Tigre oder Tigerinsel, die Honduras zugehört. Diese Insel war das Hauptquartier und Depot Drake's und anderer piratischer Abenteurer während ihrer Operationen in der Südsee. Sie hat gegen zwanzig Meilen im Umkreise, ist nahe am Ufer eben, steigt aber regelmässig und stufenweise zu einem Kegel in der Mitte empor und bietet auf diese Weise beinahe jede Verschiedenheit der Luft und des Klima's dar. An dieser Insel liegt der neuerdings errichtete Freihafen von Amapala, wo einige Waarenmagazine und Wohnhaüser stehen. Sonst ist die Insel fast ganz

unbewohnt. Der Besitz dieses Eilandes und die daraus folgende Beherrschung des Fonseca-Golfs würde eine grosse Seemacht in den Stand setzen, über den Handel des ganzen westlichen Theils des Continents zu gebieten, gleichwie der Besitz von Gibraltar den Engländern die Herrschaft über den europäischen Handel in die Hand giebt.

Vom südlichen Ende des Fonseca-Golfs erstreckt sich ein grosses Aestuarium oder ein Arm, *Estero Real* genannt, tief ins Land hinein und zwar genau in der Richtung gegen den Managua-See, welchem es bis auf fünfzehn oder zwanzig Meilen naht, und zwischen ihm und dem See liegt die Ebene *(Llano)* von Conejo, die eigentlich ein Theil der Ebene von Leon ist. Dieser Estero hat die Breite des East River bei Neuyork und zum grössten Theile eine reichliche Wassertiefe, die dreissig Meilen oberhalb der Bai fünfzig Fuss beträgt, auf einer schmalen Barre vor der Mündung aber bei Ebbe nur gegen drei Faden hat, wiewohl die Fluth beinahe zehn Fuss steigt, so dass mit künstlicher Beihilfe die Barre ohne Zweifel zu allen Zeiten passirt werden könnte. Dieser Estero ist einer der schönsten natürlichen Kanäle, die man sich denken kann, der auf eine lange Strecke eine fast ganz gleichmässige Breite von 300 bis 400 Ellen beibehält. Seine Ufer sind mit Manglebaümen bewachsen, worauf ein dichter Hintergrund anderer Baüme folgt.

Kapitän Belcher, der im J. 1838 hier war, fuhr den Estero auf einem Schiffe, welches zehn Fuss Tiefgang hatte, dreissig Meilen hinauf. Er sagt:

„Wir brachen heute mit dem „Starling“ und andern Booten zur Erforschung des Estero Real auf, der, wie man mir zu verstehen gegeben hatte, sechszig Meilen weit schiffbar sein sollte, in welchem Falle er nach Dem, was ich von seinem Laufe bei meinem Besuche auf dem (Vulkan) *Viejo sah, beinahe mit dem Managua-See zusammentreffen muss. Nach bedeutender Arbeit und Mühe gelang es uns, den „Starling“ dreissig Meilen von seiner Mündung hinaufzubringen, und er hätte leicht noch weiter kommen können, wenn es der Wind erlaubt hätte, aber die herrschenden starken Winde machten die Mühe des Bugsirens gar zu anstrengend. Wir erstiegen etwa eine Meile unterhalb unsrer aüssersten Station einen kleinen Hügel, von welchem aus nach allen dominirenden Piks Winkel genommen wurden. Aus dieser Messung, in Verbindung mit Dem, was ich vom Gipfel des Viejo aus bemerkte, habe ich mich überzeugt, dass der Strom noch viele Meilen weiter befahren werden könnte, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, dass er bis ganz nahe an den Managua-See voll Wasser ist. Ich sah die Berge jenseits des Sees auf seiner Ostseite und es zeigte sich kein Land von grösserer Höhe als die zwischenliegenden Baüme. Diess würde demnach die vortheilhafteste Linie für einen Kanal sein, der bei vollständiger Beschiffung der Seen sich mit dem Innern der Staaten San Salvador, Honduras und Nicaragua in Verbindung bringen und bis zum atlantischen Meere ausdehnen liesse. Dass dreissig Meilen für Fahrzeuge von zehn Fuss Tiefgang befahrbar sind, können wir verbürgen, und die Eingebornen und Ansässigen behaupten, noch sechszig* (dreissig?) *mehr!“*

Bei dem Laufe des Estero und der Ferne, bis zu welcher er sich, soweit wir es wissen, erstreckt, würde wahrscheinlich ein Kanal von nicht mehr als zwanzig Meilen Länge erforderlich sein, um seine schiffbaren Gewässer mit denen des Managua-Sees zu verbinden; in welchem Falle man gegen die Realejo-Linie ersparen und dazu auch den westlichen Endpunkt des grossartigen Werks in der soeben beschriebenen prachtvollen Bai haben würde, wo sich jedwede Erleichterung zur Verproviantirung, zu Reparaturen u. s. w. bieten und ein localer Handel von ungeheurem Belang in Zucker, Baumwolle, Indigo, Cacao und Kaffee alsbald entwickeln würde.

Es kann daher mit Sicherheit behauptet werden, dass eine Wasserstrasse vom Managua-See bis zum Meere durchaus ausführbar ist, und es bleibt nur zu entscheiden, welche von den hier genannten Routen die grössten Vortheile darbietet. Im Fall der Kanal jemals gebaut wird, bin ich überzeugt, dass man die letztgenannte Route wählen wird. Aus meinen eignen Beobachtungen von der Höhe des Vulkans Las Pilas aus, der die Ebene del Conejo überblickt, sowie aus den zusammenstimmenden Berichten der Eingebornen habe ich mich überzeugt, dass diese Ebene niedriger als die von Leon ist und dass auf dieser Linie die Ausgrabung geringer sein würde als auf der Realejo-Linie.

Recapitulation.

Die unten beigefügte Tabelle zeigt die berechneten Entfernungen von Meer zu Meer auf den verschiednen geschilderten Linien, wie auch die wahrscheinliche Länge der wirklichen Kanalisirung. Es wird schlechtweg angenommen, dass der Fluss San Juan nicht für Schiffe fahrbar gemacht werden könne und dass ein Kanal in seiner ganzen Länge ihm zur Seite gebaut werden müsse. Die Länge des Flusses mit Einschluss seiner Windungen beträgt beinahe neunzig Meilen; aber es ist wahrscheinlich, dass die geradlinige Entfernung zwischen dem See und dem atlantischen Meere nicht siebenzig Meilen überschreitet.

Routen vom Hafen von San Juan zum stillen Meere.	Länge des Rio San Juan.	Strecke auf dem Nicaragua-See.	Vom Nicaragua-See zum stillen Meere.	Zwischen den Seen Nicaragua und Managua.	Strecke auf dem Managua-See.	Zwischen dem Managua-See u. dem stillen Meere.	Wirkliche Canalisirung.	Totale Länge.
Nach der Bai v. Salinas	70	50	13	—	—	—	83	133
- San Juan del Sur	70	60	16	—	—	—	86	146
- Tamarinda	70	110	—	4	50	16	90	250
- Realejo	70	110	—	4	50	45	119	279
- dem Estero Real	70	110	—	4	50	20	194	254

Die Länge der vorgeschlagenen Verbindungslinie von San Juan bis Realejo wird von Louis Napoleon zu 278 Meilen berechnet, und zwar wie folgt: Der Flus San Juan zu 104 Meilen, der Nicaragua-See zu 90 M., der Fluss Tipitapa zu 20 M., der See Leon oder Managua zu 35 M., von

ihm bis Realejo zu 29 M. Diess ist in einigen Punkten bestimmt falsch, wie z. B. die Entfernung vom Managua-See bis Realejo keineswegs blos 29 M., sondern in Wirklichkeit 40 bis 45 M. beträgt.

Schlussbemerkungen.

Es ist unnütz, in Berechnungen über den geeigneten Umfang und über die Kosten eines solchen Werks, wie der projectirte Kanal ist, näher einzugehen. Seine Dimensionen müssen, wenn anders er seinem Zwecke vollständig entsprechen soll, gross genug sein, um die bequeme Durchfahrt der grössten Schiffe zuzulassen. Seine Kosten müssen natürlich bis dahin wo eine genaue Vermessung vorliegt durchaus nur Gegenstand blosser Vermuthung sein. Man hat sie verschiedentlich von 6 bis 25 und 30 Millionen Dollars berechnet. Angenommen, die Kosten betragen 100 Millionen D., welche Summe der Wahrheit gerade so nahe kommen mag wie jede andre, so ist es doch immer schon genug zu wissen, dass der Kanal topographisch möglich ist und dass seine Wohlthaten, seine unmittelbaren und seine voraussichtlichen, genügen werden, um für die Verwendung einer zwiefach so hohen Summe, so abschreckend sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag, zu entschädigen.

Es giebt aber neben dem topographischen Charakter des Landes auch noch andere Umstände, die bei Berechnung der Möglichkeit oder vielmehr der practischen Ausführbarkeit eines grossen Werks gleich dem beabsichtigten Kanal ins Auge zu fassen sind. Die Nahrungsmittel, das Klima, die Möglichkeit arbeitende Hände zu bekommen und zu verwenden — diess Alles muss berücksichtigt werden.

Was nun das Klima anlangt, so brauche ich den in der Einleitung zu diesem Werke enthaltenen Bemerkungen darüber nichts hinzuzufügen. Es kann nicht bezweifelt werden, dass die Vermessungen, Ausgrabungen u. s. w. am San Juan sich nicht nur als die schwierigsten von allen Sectionen des fraglichen Kanals erweisen, sondern auch bei der Natur der Dinge mit grösserm Schaden für die Gesundheit der dabei Beschäftigten begleitet sein werden. Die Wälder, die diesen Fluss einfassen, sind dicht und feucht und die Beseitigung der Baüme und der andern Vegetation und das der Einwirkung der Sonne dadurch preisgegebene fette Erdreich — die seit Jahrhunderten aufgehaüfte vegetabilische Schicht — würden zu einer reichen Quelle von Fiebern und verwandten Krankheiten werden. Die übeln Folgen könnten nur dadurch vermieden werden, dass man hier, wie anderwärts, die Eingebornen dieser Breite, die an Anstrengung gewöhnt und gegen die klimatischen Einflüsse abgehärtet sind, als Arbeiter verwendete. Uiberhaupt sollte man durchweg auf diese Klasse von Arbeitern vorzugsweise zählen, die für zwei Realen (25 Cents) per Tag (der gewöhnliche Lohn) in grossen Massen aus allen Staaten Centralamerika's herzuströmen würden. Bei einem *Medio* (6¼ Cents) per Tag sorgt Jeder für seine eigene Beköstigung, ohne seinem Arbeitgeber irgendwelche weitere Kosten zu verursachen. Die arbeitende Bevölkerung ist ungemein anstellig und kann gar bald dahin gebracht werden, jede Art einfacher Arbeit, wie Graben, Ausholzen, Steinbrechen, Kalkbrennen u. s. w., auf befriedigende Weise zu verrichten. In einem Lande, wo es so viele Feiertage giebt wie hier, möchte es nöthig sein, sie ein wenig im Rückstand zu halten

oder gewisse Mittel in Händen zu haben, um sie zur pünktlichen Erfüllung ihrer contractlichen Verpflichtungen zu nöthigen und sie auf diese Weise beständig bei ihrer Arbeit zu erhalten. Indess ist dieser Arbeitspunkt ein solcher, über den man, nach der von der Panamaer Eisenbahngesellschaft gemachten Erfahrung, mit Vorsicht sprechen muss. Er ist derjenige, der nach einer vollständigen Vermessung des Landes durch tüchtige Ingenieurs die Aufmerksamkeit der Gesellschaft oder Regierung, die an den Bau des proponirten Kanals im Ernste geht, vor Allem in Anspruch nehmen sollte.

Folgendes sind die Bemerkungen, die Herr Baily über die hier beregten Punkte macht, die, sofern sie von einem Manne kommen, der in Feldmessarbeiten auf der Linie des vorhabenden Werks einige Erfahrung eingesammelt hat, auf Beachtung Anspruch machen können.

„Bei Ausführung eines so ungeheuern Unternehmens sind die Gesundheit des Klima's und die Mittel, eine so grosse Arbeitermasse, wie hier zusammenkommen würden, reichlich und ökonomisch zu beköstigen, Gegenstände, die nicht unberührt übergangen werden können. Was den ersten Punkt anlangt, so kann der Verfasser versichern, dass während der vier Monate, die er zwischen dem stillen Meere und dem See von Granada mit vierzig Leuten beschäftigt war, nicht ein einziger Mann durch Krankheit an Verrichtung seiner täglichen Arbeit verhindert ward, obgleich sie des Nachts beständig unter freiem Himmel schliefen. Während ich auf dem See und auf dem Flusse San Juan mit einer grossen Arbeiterschaar thätig war, erhielten die Leute ihre Gesundheit gut, obwohl sie auf dem letztern haüfigen Regen ausgesetzt waren. Aber während unsers Aufenthalts im Hafen (del Norte) oder in dessen Nähe brach Krankheit unter ihnen aus, die hauptsächlich dem Gebrauche oder vielmehr Missbrauche von geistigen Getränken und andern Unmässigkeiten, denen an solchen Orten so haüfig gefröhnt wird, zuzuschreiben war. Indessen ist diess nicht einzig und allein Unmässigkeiten beizumessen, sondern auch dem Umstande, dass San Juan allen den gefährlichen Einflüssen des Klima's und der Temperatur ausgesetzt ist, die der Mosquito-Küste und dem ganzen Gestade von Kap Gracias a Dios bis Cartagena jenseits desselben eigen sind.

„Von der Bevölkerung des Staates Nicaragua kann man sagen, dass sie sich südlich von der Stadt Nicaragua nicht viel über die Umgebungen derselben hinaus erstreckt, so dass die Messungslinie, die ihr nirgends mehr als vier Leguas nahe kam, sich über ein ziemlich wildes Land hinzog und in Folge dessen alle Lebensbedürfnisse aus jenem Orte zu holen waren. Diese sind stets im Uiberfluss zu haben und könnten auch, wenn es die Umstände erheischen sollten, aus andern Theilen des Staats fast in jeglichem Umfange bezogen werden. Die hauptsächlichen Verbrauchsartikel sind Fleisch (Rindfleisch), Mais, Bohnen (fréjoles), Reis, Pisang und Obst, die man zu mässigen Preisen bekommen kann, z. B. Fleisch zu 3½, 4 *bis* 4½ *Realen die Arroba von* 25 *Pfund; Mais je nach den Jahreszeiten zu* 6, 8 *bis* 10, *selten* 12 *Realen die Fanega, welche gegen* 300 *Pfund wiegt; Bohnen und Reis in ähnlichem Verhältniss; Pisangs, die allgemein verbraucht werden, insbesondre von den arbeitenden Klassen, sind in solchem*

Uiberflusse vorhanden, dass eine Maulthierladung derselben (2 bis 3 Centner) während des ganzen Jahres zu 2 bis 2½ Realen zu haben ist; so dass es, wenn eine grosse Masse Arbeiter in dieser Gegend zusammenströmen sollte, keine Schwierigkeit kosten würde, sie mit all den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen zu versorgen.

„Der während der Messung für den Mann gezahlte monatliche Arbeitslohn betrug 7½ Dollars, ausser der Beköstigung, welche durchschnittlich einen halben Real per Tag machte; das war aber mehr als man gewöhnlich für Feldarbeiten zahlt, weil Rücksicht darauf genommen ward, dass die Leute weit von ihren Familien hinweggenommen und auf ganz unbestimmte Zeit verdingt wurden. Tüchtige eingeborne Handwerker würden für ein Werk wie das fragliche allerdings knapp sein, an arbeitenden Händen aber würde es nicht fehlen, denn die Sicherheit und Regelmässigkeit der Löhnung würde Leute nicht nur aus allen Theilen dieses Staates, sondern auch aus den benachbarten Staaten Costa Rica, Honduras und San Salvador herbeilocken, während eine Reihe verständiger und billiger Verordnungen und Vorkehrungen ihre Gelehrigkeit und ihren Gehorsam sichern würde. Der Vorwurf barbarischer Wildheit, der dieser Bevölkerung in den zuvor genannten Schriften gemacht worden, bedarf keiner weitern Widerlegung als der einfachen Behauptung, dass er unbegründet ist; es ist auch nicht anzunehmen, dass die Bewohner des einen Landes von denen der andern angränzenden Länder sich so gar weit unterscheiden sollten, da ja beiden dieselbe Sprache, dieselben Sitten und Gewohnheiten gemein sind.“

Zweites Kapitel.

Historische Skizze der Verhandlungen über den projectirten Kanal.

Nachdem ich im vorhergehenden Kapitel blos die Frage von der Ausführbarkeit des projectirten zwischenseeischen Kanals betrachtet, nehmen zunächst unsre Aufmerksamkeit die Folgen in Anspruch, insofern sie die commerciellen und politischen Beziehungen und Interessen der Vereinigten Staaten berühren. Bevor wir indessen zu ihrer Betrachtung verschreiten, wird es von Interesse sein, in Kürze von einigen der Schritte Nachricht zu geben, die bis hierher zur Realisirung des Baues des beabsichtigten Werks gethan worden sind.

Obgleich seine Möglichkeit schon frühe im 16. Jahrhundert behauptet ward, so wurde doch nicht eher etwas Practisches versucht als spät im 18. Jahrhundert, wo die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung durch den Friedensfürsten Godoy wieder einmal auf den Gegenstand gelenkt und unter seiner Leitung eine Messung der Route vorgenommen ward. Die darauf bezüglichen Documente sind in den Archiven Guatemala's noch vorhanden. Nach der Unabhängigkeitserklärung Centralamerika's geschah ein neuer Versuch zur Erreichung des nämlichen Zieles von Seiten des Señor Manuel Antonio de la Cerda, nachherigen Gouverneurs des Staates Nicara-

gua, der im Julius 1823 die Sache auf dem Bundescongresse mit Eifer betrieb, aber zu jener Zeit gar nichts erreichte.

Während des Jahres 1824 indess wurden von Aussen her verschiedne auf das Unternehmen bezügliche Vorschläge gemacht. Darunter war einer von den Herren Barclay et Comp. in London vom 18. Sept. 1824. Sie beantragten, eine schiffbare Verbindung zwischen den beiden Meeren über den Fluss San Juan und den See Nicaragua zu eröffnen, und zwar ohne Kosten für die Regierung, aber unter der Bedingung, dass letztere auf andere Weise die erforderliche Beihilfe leisten würde. Am 2. Febr. 1825 wurden andere Vorschläge von einigen Kaufleuten der Vereinigten Staaten gemacht, unterzeichnet von Col. Chas. Bourke und Matthew Llanos, worin sie bemerken, dass sie im letzten Monat December (1824) eine bewaffnete Brigg nach San Juan ausgesandt hätten, mit Ingenieurs und andern Personen an Bord, die den Auftrag gehabt, eine Messung der vorgeschlagenen Route vorzunehmen. Sie baten die Regierung, sie möchte ihnen in Berücksichtigung der bereits gemachten vorlaüfigen Auslagen und der auf solche Weise gegebenen Beweise von redlicher Absicht zugewähren 1) ein ausschliessliches Eigenthumsrecht an dem Kanale und die Controle über denselben; 2) ein ausschliessliches Recht zur Beschiffung der Seen und der mit ihnen zusammenhängenden Gewässer mit Dampf; 3) die Gestattung des ungehinderten Gebrauchs aller bei dem Unternehmen nöthigen Naturproducte des Landes; 4) Zollfreiheit für die von der Gesellschaft eingebrachten Güter bis zur Vollendung des Werks. Dafür wollten sie der Regierung zwanzig Procent auf die Zölle entrichten und ihr nach Ablauf einer Zeit von ... Jahren das ganze Werk übergeben. Ob die obenerwähnte bewaffnete Brigg sammt ihren Ingenieurs jemals ihren Bestimmungsort erreichte, ist unbekannt; ebensowenig ist bekannt, dass die centralamerikanische Regierung von diesen gemachten Vorschlägen jemals Notiz genommen habe.

Indessen ward der Gegenstand in ganz Centralamerika als eine Sache vom höchsten Interesse angesehen und der in den Vereinigten Staaten accreditirte Minister dieser Republik, Señor Don Antonio José Cañas erhielt besondre Instruction, die Angelegenheit in nachdrucksvoller Weise vor die amerikanische Regierung zu bringen. Diess that er in einem officiellen Schreiben, mit dem Datum des 8. Febr. 1825, an den damaligen Staatssekretär Henry Clay. In diesem Schreiben suchte Señor Cañas um die thätige Beihilfe der Vereinigten Staaten an, auf den Grund hin, „dass das edle Benehmen derselben Muster und Schutz für ganz Amerika gewesen wäre“ und ihnen Anspruch gäbe, bei den „Verdiensten und Vortheilen des projectirten grossartigen Unternehmens“ den Vorzug vor allen andern Nationen zu erhalten. Auch beantragte er „die wirksame Sicherung seiner Vortheile für die beiden Nationen“ mittelst eines Vertrags. Der Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Centralamerika, Oberst John Williams, ward demgemäss speciell dahin instruirt, die Regierung jenes Landes des tiefen Interesses der Vereinigten Staaten an einem Unternehmen, das „in so hohem Grade geeignet wäre, auf die Angelegenheiten der ganzen Menschheit einen heilsamen Einfluss auszuüben,“ zu versichern, mit der grössten Sorgfalt den von dieser Route gebotenen Erleichterungen nachzuforschen und den Vereinigten Staaten eine Berichterstattung hierüber einzusenden. Wie es aber scheint, gelangte niemals ein Bericht der begehrten Art an die amerikanische Regierung.

Indess wurden im Laufe dieses Jahres (1825) der Regierung Centralamerika's verschiedenartige Vorschläge von Aussen in Bezug auf den fraglichen Gegenstand gemacht, und im Junius desselben Jahres ging im centralamerikanischen Nationalcongress, in der Absicht, die Grundlagen festzustellen, auf denen er das Werk unternommen zu sehen wünschte, ein Decret folgenden Inhalts durch:

Artikel 1. Es wird Ermächtigung gegeben zur Eröffnung eines für die Durchfahrt der grössten Fahrzeuge geeigneten Kanals im Staate Nicaragua.

Art. 2. Die Arbeiten daran sind auf die solideste Weise auszuführen.

Art. 3. Die Regierung soll den Unternehmern eine den auf das Werk verwendeten Kosten und Mühen entsprechende Entschädigung bieten.

Art. 4. Die Regierung soll von allen das Werk erleichternden Mitteln Gebrauch machen, als: Holz schlagen lassen, den Feldmessern zur Hand sein, bei Aufnahme der Risse behilflich sein und überhaupt in jeglicher, die Staats- oder Privatinteressen nicht benachtheiligenden Weise fördernd eingreifen.

Art. 5. Auf zu den Kanal-Arbeiten eingeführt werdende Instrumente und Maschinen soll kein Zoll erhoben werden.

Art. 6. Die Kosten des Werks sind als Nationalschuld anzuerkennen und die Kanalzölle, nach vorherigem Abzug der nöthigen Gelder zur Instandhaltung und zu den Reparaturen des Werks und zur Unterhaltung einer Besatzung zu dessen Schutze, auf die Tilgung dieser Schuld zu verwenden.

Art. 7. Alle Streitigkeiten in Betreff der Liquidation oder gemachter Verläge sind nach den Gesetzen der Republik zu entscheiden.

Art. 8. Dem Congresse steht das Recht zu, die Zolltaxe festzustellen und zu allen Zeiten zu ändern, wie es ihm geeignet dünken wird.

Art. 9. Die Beschiffung soll für alle befreundete oder neutrale Nationen ohne Bevorrechtigung oder Ausschliessung offen sein.

Art. 10. Die Regierung hat auf dem See die nöthigen Schiffe zum Schutze aufzustellen.

Art. 11. Wenn unüberwindliche Hindernisse im Laufe der Arbeit sich herausstellen und der Ausführung entgegentreten, soll die Republik nicht gehalten sein, irgendwelche Vergütung zu gewähren.

Art. 12. In dem Falle, dass nur ein Boots-Kanal eröffnet werden kann, soll die Entschädigung im Verhältnisse zu dem kleinern Nutzen stehen, der alsdann für die Republik daraus erspriessen wird.

Dieses Decret erschien in Verbindung mit einem andern, welches ein halbes Jahr zum Empfang von Anträgen festsetzte; allein der bezeichnete Termin war gar zu kurz, als dass von Seiten der Gesellschaften oder Einzeler die nöthigen Schritte hätten geschehen können, daher der Congress blos die Wiederholung eines Theils der schon gemachten Anträge empfing.

Die hauptsächlichsten dieser Anträge gingen aus von Herrn Baily und Herrn Charles Beniski — vom Erstern als Agenten für das englische Haus

der Herren Barclay, Herring, Richardson et Comp., vom Zweiten für Herrn Aaron H. Palmer in Neuyork. Herrn Bailys Anerbieten war bedingt, während das des Herrn Beniski positiv war und darum von der Republik angenommen ward. Die Unternehmer, unter dem Namen „*Central American and United States Atlantic and Pacific Canal Company*“ waren gebunden, durch Nicaragua einen für Schiffe aller Grössen fahrbaren Kanal anzulegen, innerhalb sechs Monaten in der Stadt Granada die Summe von 200,000 Dollars für die vorlaüfigen Ausgaben zu deponiren, Festungen zum Schutze des Kanals zu errichten und in Zeit von zwölf Monaten mit den Arbeiten zu beginnen. Zur Entschädigung sollten sie zwei Drittel der Kanalzollerträge auf so lange, bis das ganze auf das Werk verwandte Kapital zurückgezahlt sein würde, erhalten, nebst Zinsen zu zehn Procent, ausserdem noch später die Hälfte der Kanalerträge auf sieben Jahre, sammt gewissen Privilegien zur Einbringung von Dampfschiffen. Die Regierung verpflichtete sich, alle auf den Gegenstand bezüglichen, in ihren Archiven befindlichen Documente zu ihrer Verfügung zu stellen, Holz fällen zu lassen und für Arbeiter zu bestimmten Lohnsätzen zu sorgen. Für den Fall der Nichtvollendung sollten die Werke unbedingt an die Republik zurückfallen. Dieser Contract trug das Datum des 14. Junius 1826 und die Contrahenten bemühten sich gleichzeitig, die Mitwirkung der Regierung der Vereinigten Staaten zu gewinnen. Es ward dem Congresse hierüber eine Denkschrift unterbreitet und diese an einen Ausschuss verwiesen, der seiner Zeit Bericht darüber erstattete. Hier blieb aber die Sache stehen, obwohl es scheint, als habe sie den Beifall De Witt Clintons und andrer ausgezeichneter Männer erhalten.

Herr Palmer stellte wirklich eine Vollmacht an Herrn Clinton aus, durch welche dieser Herr, sowie Stephen Van Renssalaer, C. D. Colden, Philip Hone und Lynde Catlin zu Directoren des Werks eingesetzt wurden. Herr Clinton übernahm sein Amt in voller Ehrlichkeit und, wie er selbst sich ausdrückte, „zur Förderung eines grossen und guten Zwecks, der von jedem Makel der Speculation frei bleiben solle.“ Herr Palmer ging 1827 nach England, um die Betheiligung britischer Kapitalisten an dem Unternehmen zu erwirken; in Folge verschiedenartiger widriger Umstände aber schlug seine Mission fehl und er scheint im Herbste jenes Jahres das Unternehmen aufgegeben zu haben.

Wiewohl die Verwaltung Herrn Adams dem Vorschlage des centralamerikanischen Ministers nicht sofort beistimmte, so geschah diess doch nicht etwa aus Mangel an Interesse an dem Gegenstande, sondern weil jene wünschte, dass das Land nicht eher eine besondre Richtung in der Sache einschlagen möchte als bis die Thunlichkeit des Unternehmens und die mit ihm verknüpften ausschlaggebenden Punkte besser bekannt und begründet sein würden. Mittlerweile sind die Grundsätze, auf denen unsre Regierung das Werk unternommen und ausgeführt wissen wollte, in Herrn Clays Instructionsschreiben an die bei dem berufenen Congresse von Panama abgeordneten Minister der Vereinigten Staaten deutlich dargelegt worden. Herr Clay sagte dort: „Ein Schifffahrtskanal zwischen dem atlantischen und stillen Ocean wird auf dem Congresse einen geeigneten Gegenstand der Erwägung bilden. Dieses grossartige Werk wird, wenn es jemals ausgeführt werden sollte, alle Theile der Welt in höherm oder minderm Grade interessiren; aber seine grössten Wohlthaten werden doch insbesondre die-

sem Continente zufallen, und Colombia, Mejico, Centralamerika, Peru und den Vereinigten Staaten mehr als einer andern amerikanischen Nation. Was ganz Amerika zum Vortheile gereichen soll, sollte nur durch gemeinsame Mittel und vereinte Anstrengungen ausgeführt und nicht den isolirten und ununterstützten Kräften einer einzigen Macht überlassen werden. — — — Sollte das Werk jemals dergestalt zur Ausführung kommen, dass Seeschiffe von Ocean zu Ocean zu fahren vermöchten, so dürfen seine Wohlthaten nicht ausschliesslich von einer einzigen Nation in Besitz genommen, sondern sollen unter Zahlung einer billigen Vergütung oder vernünftiger Zölle auf alle Theile des Erdkreises ausgedehnt werden. — — — Lassen Sie sich alle zu seiner gemeinsamen Ausführung gemacht werdenden Vorschläge oder Pläne einhändigen und senden Sie selbige hiesiger Regierung ein, unter Zusicherung, dass sie mit Aufmerksamkeit und mit dem ernsten Wunsche, die Interessen und Meinungen aller amerikanischen Nationen zu vereinigen, werden geprüft werden." Man wird hieraus ersehen, dass Herr Clay, welcher damals der treue Dolmetscher der amerikanischen Politik war, die Erbauung dieses Werks als ein speciell amerikanisches Unternehmen ansah, das durch die dabei am Tiefsten betheiligten Parteien ausgeführt werden und unter ihrer Oberaufsicht stehen, darum aber nicht ausschliessend sein sollte.

Nach dem Fehlschlagen von Herrn Palmers Projecte scheint man die ganze Sache einschlafen gelassen zu haben, bis im October 1828 die Ausführung des Unternehmens von einer Gesellschaft von Niederländern unter dem besondern Patronate des Königs von Holland beantragt ward. Im März 1829 langte General Verveer, als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande und mit Instructionen in Betreff des Kanal-Unternehmens versehen, in Guatemala an. In Folge der damaligen Zerrissenheit des Staats ward die Angelegenheit nicht eher vorgenommen als im October des nachfolgenden Jahrs, wo Commissare zur Verhandlung mit Verveer ernannt wurden, worauf am 24. Jul. 1830 der Entwurf, über den sie übereingekommen, dem Nationalcongresse vorgelegt und von diesem am 21. Sept. ratificirt ward. Die Hauptpunkte dieser Uibereinkunft waren folgende:

1) *Der projectirte Kanal soll allen Nationen, die mit Centralamerika in Frieden sind, unter gleichen Bedingungen offen stehen, Fahrzeugen aber, die sich mit Sklavenhandel abgeben, und allen Kaperschiffen nicht gestattet werden, ihn zu passiren oder an seinen Mündungen zu kreuzen.*

2) *Bewaffneten Schiffen ist es nicht erlaubt, ihn ohne die ausdrückliche Einwilligung der Regierung der Republik zu befahren, und diese Erlaubniss ist niemals einer Flagge zu gewähren, die mit einer andern Nation im Kriege sich befindet.*

3) *Die Regierung soll Alles aufbieten, um die Neutralität des Kanals, wie auch des Meeres bis auf eine gewisse Entfernung um seine Mündungen von allen Seemächten anerkannt zu erhalten.*

4) *Die Republik soll das von dem Kanal in Anspruch genommene Land oder die zu dessen Bau verbraucht werdenden rohen Materialien nicht belasten, noch den dabei beschäftigten Leuten Steuern auflegen, und diese Letztern haben unter dem Schutze der Agenten desjenigen Landes, dem sie angehören, zu stehen.*

28 *

5) *Das Werk ist in einem solchen Massstabe anzulegen, dass es die grössten Schiffe zulässt, und die Ausführung soll ganz und gar den Parteien, die es unternehmen, überlassen werden und einzig und allein auf ihre Kosten geschehen.*

6) *Die Interessen auf das verwandte Kapital sollen zehn Procent betragen und als Sicherheit für Kapital wie Zinsen soll das Land in einer Legua Breite zu beiden Seiten des Kanals verpfändet werden.*

7) *Der Kanal hat in den Händen der Unternehmer unter jährlicher Zahlung von zehn Procent Zinsen auf so lange zu verbleiben, bis er die Bau- und Reparaturkosten, wie auch die von der Regierung als ein Anlehen vorzuschiessenden drei Millionen Dollars eingetragen hat, worauf er unbedingt der Republik anheimfällt.*

8) *Der Zollsatz ist von der Regierung und den Contrahenten gemeinsam zu reguliren, aber immer auf eine solche Weise, dass der Kanal einen entschiednen Vorzug vor Kap Horn behält.*

9) *An den Ufern oder an einer der Einfahrten des Kanals ist eine freie Handelsstadt zu gründen, die zwar volle Handelsfreiheit, religiöse Duldung, eine städtische Verwaltung, ein Schwurgericht und Befreiung vom militärischen Dienste geniessen, dessenungeachtet aber einen Theil der Republik bilden und unter deren speciellem Schutze stehen soll.*

10) *In Betreff der Schifffahrt und des Handels im Allgemeinen sollen die Niederlande auf gleichem Fusse mit den Vereinigten Staaten behandelt werden.*

Man schickte sich bereits an, Bevollmächtigte zum Abschluss des Projects nach den Niederlanden abzusenden, und es hatte ganz den Anschein, als wäre das Werk auf dem bessten Wege zu einem Anfange, als die belgische Revolution und die Trennung Hollands diesen Hoffnungen ein plötzliches Ziel setzte. Die Nachricht von diesen Ereignissen ward mit tiefem Bedauern aufgenommen. Herr Henry Savage, der Consul der Vereinigten Staaten, sagte in einem Briefe aus Guatemala vom 3. Dec. 1830 an Herrn Van Buren: „Was die Ausführung dieses grossartigen Projects betrifft, so scheint jetzt alle Welt stillschweigend und einmüthig nach den Vereinigten Staaten zu blicken. Die Vereinigten Staaten, so sagt man, müssen bei der Gleichheit ihrer Institutionen mit denen der hiesigen Regierung den Vorzug geniessen.“

Im J. 1832 bemühte man sich, die Unterhandlungen mit Holland zu erneuern, und im Staate Nicaragua gingen Beschlüsse durch, welche auf die Vorschläge des holländischen Geschäftsträgers eingingen; aber es ward nichts erreicht.

Als die allgemeine Aufmerksamkeit von Neuem auf den Gegenstand gelenkt worden war, ward am 3. März 1835 im Senate der Vereinigten Staaten folgender Beschluss gefasst: „Der Präsident sei zu ersuchen, in Erwägung zu ziehen, ob es räthlich sein dürfte, mit den Regierungen andrer Nationen, insbesondere mit denen von Centralamerika und Neugranada, Unterhandlungen einzuleiten zu dem Ende, diejenigen Einzelen oder Genossenschaften, die es unternehmen möchten, eine Verbindungsstrasse vom atlantischen nach dem stillen Meere mittelst eines Schiffskanals über den Nord- und Südamerika verbindenden Isthmus zu eröffnen, durch angemes-

sene Vertragsstipulationen mit ihnen wirksamen Schutz angedeihen zu lassen und mittelst jener Stipulationen das freie und gleiche Recht der Beschiffung solchen Kanals für alle Nationen, unter Entrichtung festzusetzender billiger Zölle zur Entschädigung für die Kapitalisten, die sich auf das Unternehmen einlassen und das Werk ausführen möchten, sicherzustellen."

Auf diesen Beschluss hin ward ein Specialagent (Herr Charles Biddle) von General Jackson angewiesen, unverzüglich und auf dem geradesten Wege nach dem Hafen San Juan de Nicaragua abzureisen, den Fluss San Juan aufwärts bis zum Nicaragua-See zu befahren und von da ab auf der vorgeschlagenen Route des projectirten Kanals oder der Eisenbahn über das Festland bis zum stillen Meer zu gehen; nach dieser Besichtigung aber sich nach Guatemala, der Hauptstadt der Republik, zurückzubegeben und mit Beihilfe Herrn De Witts, des Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten, alle etwa vorhandenen, auf den Gegenstand bezüglichen öffentlichen Documente und insbesondere Abschriften von allen zur Inswerksetzung des Unternehmens ergangenen Gesetzen und abgeschlossenen Contracten und Vergleichen, nicht minder auch alle darauf Bezug habenden Pläne, Messungen oder Schätzungen herbeizuschaffen. Von Guatemala sollte er dann nach Panama reisen und in Betreff der Verbindung der beiden Oceane an diesem Punkte Beobachtungen anstellen und genaue Erkundigungen einziehen. Leider ging der Agent, bei der Schwierigkeit sich Fahrgelegenheit nach San Juan zu verschaffen, zuerst nach Panama, erreichte in Folge widriger Umstände Nicaragua niemals und starb bald nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten. Er verabfasste indessen einen theilweisen Bericht über den Isthmus von Panama, des Inhalts, dass er für einen Kanal nicht geeignet sei.

Im J. 1837 ward der Gegenstand in Centralamerika abermals aufgenommen, und zwar vom General Morazan, welcher beschloss, die vorgeschlagene Kanallinie gehörig vermessen zu lassen, und die Absicht hatte, in Europa zur Ausführung des Werks eine Anleihe aufzubringen. Zu dem erstgenannten Zwecke ward Herr John Baily verwendet, dessen Arbeit aber durch die Auflösung der Regierung der Republik ein plötzliches Ende fand. Dessenungeachtet nahm er eine Messung des schmalen Isthmus zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Meere vor und stellte einige Beobachtungen auf dem Flusse San Juan an.

Im J. 1838 kam zwischen den Staaten Nicaragua und Honduras ein Uibereinkommen zu Stande, durch welches Herr Peter Rouchaud ermächtigt ward, in Frankreich zum Behuf der Bildung einer Gesellschaft für Anlegung eines Kanals und zu andern Zwecken einen Vertrag abzuschliessen; er erwirkte aber nichts. Ein gleiches ungünstiges Ergebniss hatten die Bemühungen des Señor Don Jorge Viteri, nachherigen Bischofs von San Salvador, der als Gesandter nach Rom geschickt ward.

Im nämlichen Jahre langte Herr George Holdship, als Vertreter einer Gesellschaft, die hauptsächlich aus Bürgern der Vereinigten Staaten in Neuorleans und Neuyork bestand — darunter Herr Soulé aus ersterer Stadt — in Centralamerika in der Absicht an, mit der Gesammtregierung einen Vertrag zur Eröffnung des Kanals abzuschliessen. Da Nicaragua gerade gegen Morazan „pronuncirt" und eine unabhängige Stellung eingenommen hatte, so begab Herr Holdship sich nach diesem Staate, wo er

sofort auf einen Contract einging, welcher Bestimmungen für die Eröffnung des Kanals, für Begründung einer Bank zum Behuf der Unterstützung des Unternehmens und für eine Colonisirung in ausgedehntem Massstabe enthielt. Er kehrte nach den Vereinigten Staaten zurück und die Sache war damit zu Ende.

Dieses selbe Jahr zeichnete sich auch noch durch einige weitere Anregungen der Sache in den Vereinigten Staaten aus. Es ward dem Congresse eine Petition überreicht, unterzeichnet von mehren Bürgern Neuyorks und Philadelphia's, nämlich Aaron Clark, Wm. A. Duer, Hermann Leroy, Matthew Carey und Wm. Radcliff, welche darlegte, dass die Bedürfnisse des Handels die Eröffnung einer Schiffsverbindung zwischen dem atlantischen und stillen Meere erforderten; dass die aufgehäuften Reichthümer der Nationen und der herrschende Friede eine günstige Zeit für das Unternehmen anzudeuten schienen, und anempfahl, „dass zur Ausführung des Planes und zur Sicherung seiner Wohlthaten für die ganze Welt und für alle Zeiten eine grosse und mächtige Verbindung sich bilden und die weisesten und freisinnigsten Massregeln ergriffen werden möchten.“ Diese Denkschrift ward an einen Ausschuss verwiesen, dessen Präsident der ehrenw. Chas. F. Mercer war, von welchem am 2. März 1839 die Berichterstattung darüber erfolgte, die mit folgender, von der Versammlung angenommenen Resolution schloss:

„*Beschlossen: dass der Präsident der Vereinigten Staaten angegangen werde, zu erwägen, ob es räthlich sei, mit den Regierungen andrer Nationen und insonderheit derjenigen, deren Gebiet die Erdenge von Panama umfasst und bei denen die Vereinigten Staaten Minister oder Agenten accreditirt haben, Unterhandlungen anzuknüpfen oder fortzusetzen zu dem Ende, eine Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere durch die Erbauung eines Schiffskanals sicherzustellen oder auszuführen und durch geeignete Vertragsstipulationen das freie und gleiche Recht zur Beschiffung solchen Kanals für alle Nationen unter Entrichtung billiger Zölle zu erwirken.*“

Der nächste Schritt sowohl der Executivgewalt als des Congresses war nun auf die Eröffnung einer Route über den Isthmus von Panama gerichtet und hatte die Unterhandlung eines Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Neugranada zur Folge, durch welchen die Neutralität des Isthmus durch Erstere unter von Letzterem eingegangener contractlicher Verpflichtung eines freien Transits garantirt ward. In Folge dieses Vertrags bildete sich die noch bestehende Panama-Eisenbahngesellschaft und jene Verbindungsstrasse zwischen den beiden Meeren kam in amerikanische Hände.

Die Wirren, welche auf die Auflösung der Republik Centralamerika folgten, hinderten in den Jahren 1838 bis 1844 alle ernste Aufmerksamkeit auf das Kanalproject, bis im letztgenannten Jahre Senor Don Francisco Castellon, ernannter Minister Nicaragua's in Frankreich, nachdem es ihm nicht gelungen, die letztere Regierung zu interessiren, mit einer belgischen Gesellschaft unter den Auspicien des belgischen Königs einen Vertrag zum Bau des fraglichen Werks einging. Die Concession lautete auf sechszig Jahre, nach deren Ablauf das Werk entschädigungslos an den

Staat zurückfallen, mittlerweile aber letzterer zehn Proc. Zinsen am Gewinn erhalten sollte.

Noch später, im April 1846, ward vom nicaraguanischen Geschäftsträger in Belgien, Herrn Marcoleta, ein Vertrag mit Louis Napoleon Bonaparte, damaligem Gefangnen in Ham, abgeschlossen, der sich vom vorhergehenden nur wenig unterschied, ausgenommen dadurch, dass der Kanal *„Canal Napoleon de Nicaragua"* heissen sollte. Auch dieser Versuch erwies sich als verfehlt und hatte weiter nichts zur Folge als die Erscheinung eines Schriftchens über den Gegenstand mit Bonaparte's Anfangsbuchstaben.

So blieb die Sache ruhen bis 1849, wo die Erwerbung Californiens durch die Vereinigten Staaten und die dortige Entdeckung ungeheurer Mineralschätze abermals und auf eine ernstere Weise als je zuvor die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Project hinlenkten. Letztere fing jetzt an eine practische Richtung zu nehmen und die Folge war die Erneuerung von Vorschlägen bei der Regierung Nicaragua's. Der erste dieser Anträge ging in der Form von Grundzügen, die künftiger genauerer Regulirung unterstellt wurden, unterm 16. Febr. von Herrn William Wheelwright, dem Urheber des Projects einer britischen Dampfschiffslinie am Westufer Südamerika's, im Namen einer englischen Compagnie aus und enthielt im Wesentlichen die Bestimmungen des Vertrags von 1844 mit der belgischen Compagnie. Es ist aber von Seiten der nicaraguanischen Regierung niemals darüber verhandelt worden.

Der zweite Antrag hatte die Form eines ausführlichen Contracts, in welchen von Herrn D. T. Brown, als Vertreter gewisser Bürger von Neuyork, und General Muñoz, als Bevollmächtigtem der nicaraguanischen Regierung, unterm 14. März 1849 eingetreten ward. Er erhielt indessen niemals die Sanction der Executive, noch ward er von der Compagnie innerhalb der gestellten Frist bestätigt.

Mittlerweile, nämlich bereits im Januar 1848, wo es klar ward, dass der mejicanische Krieg nur mit grossen territorialen Erwerbungen für die Vereinigten Staaten enden könnte, ward der Hafen San Juan de Nicaragua, der allein mögliche östliche Ausgangspunkt des projectirten Kanals, von Grossbritannien unter dem Vorwande, die territorialen Rechte eines zum Spass „König der Mosquitos" titulirten Wilden zu unterstützen, in Besitz genommen. Dieser Act konnte von der Regierung unsers Landes nicht mit gleichgiltigen Augen angesehen werden, da er nicht nur den von den Vereinigten Staaten consequent anerkannten und verfochtenen Grundsatz, dass die Transitrouten zwischen den beiden Meeren für die ganze Welt frei und unbeherrscht von irgendwelcher grossen Seemacht sein sollten, verletzte, sondern auch noch einem andern, schon frühzeitig unter den amerikanischen Nationen aufgestellten Principe, nämlich der Fernhaltung aller fremdländischen und insbesondere monarchischen Einmischung in die haüslichen und internationalen Angelegenheiten dieses Continents entgegentrat. Der wahre Zweck bei der Besitzergreifung San Juans war zu augenfällig, um der Entdeckung zu entgehen, und die Regierung der Vereinigten Staaten würde schon auf diese Principien hin gehalten gewesen sein, gegen die Vollendung dieses Gewaltschrittes ins Mittel zu treten. Sie war aber auch noch ganz speciell dazu verpflichtet, nachdem sie von der verletzten fraglichen Republik alles Ernstes und zu wieder-

holten Malen darum angegangen worden war. Diese Bitten waren aufs Dringendste ausgesprochen in Briefen an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Seiten des Oberdirectors Nicaragua's unterm 15. Dec. 1847, wie auch von Seiten des Staatsekretärs jener Republik in Briefen vom 12. Nov. 1847 und 17. März 1848. „Die in die Augen fallende Absicht Grossbritanniens," sagte der Director Nicaragua's, „bei Besitzergreifung des Hafens San Juan und bei seiner Erhebung von Souveränetäts-Ansprüchen zu Gunsten wilder Stämme inmitten des Gebiets von Nicaragua ist der: Colonien zu gründen und sich zum Herrn des zukünftigen interoceanischen Kanals zu machen, zu dessen Bau dieser Isthmus allein die Erfordernisse der Ausführbarkeit und Leichtigkeit besitzt."

Obgleich die Angelegenheit auf diese Weise vor die amerikanische Regierung gebracht worden war, so scheint sie doch keine weitere Wirkung zur Folge gehabt zu haben als die Erlassung gewisser Instructionen von Seiten Herrn Buchanans, damaligen Staatssekretärs, an Herrn Hise, ernannten Geschäftsträger für Centralamerika. „Das Ziel Grossbritanniens bei dieser Besitzergreifung," sagte Herr Buchanan, „wird klar ersichtlich aus der Politik, die es durch seine ganze Geschichte hindurch unverrückt verfolgt hat, nämlich sich, sobald nur die Umstände ihm die Macht in die Hände gaben, jedes werthvollen commerciellen Punktes in der Welt zu bemächtigen. Seine Absicht ist wahrscheinlich, die Controle über die Eisenbahn- und Kanalroute zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere über den Nicaragua-See zu erlangen." Während aber Herr Buchanan mit Nachdruck auf die Politik hinwies, „alles Einmischen von Seiten europäischer Regierungen in die haüslichen Angelegenheiten der amerikanischen Republiken fernzuhalten," gab er doch keine besondern Instructionen über das von Herrn Hise in Bezug auf den projectirten Kanal oder die britische Usurpation zu beobachtende Verhalten. Er beschränkte sich auf eine Leugnung der britischen Ansprüche und schloss mit der Bemerkung, dass „das Gouvernement der Vereinigten Staaten sich noch nicht entschieden habe, welchen Gang es den Machteingriffen der britischen Regierung gegenüber einschlagen werde."

Um diese Zeit, nämlich unter dem Datum des 4. April 1849, schrieb Herr Manning, der britische Viceconsul in Nicaragua, an Lord Palmerston wie folgt:

„Meine Meinung, wenn anders Ew. Lordschaft mir sie auszusprechen gestatten, über dieses Land im jetzigen Augenblicke geht dahin, dass dasselbe von amerikanischen Abenteurern überschwemmt werden und diess zu für Ihrer Majestät Regierung unangenehmen Erörterungen mit derjenigen der Vereinigten Staaten führen wird, was vielleicht vermieden werden könnte durch eine sofortige Unterhandlung mit Herrn Castillon wegen eines Protectorats und eines den britischen Interessen günstigen Transits Das Wohl meines Landes und der Wunsch, dass es einen so begehrungswürdigen Fleck in der commerciellen Welt in seine Gewalt bekomme und ihn von der Concurrenz einer so abenteuerlichen Race wie die Nordamerikaner frei erhalte, veranlasst mich, mit solcher Freimüthigkeit an Ew. Lordschaft mich zu wenden."

Bei seiner Ankunft in Centralamerika überzeugte sich Herr Hise sehr schnell, dass das ganze Streben der britischen Politik in jenem Lande

dahin gerichtet war, eine dauernde Controle über den nicaraguanischen Isthmus zu erlangen. Tief durchdrungen von der Wichtigkeit eines freien Transits über denselben für die Vereinigten Staaten hielt er sich, obgleich ohne Vollmacht mit Nicaragua einen Vertrag zu schliessen, doch bei der Lage der Dinge für ermächtigt, mit der Regierung jener Republik Unterhandlungen zu eröffnen.*) Er bat daher um die Ernennung eines Bevollmächtigten zu diesem Zwecke, um mit ihm in Guatemala zusammenzutreffen, wo am 21. Jun. 1849 eine Special-Convention über diesen Gegenstand abgeschlossen ward. Die Bestimmungen dieser Convention waren, wie nicht zu leugnen ist, in manchen Beziehungen ungewöhnlicher Art und standen nicht im vollen Einklange mit der bestehenden aüssern Politik der Vereinigten Staaten. Ihre Bestimmungen gingen dahin,

1) *dass die Vereinigten Staaten den ewigen Genuss des Wege-Rechts im ganzen Gebiete Nicaragua's für jedes bestehende oder in Zukunft etwa noch erfunden werdende Fortschaffungsmittel erhalten sollten.*

2) *dass die Vereinigten Staaten oder eine von ihnen privilegirte Gesellschaft eine Eisenbahn oder einen Kanal von dem einen Meer zum andern bauen und alle diejenigen Ländereien in Besitz nehmen und sich aller derjenigen natürlichen Materialien und Producte des Landes bedienen dürften, die zu diesem Ende nöthig sein möchten.*

3) *dass die Vereinigten Staaten das Recht haben sollten, auf der Linie oder den Endpunkten des beabsichtigten Werks Forts zu errichten, wie sie sie für nothwendig oder geeignet zu dessen Schutze erachten möchten.*

4) *dass die Fahrzeuge und Bürger aller mit den beiden contrahirenden Mächten in Frieden stehenden Nationen den Kanal sollten frei passiren können.*

5) *dass ein Strich Landes von zwei Quadratleguas an beiden Endpunkten bei Seite gelassen werden sollte, um als Plätze für die Gründung zweier freien Städte unter dem Schutze beider Regierungen zu dienen, deren Bewohner vollständige municipale und religiöse Freiheit, Schwurgerichte, Befreiung von aller Militärpflicht, von Abgaben u. s. w. geniessen sollten.*

6) *dass für diese und andere Concessionen, welche aufzuzählen unnöthig ist, die Vereinigten Staaten Nicaragua, seine territorialen Rechte, seine Souveränetät vertheidigen und schützen, den Frieden und die Neutralität seiner Küsten aufrechthalten sollten u. s. w., welche Garantien auf jede Staatengemeinschaft, in welche Nicaragua mit seinem Willen als Glied eintreten möchte, auszudehnen seien.*

Während aber Herr Hise auf solche Weise in Centralamerika thätig war, war die Verwaltung General Taylors in ihr Amt eingetreten. Die

*) „Ich ward veranlasst, diesen Vertrag mit aller möglichen Eile abzuschliessen, weil ich aus authentischen Quellen die Nachricht erhielt, dass englische Gesellschaften sich beeiferten, diejenigen Privilegien, die ich auf diese Weise für uns erlangt, sich selbst zu verschaffen, und dass die britische Regierung durch Anmassungen und feindselige Angriffe an der Mündung und den Ufern des San-Juan-Flusses beabsichtigte, die Sache dergestalt zu verwickeln und solche Hindernisse in den Weg zu legen, dass dadurch das Project eines Schiffskanals zwischen den beiden Meeren ganz und gar vereitelt würde." — *Herr Hise an den Staatssekretär.*

Angelegenheiten jenes Landes zogen sofort seine Aufmerksamkeit auf sich. Die von der Regierung Nicaragua's an Herrn Polk und Herrn Buchanan gerichteten Schreiben, die unbeantwortet geblieben, wurden im freundlichsten Geiste erwiedert, und kaum war der erste Monat seit Herrn Taylors Amtsantritt verflossen, so ward Herr Hise zurückberufen und der Verfasser gegenwärtigen Werks an seiner Statt zum Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Guatemala bestimmt, gleichzeitig auch mit Specialaufträgen an die andern Staaten Centralamerika's versehen und mit Vollmacht ausgerüstet, mit ihnen einzeln über alle, ihre Beziehungen zu unserer Republik betreffenden Gegenstände zu verhandeln. Man wird hieraus ersehen, dass Herr Hise nicht nur nicht zu Unterhandlungen mit Nicaragua ermächtigt war, sondern dass auch seine Unterhandlungen nach dem Datum seines Zurückberufungsschreibens gepflogen wurden, welches letztere ihn indess nicht eher als nach der Unterzeichnung der Specialconvention und nach meiner Ankunft im Lande erreichte. Unter diesen Umständen und bei der mittlerweile erfolgten Entscheidung für eine besondere einzuschlagende Politik ward diese Convention von der amerikanischen Regierung niemals gutgeheissen, noch von der nicaraguanischen angenommen.

Der Geist, in welchem die Angelegenheit von der Verwaltung des Generals Taylor aufgefasst, und die Grundsätze, nach denen von ihr vorgegangen ward, gehen klar und deutlich aus folgenden Stellen aus den vom Staatssekretär Herrn Clayton an mich gerichteten Instructionen hervor. Nachdem er auf schlagende Weise die Ansprüche Grossbritanniens auf die Mosquitoküste widerlegt, fügt Herr Clayton folgende bezeichnende Frage und nicht minder bezeichnende Antwort hinzu:

„*Werden andere Nationen, die bei einer freien Fahrt nach und von dem stillen Meere über den San Juan und den Nicaragua-See betheiligt sind, es ruhig hinnehmen, dass dieses Interesse von Grossbritanniens Ansprüchen durchkreuzt werde? Was die Vereinigten Staaten anlangt, so kann die Frage entschieden verneinend beantwortet werden.*“

„*Nachdem ich Sie*“, fährt der Staatssekretär fort, „*zur Genüge von den Absichten des Departements in Betreff des Anrechts auf die Mosquitoküste unterrichtet, wünsche ich, dass Sie erfahren, für wie wichtig es vom Präsidenten erachtet wird, alle unsere Unterhandlungen über die nicaraguanische Transitstrasse so zu führen, dass unser Land weder einerseits in irgendwelche beengende Bündnisse hineingezogen, noch andrerseits in unnöthige Streitigkeiten verwickelt werde. Wir begehren kein Wegerechts-Monopol für unsern Handel und wir vermögen uns ebensowenig ihm zu unterwerfen, wenn es von einer andern Nation für den ihrigen beansprucht wird. Erhielten und besässen wir ein solches Monopol, so würden blutigere und kostspieligere Kriege als der Kampf um Gibraltar England und Spanien zuwege gebracht hat, unser Erbe sein. Dasselbe Unglück würde unfehlbar jedwede andre Nation treffen, die sich vermässe, den Handel der übrigen Welt ausschliessen zu wollen. Wir verlangen blos ein gleiches Transitrecht für alle Nationen unter den nämlichen Bedingungen — eine Strasse, die weder von Seiten der Localregierung, in deren souveränem Gebiete sie ausgeführt werden mag, noch von den Besitzern*

des vollendeten Kanals mit drückenden Beschränkungen belastet werde. Zu diesem Ende sind wir gewillt, mit der nicaraguanischen Regierung in solche Vertragsstipulationen einzugehen, kraft welcher beide Regierungen die Unternehmer, denen es gelingt, einen Kanal zwischen den beiden Meeren zu graben und eine Wasserstrasse für unsern Handel zu eröffnen, schützen und vertheidigen sollen. Ohne solchen Schutz dürfte nach unsrer Ansicht dieses grosse Unternehmen nimmer glücklich gedeihen. Nicaragua ist ein schwacher Staat, und Kapitalisten, von Natur eine bis zum Sprichwort ängstliche Menschenart, könnten bei der Raubgier grosser Seemächte die Sperrung oder gar Besitzergreifung des Kanals fürchten. Aehnliche Besorgnisse ihrerseits vor Revolutionen in der Landesregierung, vor den Bedrückungen und Erpressungen zeitweiliger Haüptlinge und aus andern, keiner Auseinanderlegung bedürfenden Ursachen möchten zusammenwirken, um ein Werk zu verzögern, in Betreff dessen mit Sicherheit vorausgesagt werden kann, dass, einmal glücklich hinausgeführt, seine Wohlthaten für die ganze Menschheit die aller ähnlichen, in der Weltgeschichte bekannten Werke übersteigen werden. Alle diese Besorgnisse dürften und werden durch das von den Vereinigten Staaten gegebene feierliche Unterpfand des Schutzes zerstreut werden, und um so mehr, wenn es bekannt wird, dass unser Zweck hierbei nicht ist, irgendwelche ausschliessliche oder einseitige Vortheile vor andern Nationen zu erlangen. Nicaragua wird es freistehen, dieselben Vertragsstipulationen mit jeder andern Nation einzugehen, die auf den Genuss der gleichen Wohlthaten Anspruch machen und freiwillig denselben Bedingungen sich fügen wird. Wenn wir wünschen, dass unsere Bürger das Privilegium oder die Gewährung des Rechts zum Kanalbau erhalten mögen, so denken wir nicht missverstanden zu werden. Indem wir den amerikanischen Bürgern zur Erlangung der Concession behilflich sind, ist es unsre Absicht, sie in einem preiswürdigen Streben aufzumuntern, indem wir zu ihrer Geschicklichkeit und ihrem Unternehmungsgeiste mehr Vertrauen haben als zu denen Andrer. Ziehen sie selbst es vor, ihr eignes Kapital mit dem Kapital von Ausländern, die auf das Unternehmen sich einzulassen wünschen sollten, zu verbinden, so wird unsre Regierung hiergegen nichts einzuwenden haben. Wir würden natürlich stolz darauf sein, solch ein grossartiges Werk als ein rein amerikanisches betrachten zu dürfen; wenn aber europäische Mitwirkung zum Gelingen nothwendig ist, warum sollten wir sie zurückweisen, da es unser ebenso ehrliches als offen ausgesprochenes Ziel ist, keine besondern Privilegien, kein ausschliessendes Recht, kein Handelsmonopol zu beanspruchen, sondern nur darauf zu sehen, dass das Werk dem Wohl der ganzen Menschheit gewidmet werde, auf dass Alle unter gleichen Bedingungen mit uns es benutzen und dass es zum Genusse und zur Verbreitung zahlloser und unschätzbarer Segnungen diene, die aus ihm für die ganze civilisirte Welt fliessen müssen. Es wird Ihnen nicht an Beweisgründen fehlen, um Nicaragua zum Eingehen eines solchen Vertrags mit uns zu vermögen. Der Kanal wird ihm mehr Gewinn bringen als irgendeinem andern gleichgrossen Lande. Mit Hilfe des Vertrags kann er zu Stande kommen, er vermag es nicht ohne einen solchen Schutz von einer Macht gleich der unsrigen.

Mögen Jhre Unterhandlungen mit ihm frei und offen und in Bezug auf Alles was wir wollen ohne Rückhalt sein.

„Dieselben Gründe für unsre Intervention müssen den Kapitalisten gegenüber, die sich auf das Werk einlassen, ausgesprochen werden. Bevor Sie in Unterhandlungen zu ihrem Schutz eintreten, werfen Sie ein scharfes Auge auf ihren Contract mit Nicaragua. Sorgen Sie dafür, dass er nicht auf Andere übertragbar sei, dass keiner Nation, die den gleichen Vertragsstipulationen mit Nicaragua beitritt, ausschliessende Privilegien zugestanden werden, dass die von den Eignern zu fordernden Zölle nicht unbillig oder erdrückend seien, dass den Besitzern des Kanals oder ihren Nachfolgern nicht die Macht vorbehalten bleibe, irgendeinmal in Zukunft das Passagerecht an sich zu reissen oder ihm Hemmnisse oder Beschwerungen in den Weg zu legen. Diess wird Ihre ganze Wachsamkeit und Gewandtheit erfordern. Wollen sie uns keine Durchfahrt unter vernünftigen und passenden Bedingungen zugewähren, so verweigern Sie ihnen unsern Schutz und unsre Unterstützung zur Erlangung des Contracts von Seiten Nicaragua's. Sollte vor Ihrer Ankunft im Lande das Privilegium oder das Wegerecht aus Unvorsichtigkeit oder Unbedachtsamkeit schon vergeben sein, so streben Sie darnach, dass es gehörig modificirt werde und den Absichten, die wir im Auge haben, entspreche.“

Bei meiner Ankunft in Nicaragua traf ich daselbst einen, Herrn Cornelius Vanderbilt und seine Theilnehmer, Neuyorker Bürger, vertretenden Herrn an, dessen Reise den Zweck hatte, ein Privilegium oder eine urkundliche Verwilligung zum Bau eines Kanals durch das Gebiet dieser Republik zu erlangen. Nachdem man früher bereits so viele Pläne zur Erreichung dieses Ziels entworfen und beantragt hatte, die sämmtlich auf nichts hinausgelaufen waren, zeigte die Regierung von Nicaragua keine Geneigtheit, auf fernere Vorschläge zu hören, bis sie von meiner Seite — wozu ich ermächtigt war — die Versicherung erhielt, dass das amerikanische Gouvernement gewillt wäre, seine Garantien auf jedwede Concession von gehöriger Art, die jetzt gewährt werden möchte, auszudehnen. Durch diese Versicherung von Vertrauen beseelt verschritt sie nun rasch zur Aufstellung der Bedingungen einer Concession, die freisinniger als irgendeine der vorangegangnen war und am 27. August 1849 unterzeichnet und am 23. des folgenden Monats ratificirt ward. Ihre Bestimmungen lauten im Auszuge folgendermassen:

1) *Die „American Atlantic and Pacific Ship Canal Company“ erhält Erlaubniss, einen Schiffskanal auf ihre Kosten vom Hafen San Juan oder irgendwelchem thunlichern Punkte am atlantischen Meere bis zum Hafen von Realejo oder zu irgendwelchem andern Punkte innerhalb des Gebiets der Republik am stillen Meere zu bauen und von allen Ländereien, Gewässern oder natürlichen Materialien des Landes zum Behuf des Unternehmens Gebrauch zu machen.*

2) *Die Dimensionen des Kanals sollen gross genug sein, um Schiffe aller Grössen zuzulassen.*

3) *Die Zugewährung lautet auf die Zeit von 85 Jahren von der Vollendung des Werks an gerechnet; die vorläufigen Messungen haben innerhalb zwölf Monaten zu beginnen; das Werk muss in zwölf Jahren fertig sein, im Fall nicht unvorhergesehene Ereignisse, wie Erd-*

beben oder Kriege, hindernd dazwischenkommen; ist es innerhalb dieser Frist nicht vollendet, so soll das Privilegium erloschen sein und Alles was bis dahin ausgeführt ist dem Staat anheimfallen; nach Ablauf von 85 *Jahren verfällt das Werk, ohne alle Entschädigung für das verwandte Kapital, dem Staate; doch soll die Gesellschaft noch zehn Jahre lang jährlich* 15 % *vom Netto-Gewinn erhalten, wenn die Gesammtkosten nicht* 20,000,000 *Dollars überschreiten; überschreiten sie aber diese Summe, dann soll sie dieselben Procente noch auf zwanzig Jahre erhalten.*

4*) Die Compagnie hat dem Staate* 10,000 *D. bei Ratification des Vertrags und* 10,000 *D. jährlich bis zur Vollendung des Werks zu zahlen; nicht minder hat sie dem Staate* 200,000 *D. vom Kanalfond bei Emittirung desselben zu geben; der Staat soll das Vorrecht haben, mit* 500,000 *D. an dem Unternehmen sich zu betheiligen; er soll ferner für die ersten zwanzig Jahre, nach Abzug der Zinsen auf das wirklich verwandte Kapital nach der Höhe von* 7%, 20% *aus dem reinen Gewinne des Kanals, nachher bis zum Erlöschen der Verleihung* 25% *empfangen.*

5*) Die Compagnie soll das ausschliessliche Recht besitzen, die innern Gewässer des Staats mit Dampf zu beschiffen, und das Privilegium, im Laufe der zwölf zum Kanalbau gewährten Jahre eine Land- oder andere Transit-Route durch das Gebiet des Staats, mit welchen Transportmitteln es auch immer geschehe, zu eröffnen, wofür dieselbe, abgesehen von den Zinsen,* 10% *vom reinen Gewinne solchen Transits an den Staat zu zahlen, auch sowohl auf genannter Route als auf dem Kanale, wenn er fertig ist, die oberen und niederen Regierungsbeamten, sobald es verlangt wird, unentgeldlich zu befördern hat.*

6*) Der Kanal soll den Schiffen aller Nationen zugänglich sein unter Entrichtung gewisser fester und gleichmässiger Zollsätze, die von der Compagnie unter Sanction des Staats festzustellen sind, und zwar auf einer Scala, welche geeignet ist, den grossartigsten und ausgedehntesten Handel auf diese Route zu leiten; einer Abänderung dieser Zollraten hat eine sechsmonatliche Voranzeige sowohl in Nicaragua als in den Vereinigten Staaten voranzugehen.*

7*) Der Contract und die durch ihn gewährten Rechte und Privilegien haben unveraüsserlich im Besitze der die Compagnie bildenden Individuen zu verbleiben.*

8*) Alle Streitigkeiten sind durch besonders dazu zu ernennende Schiedsmänner oder Beauftragte zu schlichten.*

9*) Alle Maschinen und andere Artikel, die zum Gebrauch der Compagnie ins Land eingeführt werden, gehen zollfrei ein und alle von letzterer verwandten Personen geniessen alle staatsbürgerlichen Vorrechte, ohne den Abgaben und dem Militärdienst unterworfen zu sein.*

10*) Der Staat bewilligt der Compagnie zu Zwecken der Colonisirung acht Sectionen Land auf der Kanallinie im Thale des Flusses San Juan, jede Section zu sechs Quadratmeilen und mindestens drei Meilen voneinander getrennt, mit dem Rechte, dieselben unter gewissen Beschränkungen zu veraüssern; alle Ansiedler auf diesen Ländereien sollen den Gesetzen des Landes unterstehen, jedoch auf zehn Jahre von allen Steuern, wie auch von allem öffentlichen Dienste frei sein, sobald eine jede Colonie fünfzig Ansiedler enthalten wird.*

11*) „Art. XXXVI. Es wird ausdrücklich stipulirt, dass die Bür-*

ger, Fahrzeuge, Producte und Fabrikate aller Nationen den projectirten Kanal durch das Gebiet Nicaragua's sollen passiren dürfen, ohne andern oder höhern Zöllen, Abgaben oder Taxen unterworfen zu sein als welche denen der Vereinigten Staaten werden auferlegt werden, immer in der Voraussetzung, dass diese Nationen die nämlichen Vertragsstipulationen und Garantien in Betreff genannten Kanals eingehen, wie solche zwischen dem Staate Nicaragua und den Vereinigten Staaten vereinbart werden mögen."

Derjenige Artikel, welcher bestimmt, dass der Contract unveräusserlich in den Händen der Mitglieder der Compagnie verbleiben solle, ward von mir selbst entworfen, um einen Schutz gegen die Wahrscheinlichkeit zu haben, dass er zu einem blossen Deckmantel für Börsenspiel gemacht werde. Ursprünglich lautete er dahin, dass die Kanal-Compagnie „von keiner andern Compagnie, welche Zwecke diese auch immer verfolgen möge, abhängig oder mit ihr verbunden sein solle." Die letztere Bestimmung ward auf angelegentliches Bitten der Compagnie bei späterer Abänderung des Contracts ausgelassen.

Artikel XXXVI, der oben vollständig citirt ist, ward ebenfalls von mir aufgesetzt und auf seiner Aufnahme meinen Instructionen gemäss entschieden bestanden. Der einfache Zweck war, jede Nation, die in Rücksicht auf das beabsichtigte Werk die gleichen Verpflichtungen wie wir auf sich nähme, auf denselben Fuss mit den Vereinigten Staaten zu stellen. Diese Verpflichtungen waren deutlich ausgesprochen in dem Handels- und Freundschaftsvertrage, welcher gleichzeitig mit der nicaraguanischen Regierung verhandelt ward und im Artikel XXXV folgende Bestimmungen enthielt:

„Art. XXXV. Von und zwischen den hohen contrahirenden Theilen wird festgesetzt:

1) dass die Bürger, Fahrzeuge und Waaren der Vereinigten Staaten in allen Häfen Nicaragua's an beiden Meeren volle Befreiung geniessen sollen von allen Hafengebühren, Tonnen- und Ankergeldern und allen andern ähnlichen entweder schon bestehenden oder inskünftige etwa eingeführt werdenden Abgaben, auf dieselbe Weise, als ob besagte Häfen zu Freihäfen erklärt worden wären. Und es wird weiter stipulirt, dass Fahrt und Durchfuhr durch das Gebiet von Nicaragua auf jeder gegenwärtig bestehenden oder inskünftige etwa gebaut werdenden Route oder Verbindungswege für die Regierung und die Bürger der Vereinigten Staaten zu allen Zeiten und zu allen gesetzlichen Zwecken, welcher Art auch immer, offen und frei sein solle, und dass keine Zölle, Gebühren oder Abgaben irgendwelcher Art dem vollen oder theilweisen Transit auf solchen Verbindungswegen von Kriegsschiffen oder anderm der Regierung der Vereinigten Staaten zugehörigen Besitzthum, oder unter Autorität der letztern abgeschickten Staatspostgütern oder Beamten derselben, noch Bürgern der Vereinigten Staaten, noch ihnen gehörigen Schiffen auferlegt werden sollen. Und es wird nicht minder stipulirt, dass alle gesetzlichen Producte, Fabrikate, Waaren oder anderes Bürgern der Vereinigten Staaten gehöriges Besitzthum, die von einem Meer zum andern in der einen oder der andern Richtung zum Zweck der Ausfuhr nach fremden Ländern hindurchpassiren, keinen Ein- oder Ausfuhrzöllen irgendwelcher Art unterworfen sein, und dass, wenn Bürger der Vereinigten Staaten, die solche Producte, Fabrikate oder Waaren zum Verkauf oder Austausch in den

Staat Nicaragua eingeführt haben, innerhalb dreier Jahre darnach sich zur Ausfuhr derselben entschliessen, sie zu einem Rückzoll von vier Fünfteln des bei ihrer Einführung gezahlten Zollbetrags berechtigt sein sollen.

„2) *Und in Folge Vertrags vom 27. August 1849, abgeschlossen zwischen der Republik Nicaragua und einer Genossenschaft von Bürgern der Vereinigten Staaten unter dem Namen „American Atlantic and Pacific Ship Canal Company," und um den Bau und die Dauer des von ihr beabsichtigten grossen Werkes sicherzustellen, kommen beide hohe contrahirende Theile jeder für sich und beide zusammen überein, obbenannte Gesellschaft im vollständigen und ungestörten Besitze und Genusse besagten Werks von seinem Beginne an bis zu seiner Vollendung und nach seiner Vollendung zu erhalten und vor allen feindseligen Angriffen, Treulosigkeiten und Gewaltthaten, von welcher Seite selbige auch ausgehen mögen, zu schützen; und um den hier getroffenen Bestimmungen vollständigen Erfolg zu verschaffen und zum Wohl der Menschheit die ungestörten Vortheile einer solchen Verbindung von Meer zu Meer zu sichern, anerkennen die Vereinigten Staaten die Souveränetäts- und Eigenthumsrechte, welche der Staat Nicaragua an und über die Linie besagten Kanals besitzt, und garantiren aus dem nämlichen Grunde in bestimmter und nachdrucksvoller Weise die vollständige Neutralität desselben, solange er unter der Controle der Bürger der Veinigten Staaten bleiben und solange die Vereinigten Staaten die im vorhergehenden Abschnitt dieses Artikels gesicherten Vorrechte geniessen werden.*

„3) *Für den Fall aber, dass die obbenannte „American Atlantic and Pacific Ship Canal Company" den Bedingungen ihres Contracts mit dem Staate Nicaragua nicht nachkommen sollte, sollen alle Rechte und Privilegien, welche besagter Contract verleiht, derjenigen Gesellschaft von Bürgern der Vereinigten Staaten zufallen, die innerhalb eines Jahres nach der officiellen Erklärung der Unfähigkeit zur Vertragserfüllung sich erbieten wird, seinen Bestimmungen, sofern selbige alsdann noch anwendbar sein mögen, sich zu unterwerfen, vorausgesetzt, dass diese Gesellschaft, die in solcher Weise besagten Contract annimmt, zuvor dem Präsidenten und Staatssekretäre der Vereinigten Staaten von ihrer Absicht und Fähigkeit, genannten Contract zu erfüllen, genügende Bürgschaften geben wird; für welche (Bürgschaften) die Unterschrift des Staatssekretärs und das Departementssiegel als vollständiger Beweis gelten sollen.*

„4) *Auch wird von Seiten der Republik Nicaragua zugestimmt, dass keines der garantirten und durch die vorstehenden Artikel, insonderheit aber durch den ersten Abschnitt gegenwärtigen Artikels, den Vereinigten Staaten und deren Bürgern zugewährten Rechte, Privilegien und Befreiungen irgendwelcher andern Nation oder deren Bürgern zufallen sollen, ausgenommen eine solche Nation nimmt zuvor die nämlichen Vertragsbestimmungen zur Vertheidigung und zum Schutze des projectirten grossen interoceanischen Kanals an, auf welche die Vereinigten Staaten eingegangen und die im zweiten Abschnitt dieses Artikels mit Worten ausgedrückt sind.*"

Die Bestimmungen dieses Artikels standen nicht nur im Einklange mit meinen Instructionen, sondern sie waren auch geradeswegs darauf gerichtet, dass jede Nation in der Welt es in ihrem Interesse finden sollte, die Neutralität des Kanals und die Unabhängigkeit und territoriale Unverletzt-

heit Nicaragua's aufrechtzuerhalten. Sie sicherten den Vereinigten Staaten jedes wünschenswerthe Privilegium in ihrem commerciellen oder sonstigen Verkehr mit Nicaragua; gleichwohl aber waren diese Privilegien in keiner Weise ausschliessend, sondern sollten jeder andern Nation unter denselben Bedingungen zu Theil werden, unter Bedingungen, gegen welche keine Nation möglicherweise etwas einwenden konnte, England ausgenommen, und auch dieses nur in dem Falle, wenn es auf seinen abgeschmackten Ansprüchen auf die sogenannte Mosquitoküste hartnäckig bestand.

Und gerade hierin liegt der Grund, warum der diesen Artikel enthaltende Vertrag eine so masslose Anfeindung von Seite des britischen Gouvernements fand: brachte er doch England in eine feindselige Stellung gegen die ganze Welt und bewirkte, dass jede Seemacht es in ihrem Interesse fand, dass England seine feste Stellung am San Juan aufgäbe. Um der kritischen Lage auszuweichen, in die die Vollziehung dieses Vertrags es bringen musste, und seine Annahme durch die contrahirenden Theile zu hintertreiben, bot seine Diplomatie ihre aüssersten Anstrengungen auf. In Nicaragua erlitten diese Anstrengungen eine glänzende Schlappe: der Vertrag ward gleichzeitig mit dem Kanal-Contract von den gesetzgebenden Kammern am 23. Sept. 1849 einstimmig genehmigt. Er ward sofort nach den Vereinigten Staaten abgefertigt, von General Taylor und seinem Cabinet gutgeheissen und, wie es die Constitution erforderte, dem Senate zur Ratification unterbreitet. Er gelangte aber leider in diese Versammlung zu einer unglücklichen Zeit, wo der Congress von Fragen, die in der in den Vereinigten Staaten bestehenden Sklaverei ihren Ursprung hatten, zerrissen ward, und erhielt aus diesem und andern Gründen nicht die sofortige Aufmerksamkeit.

Mittlerweile ward die Nation von General Taylors Tode betroffen. Dieses Ereigniss hatte die Einsetzung eines neuen Cabinets und einen vollständigen Wechsel in der auswärtigen Politik der Regierung zur Folge — einer Politik, die durch ihre Klarheit, Kühnheit und Entschiedenheit glänzend vorgeleuchtet und so der Würde eines Landes, das den ersten Rang unter den Nationen einnimmt, entsprochen hatte. Der britische Gesandte in Washington, der die Gelegenheit für günstig zu seinem Zwecke erachtete, verdoppelte jetzt seine Anstrengungen, um die Verwerfung des Vertrags oder doch seine wesentliche Modification zu erlangen und so die den britischen Plänen so unheilvolle Alternative, die seine Bestimmungen mit sich brachten, zu beseitigen. Mittheilung auf Mittheilung an das Staatsdepartement erfolgte von diesem eifrigen und thätigen Beamten, worin der Umstand, dass General Taylors Verwaltung sich zu Vertragsbeziehungen mit Nicaragua herbeigelassen, in reichem Masse lächerlich gemacht und die schwache Regierung Nicaragua's in ihren Personen wie in deren Talenten und Absichten nicht nur als unwissend, schwach und erbärmlich verspottet, sondern auch auf unbarmherzige Weise als unredlich und gewissenlos verleumdet ward. Eines dieser Schreiben, das nachher von Herrn Webster dem Comité für die auswärtigen Angelegenheiten im Senate mitgetheilt ward, enthielt Herrn Bulwers an Stelle des fraglichen heillosen Artikels verfassten neuen Artikel, dessen Annahme durch die amerikanische Regierung mit allen möglichen Gründen und Berufungen betrieben ward, wahrscheinlich um damit auf den Beamten, an den das Schreiben gerichtet war, Einfluss auszuüben.

Es ist nicht meine Absicht, diese geschichtliche Darstellung weiter fortzusetzen oder über die Schritte zu berichten, welche auf diese ausserordentlichen Manövers des britischen Gesandten folgten. Sie werden einst ein merkwürdiges und höchst interessantes, vielleicht staunenswürdiges Kapitel in der Geschichte unserer auswärtigen Beziehungen bilden. Es ist genug zu wissen, dass der Congress sich vertagte, ohne über den Vertrag verhandelt zu haben, dass eine nachfolgende Session das gleiche Resultat hatte, und dass bis zu dieser Stunde nichts geschehen ist, um uns wegen des Bruchs unsers Nicaragua gegebnen Worts zu rechtfertigen oder die Nationalehre wiederherzustellen, welcher die unsrerseits erfolgte Nichterfüllung des mit jenem im Sommer 1849 eingegangnen Vergleichs Abbruch gethan hat.

Um indessen dieses Resumé der mit dem projectirten Kanal in Verbindung stehenden Schritte vollständig zu machen, muss noch erwähnt werden, dass am 19. April 1850 zwischen den Vereinigten Staaten und Grossbritannien eine Uibereinkunft, allgemein bekannt unter dem Namen des „Clayton-Bulwerschen Vertrags", abgeschlossen und im Julius des nämlichen Jahres veröffentlicht ward, die in allgemeinen Ausdrücken für den gemeinsamen Schutz des Kanals durch die contrahirenden Mächte Vorsorge traf. Ihre Bestimmungen gehen dahin:

1) *Keiner von beiden Theilen will jemals eine ausschliessliche Controle über diesen Kanal für sich erlangen oder behaupten, oder denselben beherrschende oder in seiner Nähe liegende Festungswerke errichten, oder Nicaragua, Costa Rica, die Mosquitoküste oder irgendwelchen Theil Centralamerika's besetzen oder colonisiren oder sich Herrschaft darüber anmassen oder ausüben, noch „von einem Patronate, das der eine oder der andere Theil ihnen anbietet, oder von einem Bündnisse, in welchem der eine oder der andere von beiden steht oder zu stehen kommen mag," zu dem Ende Gebrauch machen, um in obbenannten Ländern oder einem Theile derselben Festungswerke zu errichten oder selbige zu besetzen oder zu colonisiren, oder um „Herrschaft über dieselbigen sich anzueignen oder auszuüben;" noch auch will einer der beiden Theile seine Beziehungen zu denselben sich zu Nutze machen, um bei dem beabsichtigten Kanale für sich oder seine Unterthanen ausschliessende Privilegien zu erlangen.*

2) *Keiner von beiden Theilen will die Fahrzeuge des andern Theils in ihrer Fahrt durch den Kanal oder innerhalb einer Entfernung von — von seinen beiden Endpunkten wegnehmen oder zurückhalten.*

3) *Beide Theile wollen die Gesellschaften, welche den Kanalbau unternehmen, schützen „vor ungerechter Beschlagnahme, Besitzergreifung oder Gewaltthätigkeit."*

4) *Sie wollen sich ihres Einflusses bedienen, um das Werk zu fördern, und ihrer guten Dienste, um die Gründung eines Freihafens an beiden Enden zu erlangen.*

5) *Sie wollen Neutralität des Kanals, solange die Eigenthümer keine ungerechten Unterschiede in Betreff der durchpassirenden Fahrzeuge machen oder unbillige Zölle auferlegen werden, garantiren, Verträge mit den centralamerikanischen Staaten zur Förderung des Werks eingehen und ihre guten Dienste zur Beilegung aller Streitigkeiten in Betreff desselben u. s. w. u. s. w. anbieten.*

6) *Beide Regierungen wollen derjenigen Compagnie, die zuerst genü-*

gende Beweise ihrer Absicht und Fähigkeit zur Uibernahme des Werks nebst der Einwilligung der Localregierungen beibringen wird, ihre Unterstützung leihen; der jetzt bestehenden Compagnie vom Tage der Ratification der Uibereinkunft an ein Jahr gewähren, um den Beweis eines hinreichenden gezeichneten Kapitals zur Ausführung des Unternehmens beizubringen, wobei verstanden wird, dass, wenn binnen jener Frist kein solcher Beweis beigebracht sein wird, es dann beiden Regierungen freistehen soll, ihren Schutz jedweder Person oder Compagnie zu bieten, die alsdann bereit sein wird, das fragliche Werk zu beginnen und auszuführen.

7) *Derselbe allgemeine Schutz soll auf jede ausführbare Verbindungsroute über den Continent unter denselben Grundsätzen ausgedehnt werden.*

Dieser Vertrag ward ratificirt, weniger um der Garantie willen, die er dem projectirten Kanal gewährte, als vielmehr darum, weil man meinte, er werde dem verhassten, zur absoluten Herrschaft sich steigernden Protectorate Grossbritanniens an der Mosquitoküste ein Ende machen. So fasste den Sinn des Vertrags Herr Clayton auf, der Unterhändler auf Seiten der Vereinigten Staaten, der in einer Depesche vom 7. Mai 1850 in Bezug darauf sagte:

Staatsdepartement,
Washington, d. 7. Mai 1850.

....„Ich muss Sie nun unterrichten, dass ich mit Sir Henry Bulwer einen Vertrag unterhandelt habe, dessen Zweck ist, den Schutz des britischen Gouvernements für den nicaraguanischen Kanal zu gewinnen und Centralamerika von der Herrschaft jeder auswärtigen Macht zu befreien. Ich hoffe und glaube, dass dieser Vertrag sich ebenso ehrenvoll für Grossbritannien wie für die Vereinigten Staaten erweisen wird, um so mehr, als er die schwachen Schwesterrepubliken Centralamerika's vor fremdem Angriff sicherstellt. Alle andern Nationen, welche den Kanal beschiffen werden, sollen Bürgen der Neutralität Centralamerika's und der Mosquitoküste werden. Man ist darin dahin übereingekommen, „ „keine den Kanal beherrschenden oder in dessen Nähe liegenden Befestigungswerke zu errichten oder zu unterhalten, noch einen Theil von Nicaragua, Costa Rica, der Mosquitoküste oder Centralamerika überhaupt zu besetzen, zu befestigen, zu colonisiren oder irgendwelche Herrschaft über sie sich anzueignen oder auszuüben, noch sich zu einem dieser Zwecke ein Schutzverhältniss oder ein Bündniss zu Nutze zu machen.“ “

„Nachdem Grossbritannien auf diese Weise einen Vertrag mit uns geschlossen hat zu dem grossen und philanthropischen Zwecke, eine Wasserstrasse für Schiffe über den Isthmus zu eröffnen, wird nun vor Allem zu wünschen sein, dass Sie sofort nach der Ratification des Vertrags die freundlichsten Beziehungen mit den britischen Agenten in jenem Lande unterhalten, die ja in Zukunft gemeinsam mit uns ihre Kräfte und ihren Einfluss der Vollendung des durch den Vertrag beabsichtigten grossen Werks zu widmen haben werden. Wohlwollen und Versöhnlichkeit werden Ihnen von mir aufs Angelegentlichste anempfohlen. Ich vertraue, dass Grossbritannien rasch Mittel anwenden werde, den indianischen Anspruch innerhalb der von uns als solche angesehenen Gränzen Nicaragua's mit Hilfe der Nicaraguaner oder der Compagnie zu beseitigen. Wir haben niemals anerkannt

und können niemals anerkennen das Vorhandensein irgendwelchen Souveränetätsanspruchs im Mosquito-Könige oder irgendeinem andern Indianer in Amerika. Wollten wir diess thun, so wäre es so gut als verleugneten wir den Rechtsanspruch der Vereinigten Staaten auf unser eignes Gebiet. Indem wir einen indianischen Rechtstitel stets als ein blosses Recht der Besitznahme betrachtet haben, können wir nimmermehr zugeben, dass ein solcher Titel anders behandelt werde denn als etwas, was nach dem Willen des Entdeckers des Landes zu erlöschen hat. Nach der Ratification des Vertrags wird Grossbritannien nicht länger mehr ein Interesse daran haben, diesen Grundsatz zu verleugnen, den es in jedem andern Falle in Gemeinschaft mit uns anerkannt hat. Sein Protectorat wird zu einem Schatten zusammenschrumpfen — „„Stat nominis umbra““; denn es kann keinen Theil der Mosquitoküste oder Centralamerika's weder besetzen, noch befestigen, noch colonisiren, noch eine Herrschaft oder Oberaufsicht darüber ausüben. Wollte es nach Auswechselung der Ratificationen eines der genannten Dinge thun, so würde es unfehlbar einen Bruch mit den Vereinigten Staaten herbeiführen. In Folge der Vertragsbestimmungen kann kein Theil besetzen um zu schützen, noch schützen um zu besetzen. . . .

. .

(Unterzeichnet) *John M. Clayton.*"

Diese Auslegung des Vertrags ist von Herrn Bulwer in seinem Schreiben an Herrn Webster ganz klar und bestimmt geleugnet worden, indem er behauptet, die Uibereinkunft sei nicht bestimmt, Grossbritanniens Stellung in Rücksicht auf die Mosquitoküste zu alteriren. Er fragt, warum man denn Bezug nehme auf ein als solches bestehendes oder in Zukunft mögliches „Schutzverhältniss", wenn die Thatsache des Protectorats und das Recht eines Protectorats nicht anerkannt seien? Wir haben blos eingewilligt, dieses Protectorat nicht zu dem besondern Zwecke einer Hinderung des projectirten Kanals zu benutzen — nichts weiter!

Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit oder Falschheit jeder der beiden Ausdeutungen zu untersuchen; es ist schon genug zu wissen, dass die amerikanische Deutung von der Ratification des Vertrags an bis zu dieser Stunde practisch geleugnet worden ist; dass Grossbritannien San Juan nicht nur besetzt und die Herrschaft darüber ausgeübt hat, sondern noch immer darin fortfährt, in einer Weise, die ebenso beleidigend für die Vereinigten Staaten wie für Nicaragua ist.*)

*) Am 15. August 1850 schrieb der britische Repräsentant in Centralamerika an die Regierung von Nicaragua in folgender Weise:

„Anstatt auf seinen vermeintlichen Rechten auf die Mosquitoküste zu bestehen, würde Nicaragua für seine Interessen am Bessten sorgen, wenn es sich sofort mit England in Güte vergliche; denn Widerstand hierbei wird zu nichts führen. Es ist unmöglich, dass Nicaragua Ihrer britannischen Majestät Verhältniss zur Mosquitofrage nicht wissen sollte, da es ja das Schreiben des Viscount Palmerston vom letzten 15. April vor sich hat, worin *er in den deutlichsten und bestimmtesten Worten die völlige Unmöglichkeit die Ansprüche Nicaragua's anzuerkennen erklärt.* Andrerseits *erkennt* der Vertrag der Herren Clayton und Bulwer, von welchem Sie so viel zu sagen haben und zu dem Sie so viel Vertrauen hegen, *ausdrücklich das Mosquito-Königreich an und setzt die Rechtsansprüche bei Seite, die nach Ihrer Behauptung Nicaragua auf diese Küste haben soll.* Die wahre Politik für Nicaragua ist, sich keinen weitern Taüschungen in dieser Rücksicht hinzugeben und kein fernerweites Vertrauen auf die Protestationen oder Zusicherungen vermeintlicher Freunde

Die sonstigen Bestimmungen des Vertrags haben keinen practischen Werth erhalten. Es hat keine Gesellschaft Beweise ihrer Befähigung zur Ausführung des Kanal-Unternehmens vorgelegt und es kann mithin die unter dem Namen „American Atlantic and Pacific Ship Canal Company" bestehende Gesellschaft keinen Anspruch auf den vereinten Schutz der beiden Regierungen nach den Bestimmungen des Vertrags machen, noch besitzt sie die Garantie der Vereinigten Staaten, wie sie der noch nicht ratificirte Vertrag von 1849 gewährte.

Was die practische Thätigkeit dieser Compagnie anlangt, so weiss man davon sehr wenig, ausgenommen dass eine Anzahl Ingenieurs in ihrem Dienste im Julius oder August 1850 nach Nicaragua gesegelt und seitdem die Vermessung einer Linie vom Nicaragua-See zum stillen Meere, die von der von Galisteo und Baily verfolgten nicht sehr fern liegt, vorgenommen hat, — wahrscheinlich weniger mit Absicht auf den Kanalbau, als vielmehr um eine Transitstrasse zu eröffnen. Die Ergebnisse dieser Vermessung liegen dem Publikum nicht in authentischer Form vor, auch ist nicht bekannt, dass weitere Messungen oder andere practische Operationen von ihnen auf irgendeiner der bislang zu einem Kanal vorgeschlagenen Routen erfolgt sind. Uiberhaupt scheint sich ihre Thätigkeit auf die Eröffnung einer neuen Transitroute für Reisende nach Californien beschränkt zu haben, für welche, wie ich anderswo gesagt, der Isthmus von Nicaragua vielerlei wichtige Vortheile darbietet. Zu diesem Ende fertigten sie vergangnes Jahr einen kleinen Dampfer, „der Director" genannt, ab, dem es gelang, den See zu erreichen, auf welchem er jetzt seine regelmässigen Fahrten macht. Andere und noch kleinere, zur Befahrung des San Juan bestimmte Dampfer sollen ebenfalls hergesandt worden sein; man hat weiter eine Strasse vom Nicaragua-See bis zum Hafen San Juan del Sur eröffnet, und ein Seedampfschiff-Dienst zu dem Zwecke, zwischen Neuyork und San Juan auf der Ostküste des Continents und zwischen San Juan del Sur und San Francisco auf dessen Westküste zu fahren, hat seine regelmässigen Fahrten begonnen.

Es ist nicht gewiss, ob die Regierung von Nicaragua das Geschehene als mit dem Geiste oder den Worten des zehnten Vertragsartikels, wel-

[d. i. der Amerikaner] zu setzen. Es wird weit besser für Nicaragua sein, wenn es unverzüglich zu einem Einverständniss mit Grossbritannien kommt, von welcher Nation nicht nur der Wohlstand und Handel des Staats abhängt, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, dass in Betreff einer interoceanischen Verbindung durch sein Gebiet etwas Entscheidendes erreicht werde, weil nur allein in London das nöthige Kapital zu einem solchen Unternehmen zu finden ist."

Derselbe Beamte schrieb dann wieder unterm 5. Dec. 1850 an die nicaraguanische Regierung und setzte sie in Kenntniss von den Gränzen, *„welche Ihrer Majestät Regierung für den Mosquito-König zu beanspruchen beabsichtigt."* Er sagte:

„Der Unterzeichnete, Ihrer britannischen Majestät Geschäftsträger in Centralamerika, hat die Ehre, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Oberregierung von Nicaragua zu erklären, dass die allgemeine Gränzlinie des Mosquito-Gebiets an der aüssersten nördlichen Gränze zwischen dem Districte Tegucigalpa in Honduras und dem Bezirk Neusegovia beginnt, hiernach der Nordgränze Neusegovia's folgt, längs der südöstlichen Gränze des Districts Matagalpa und Chontales verlaüft und von da eine östliche Richtung nimmt, bis sie die Stromschnelle des Machuca am Flusse San Juan erreicht."

cher bestimmt, dass die Messungen zum Behuf des Kanals innerhalb Jahresfrist nach Ratification zu beginnen haben, im Einklange stehend betrachten wird. Sieht sie indessen auf die selbst aus einer blossen Transitroute durch ihr Gebiet dem Lande möglicherweise erwachsenden Vortheile hin, so mag sie immerhin es unterlassen, auf einer haarscharfen Befolgung der Contractsbedingungen zu bestehen; sie mag selbst der argen Verletzung jenes Contracts in Folge des Misslingens des Vertrags, in Verbindung mit welchem er verhandelt ward, auf welchem er ruht und ohne welchen er wenig oder keinen Werth hat, durch die Finger sehen. Jener Vertrag bot eine Bürgschaft des Schutzes dar und diess war die Hauptbedingung, auf welche hin die Concession erfolgte. Sein Fehlschlagen dürfte einen gerechten Grund zu einer Verfallserklärung geben; ob diese aber erfolgen wird oder nicht, wird ohne Zweifel viel von dem künftigen Gebahren der Compagnie, die gegenwärtig ihren Contract aus blosser Duldung noch besitzt, abhängen.

Seit Obiges geschrieben ward, hat besagte Compagnie ein Mitglied aus ihrer Mitte nach Nicaragua gesandt, in der Absicht, eine Trennung des Privilegiums der ausschliesslichen Dampfschifffahrt auf den innern Gewässern des Staats von dem übrigen Theile des Kanal-Contracts zu erwirken und andere neue, für ein Transitmonopol über den nicaraguanischen Isthmus nothwendige Privilegien zu erlangen. Dieses ausschliessende Privilegium ward hauptsächlich in der Absicht den Kanalbau zu erleichtern und zu fördern zugewährt, nicht aber damit es in den Händen einer Gesellschaft ein Monopol bilden solle. Demgemäss und in der Meinung, der Versuch diese Trennung zu erwirken berge die Absicht einer Aufgebung des projectirten Kanals in sich, indem man sich zuvor unabhängig von ihm Alles, was sich, für viele Jahre wenigstens, als werthvoll erweisen könnte, versicherte, verweigerte die Regierung von Nicaragua ihre Einwilligung. Es folgten politische Unordnungen, in Folge deren die constituirten Staatsbehörden gestürzt und zwei getrennte Regierungen, eine in Leon, eine zweite in Granada, eingesetzt wurden.

Schwerlich wird Jemand glauben, dass ein im Lande Fremder befugt sein dürfte zu entscheiden, welche von diesen beiden Regierungen den bessten Anspruch habe, als legitim betrachtet zu werden. Gleichwohl wartete der Agent der Kanal-Compagnie nicht die Entscheidung der Frage von der Legitimität oder von dem factischen Uibergewichte der einen oder der andern Regierung ab, sondern ergriff rasch den Moment der Revolution, um seine Zwecke bei den Parteien, die es sich vermassen, die Regierung in Granada einzusetzen, zu betreiben; und durch Versprechungen von Mannschaft und Waffen, durch Versicherungen unbegränzten Einflusses bei der britischen und der amerikanischen Regierung und durch andere ebenso lügenhafte Vorstellungen gelang es ihm, ihre Zustimmung zu seinen Absichten zu erlangen. Wie ungeeignet es war, unter solchen Umständen und auf solchen Grundlagen zu unterhandeln, ist begreiflich genug. Kaum hörte die Provincialregierung in Leon von diesen Schritten, als sie eine Ordre erliess, worin sie das ganze Verfahren des Kanal-Agenten rügte und sein neues Privilegium für null und nichtig erklärte. Ihr Wortlaut war folgender:

„Die provisorische Oberregierung wird mit Befriedigung die Interessen der vorgenannten Compagnie im Einklange mit den Interessen dieses Staats geordnet sehen, sobald letztrer seinen innern Frieden wiedergewonnen hat und seine Regierung sich in der Lage befindet, auf derartige Angelegenheiten sich einzulassen; alle in der Zwischenzeit zum Abschluss kommenden Verhandlungen aber sind nicht von ihr autorisirt, noch werden sie als gesetzlich und bestehend anerkannt werden.“

Drittes Kapitel.

Der interoceanische Kanal in seinen commerciellen und politischen Beziehungen betrachtet.

Es ist natürlich unmöglich, mit einer etwas mehr als annähernden Genauigkeit die Vortheile zu berechnen, die nur allein vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet der Welt aus dem Bau des projectirten Kanals erwachsen dürften. Seine allgemeinen Wohlthaten für die Menschheit durch die Vermehrung des Handels, die Eröffnung neuer Märkte, die Schaffung neuer Quellen für die Nachfrage und das Wohlfeilerwerden aller Einfuhrartikel, in Verbindung mit der folgerechten Zunahme der Zufuhr von Industrie- und Bodenerzeugnissen, können nicht nach dem engherzigen Massstabe von Thalern und Groschen berechnet werden. Die Beschäftigung, welche unter der neuen Aera den überüppigen und verhungernden Bevölkerungen Europa's gegeben werden würde, die neuen Felder, die sich dem Unternehmungsgeiste eröffnen würden, und die Verbreitung von Licht, Kenntniss und Civilisation, die allezeit auf jede bedeutende Verbesserung in der physischen Lage der Menschheit folgt und die sich mit der Ersparniss jeder Stunde an Zeit, jeder Meile an Raum im Völkerverkehr mehrt — diess alles sind Erwägungen, die den Staatsmann, den Philosophen und den Philanthropen veranlassen müssen, das beabsichtigte Unternehmen mit tieferer Theilnahme zu betrachten als irgendwelches andre, das die Aufmerksamkeit der Menschheit bislang in Anspruch genommen hat. Zeit und Umstände sind dem Werke günstig, und es scheint jetzt, dass der „Stern der Herrschaft“, der bei seinem westlichen Vorrücken eine Weile auf der Schneide der Cordilleren still stand, bestimmt sei, sich weiter zu seinem Culminationspunkt fortzubewegen, während der Riesenarm des Kapitals und der Arbeit im Bunde die Schranken zerbricht, welche die Natur zwischen beiden Hemisphären aufgerichtet hat.

Diese allgemeinen Erwägungen indess dürften schwerlich jemals zur Verwirklichung des grossen Unternehmens führen. Practische Resultate folgen nur auf wirkliche Bedürfnisse, und selbst die gewaltigsten Pläne des Ehrgeizes gelangen selten zur Reife und Vollendung, wenn sie nicht mit den greifbaren Interessen der Nationen, die ihre Stützen werden, im Einklange stehen. Die Erfordernisse des Handels waren es vor Allem, welche die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Project eines zwischenseeischen Kanals hinlenkten, und ihnen gegenüber erscheinen alle politi-

schen Erwägungen und alle Ideen von nationaler Vergrösserung nur in zweiter Linie. Ackerbau, Manufacturen und Handel — sie sind es, die jetzt als die Richtmasse nationaler Grösse betrachtet werden; sie sind die wesentlichen Quellen des Reichthums und der Macht. Sie im Bunde mit unbeschränkten natürlichen Hilfsquellen und der Thätigkeit, Einsicht und dem Unternehmungsgeiste ihres Volks haben die Vereinigten Staaten zu Dem gemacht, was sie gegenwärtig sind, zum blühendsten und mächtigsten Reiche des Erdkreises, — mächtig nicht in seiner Armee und in seiner Kriegsflotte, sondern in der Fähigkeit, beide, wenn die Gelegenheit es einst erfordert, nach einem grossartigern Massstabe und auf wirksamere Weise zu organisiren als die Welt es je gesehen.

Der beabsichtigte Kanal nimmt daher unsre Aufmerksamkeit zuerst in seiner commerciellen Beziehung in Anspruch. Dass seine Erbauung sich allgemein vortheilhaft für den Handel erweisen werde, wird von Niemand bezweifelt; aber in welcher Weise und in welchem Umfange, das wird nicht richtig begriffen. Ich habe auf den östlichen oder orientalischen Handel als eine ergiebige, wenn nicht als die hauptsächliche Quelle des Reichthums und der Macht der maritimen Nationen Europa's bereits hingewiesen. Man war schon frühe der Meinung und glaubt es noch jetzt, dass die Eröffnung eines Schiffskanals über den amerikanischen Isthmus durch Verkürzung der Zeit und des Raums zwischen den östlichen und den europäischen Häfen aüsserst wohlthätig auf diesen Handel und die ihn treibenden Nationen einwirken werde. Diess ist indessen nicht der Fall, wenigstens ganz gewiss nicht in dem Umfange, wie man fast allgemein gemeint hat. In Bezug auf jenen Handel werden die Vereinigten Staaten aus der Eröffnung des vorhabenden Kanals die vorzüglichsten, wenn nicht die einzigen Vortheile ernten; sichere und dauernde Vortheile, die auf ihre Grösse und künftige Bestimmung einen wesentlichen Einfluss üben müssen. Ganz abgesehen von der in jeder Hinsicht bestehenden Uiberlegenheit der amerikanischen Schiffe und Dampfer über die aller andern Nationen, die allein schon, unter gleichen Bedingungen, die Vereinigten Staaten an die Spitze der commerciellen Welt stellen würden, würden auch in Bezug auf die Entfernung der Vereinigten Staaten und Englands von den Centralpunkten des orientalischen Handels die Vortheile ganz auf die Seite der erstern fallen, wie auf folgender Tafel in Kürze gezeigt ist. Die Entfernungen um Kap Horn sind nicht mit aufgenommen, weil die Route um das Kap der Guten Hoffnung sowohl die kürzeste als die rascheste ist.

	Um das Kap der Guten Hoffnung.	Uiber den projectirten Kanal.	Reiner Verlust.	Reiner Gewinn.
Von England				
nach Canton .	15600	15800	200	
- Calcutta	13500	17400	3900	
- Singapore	14300	16600	2300	
Von Neuyork				
nach Canton .	17100	12600	—	4500
- Calcutta	15000	14000	—	1000
- Singapore	15800	13200	—	2600

Beziehungsweise und auf der bessten der bestehenden Routen ist daher England jetzt den Centren des asiatischen Handels um 1700 Meilen näher als die atlantischen Häfen der Vereinigten Staaten. Wird der projectirte Kanal gebaut, so wird dieser natürliche Vortheil sich nicht blos umkehren, sondern es werden auch jene Häfen den orientalischen Märkten um 3000 Meilen näher gerückt werden als England, d. h. der reine Gewinn für die Vereinigten Staaten würde nicht geringer als 4500 Meilen sein, oder, wenn man die Zeit berechnet, die ein besserer Massstab als der Raum ist, ein Gewinn von 25 bis 30 Tagen.*)

In Bezug auf den Handel mit der westlichen Küste Südamerika's und den Sandwichinseln, der täglich an Bedeutung zunimmt, würden die den Vereinigten Staaten erwachsenden Vortheile beziehungsweise noch grösser sein, wie auf folgender Tafel gezeigt ist.

	Um Kap Horn.	Uiber den projectirten Kanal.	Gewinn.
Von England			
nach Valparaiso . . .	9130	8500	630
- Callao	10600	7000	3600
- den Sandwichinseln	14500	8500	6000
Von Newyork			
nach Valparaiso . . .	10630	5500	5130
- Callao	12100	4000	8100
- den Sandwichinseln	16000	5500	10500

So hat England zum Beispiel in seiner Verbindung mit den Sandwichinseln jetzt einen Vortheil von 1500 Meilen über die atlantischen Staaten voraus, während nach gebautem Kanal diese über jenes einen Vortheil von 3000 M. voraushaben werden; und nicht minder auffallend ist das Resultat, wenn man einen Vergleich in Bezug auf Callao und Valparaiso anstellt.**)

Lassen wir den Umstand ganz ausser Augen, dass unsere Gebiete nach der westlichen Küste des Continents hin nicht mehr beschränkt sind,

*) „Der Engländer trifft mit dem Amerikaner auf allen Märkten der Welt, ausgenommen auf denen des Golfs und des caraibischen Meers, mit dem Vortheile von zehn Tagen und darüber zusammen. Trotz dieses Nachtheils haben die Vereinigten Staaten in ihrem Wettkampfe mit England auf dem Handelsgebiete seit den letzten fünfzig Jahren allmälig gewonnen, bis sich endlich die Wettkämpfenden so nahe auf den Hals gerückt sind, dass Grossbritannien kaum noch einen Arm lang voraus ist. Ist einmal der Isthmus durchschnitten, dann wird der Triumph vollständig sein. Statt dass uns dann Grossbritannien in Indien, in China und selbst an unsrer eignen Stillenmeeresküste mit dem Vortheile von 10 Tagen und mehr begegnet, wird das Blatt sich wenden und wir werden den Vortheil von 20 bis 30 Tagen haben, was einen Unterschied von 30 bis 40 Tagen Segelfahrt zu unsern Gunsten macht Können Sie, kann irgendein Mensch an der gänzlichen Veränderung zweifeln, die eine solche Verbindung in der commerciellen Stellung der beiden Länder hervorbringen würde?“ — *Lieutn. Maury, Rep. Doc.*, 30. *Cong.* I. *Sess. No.* 145, *p.* 669.

**) „Acht Millionen Menschen bewohnen die Küste des Stillen Weltmeers; sie alle brauchen Dinge, die wir zu verkaufen haben. Sie sind vier bis fünf Monate von uns entfernt; man eröffne die Verbindung über den Continent, und sie rücken uns auf eine ungefähre Entfernung von weniger als 30 Tagen nahe.“ — *Lieutn. Maury,* ebendas. p. 667.

und betrachten wir die Ergebnisse blos insofern sie die östlichen Staaten der Union berühren, so muss selbst von diesem beschränkten Gesichtspunkte aus die Eröffnung des projectirten Kanals den Vereinigten Staaten die Controle über den Handel Südamerika's und Asiens in die Hand geben und uns zum ersten Handelsvolk des Erdkreises machen. Aber es giebt noch andere Umstände, welche diesem grossartigen Resultate gewaltigen Vorschub leisten. Es giebt nur wenige Personen, selbst hier inmitten der Thätigkeit, die sie erzeugt hat, welche es zu begreifen vermögen, dass die zweite Handelsstadt dieses Landes mit ihren Flotten von Schiffen und Dampfern, alle beladen mit einem Reichthume, mit welchem verglichen die Schätze der alten Galionen Spaniens als nichtssagend erscheinen, heute an der Stillenmeeresküste im Staate Californien liegt. Noch Wenigere begreifen die Resultate, die aus dieser grossen Thatsache folgen müssen. Sie weist sicher und unwiderleglich auf die amerikanische Suprematie im stillen Ocean hin. Wir blicken nicht mehr ostwärts über zwei Continente hinweg nach den grossen Märkten Asiens; unsere Schiffe brauchen nicht länger mehr ihren langen, traurigen Weg um das Kap der Guten Hoffnung zu nehmen, sondern können mit jubelnden Schwingen über einen Ocean, der hinfür uns allein zinsbar sein wird, auf geradem Wege dem Lande der Seide, des Thees und der Spezereien zueilen. Bereits hat von der Eröffnung der Märkte China's Britannien den Hass, unsre Union die Wohlthat geerntet. Der Zwischenhandel aus diesem Reiche nach allen Enden der Welt muss, selbst bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, in Folge der grössern Oekonomie und Schnelligkeit der amerikanischen Schiffe in amerikanische Hände fallen. Und ehe sich Europa nur die Möglichkeit des Unternehmens traümen lassen wird, wird man amerikanische Dampfer regelmässig zwischen Canton, San Francisco und Panama fahren sehen. Die Aufschliessung der Märkte von Japan und der siegreiche Wettkampf mit der Welt auf Indiens Inseln werden die rasche und natürliche Folge sein. Solcher Art sind die Ergebnisse, die die Zukunft in ihrem Schoose trägt — Ergebnisse, die, selbst vom projectirten Schiffskanal abgesehen, mehr als wahrscheinlich sind, unausweichlich aber, wenn er jemals gebaut werden sollte. Denn eine directe und rasche Verbindung zwischen den Unionsstaaten am atlantischen und stillen Meere ist eine politische wie commercielle Nothwendigkeit und muss um jeden Preis und auf alle Fälle durchgeführt werden. Dass eine derartige Verbindung innerhalb unsers Gebiets, vollständig unter unserer Controle und frei von der Möglichkeit fremder Störung, sich erschliessen wird, kann als gewiss betrachtet werden, und sollte sie auch die Einverleibung des ganzen Continents bis zur Erdenge von Panama erheischen. Aber man glaubt nicht, dass diese Alternative dem Lande werde aufgezwungen werden, denn es hat die Wahrscheinlichkeit für sich, dass sich innerhalb seiner gegenwärtigen Gränzen die Möglichkeit zu einer solchen Verbindung finde. Vom innern Rande der Matagorda-Bai am Golf von Mejico und von den Quellen der schiffbaren Gewässer des Arkansasflusses bis zum Hafen von San Diego in Californien ist eine Entfernung von nur wenig mehr als tausend Meilen. Das zwischenliegende Land ist, welches auch seine sonstigen Mängel sein mögen, in Hinsicht auf Bodengestaltung dem Bau einer Eisenbahn in hohem Grade günstig. In politischer Beziehung, sofern es sich von Uibermachung von Botschaften und für den Fall eines Kriegs um Fortschaffung von Truppen

und Zufuhr handelt, würde ein solches Werk wahrscheinlich den Erfordernissen der Nation entsprechend sein. Und während unser Handel Kräfte sammelt und die Mittel zur Erschliessung einer Wasserstrasse von Ocean zu Ocean sich haüfen, wird das Volk der Vereinigten Staaten nur die einfachste Voraussicht und die gewöhnlichste Klugheit ausüben, wenn es rasch ein Werk erbaut, das nicht minder für seine künftige Sicherheit als für seine gegenwärtigen Bedürfnisse so wesentlich ist.*)

Im Vergleich zu den seefahrttreibenden Nationen Europa's daher und mit Rücksicht auf den asiatischen Handel würden — ich wiederhole es — die Vereinigten Staaten durch den Bau eines Schiffskanals über den Isthmus von Nicaragua hauptsächlich, wenn nicht allein gewinnen. Insoweit jener Handel dabei ins Spiel kommt, liegt es offenbar nicht im Interesse jener Nationen, dass das fragliche Werk unternommen werde, und wer bei seiner Ausführung auf ihre Mitwirkung rechnet, beweist seine Unwissenheit in Bezug auf ihre vergangne wie gegenwärtige Politik. Das Einzel-Kapital sucht heut zu Tage überall da ein Unterkommen, wo es guten Gewinn zu bringen verspricht; politische Erwägungen weichen natürlichen Gesetzen, und der Patriotismus wiegt bei den Menschen im Ganzen nur wenig gegen das Privatinteresse. Gerade diess ist der Grund, der es zu einer gleichgiltigen Sache macht, ob die seefahrttreibenden Nationen Europa's, von politischen Beweggründen beeinflusst, voll Eifersucht auf amerikanisches Erblühen oder voll Besorgniss vor amerikanischer Macht, das projectirte Werk mit Gunst oder Missgunst betrachten; ihr Beistand ist zu seiner Verwirklichung nicht nothwendig. Die Politik der Vereinigten Staaten kann auf diese Beweggründe hin mit aller Sicherheit vorausbestimmt und die Eröffnung des Kanals als eine einfache Frage des individuellen, nationalen Interesses behandelt werden.

*) Im J. 1830 betrug der Tonnengehalt Grossbritanniens 2,500,000 Tonnen, der Vereinigten Staaten 1,200,000 T.; im J. 1850 der Tonnengehalt des erstern in runder Zahl 4,000,000 T., der letztern 3,500,000 T.; Letzteres mit Ausschluss der innern Handelsmarine der Vereinigten Staaten, die acht- bis zehnmal so gross ist wie die grossbritannische und die mit eingeschlossen — wie es bei Schätzung der bezüglichen commerciellen Bedeutsamkeit der beiden Länder doch wohl geschehen sollte — den Vereinigten Staaten schon jetzt auf die erste Stelle unter den Nationen Anspruch giebt. Die Zunahme des britischen Tonnengehalts innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat daher nur wenig mehr als fünfzig Procent betragen, die des amerikanischen dagegen über hundert und fünfzig Procent. Die Aufhebung der Navigationsacte Grossbritanniens wird wahrscheinlich während der nächsten zehn Jahre eine gleichlaufende Vermehrung des englischen Tonnengehalts verhindern, dagegen zur Steigerung des Verhältnisses des amerikanischen Zuwachses dienen. Im J. 1860 werden die Vereinigten Staaten die erste Seemacht des Erdballs sein — die grösste, welche die Welt je gesehen. — Die Eröffnung des britischen Speditionshandels hat bereits eine Klasse von Schiffen ins Dasein gerufen, die ihn rasch für sich allein in Beschlag nehmen müssen, nämlich die amerikanischen Clipperschiffe (Schnellsegler). In Hinsicht auf Tragfähigkeit und Schnelligkeit stehen sie unerreichbar da. Bei der jüngst angestellten Probefahrt zwischen dem „Reindeer“, dem Meisterwerke britischer Geschicklichkeit, und dem amerikanischen Clipper „Oriental“ von London nach Hongkong legte der „Oriental“ die Fahrt in 117, der „Reindeer“ in 130 Tagen zurück! Nationales Vorurtheil kann nicht verhindern, dass Frachten den schnellsten und wohlfeilsten Curs nehmen. Und so muss und wird es kommen, dass der gesammte ostindische Speditionshandel rasch in unsere Hände fällt.

Die wohlfeilen Gemeinplätze von tausendjähriger Verbrüderung unter den Nationen im Munde schlauer Diplomaten mögen wohl die Ohren leichtglaübiger und sentimentaler Philanthropen kitzeln und zu der weitherzigen Liberalität von Diners-Gesellschaften passen; aber nimmer können sie den gesunden, practischen Sinn der Nation taüschen. Delila's Künste wurden, um Simson seine Stärke zu rauben, nicht eher in Anspruch genommen als bis man sah, dass die Philistermacht nichts gegen ihn vermochte, und die vergoldeten Ketten der Trippelverträge und der „gemeinsamen Protectorate zum allgemeinen Wohl der Menschheit" werden den Riesengliedern der grossen Republik des Westens, dieser letzten Weltverbessererin, nicht eher aufgebunden werden als bis ihre Lenker bestochen und verderbt und die Augen ihres Volks gegen seine greifbaren Interessen verblendet sein werden. Wir verlangen keine auswärtige Hilfe beim Bau des projectirten Werks, ausgenommen diejenige, die wir der Politik der Regierungen des Auslandes zum Trotz und in Folge der Wirkungen jener Gesetze, die jetzt die Bewegungen des Kapitals leiten, der Dividenden-Gesetze, erhalten.

Um es bestimmt und offen zu sagen, so nehmen wir den tiefsten Antheil an diesem Werke; wir können es selbst bauen; wir bedürfen keiner Mitwirkung ausser von jenem Volke, durch dessen Gebiet es gehen muss, und diese besitzen wir in der vollsten Bedeutung des Wortes. Wir wünschen seine Erbauung auf keiner engherzigen Basis; wir bedürfen keiner ausschliesslichen Controle über dasselbe, um uns seiner Wohlthaten zu versichern, und wenn es auch selbst unser Wunsch wäre, sie zu monopolisiren; denn sie müssen uns zufallen, wenn auch nicht uns allein, doch in so reichem Masse, dass kein Wettkampf weder uns sie rauben, noch ihren Werth wesentlich vermindern kann. Wir haben daher weder von aüsserm Widerstande etwas zu fürchten, noch durch auswärtige Betheiligung etwas zu gewinnen. Das Interesse, welches europäische Regierungen an den internationalen Angelegenheiten unsers Continents nehmen, ist ein ganz unberufenes, hat seinen Ursprung in Furcht und Eifersucht und hat das einzige Ziel im Auge, unsere Kraft zu lähmen — nicht durch Gewalt, denn diese würde die Muskeln und Glieder des jungen Riesen nur spannen und kräftigen, sondern durch die blendenden und gefährlichen Künste der Diplomatie. Es ist ein leichtes Ding für eine Nation, anzugeloben, dass sie sich enthalten wolle, etwas zu thun, was sie, wenn sie auch wollte, gar nicht thun könnte, sobald sie dadurch ihre Nachbarin bindet, Das nicht zu thun, was ihr nicht nur zu thun möglich, sondern auch für ihr Glück und ihre Grösse von Bedeutung ist. Die Geschicklichkeit eines Diplomaten, dem es gelingt, eine grosse Nation zur Begehung einer solchen Thorheit zu verleiten, wird durch die lumpige Ehre der Ritterschaft sehr armselig belohnt*).

*) Ein Beispiel dieser Art von Taktik, wobei man zu dem alten Kniff, aus der Noth eine Tugend zu machen, seine Zuflucht nahm, freilich mit ausserordentlich grossem Missbehagen, aber doch mit einer wunderbaren, fast spasshaften Affectation von Hochherzigkeit und Ehrlichkeit, bietet sich in dem Clayton-Bulwerschen Vertrage, in welchem Grossbritannien grossmüthig sich verpflichtet, sich Dessen zu enthalten, was ihm physisch und financiell zu thun unmöglich ist, nämlich Centralamerika zu ,,colonisiren'', über dasselbe ,,Controle und Herrschaft auszuüben'', vorausgesetzt, dass die Vereinigten Staaten sich zu denselben Bedingungen verstehen d. h. sich enthalten wollen, dieses Land oder einen Theil desselben in sich einzuverleiben, selbst wenn es beide wünschten

Aber die Wichtigkeit des projectirten Werks für die Vereinigten Staaten kann und soll nicht durch eine vergleichende Betrachtung seines Werths für die verschiednen seefahrttreibenden Nationen der Welt abgeschätzt werden. Es ist nicht der Ehrgeiz unsers Landes, auf Kosten Anderer sich zu bereichern, sondern durch seine Thatkraft und seinen Unternehmungsgeist neue Quellen des Reichthums zu erschliessen und neue Elemente der Grösse zu sammeln. Wir wollen nicht, dass England und Frankreich kleiner, sondern dass wir grösser als beide werden mögen.

Der stille Ocean ist, wie schon sein Name besagt, ein stilles Meer, und auf seinen ruhigen Gewässern scheint jenes mächtige Element der modernen Civilisation, das seine erste und folgenreichste practische Anwendung auf den Gewässern unsers Hudson fand, seine grössten Triumphe feiern zu sollen. Dieser Enderfolg wird durch eine Menge von Umständen verkündet. Die Inseln jenes Weltmeeres liegen mit weiser Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handels unter der neuen Aera, welche die Dampfschifffahrt im Völkerverkehr heraufgeführt hat, verstreut umher, und durch eine Reihe von Ereignissen, deren aüsserste Zielpunkte von Denen, die den thätigsten Theil an ihnen genommen, nicht geahnt werden konnten, sind diese Inseln unter Einflüsse und in Beziehungen getreten, die den Interessen der Vereinigten Staaten im entschiedensten Masse günstig sind und deren Bedürfnissen am Vollständigsten entgegenkommen. Die friedliche Einverleibung der Sandwichinseln in unsern Bund ist ein Ereigniss, das vor der Thür steht und ebenso unausweichlich ist wie die Beschlüsse des Himmels. Die elastische Kraft unsers Staatssystems hat sich vollständig erprobt und seine Lebensfähigkeit bewiesen, und seine Fähigkeit, ungeheure Menschenmassen zu einem gedrungenen, kräftigen, harmonischen Ganzen zu verschmelzen, ist keine Frage mehr, die dem Zweifel offen steht oder eine Erörterung zulässt. Diese Einverleibung der Sandwichinseln, wie fruchtbar auch an künftigen Ergebnissen, kann daher ohne eine Erschütterung unsrer politischen Verfassung oder unsers Staatsorganismus bewirkt werden; gleich dem Ankauf von Florida und Luisiana, der Annexation von Tejas und der Erwerbung Californiens ist sie ein Ereigniss, das geschehen wird, wenn seine Zeit erfüllt ist, und in der Ord-

und es zu beider Wohlfahrt wesentlich wäre! Die Klausel im Friedensvertrag mit Mejico, welche bestimmte, dass keiner der mejicanischen Staaten in die amerikanische Union aufgenommen werden sollte, ausgenommen mit Zustimmung der mejicanischen Centralregierung, war den mejicanischen Commissaren von der britischen und französischen Gesandtschaft gemeinsam eingeblasen worden; mit welcher uneigennützigen Absicht, kann man leicht ahnen, wiewohl man die Thorheit eines Senats nicht begreifen wird, der die Klausel ratificirte. Als ein passendes Pendant zu dem Clayton-Bulwerschen Vertrage sollten die Vereinigten Staaten England einen andern vorlegen, der Wort für Wort mit jenem zusammenstimmte, aber statt der Staaten „Centralamerika's“ das Wort „Indien“ setzte, und dann beobachten, welche Wirkung er haben würde. Er würde bedeutsam sein für das Wesen britischer Grossmuth und das hellste Licht auf die Aufrichtigkeit der britischen Hingabe an die in dem obgenannten Vertrage sich so breitmachenden hochherzigen Grundsätze werfen. „Nehmt ihr die Krähe, dann nehme ich den Puter; oder ich will den Puter nehmen, und ihr nehmt die Krähe“ — so lautete die grossmüthige Alternative, die der weisse Jäger seinem indianischen Jagdgenossen bei Theilung der Jagdbeute stellte. Der Indianer dachte einen Augenblick nach und fragte dann: „Warum sprecht ihr mir nicht den Puter zu?“ Möchte man doch bei Unterzeichnung oder wenigstens Ratificirung der Verträge ein gleiches kluges Nachdenken ausüben!

nung, die ihm von jener Allmacht angewiesen ist, deren gebietende Hand jeder Seite unsrer Geschichte unverlöschlich aufgedrückt ist *).

*) Die Politik der Sandwichinseln und der Vereinigten Staaten bestand bisher darin, dass jene neutral und unabhängig bleiben sollten. Obwohl wir grösseres Interesse an diesen Inseln haben als alle andern Nationen der Welt zusammengenommen, haben wir dennoch uns begnügt, sie als Gemeinboden für alle Nationen zu belassen, während wir gleichzeitig erklärten, dass wir ihre Besetzuug durch irgendwelche europäische Macht nicht dulden würden. Neuere Ereignisse aber, insbesondere das Auftreten Frankreichs, haben gezeigt, dass diese Inseln in ihrer gegenwärtigen Lage beständigen und unverantwortlichen Angriffen und Störungen von Seiten europäischer Mächte mit Benachtheiligung der Rechte und Interessen ebenso der Amerikaner als der Eingebornen preisgegeben sind.

,,Im J. 1849 brachen die Franzosen unter dem allernichtigsten Vorwande die Forts der Insel ab und zerstörten vieles Staats- und Privat-Besitzthum. Die Gründe zu diesen piratischen Angriffen waren geradezu verächtlich. Da hiess es, der Zoll auf französischen Branntwein wäre zu hoch; einige muthwillige Buben hätten einen französischen Priester nachgeäfft, ohne dafür bestraft zu werden; ein französischer Walfischfänger wäre wegen Verletzung der Hafenordnung zu 65 Dollars verurtheilt worden; katholische Priester würden minder begünstigt als protestantische; die Regierung masse sich an, in ihren officiellen Mittheilungen sich der englischen Sprache zu bedienen!

,,Im vergangenen December (1850) langte ein französischer Commissar, Herr Perrin, auf der Fregatte Sérieuse in Honolulu an und bestand von Neuem auf den obgenannten Forderungen, unter Hinzufügung neuer noch abgeschmackterer. Gewahrend, dass Concessionen gar nichts nützten und dass die Franzosen sich mit nichts Geringerm begnügen würden als mit der virtuellen Souveränetät über die Inselgruppe, entschieden sich der König und die Haüptlinge dahin, nicht nachzugeben und die französischen Streitkräfte zum Handeln kommen zu lassen. Um amerikanischen Lesern die Wichtigkeit der französischen Interessen im Hawaiiischen Königreiche vollkommen begreiflich zu machen, ist es blos nöthig zu sagen, dass mit Ausnahme der den Insulanern mit der Spitze des Bajonetts aufgezwungenen katholischen Missionare nicht ein Dutzend Franzosen auf der ganzen Inselgruppe sich befinden, und darunter nicht ein Einziger von Ansehen. Der französische Handel hier ist blos ein indirecter von armseligem Belang von Valparaiso aus, und wozu noch die Besuche von einem Dutzend Walfischfängern jährlich kommen.

,,Die französischen Machthaber sahen sich bei diesem Besuche in ihren Erwartungen getaüscht. Die eingeborne Bevölkerung, durch eine Reihe hartnäckig fortgesetzter Beleidigungen erbittert, hatte unabhängig von ihren Haüptlingen beschlossen, sich der Landung der französischen Truppen zu widersetzen. Die zahlreichen amerikanischen und englischen Ansässigen sympathisirten mit ihnen vollkommen, und auch ohne deren Beistand würden die Hawaiier keine Mühe gehabt haben, die Franzosen nach ihren Booten zurückzutreiben. Aber diess würde die Stadt Honolulu einem Bombardement ausgesetzt und insbesondere über die Amerikaner schweren Verlust an Eigenthum gebracht haben. Zum Glück lag das amerikanische Schiff ,,Vandalia" im Hafen und war gerüstet, jedwedem Acte, der amerikanischen Bürgern Nachtheil bringen könnte, sich zu widersetzen. Die französischen Autoritäten, die eine Collision mit der amerikanischen Seemacht zu vermeiden wünschten, willigten endlich ein, einen provisorischen Vertrag zusammenzuflicken, und wandten sich wegen fernerer Instructionen an ihre Regierung zu Hause. Bei Lichte besehen will man damit blos Zeit gewinnen, um die Pläne zur Reife gedeihen zu lassen und eine Streitmacht fertig zu machen, welche die Unterwerfung des Königs unfehlbar erzwingen soll. Diess recht wohl begreifend, haben, wie es heisst, der König, seine Haüptlinge und sein Volk der amerikanischen Regierung ihren Wunsch, in den Föderativ-Bund mit aufgenommen zu werden, zu erkennen gegeben und sich weiter nichts als Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte vorbehalten.

,,Ist diess richtig — und es ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln — so wird sonach jetzt die ganze Inselgruppe den Bürgern unsrer Republik als

Bequemlichkeit des Verkehrs und der Verbindung unter den Menschen ist das Band, welches die Menschen aneinanderkettet, und bei fortschreitender entsprechender Verbesserung derselben braucht man vor keiner noch so grossen Gebietsausdehnung zu erschrecken. Was die Menschen bisher „Opposition“ oder „Interessenstreit“ zu nennen gewohnt gewesen sind, hat kein wirkliches Dasein; im Gegentheil, die bessten Interessen aller Menschen, wohin und wie sie auch immer gestellt sein mögen, stehen in genauem und vollem Einklang.

Die Sandwichinseln sind jetzt vom Mittelpunkte der Vereinigten Staaten nur wenig weiter entfernt als Neuorleans vor nur zwanzig Jahren war; die Verbindung mit der Hauptstadt Nicaragua's ist heut zu Tage bequemer

eine freie Gabe angeboten, und zwar unter Bedingungen, wie sie der Congress vorschreiben mag. Die Insulaner bitten zur Entschädigung blos um die Rechte und den Schutz, wie sie amerikanischen Bürgern zugestanden werden. Benutzt unsre Regierung die ihr auf solche Weise dargebotene schöne Gelegenheit nicht, so dürfte ihr niemals wieder ein gleiches Anerbieten werden. In territorialer Ausdehnung ist die Gruppe zwar unbedeutend, da ihr Flächeninhalt nur 6500 Quadratmeilen beträgt, aber sie ist fähig, eine zehnmal grössere Bevölkerung als ihre gegenwärtige (80,000) zu ernähren. Sie ist der commercielle und militärische Schlüssel zum Nordtheile des stillen Oceans, der Centralpunkt, von welchem alle Handelsstrassen dieses ungeheuern Meeres strahlenförmig auslaufen; im Besitze von schönen Häfen, einem fruchtbaren Boden und gesunden Klima ist weiter nichts nöthig als eine feste Regierung, um sie zum Cuba des stillen Weltmeeres zu machen. Schon jetzt verbraucht sie jährlich nahe an 1,000,000 Doll. amerikanische Waaren. Ihre ansässige amerikanische Bevölkerung beträgt beinahe 1000 Seelen, und besitzt werthvolle Zucker- und Kaffeeplantagen, auf welche, sowie auf andere dauernde Anlagen, grosse Summen verwendet worden sind. So ist z. B. ein Kaufmann aus Boston Besitzer einer Zuckerplantage auf der Insel Kauai, deren Kosten beinahe 90,000 Doll. betrugen.

„Die amerikanische Missionsgesellschaft hat hier auf ihre Thätigkeit gegen 1,500,000 Doll. verwendet und auf der Inselgruppe fünfzig oder mehr Familien ansässig gemacht, die werthvolle eigene Herde besitzen. Die amerikanische Bevölkerung, die jährlich auf diesen Inseln in etwa 400 Schiffen anlegt, beträgt nahe an 15,000 Menschen, Seeleute und Reisende. Kurz, amerikanischer Unternehmungsgeist, commercieller wie philanthropischer, hat der Gruppe ihre gegenwärtige politische Bedeutung gegeben, ihren Bewohnern Gesetze, Religion, Civilisation gebracht und wird zu diesen Gaben bald die Sprache fügen — denn das Englische setzt rasch das Hawaiiische ausser Brauch. Auf solche Weise haben die Insulaner moralisch einen Anspruch an die amerikanische Nation um Schutz. Unmöglich kann ihnen dieser wirksamer dargereicht werden als durch ihre Aufnahme in die Familie dieser grossen Republik. Leider schmilzt die eingeborne Bevölkerung durch dieselben leidigen Ursachen dahin, welche unsere Indianer hingerafft haben, nur langsamer. Die aber, welche noch übrig sind, sind so gut vorbereitet, amerikanische Bürger zu werden, wie die Masse der europäischen Einwanderer. Ungleich der grossen Mehrzahl dieser Letztern können sie lesen und schreiben und haben unter dem Einflusse ihrer eignen freisinnigen Staatsverfassung demokratische Ideen sich zu eigen gemacht, die sie rasch in den Stand setzen werden, sich in unsere Institutionen einzuleben. Eines ist gewiss: die eingeborne Bevölkerung ist bestimmt, von einer fremden Race durch Uibergewicht an Zahl und Macht verdrängt zu werden. Sie wünschen, dass wir ihre Erben und Beschützer werden mögen. Sollen wir es werden oder sollen wir es nicht? Jetzt kann es geschehen mit der Zustimmung und auf den dringenden Wunsch aller Betheiligten. Ausgaben sind dabei nicht erforderlich — die gegenwärtigen Einkünfte der Inseln sind mehr als genügend für die Kosten ihrer Verwaltung. Zeit, Gelegenheit, die Interessen ihrer Bewohner wie unsere eigenen weisen auf diesen Ausgang hin. Werden alle auf diese Frage bezüglichen Dinge dem Volke der Vereinigten Staaten vorgelegt, so muss das Endergebniss eine günstige Antwort auf die Bitte der Hawaiier sein.“

und rascher als damals mit der Hauptstadt von Ohio! Dampfschiffe mit einer Schnelligkeit von zwölf Meilen in der Stunde würden von Neuyork aus über den projectirten Kanal gelangen

nach den Sandwichinseln	in . . .	20	Tagen
„ Callao	„	18	„
„ Valparaiso . .	„	20	„
„ Canton . . .	„	40	„
„ Calcutta . . .	„	46	„

Aber Neuyork ist nicht die Union. San Francisco hat auf gleiche Weise Anspruch, dass diese Berechnung mit Bezug auf die Entfernungen von seiner prachtvollen Bai bis zu den genannten Punkten angestellt werde. Auf gleicher Basis beträgt die wirkliche Zeit, die erforderlich ist, um von San Francisco zu gelangen

nach den Sandwichinseln . . .	9	Tage
„ Canton	30	„
„ Calcutta	36	„

Aber mit Dampf würden die Sandwichinseln von San Francisco aus wahrscheinlich in einer Woche erreicht werden können — practisch näher als zur Zeit der Conföderation die aüssersten Gränzen des Staates Neuyork waren!

Es ist bekannt, dass Kohle, dieser grosse Factor in der Dampfschifffahrt, an verschiednen Punkten auf beiden Continenten und auf den Inseln des stillen Meers gefunden wird; bis dahin aber, wo diese Kohlenlager aufgedeckt sein werden, sind unsere Walfischflotten, die von atlantischen Häfen aus nach den nordwestlichen Meeren fahren, blos in der Form von Ballast und zu rein nominellen Preisen, im Stande, einen Vorrath zu liefern, der den Bedürfnissen jedweder Dampfschifflinie, die zu regelmässigen Fahrten zwischen San Francisco und China's Häfen eingerichtet werden möchte, genügen würde.

Bei Betrachtung der projectirten interoceanischen Verbindung habe ich mich aller Berechnungen in Betreff der Handelsvermehrung, die nach der allgemeinen Meinung aus ihr hervorgehen würde, ganz enthalten, aus dem einfachen Grunde, weil die Vergangenheit keinen Massstab bietet, nach dem sie sich abschätzen liesse. Die neuen Elemente, welche die Zeit von fünf Jahren in unsere Handelsbeziehungen gebracht hat, machen alle Erfahrung zu Schanden, und die Traümerei des Phantasten zeigt sich der Wahrheit näher als die mühsamen Berechnungen des Statistikers. Im J. 1832 betrug die Ausfuhr von baumwollnen Landesfabrikaten aus den Vereinigten Staaten nach der Westküste des Continents noch nicht 600 Ballen; 1847 stieg sie über 20,000 Ballen; im J. 1848 auf mehr als 30,000, und 1850 über 100,000! Im J. 1832 empfingen wir von der genannten Küste Produkte von nicht mehr als 3,000,000 Doll. an Werth; im J. 1850 allein an Gold nicht weniger als 50,000,000 Doll.! Und diese ungeheure Summe wird, wie man Grund zu glauben hat, im laufenden Jahre 1851 mehr als doppelt so gross sein.

Es giebt indessen einen Industrie- oder Handelszweig — der weder der wichtigste noch der gewinnreichste unter denen ist, welche die Aufmerksamkeit unsers Volks beschäftigen, — rücksichtlich dessen wir einige

annähernde Berechnungen aufstellen können, die von einem einzigen Gesichtspunkte aus ebenso die Bedeutsamkeit unsrer Interessen im stillen Meere, als den Vortheil eines meerverbindenden Schiffskanals deutlich machen. Das jährlich auf den Walfischfang der Vereinigten Staaten verwendete Kapital beträgt über 15,000,000 Doll., und die Zahl der mit seiner Betreibung beschäftigten Fahrzeuge war im J. 1849 613, die in runder Zahl 200,000 Tonnen Ladung hatten. Durch neun Jahre ist der jährliche durchschnittliche Ertrag dieses Fischfangs folgender gewesen: 141,242 Fässer Walrath; 235,456 Fässer Thran, und 2,324,578 Pfund Fischbein; was einen Gesammtwerth von jährlich 7,356,142 Doll. ergiebt. Man nimmt an, dass volle zwei Drittel der Fahrzeuge und drei Viertel des Tonnengehalts der Walfischflotte im stillen Meer beschäftigt sind und dass drei Viertel des Ertrags des Fischfangs von dorther kommen, das heisst: 400 Fahrzeuge, 150,000 Tonnen Last und 5,520,000 Doll. Ertrag. Competente Hände haben berechnet, dass, nach Abzug der Abnutzung der Schiffe, der Unkosten für Bemannung, Verproviantirung und Ausrüstung, der Zinsen auf das angelegte Kapital, der Assecuranz, des Gewinnverlustes in Folge der langen Fahrt, der Leckasie u. s. w., der Brutto-Gewinn nur einem Fünftel des Brutto-Ertrags gleichkommt d. i. 1,150,000 Doll. Ein Drittel der auf jede Walfischreise verwandten Zeit geht, wie man berechnet hat, durch die Hin- und Herfahrt nach und von den Walfischmeeren um Kap Horn verloren. Wird der projectirte Kanal gebaut, so wird von denselben competenten Händen in Folge der Ersparniss an Zeit, an Löhnen und andern Unkosten, an Assecuranz und Zinsen, rascherer Retouren, des gesteigerten Betrags des Fangs, der Brutto-Ertrag zu 7,000,000 Doll. berechnet, wovon der Brutto-Gewinn nicht weniger als 3,300,000 Doll. ergeben würde! Angenommen, diese Berechnungen seien richtig, so würde die wirkliche Vermehrung des Reichthums des Landes nur allein aus dieser einzigen Quelle zwei Millionen Doll. jährlich gleichkommen.

Der Werth des beabsichtigten Werks liegt daher nicht so sehr in Ersparniss an Zeit und Geld in den schon bestehenden Handelsbranchen, als vielmehr in den neuen Reichthumsquellen, die es erschliessen soll. Bisher ist die Emigrationsfluth von Osten her in unser Land geflossen und noch immer entladet Europa täglich sein Tausend kräftiger Menschen in den einzigen Hafen von Neuyork; die Wälder beugen sich vor der vorschreitenden Arbeitercolonne; Strassen, Kanäle und Eisenbahnen bezeichnen ihre Fussstapfen; Reichthum und Kraft entwickeln sich auf ihrem Wege. Aber die neue Welt ist nicht mehr blos für die Celten und Teutonen das Land der Hoffnung und Verheissung; auch aus den fernen Reichen des Ostens, aus dem einst so räthselhaften Khatai kommen die Menschen anderer Stämme gezogen, um an der Lösung des grossen Problems mitzuhelfen, an welchem die Zeit und der Himmel innerhalb unserer Gränzen thätig sind. Zu den industriösesten, harmlosesten und werthvollsten unsrer Bürger in Californien gehört der Chinese. An Fleiss und Gewerbthätigkeit gewöhnt, im strengsten Gehorsam gegen die Gesetze erzogen, haushälterisch in seinen Gewohnheiten, ist er so recht geeignet für die eigenthümlichen Verhältnisse jenes weiten Länderstrichs, wo Arbeit das Haupt-, fast möchte ich sagen das einzige Erforderniss zu Reichthum und Ansehn ist. Was der Germane und Irländer für den östlichen

Abfall unsers gewaltigen Landes erreicht haben, das scheint der Chinese für den Westen desselben zu vollbringen bestimmt zu sein. Er ist geduldiger und ausdauernder als Beide und vielleicht am geschicktesten, jene Stellung einzunehmen, die man in Europa der sogenannten „arbeitenden Bevölkerung“ anweist, die aber hier nichts Gehässiges an sich trägt, sondern im Gegentheil Anspruch auf Achtung giebt. China ist übervölkert, sein Boden bis zum aüssersten Grade seiner Tragfähigkeit angebaut, und Millionen seines Volks verbringen ihr ganzes Leben in schwimmenden Haüsern; es zählt 400,000,000 Seelen — eine Bevölkerung, grösser als die von ganz Europa. Das System, unter welchem diese ungeheure Menschenzahl seit Jahrtausenden gelebt und geblüht hat, muss nothwendigerweise viele gesunde und feste Elemente in sich haben, die, auf die unter unserm eignen Systeme anerkannten oder durch die Zustände unsrer Vergangenheit entwickelten Elemente aufgepfropft, nur zum Guten ausschlagen können. Die grosse Nothwendigkeit der Volkserziehung ist nirgends in der Welt so vollständig anerkannt als in China. Dort bestanden schon Volksschulen, als in Europa alles Wissen, was es aufzuweisen hatte, auf die Pedanten der Klöster beschränkt war. Dort ward Bildung zum Massstabe für bürgerliche Bevorzugung, für Würde und Macht erhoben zu einer Zeit, ehe noch die Gothen und Vandalen aus den Wäldern des Nordens auf Italiens Ebenen sich herabergossen, zu einer Zeit, wo europäische Civilisation noch nicht das Licht der Welt erblickt hatte. Religiöse Intoleranz findet keine Stätte im Gemüthe des Chinesen; Gehorsam, strenger Gehorsam gegen die Gesetze bildet das erste Lernstück in seiner Erziehung und den Hauptartikel in seinem politischen Glaubensbekenntniss. Fleiss wird als eine Pflicht eingeschärft, Faulheit allein bringt Schande. Und aus einer solchen Quelle scheinen die Vereinigten Staaten am stillen Meere bestimmt zu sein einen grossen Theil ihrer künftigen Bevölkerung zu ziehen; mit welchem bestimmten Erfolge, vermag kein Mensch zu sagen, aber ohne Zweifel mit einem solchen, der, wie ich schon gesagt, der Lösung der in der künftigen Geschichte dieses Continents verhüllt liegenden staatlichen, socialen und moralischen Probleme günstig ist*).

Es mag, selbst wenn man die Wahrscheinlichkeit einer grossartigen Einwanderung aus Asien annimmt, auf den ersten Blick nicht klar sein,

*) Nachdem Humboldt den projectirten Kanal vom commerciellen Standpunkte aus betrachtet hat, deutet er seine wahrscheinlichen politischen Folgen an. Er bemerkt, dass der Stand der modernen Civilisation ein solcher ist, „dass der Welthandel keine grossen Veränderungen erleiden darf, ohne dass diese in der Organisation der Gesellschaft empfunden werden“, und neigt zu dem Glauben, dass, sobald der Kanal gebaut sei, „Ostasien, gegenwärtig isolirt und vor Angriffen sicher, unausweichlich in eine innigere Verbindung mit den Nationen europäischen Stammes treten werde.“ „Man kann sagen“, fügt er hinzu, „dass die Landenge, an welcher sich die Aequatorialströmung bricht, das Bollwerk der Unabhängigkeit China's und Japans gewesen ist. Wirft man einen tiefern Blick in die Zukunft, so weilt die Phantasie bei dem Kampfe zwischen mächtigen Nationen, die begierig sind, ausschliessende Vortheile aus der dem Handel der zwei Welten eröffneten Strasse zu ziehen.“ (*Voyage*, Vol. 6. p. 297). Die Erwerbung und Colonisirung Californiens indess haben die politische Seite der Kanalfrage im Grund und Boden verändert. Californien hat die Vereinigten Staaten zum Hauptinteressenten bei diesem Werke gemacht, und es giebt kein Aüsserstes, zu welchem sie nicht verschreiten werden, um den Transit für ihren Handel und ihre Bürger frei zu erhalten.

auf welche Art und Weise dieser Umstand auf den projectirten Kanal wohl einwirken dürfte. Alles aber, was zur Entwickelung der Hilfsquellen unsrer westlichen Küstenstaaten dienen oder uns in innigere Beziehungen zu China bringen wird, muss nothwendig die Benutzung und mithin auch den zukünftigen Werth dieser grossen Wasserstrasse vermehren, die wieder ihrerseits zur Förderung eben jener Einwanderung beitragen muss, aus welcher sie Unterstützung und Gewinn ziehen soll. Unser eignes Vaterland ist reich an Beispielen, dass Werke öffentlicher Nutzbarkeit, in fast unbewohnten Gegenden erbaut, binnen wenigen Jahren aus den Landgütern, Fabriken, Marktflecken und Städten, die sie selbst erst ins Dasein gerufen hatten, einträglichen Gewinn zogen. Durch diese Art von Wechselwirkung wird Reichthum erzeugt, nicht in einem arithmetischen, sondern geometrischen Verhältniss; und in solcher Art wird der Bau dieses grossartigen Kanalwerks auf die Interessen der Vereinigten Staaten einwirken.

Es giebt noch eine andre Betrachtung, die in dieser Verbindung nicht übersehen werden sollte, nämlich die Möglichkeit der Eröffnung eines Schiffskanals oder eines andern folgenreichen Communicationsmittels zwischen dem mittelländischen und rothen Meere, wodurch die aus einem Kanal über unsern Continent entspringenden Wohlthaten von andern und rivalisirenden Nationen vorweggenommen und zum grossen Theile monopolisirt werden würden. Dass ein solches Unternehmen nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, wird durch den Umstand zur Genüge bestätigt, dass von den Ptolemäern und den arabischen Khalifen wirklich ein Kanal gebaut ward. Die Uiberreste dieses staunenswürdigen Werks wurden von den französischen Ingenieurs, welche die ägyptische Expedition begleiteten, aufgefunden und ihr Lauf deutlich verfolgt. Wir können zwar zugeben, dass theils die wilde Gewaltsamkeit der Nationen des Ostens, theils das zögernde Handeln der europäischen Regierungen und deren tödtliche Eifersucht die Wiedereröffnung dieser Communicationslinie zwischen Europa und Ost- und Südasien verhindern werde; *) gleichwohl dürfen wir den Umstand nicht aus den Augen verlieren, dass die französischen Ingenieurs, welche den Plan zu dem beabsichtigten Kanal über die Landenge von Suez

*) „Die vornehmsten Hindernisse der Realisirung dieses Plans", sagte der verstorbene ausgezeichnete Henry Wheaton in einer Depesche an das Staatsdepartement, „sind keine natürlichen, sondern politische Hindernisse. Frankreich und Grossbritannien sind beständige Rivalen um Einfluss und Macht in Aegypten seit der Invasion dieses Landes durch Bonaparte gewesen, besonders aber seit dem Bruche des Vertrags von Amiens im J. 1803, welcher die Antwort war auf das Ultimatum des britischen Cabinets, das den Besitz Malta's, als eines Bollwerks wider einen ähnlichen Versuch von Seiten der Franzosen und folglich eines Schutzes der britischen Gebiete in Ostindien, forderte. Wir haben gesehen, wie diese Rivalität den Einklang der beiden Mächte während der Unterhandlungen über die morgenländischen Angelegenheiten im J. 1840 zu stören drohte. Mittlerweile hatten die Briten ganz still von Aden am Thore des rothen Meeres Besitz genommen. Und die Occupation Algirs durch Frankreich ward und wird noch immer, wenn nicht offen, so doch stillschweigend von Grossbritannien bestritten, aus dem Grunde, weil, wenn die Franzosen in Nordafrika dauernden Fuss fassen, diess ihnen zuletzt den Weg zur Wiedereroberung Aegyptens zeigen könnte. Diese gegenseitige Eifersucht ist denn auch in dem divergirenden Verfahren zu Tage getreten, das die französischen und englischen diplomatischen Agenten in Betreff des Wegs nach Indien über das rothe Meer eingeschlagen haben."

entwarfen, zur Genüge gezeigt haben, dass ein Drittel der Entfernung und fast ebensoviel an Zeit erspart werden würde, wenn man von ihren Häfen nach der Coromandelküste Indiens führe — auf welche Weise der physische Nachtheil, mit welchem die Vereinigten Staaten in Rücksicht auf den orientalischen Handel zu kämpfen haben, Europa gegenüber noch vergrössert werden würde. Nicht minder dürfen wir den wichtigen Umstand vergessen, dass Gibraltar, der Schlüssel zu dem Mittelmeere, und Aden, welches das rothe Meer beherrscht, beide in den Händen unsers grössten und gewissenlosesten Nebenbuhlers sind. Die Art, wie Grossbritannien sich Adens bemächtigte, findet ihr getreues Gegenbild in der Besitzergreifung von San Juan. An der Mündung des rothen Meeres gelegen beherrscht es die Einfahrt und als Folge davon den durchpassirenden Handel ebenso erfolgreich wie San Juan an der Mündung des gleichnamigen Stroms diesen Strom und die Passage durch die Seen und das grosse Bassin von Nicaragua beherrscht. Aden ist einer der drei wichtigen Punkte, die der grosse portugiesische Eroberer Albuquerque als wesentlich zur Beherrschung und Monopolisirung des orientalischen Handels bezeichnete*). Auch der Zweck bei der Besitzergreifung Adens war identisch mit demjenigen, welcher zur Besitznahme von San Juan führte — beide Frevelthaten werfen eine auf die andre Licht und sollten uns warnen, von Seiten Grossbritanniens oder einer andern Macht keine Einmischung in das Project des nicaraguanischen Kanals unter irgendwelchem, wenn auch noch so plausibeln Vorwande zu gestatten**). Diese Einmischung wird nicht gerichtet sein

*) Diese drei Punkte, wie sie Albuquerque's Sohn in der von ihm verfassten Lebensbeschreibung seines Vaters bezeichnet, waren: Malacca, das damalige Centrum des asiatischen Handels, Ormus an der Mündung des persischen Busens, und Aden in der Strasse Bab el Mandeb. ,,Hätte der König von Portugal durch die Besitznahme von Aden sich eine starke Position gesichert, wie er es mit Ormus und Malacca gethan, so würde er sich durch die Herrschaft über diese drei Meere als Herrn der Welt haben betrachten können, wie es Alexander that, als er den Ganges erreichte; denn mit diesen drei Schlüsseln werden allen andern Nationen die Strassen verschlossen.“ — *Commentarien des grossen Alfonso d' Albuquerque,* B. 4. S. 217. — Dieser grosse Eroberer würde den Nil ins rothe Meer geleitet und das fruchtbare Delta Aegyptens in eine Wüstenei verwandelt haben, um nur dieses riesenhafte Project des Handelsmonopols durchzuführen und den Venetianern ihren Handel mit Ostindien über Aegypten abzuschneiden. Man lese seine merkwürdige Anrede an seine Truppen beim Angriff auf Malacca in den *Commentarien* B. 3. S. 133.

**) ,,Aber welche Zweifel auch“, bemerkt Wheaton in einer Depesche an das Staatsdepartement, die sich durch die gründliche Prüfung und scharfe Erfassung der mit diesem Gegenstande verknüpften amerikanischen Interessen auszeichnet, — ,,Aber welche Zweifel auch an den relativen Vortheilen einer Verkürzung des westöstlichen Wegs nach Ostindien für die verschiednen bei dem asiatischen Handel interessirten Nationen bestehen mögen, so ist doch keiner möglich in Bezug auf die Vortheile, welche den Vereinigten Staaten aus einer Verkürzung des ostwestlichen Wegs erwachsen würden. In dieser Frage ist nicht blos der directe, sondern auch der indirecte Verkehr mit Ostindien eingeschlossen. — — Die Eröffnung einer Wasserstrasse von dem einen Meer zum andern wird auf diese Weise zu einem Gegenstande von der entscheidendsten Wichtigkeit für uns. Unsere nationalen, commerciellen, politischen und socialen Interessen — alle sind in dieser Frage einbegriffen. Die Nothwendigkeit, mit andern rivalisirenden Nationen in Wettkampf um den neuen Handel zu treten, der jetzt sich mit dem ,,Himmlischen Reiche“ erschlossen hat, von welchem der geheimnissvolle Schleier mit roher Hand herabgerissen und das zum Aufgeben seiner antisocialen Grundsätze des Nichtverkehrs mit Fremden gezwungen worden ist;

auf den Bau des Werks, sondern auf seine Sperrung, nicht auf die Förderung der allgemeinen Handelsinteressen, sondern auf die Hinderung des amerikanischen Supremats im stillen Meere.

die Nothwendigkeit, unsern bestehenden Handel mit den Westküsten der beiden amerikanischen Continente und dem polynesischen Archipelagus weiter auszudehnen, dem Walfischfange vermehrte Erleichterungen zu verschaffen und eine bequemere oceanische Verbindung mit unsern Gebieten jenseits der Felsgebirge und mit unsern Seestationen im stillen Weltmeere herzustellen — alle diese Umstände vereinigen sich, um die Bedeutsamkeit und Dringlichkeit dieser grossen Frage zu erhöhen. Ein neues und ungeheuer gesteigertes Interesse hat der Gegenstand durch die von unsrer Regierung gethanen Schritte zur Eröffnung eines diplomatischen Verkehrs mit China und den unabhängigen Inseln des stillen Meeres erhalten, sowie durch die neuerdings von Grossbritannien und Frankreich in Australien, Neuseeland, auf den Marquesasinseln und Tahiti entwickelten ausgedehnten Colonisationspläne."

IV.

Die Urbewohner Nicaragua's.

Erstes Kapitel.

Nicaragua's Urvölker; ihre geographische Vertheilung; ihre Sprachen und Denkmäler.

Der gegenwärtige Zustand der Indianer Nicaragua's kann sehr leicht aus Dem, was ich in meinem Reiseberichte von ihnen zu sagen Gelegenheit gehabt, gefolgert werden. Sie haben sich jetzt vollständig mit ihren Eroberern assimilirt, in bedeutender Ausdehnung durch Wechselheirathen mit ihnen verbunden, ihre Religion und Sprache adoptirt und ihnen und der Welt überhaupt gegenüber eine ganz neue Stellung eingenommen, die von jener, die sie zur Zeit der Entdeckung Amerika's im fünfzehnten Jahrhundert innehatten, weit verschieden ist. Es wird aber dem Leser nicht uninteressant sein, von ihren frühern Zuständen etwas zu erfahren, wo europäische Elemente sich noch nicht mit ihnen vermischt hatten und sie noch von ihren ureignen Gesetzen, Staatseinrichtungen und Religionen geleitet wurden. Hier sind wir gezwungen, auf den oft vagen, manchmal widersprechenden Erzählungen der frühen spanischen Abenteurer, auf den wenigen, von Zeit und Religionsfanatismus verschonten monumentalen Zeugnissen, auf den fragmentarischen Sagen und den mangelhaften Wörtervorräthen, die sich unter ihnen noch erhalten haben, zu fussen. Die vollständigste und verlässlichste Chronik ist die von Gonzalez Fernandez de Oviedo y Valdez, Historiographen Indiens beim spanischen Könige, welcher Nicaragua im J. 1526, vier Jahre nach dessen Entdeckung durch Gil Gonzalez de Avila, besuchte. Manche Theile seiner Erzählung wurden von Herrera in seiner Compilation der Geschichte des spanischen Amerika benutzt, wiewohl er auch noch zu einigen andern Quellen der Belehrung, mit denen wir jetzt unbekannt sind, Zugang gehabt zu haben scheint. Oviedo's Chronik ist indessen niemals im Original erschienen und ihr Vorhandensein scheint bis 1839 nicht bekannt gewesen zu sein, in welchem Jahre sie von dem unermüdlichen Gelehrten Terneau Compans entdeckt ward, der sich eine Abschrift des Manuscripts aus Spanien kommen liess, sie übersetzte und in seiner unschätzbaren Sammlung von Original-Reisen und Berichten durch und über Amerika herausgab.*)

Ausser den Nachrichten Oviedo's und den vereinzelten compilirten Kapiteln Herrera's besitzen wir noch einige auf die Urbewohner Nicaragua's bezügliche Hinweisungen in Torquemada's „*Monarquia Indiana*", in der Geschichte des Don Carlos de Alva Ixtlixochitl und in dem spätern, 1680 erschienenen Werke von Gage. Don Andreas Cerezeda, der

*) Die Copie im ursprünglichen Spanisch, die er besass, befindet sich jetzt in der Bibliothek des Herrn Peter Force in Washington, dessen aufgeklärtem Eifer in Sammlung solcher Materialien, die zur Aufhellung der Geschichte der Vereinigten Staaten und Amerika's überhaupt dienen können, nur die grossartige Liberalität gleichkommt, mit welcher er Allen, für die sie Werth haben mögen, deren Benutzung gestattet.

als königlicher Schatzmeister den Gil Gonzalez de Avila, als er 1522 in Nicaragua eindrang, begleitete, theilte die kurze Geschichte des Feldzugs nebst einigen Nachrichten über Land und Leute an Petrus Martyr mit, der sie in das dritte und vierte Kapitel der sechsten seiner berühmten „Decaden" aufnahm.

Die Denkmäler des Landes sind bis zum heutigen Tage niemals beschrieben worden und die Welt scheint vor meinen eignen Nachforschungen daselbst von ihrem Dasein gar nichts gewusst zu haben. Ebensowenig scheint es, dass man ausser einigen wenigen Wörtern aus der Sprache der Niquiraner bis jetzt Wörtersammlungen aus einer der Sprachen sich zu verschaffen gesucht habe. Dieser letztere Mangel wird nun freilich durch das unvollkommne Wörterverzeichniss, das ich zu erhalten so glücklich war, nur sehr armselig ersetzt; wir besitzen aber ausser diesen Bruchstücken keine weitern Uiberreste von den Sprachen Nicaragua's.

Geographische Vertheilung.

Meine persönlichen Beobachtungen über die Urbewohner von Nicaragua beschränkten sich fast einzig und allein auf den Strich um die grossen Seen des Innern; ein Strich, der durch seine geographische Lage und seine natürliche Gestaltung unverkennbar als Schauplatz gewaltigerer Unternehmungen, als menschliche Kühnheit bisher ausgedacht oder menschliche Thatkraft versucht hat, ausgeprägt ist. Hier hat die Natur ihre reichsten Gaben verschwendet und ihre grossartigsten Formen angenommen — hohe Vulkane, sanfte Abhänge, flache Ebenen und breite und schöne Seen und Flüsse vereinigen sich hier mit einer Fruchtbarkeit des Bodens und einer Gesundheit des Klima's, wie sie wahrscheinlich von keinem gleichgrossen Lande unter den Tropen übertroffen werden. Diess waren ausserordentlich günstige Bedingungen zur Bildung von primitiven Gemeinwesen der Menschen und zur Ernährung einer ungeheuren Bevölkerung. Dass es so war, dafür haben wir das Zeugniss aller frühen Chronisten, und wer über des Landes breite Ebenen und üppige Abhänge geht und seine Reize und natürlichen Reichthümer gewahrt, wird gern der Behauptung des frommen Las Casas glauben, dass es „eines der besstbevölkerten Länder in ganz Amerika" war.

„Die grosse Fruchtbarkeit des Bodens", sagt dieser frühe Autor, „die Trefflichkeit seiner Luft und die ungeheure Zahl seiner Bewohner kann nicht genügend geschildert werden. Es gab hier Städte, die vier Leguas lang waren. Was diese Menschenmassen hier zusammenbrachte, war die grosse Fülle herrlicher Früchte, die hier wachsen. Ihre Städte lagen in weiten Ebenen, und da sie keine Berge in der Nähe hatten, wo sie sich hätten verbergen können, und sie doch wegen des lieblichen Himmelsstrichs und des anmuthigen Landes sich nicht leicht entschliessen konnten es zu verlassen, so waren sie ebendarum der Verfolgung und den Unbilden der Spanier mehr als die Bewohner anderer Länder preisgegeben." *)

Aus dem Zeugnisse der frühen Erforscher des Landes, aus den Denkmälern und andern vorhandenen Quellen der Belehrung wissen wir, dass die Indianer Nicaragua's damals ebenso wie jetzt in zwei weit voneinander

*) *Bericht über die ersten Reisen und Entdeckungen der Spanier in Amerika.* Von Don Bartolomeo de las Casas, Bischof von Chiapas. Ausg. v. 1699. S. 28.

getrennte, wenn nicht von Grund aus verschiedne Familien zerfielen, die mit den natürlichen Abtheilungen des Landes beinahe übereinstimmten.

Auf den Niederungen und in den dichten, feuchten Wäldern der atlantischen Küste lebten einige wenige, armselige Nomadenstämme, die durch Jagen und Fischen einen unsichern Lebensunterhalt gewannen, wenig oder keinen Ackerbau trieben, aller bürgerlichen Einrichtungen entbehrten, eine ganz rohe Religion besassen und im Ganzen mit den Caraiben der Inseln übereinkamen, mit denen sie enge Beziehungen unterhielten. Von diesen rohen Stämmen zu sprechen ist jetzt nicht mein Zweck. Einen Theil ihrer Abkömmlinge, durch Vermischung mit Negerblut noch tiefer herabgesunken, mag man in den armseligen Moscos oder Mosquitos finden, die man durch einen unverschämten Betrug der Welt als eine souveräne Nation, welche die Pflichten einer Regierung begreife und den Anforderungen an eine solche zu entsprechen im Stande sei, aufzuschwatzen versucht! Die wenigen und zerstreut lebenden Melchoras am Flusse San Juan sind sicherlich vom caraibischen Stamme, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass Dasselbe auch von den Woolwas, Ramas, Toacas und Poyas, wie nicht minder von den andern Stämmen an der atlantischen Küste gilt, die weiter nach Süden zu in der Nähe der Lagune Chiriqui wohnen und alle zusammen B r a v o s genannt werden.

In den höher gelegenen und gesündern Gegenden um die grossen Seen des Innern und auf den Abhängen nach dem stillen Meere zu hatten die Eingebornen viele Züge mit den halbcivilisirten Nationen Mejico's, Guatemala's und Yucatans gemein und in vielerlei Betracht gleiche Fortschritte mit ihnen gemacht. Gleich diesen zerfielen sie in zahlreiche Stämme oder kleine Souveränetäten mit besondern und unabhängigen Haüptlingen oder Volksräthen. Mit einziger Ausnahme Derjenigen, die den schmalen Streifen Landes zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Meere bewohnten und sich auch über die vornehmsten Inseln des Sees verbreitet hatten, scheinen sie im Wesentlichen Ein Volk gewesen zu sein, das gleiche Sitten und Gebraüche, eine gemeinsame Religion besass und wenn auch nicht dieselbe Sprache, doch wahrscheinlich Dialekte derselben Sprache redete.

Die ebenerwähnte Ausnahme bildet eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte der amerikanischen Urvölker. Die Bewohner dieses schmalen Isthmus zwischen See und Meer waren Mejicaner, welche die alte mejicanische Sprache redeten und eine staatliche und gesellschaftliche Verfassung und eine Religion besassen, die identisch mit denjenigen waren, die bei den Azteken und ihren affiliirten Nationen herrschten. Der Beweis hierüber, den mir meine eignen Nachforschungen im Lande dargeboten, ist entscheidend, wie sich bald zeigen wird. Hier ist blos nöthig zu sagen, dass diese Thatsache durch das positive Zeugniss des Geschichtschreibers Oviedo unterstützt wird, der in den Jahren unmittelbar nach der Eroberung im Lande war und aus eigner persönlicher Erfahrung spricht. Seine Worte sind folgende: „Die N i q u i r a n e r" d. i. die Bewohner des Districts zwischen dem See und dem Meere, „welche die mejicanische Sprache reden, haben gleiche Sitten und gleiches Aussehen mit dem Volke von Neuspanien."

Die übrigen Bewohner Nicaragua's theilt Oviedo in zwei Stämme, nämlich in Diejenigen, welche die choroteganische Sprache und deren

Dialekte redeten, und in die Chontalen oder Chondalen. Die Erstern oder die Choroteganer nahmen das ganze Land nördlich von den Niquiranern ein, das sich am stillen Meere zwischen diesem und dem Managua-See erstreckte, bis zum Rande der Fonseca-Bai reichte und wahrscheinlich auch noch eine Strecke längs deren Ufern verlief. Auch bewohnten sie das Land südlich von den Niquiranern und um den Golf von Nicoya, welcher damals Orotina hiess. Diese zerfielen wiederum in verschiedne Abtheilungen, welche sämmtlich die choroteganische Sprache oder Mundarten derselben redeten:

1. Die Dirianer oder „Volk der Hügel", die das Gebiet zwischen dem obern Ende des Nicaragua-Sees,' dem Flusse Tipitapa, der südlichen Hälfte des Managua-Sees und dem stillen Meere innehatten und deren vornehmste Städte da standen, wo gegenwärtig die Städte Granada (damals Salteba genannt), Masaya und Managua und die Flecken Tipitapa, Diriomo und Diriamba liegen. Nach Oviedo waren sie ächte Choroteganer.

2. Die Nagrandaner oder Volk von Nagrando, mit dem nagrandanischen Dialekte. Sie bewohnten die heutige Ebene von Leon oder den District zwischen dem nördlichen Ende des Managua-Sees und dem stillen Meere. Der Name hat sich in dem Namen der Stadt Leon erhalten, die bisweilen „Leon de Nagrando" heisst.

3. Die Cholutecaner, welche die cholutecanische Mundart redeten, nördlich von den Nagrandanern wohnten und sich längs dem Golf von Fonseca hin bis in das heutige Gebiet von Honduras erstreckten. Eine Stadt und ein Fluss in dem genannten Gebiete führen noch gegenwärtig den Namen Choluteca, welches indess ein mejicanischer Name ist.

4. Die Orotinaner, welche das um den Golf von Nicoya (sonst Orotina), sowie südlich vom Nicaragua-See gelegene Land innehatten.

Uiber die Indianer vom choroteganischen Stamme bemerkt Oviedo, sie seien die Feinde der Niquiraner und ihre Sprachen, Sitten, Gebraüche und Ceremonien so verschieden gewesen, dass sie von den andern Stämmen gar nicht verstanden wurden. Indess fügt er hinzu, dass ihre Religion die nämliche war, wobei bemerkt werden mag, dass überhaupt alle Religionen der halbcivilisirten Nationen der centralen Theile des Continents sich einem gemeinsamen Typus näherten.

Die Chondalen oder Chontalen, die dritte grosse von Oviedo erwähnte Abtheilung, wohnten in der weiten Gebirgsgegend, welche noch heute den Namen Chontales führt, nördlich vom Nicaragua-See und mitten zwischen den schon genannten Nationen und den wilden Horden am Küstensaume des caraibischen Meeres, mit denen sie sich möglicherweise bis auf einen gewissen Grad assimilirt haben mögen. „Diese Indianer", sagt Oviedo, „stehen in keiner Verbindung mit den Choroteganern und Niquiranern und reden eine Sprache, die von den ihrigen so verschieden ist wie die baskische von der germanischen." Er lässt indessen schliessen, dass ihre Religion beinahe die nämliche gewesen sei. Herrera fügt hinzu, dass sie „ein baüerisches Gebirgsvolk" waren, und der Abbé Brasseur de Bourgbourg hat mich unterrichtet, dass der Name selbst in einem der Maya-Dialekte bedeute „Fremde" oder „Volk von auswärts."

Die Chronisten scheinen darin übereinzustimmen, dass sie die Choroteganer als die ursprünglichen Bewohner und als die herrschende Familie des Landes, als die Autochthonen darstellen. „Diejenigen, welche die

choroteganische Sprache reden," sagt Oviedo, „sind die Urbewohner des Landes und seine alten Herren." Herrera behauptet, dass Diejenigen unter ihnen, welche die cholutecanische Sprache redeten, „die ureingebornen und ältesten Bewohner wären, die Landgüter innehätten und die Cocosnüsse, die das Geld und den Reichthum des Landes bildeten, besässen." Es ist schwer zu verstehen, was er mit dieser Bemerkung meinen mag, er müsste denn sagen wollen, dass es im Volke eine Klasse gab, die, gleich den Incas, eine Obermacht über die Andern sich anmasste und eine „Hofsprache" oder eine in manchen Beziehungen von der ihrigen verschiedne Sprache redete.

Es scheint daher, dass es zur Zeit der Entdeckung zwei grosse Familien der Indianer in Nicaragua gab, deren wahrscheinliche Beziehungen und Unterabtheilungen auf der folgenden Tafel gezeigt werden:

I. Halbcivilisirte.		II. Wilde.	
Choroteganer:	*Dirianer, Nagrandaner, Orotinaner.*	Caraiben:	In sich begreifend die Waiknas oder Moscos, Melchoras, Woolwas, Toacas, Poyas und die andern abgesonderten Stämme am caraibischen Meer und östlich und südlich vom Golf von Nicoya.
Cholutecaner:	*Eine mejicanische Colonie.*		
Niquiraner:	*Eine mejicanische Colonie.*		
Chondalen:	Sich den wilden Stämmen nähernd.		

Oviedo belehrt uns, dass in Nicaragua fünf gänzlich verschiedne Sprachen geredet wurden, und Gomara zählt sie wie folgt auf: Das Niquiranische oder Mejicanische, das Choroteganische, das Orotinanische, das Chondalische und das Caribisi oder Caraibische. Die allgemeine geographische Vertheilung dieser Sprachen kann man aus Dem entnehmen, was bereits oben über die Vertheilung der verschiednen Urstämme in Nicaragua gesagt worden ist. Das Chondalische erstreckte sich nach Hervas bis Oaxaca. Diess hätte nicht der Fall sein können, wenn es nicht identisch oder doch eng verwandt gewesen wäre mit der Maya-, Quiche-, Poconchi- und Huasteca-Sprache, was mit dem übereinstimmenden Zeugnisse der Chronisten, dass die Chondalen ein ausserordentlich rohes Volk mit einer rohen Sprache gewesen seien, kaum zu vereinigen ist.

Sprachen.

Vor meinem Besuche in Nicaragua waren gar keine Wörtersammlungen aus irgendeiner dieser Sprachen vorhanden. Ich verschaffte mir eine solche von etwa zweihundert Wörtern von den Indianern in Subtiaba bei Leon, im nordwestlichen Theile des Landes, und eine zweite von ziemlich gleichem Umfange von den Indianern in Masaya, hundert Meilen südlich von Leon und an der unmittelbaren Gränze derjenigen Landschaft, die, wie wir wissen, von den Niquiranern oder der mejicanischen Colonie bewohnt ward. Diese beiden Sprachen zeigen in den Worten keine Aehnlichkeit, wie Vieles sie auch sonst in ihrem grammatikalischen Bau miteinander gemein gehabt haben mögen; und da Oviedo in einer oder zwei Stellen ausdrücklich sagt,

dass die Indianer um den Masaya-See die choroteganische Sprache redeten, so sind wir zu dem Schlusse genöthigt, dass die bei Leon geredete Sprache das Orotinanische gewesen sei. Dieses ward ohne Zweifel von den Indianern südlich von den Niquiranern um den Golf von Orotina gesprochen, wo der Vulkan Oroti oder Orosi ihren Namen noch fortführt.

Solange wir aber keine Wörtersammlungen aus den bekannten Sitzen der Orotinaner haben, werde ich nicht wagen, die auf der Ebene von Leon geredete Sprache mit diesem Namen zu benennen. Bis dahin ziehe ich es vor, sie nach dem ursprünglichen Namen dieses Landstrichs das Nagrandanische zu nennen. Bei Bezeichnung der Sprache, von welcher ich mir in Masaya ein Vocabular verschaffte, bin ich der Autorität Oviedo's gefolgt und habe sie das Choroteganische oder Dirianische genannt. Oviedo giebt nur Ein Wort aus dieser Sprache, nämlich *nambi*, Hund, das genau so noch jetzt vorhanden ist. Einige Namen von innerhalb des Gebiets, wo diese Sprache gesprochen ward, liegenden Ortschaften und Gegenständen aus der Natur scheinen mit gewissen peruanischen Namen Verwandtschaft zu haben. So haben z. B. die Namen Momobacho, Momotombo und andere eine wunderbare Aehnlichkeit mit Moyobamba, Tambobamba, Guamabacho u. s. w. Es würde interessant sein, diesen Fingerzeig weiter zu verfolgen und zu untersuchen, ob wirklich zwischen den Sprachen Peru's und Centralamerika's ein Verwandtschaftsverhältniss bestanden habe; dazu fehlen mir aber für jetzt die Mittel.

Von den Indianern, die noch jetzt auf der Insel Ometepec wohnen, verschaffte ich mir mit grosser Mühe einige wenige Wörter und Zahlen. Diese Insel war der Wohnsitz der Niquiraner und die von mir erlangten Wörter treffen genau mit dem Mejicanischen zusammen. Ja selbst der Name dieser Insel, die sich durch zwei hohe vulkanische Piks auszeichnet, ist rein mejicanisch: *ome,* zwei, und *tepec,* Berg.

Die Landschaft Chontales ward von meinem Freunde Herrn Julius Fröbel im Sommer des gegenwärtigen Jahres (1851) besucht. Er drang bis zu den Quellen des Rio Mico, Escondido oder Blewfields vor, wo er die Indianer mit Feldbau beschäftigt, theilweise civilisirt und die spanische Sprache unter ihnen im allgemeinen Gebrauche fand. Sie werden von ihren spanischen Nachbarn „Caraiben" genannt, unter ihnen selbst aber geht die dunkle Sage, dass sie ursprünglich von den Gestaden des Managua-Sees gekommen seien. Herr Fröbel verschaffte sich ein kurzes Verzeichniss von Wörtern aus ihrer Ursprache, die indessen wenig Verwandtschaft mit irgendeiner der sonst im Lande — an der Küste oder im Innern — geredeten Sprachen zu haben scheint. Ich habe ihr den Namen „Chondal" gegeben, um deswillen, weil sie im District Chontales existirt und um sie von den andern zu unterscheiden. Es ist die Frage, ob sie das ächte Chondalische (oder was die frühen Schriftsteller mit diesem Namen benannten) oder selbst nur ein Dialekt desselben sei.

Die folgende kurze Tafel enthält Wörter aus denjenigen verschiednen Sprachen, von denen es gewiss ist, dass sie in Nicaragua existirt haben. Aus dem Mejicanischen sind einige Wörter aus dem Grunde mit aufgenommen worden, um eine Vergleichung mit dem Niquiranischen zu erleichtern, welches indess wirkliches Mejicanisch ist und sich von diesem in keinem wesentlichen Punkte unterscheidet, ausgenommen darin, dass die Endsylben *tl* oder *tli* entweder contrahirt oder völlig weggelassen werden.

Vergleichende Tafel.

Deutsch	Nagrandanisch	Choroteganisch oder Dirianisch	Niquiranisch	Mejicanisch	Waiknaisch oder Moscanisch	Chondalisch?
Gott	—	gopaseme	teot	teotl	—	—
Mann	rahpa	nuho	tlacat	tlacatl	waikna	all
Weib	rapaku	naseyomo	ciuat	ciuatl	mairen	yall
Kopf	a'cu	goochemo	tzonteco	totzontecon	lel	tunni
Fuss	naku	graho	hixt	icxitl	mena	calni
Hund	romao	nambi	izcuindi	itzcuintli	yul	sulo
Hirsch	—	numbongame	mazat	mazatl	sula	—
Kaninchen	—	—	toste	tochtli	kaia	—
Feuer	ahku	nahu	tlet	tletl	pauta	cuh
Wasser	eeia	nimbu	at	atl	lia	wass?
Haus	guah	nahnyu	calli	calli	watla	u
Mais	ehpe	nahma	centl	centli	aya	—
Regen	unde	coprinumbi	quianit	quiauitl	li	—
Blume	—	nele	sochit	xochitl	—	—
Wind	neena	neschtu	hecat	ehecatl	pasa	uing
Schlange	apu	nule	coat	coatl	piuta	—
Adler	—	moonkoyo	oate	quautli	—	—
Kiesel	eese	nugo	topecat	tecpatl	walpa	—
Berg	—	diria	tepec	tepec	—	asang
Eins	imba	teka	ce	ce	kumi	alaslaj
Zwei	apu	nah	ome	ome	wal	muyebu
Drei	asu	ho	ye	yei	niupa	muyebas
Vier	acu	hahome	nau	naui	walwal	muyerunca
Fünf	hiusu	—	macuil	macuilli	matasip	muyesinca?

Von dem Choroteganischen oder Dirianischen, wie ich es genannt, vermochte ich mir nur die wenigen Worte zu verschaffen, die nachher verzeichnet werden sollen; vom Nagrandanischen aber erhielt ich nach vieler Mühe und durch den Beistand meines Freundes, des Obersten Francisco Diaz Zapata, einige grammatikalische Regeln und Constructionsformen, und dieser Sprache gelten die folgenden Bemerkungen:

Weder Artikel noch Verhältnisswörter werden ausgedrückt; z. B. der Mann spricht = *rahpa-data;* die Wuth des Hundes = *gahu-romoa;* der Hund voll (von) Wuth = *romoa-gahu;* die Schönheit des Weibes = *musa-rapaku;* das Weib von Schönheit = *rapaku-musa.*

Die Mehrzahl wird durch Anfügung der Sylbe *nu* an die Einzahl gebildet: z. B. *ruscu*, Vogel; *ruscunu*, Vögel; *eshe*, Baum; *eshenu*, Baüme.

Die Vergleichungsstufen scheinen durch Präfixen bezeichnet worden zu sein, deren es aber nur zwei giebt, nämlich *mah* (mehr) für den Comparativ und *puru* für den (absoluten und relativen) Superlativ: z. B. *meheña*, gut; *mah-meheña*, besser (mehr gut), *puru-meheña*, sehr gut oder bester.

Die Verringerungsstufe ward ausgedrückt durch *ai* oder *mai:* z. B. *ai-meheña*, schlecht, eig. mangelnd-gut.

Ein besserer Mann (eig. ein Mann von schöner Farbe) heisst *mah-rahpa.* Laufen heisst *dagalnu* oder *nagagnu* und Laüfer *dagalni,* schneller Laüfer *mah-dagalni,* sehr schneller Laüfer *puru-dagalni.* — *Ahmba* heisst alt, *mah-ahmba* oder *ahmba-nu,* älter, *puru-ahmba,* sehr alt. Im Mejicanischen wird diess durch Verdoppelung bewirkt, als: *hue,* alt, *hue-hue,* alt-alt oder sehr alt. Das Wort *amba* oder *'mba* hat manchmal die Bedeutung von „gross" und in dieser erscheint es in den Zahlwörtern; z. B. *diño,* zehn, *diñoamba,* gross-zehn oder alt-zehn d. i. die erste Potenz von zehn = hundert. — *Tahi* heisst klein, *chichi*, sehr klein. In Verbindungen wird von ihnen, wie auch von *ahmba* oder *amba,* entsprechend dem Mejicanischen, nur die Endsylbe gebraucht, als: *egni,* Fisch, *egnimba* (egni-'mba), grosser Fisch; *egnihi* (egni-hi), kleiner Fisch, *egnichi* (egni-chi), sehr kleiner Fisch.

Die Fürwörter sind folgende:

Ich,	*icu.*	Jener,	*cagui.*
Wir (männl.),	*hechelu.*	Jene (Pl.),	*caguinu.*
Wir (weibl.),	*hecheri.*	Dieser,	*cala.*
Du,	*ica.*	Diese (weibl. Sing.),	*hala.*
Ihr (männl.),	*hechela.*	Diese (männl. Pl.),	*cadchinulu.*
Ihr (weibl.),	*hechelai.*	Diese (weibl. Pl.),	*cadchici.*
Er,	*icau.*	Mein, (männl.),	*cugani.*
Sie (weibl. Sing.),	*icagui.*	Meine (weibl.),	*icagani.*
Sie (männl. Pl.),	*icanu.*	Euer, (männl.),	*cutani.*
Sie (weibl. Pl.),	*icagunu.*	Eure (weibl.),	*icatani.*
		Sein,	*cagani.*

Ein vollständiges Paradigma eines Zeitworts vermochte ich nicht zu erlangen. Oberst Zapata verschaffte mir folgende Bruchstücke, die einige Beugungen des Zeitworts *sa,* sein, und *aiha,* kommen, enthalten. In Betreff der genauen Richtigkeit der Futursformen bin ich ein wenig zweifelsüchtig.

Sa = sein.

Gegenwart (Präsens).

Singular.		Plural.	
Ich bin,	*sá.*	Wir sind,	*so.*
Du bist,	*sá.*	Ihr seid,	*soa.*
Er ist,	*sá.*	Sie sind,	*sula.*

Währende Vergangenheit (Imperfect).

Ich war,	*caná.*	Wir waren,	*cananá.*
Du warst,	*caná.*	Ihr waret,	*cananoá.*
Er war,	*caná.*	Sie waren,	*lacananá.*

Vollendete Vergangenheit (Perfect).

Ich bin gewesen,	*sá cá.*	Wir sind gewesen,	*sá cuá.*
Du bist gewesen,	*sachu.*	Ihr seid gewesen,	*sá cuahi.*
Er ist gewesen,	*sa cá.*	Sie sind gewesen,	*sa gahu.*

Längstvollendete Vergangenheit (Plusquamperfect).

Ich war gewesen,	*mucasini.*	
Du warst gewesen,	*mucanasini.*	(Plural ebenso.)
Er war gewesen,	*mucanasadini.*	

Währende Zukunft (Futurum).

Ich werde sein,	*lamanambi.*	Wir werden sein,	*lamananna.*
Du wirst sein,	ebenso.	Ihr werdet sein,	*lamananna.*
Er wird sein,	ebenso.	Sie werden sein,	*lamana.*

Vollendete Zukunft (Futurum exactum).

Ich werde gewesen sein,	*malamana.*	Wir werden gewesen sein,	*lamana.*
Du wirst gewesen sein,	*lama.*	Ihr werdet gewesen sein,	*lamala.*
Er wird gewesen sein,	*lama.*	Sie werden gewesen sein,	*lamalahi.*

Aiha, Tiha oder *Ahiha* = kommen.

Gegenwart.

Ich komme,	*icunaha.*	Wir kommen,	*hechelunagubia.*
Du kommst,	*icanaha.*	Ihr kommet,	*hechelaguhala.*
Er kommt,	*icannaha.*	Sie kommen,	*icagunuguha.*

Währende Vergangenheit.

Ich kam,	*icunahalu.*	Wir kamen,	*hechelunagubalú.*
Du kamst,	*icanahacha.*	Ihr kamet,	*hechelanaguabala.*
Er kam,	*icaunahalu.*	Sie kamen,	*icagunaguhalu.*

Vollendete Vergangenheit.

Ich bin gekommen,	*icusanaha.*	Wir sind gekommen,	*hechelusagualalu.*
Du bist gekommen,	*icasanacaha.*	Ihr seid gekommen,	*hechelasagualala.*
Er ist gekommen,	*icausahalu.*	Sie sind gekommen,	*icaguinasagunhulu.*

Längstvollendete Vergangenheit.

Ich war gekommen,	*icuschisalu.*	Wir waren gekommen,	*hechelunigualalu.*
Du warst gekommen,	*icaschisahala.*	Ihr waret gekommen,	*hechelaniguilala.*
Er war gekommen,	*icausahalu.*	Sie waren gekommen,	*icaguinusehisagunhula.*

Während e Zukunft.

Ich werde kommen,	*icugaha.*	Wir werden kommen,	*hecheluguha.*
Du wirst kommen,	*icaguhacha.*	Ihr werdet kommen,	*hechulagualala.*
Er wird kommen,	*icaugaha.*	Sie werden kommen,	*icaugnugunhualu.*

Vollendete Zukunft.

Ich werde gekommen sein,	*icuvihiluniha.*	Wir werden gekommen sein,	*hechehivihiluingualalu.*
Du wirst gekommen sein,	*icavihilunechala.*	Ihr werdet gekommen sein,	*hechulavihilunigula.*
Er wird gekommen sein.	*icauguivihiluniahalu.*	Sie werden gekommen sein,	*icauinushenigu-hualu.*

Befehlsweise.

Komme du,	*ahiyaica.*	Kommen wir,	*ahiyohecheu.*
Komme er,	*gahahagui.*	Kommet ihr,	*gunhuaganeñu.*

Conditionale Gegenwart.

Ich würde kommen,	*icugahalu.*	Wir würden kommen,	*hecheluguualalu.*
Du würdest kommen,	*icagahachala.*	Ihr würdet kommen,	*hechelamagualama.*
Er würde kommen,	*icaugahalu.*	Sie würden kommen,	*icauguinumagnu-huama.*

Zweite conditionale Vergangenheit.

Wenn ich gekommen wäre.	*icumahaluvihilu.*	Wenn wir gekommen wären,	*hechelumainueamaguiha.*
Wenn du gekommen wärest,	*icamaimacha.*	Wenn ihr gekommen wäret,	*hechelamagunhu-numa.*
Wenn er gekommen wäre,	*icauguimaimaha.*	Wenn sie gekommen wären,	*icauguinasohimi-saguhua.*

Ich bin im Augenblicke nicht im Stande zu sagen, ob die obigen Formen vollkommen correct sind; ich gebe sie indessen so wie sie mir mitgetheilt wurden. Aus eigner Erfahrung kann ich ihnen nur noch folgendes Wenige hinzufügen:

Daiya,	sehen;	*Dahta,*	sprechen;
Sadaiyama,	gesehen haben;	*Dahtanga,*	sprechend.
Daiyanga,	sehend.		

Ich habe gesagt, dass die Indianer des atlantischen Küstenstrichs von Nicaragua, die Moscos und Andere, wahrscheinlich zum caraibischen Stamme gehörten. Diese Meinung gründet sich nicht nur auf die ausdrückliche Aussage Herrera's, dass „die caraibische Sprache in Nicaragua viel geredet ward,“ sondern auch auf ihr allgemeines Aüssere und auf ihre Sitten und Lebensweise. Ihre Sprache scheint zwar keine directe Verwandtschaft mit der Sprache der südlichen Caraiben zu haben, ist aber wahrscheinlich identisch mit derjenigen — oder doch ein Dialekt derselben — die um die jetzige Chiriqui-Lagune, nahe dem Isthmus von Panama, gesprochen

ward und ursprünglich *Chiribiri* oder *Chraibici* hiess, wovon Gomara's *Caribici* d. i. Caraibe herkommt.*)

Die beigefügte Tabelle umfasst ein Verzeichniss von 154 Worten aus dem nagrandanischen und dirianischen oder choroteganischen Dialekte oder Sprache. Auch habe ich noch eine Reihe von moscanischen oder mosquitischen Worten hinzugefügt, die dem von meinem Freunde Herrn A. J. Cotheal mühsam zusammengebrachten und im zweiten Bande der Abhandlungen der amerikanischen ethnologischen Gesellschaft enthaltenen reichen Wörtervorrathe entlehnt sind.

		Nagrandanisch.	Choroteganisch oder Dirianisch.	Moscanisch.
1.	Gott	—	*gopahemedeo*	—
	Teufel	*koonete*	*nimbumbi*	*wulasha*
	Mann	*rahpa*	*nuho*	*waikna*
	Weib	*rapaku*	*nahseyomo*	*mairen*
5.	Knabe	*saika*	*nasome*	*tukta*
	Mädchen	*saiku*	*naheyum*	*kiki*
	Kind	*chichi*	*naneyame*	*lupia*
	Vater	*ana*	*gooha*	*aize*
	Mutter	*autu*	*goomo*	*yapte*
10.	Gatte	*a'mbin*	*'mbohue*	*maia*
	Frau	*a'guyu*	*nume*	*maia-mairen*
	Sohn	*sacule*	*nasomeyamo*	*lupia-waikna*
	Tochter	*saicula*	*nasayme*	*lupia-mair en*
	Bruder	*geneu*	*mambo*	*moniká*
15.	Schwester	—	*borunyama*	*laikra*
	Kopf	*a'cu* od. *edi*	*goochemo*	*lel*
	Haar	*tu'su*	*nembe*	*tanwa*
	Gesicht	*enu*	*grote*	*mawan*
	Stirn	*guitu*	*goola*	*prurera*
20.	Ohr	*nau*	*nuhme*	*kaima*
	Auge	*setu*	*nahte*	*nakro*
	Nase	*ta'co*	*mungoo*	*kamka*
	Mund	*dahnu*	*nunsu*	*bila*
	Zunge	*duhu*	*greuhe*	*twaisa*
25.	Zahn	*se'mu*	*nehe*	*napa*
	Bart	*dambalu*	*gesagua*	*unmia*
	Hals	*abulu*	—	*nana*
	Arm	*pa'pu*	*deno*	*klakla*
	Hand	*prechi*	—	*mita*
30.	Finger	*danau*	—	*sinaia*
	Nagel	*senanu*	*monsa*	*armala*

*) Oviedo spricht von einer Ortschaft, Carabizi genannt und dreizehn Leguas vom Golf von Nicoya (ohne Zweifel nach Osten zu) entfernt, wo dieselbe Sprache wie bei Chiriqui geredet werde. Das Land am stillen Meere in gleicher Breite mit Chiriqui hiess Cabiores, und nächst ihm lag eine Provinz Namens Durucaca, deren Bewohner barbarische und entartete Menschen waren — woher die Spanier, zum Zeichen ihrer Verachtung gegen die Juden, diesen Landesstrich „Judäa" nannten.

		Nagrandanisch.	Chorotegänisch oder Dirianisch.	Moscanisch.
	Leib	*go'po*	*booproma*	*upla*
	Bauch	*schambo*	*goose*	*biarra*
	Bein	*suntu*	*geeko*	*woyata*
35.	Fuss	*naku*	*graho*	*mena*
	Zehen	*danac'ua*	—	*mena-senaia*
	Knochen	—	*necone*	*dusa*
	Herz	*buneo*	*nambooma*	*kupi*
	Blut	*aite*	*nenuh*	*tala*
40.	Haupt	*namede*	—	*wati*
	Freund	—	—	*uple*
	Haus, Hütte	*gua*	*nahngu*	*watla*
	Kessel	*daren*	—	*dikwa*
	Pfeil	—	*nitore*	*trisba*
45.	Bogen	—	—	*pinata*
	Axt	*tlahua*	*nemoaguya*	*asa?*
	Messer	*guichulu*	—	*skiro*
	Canoa	*daguao*	—	*dore*
	Brot	*upa*	—	*tane*
50.	Tabak	*rande*	*nemurema*	*twaka?*
	Himmel	*dehmalu*	*nekupe*	*kasbrika*
	Mond	—	—	*kati*
	Sonne	*ahca*	*numbu*	*lapta*
	Stern	*ucu*	*nuete*	*slilma*
55.	Tag	*be* od. *belu*	—	*iwa*
	Nacht	*medoun*	*copripiomu*	—
	Jahreszeit	*ucumes*	—	*nani*
	Jahr	*sigu?*	—	—
	Wind	*nena*	*neshtu*	*pasa*
60.	Blitz	*nagayatu*	—	*yunmila*
	Donner	*nadua*	—	*alwane*
	Regen	*unde*	*coprinumbi*	*li*
	Feuer	*ahku*	*nahu*	*panta*
	Wasser	*eeia*	*nimbu*	*lia*
65.	Erde	*gooba*	*nekoopu*	*tasba*
	Meer	*daneia*	*nimbuyumbu*	*kabo*
	Fluss	*eeia*	—	*awala*
	Bucht	*ea-chi*	—	*tingmi*
	Insel	*timbah*	—	*daukwara*
70.	Stein	*esee* od. *esenu*	*nugo*	*walpa*
	Mais	*eshe*	*nahma*	*aya*
	Holz	*barra*	*nanguima*	*dus*
	Laub	*enā*	*nema*	*waia*
	Rinde	—	*nanzogua*	*taia*
75.	Gras	*rana*	—	*twi*
	Fleisch	*nai*	*nampoome*	*wina*
	Hirsch	—	*numbongame*	*sula*
	Eichhörnchen	*biseaha*	—	*buteong*
	Hund	*romoa*	*nambi*	*yul*

		Nagrandanisch.	Choroteganisch oder Diriauisch.	Moscanisch.
80.	Kaninchen	—	—	*kaiaki*
	Schlange	*apu*	*nule*	*piuta*
	Ei	*ragha*	*nuguloge*	*marbra*
	Truthahn	*chimpepe*	—	*kusu*
	Fisch	*egni*	*pocuguet*	*inska*
85.	Weiss	*mesha*	*andirume*	*pine*
	Schwarz	*medagina*	*nansome*	*siksa*
	Roth	*manga*	*arimbome*	*paune*
	Grün	*masha*	—	*sane*
	Klein	*chichi*	*nasunge*	*silpe*
90.	Gross	*oompa*	*nema*	*tara*
	Alt	*ahmba*	*nuhyumbe*	*almuk*
	Jung	*datie*	*nosominyumu*	*wama*
	Gut	*mehena*	—	*yamne*
	Schlecht	*aimehena*	—	*saura*
95.	Todt	*ganganu*	*gagame*	*pruan*
	Ich	*icu*	*saho*	*yung*
	Du	*ica*	*sumusheta*	*ruan*
	Er	*ica*	—	*wetin*
	Wir	*hechelu*	*semehmu*	*yung-nani*
100.	Ihr	*hechela*	*semehmu*	*man-nani*
	Sie	*icanu*	—	*wetin-nani*
	Dieser	*cala*	—	*naha*
	Jener	*cagui*	—	*baha*
	All	*duwawa*	*semehmu*	*puk*
105.	Viele	—	*pocope*	*nia*
	Viel	—	—	*nia*
	Welcher	—	—	*dia*
	Nahe	*inge*	—	*lama*
	Heute	*endola*	*yazra*	*na-iua*
110.	Gestern	*deshe*	—	*iua-wala*
	Morgen	*gase*	*paseanyaro*	*yunka*
	Ja	*mena*	—	*au?*
	Nein	*unta*	*aco*	*ahia*
	Hintertheil	*gaschtug*	—	—
115.	Vogel	*pusku*	—	—
	Fliege	*ñug*	—	—
	Oben	*purumicita*	—	—
	Silber	*prahca*	—	—
	Pisang	*numbaba*	—	—
120.	Wort	*enita*	—	—
	Korb	*daschtu*	—	—
	Warm	*mica*	—	—
	Heiss	*tehsmica*	—	—
	Beinkleider	*frela*	—	—
125.	Hut	*gadusi*	—	—
	Ochs	*auha*	—	—
	Fieber	*ganguiga*	—	—

		Nagrandanisch	Choroteganisch oder Dirianisch.	Moscanisch.
	Strasse	*gamba*	—	—
	Essen	*asu?*	—	*paiai*
130.	Trinken	*mahuia*	*boprima*	*daaia*
	Laufen	*dagalnu*	*botupu*	*plap-aia*
	Springen	*masiga*	*boora*	*soutw-aia*
	Kommen	*aiho*	*aroya?*	*bal-aia*
	Gehen	*aiyu* od. *icu*	*paya*	*waia*
135.	Singen	*nagamo*	*pacoondamu*	*aiwnuaia*
	Schlafen	*ami*	*payacope*	*yap-aia*
	Sprechen	*dahta*	*mage?*	*ais-aia*
	Sehen	*daiya*	*oome*	*kaik-aia*
	Tödten	*maharega*	*koypame*	*ik-aia*
140.	Lieben	*nanjawala*	—	—
	Fragen	*danda*	—	—
	Nehmen	*aaya*	—	—
	Schweigen	*pruisha*	—	—
	Wissen	*daninu*	—	—
145.	Sterben	*neageña*	—	—
	Tempel	—	*nangumba*	—
	Berg	—	*diria*	
	Höhle	—	*nu'pe*	—
	Rauch	—	*nemare*	—
150.	Blume	—	*nele*	—
	Schilf	—	*nure*	—
	Adler	—	*moonkoyo*	—
	See	—	*neenda*	—
	Nachmittag	—	*tasipio*	—

Das Wort für Mann in der moscanischen Sprache ist *Waikna,* und *Waikna* ist der Name, welchen sich die moscanischen Indianer zueigneten, bevor sie durch ihre Vermischung mit den Negern entartet waren. Es war ein ganz gewöhnlicher Brauch unter den Ureingebornen Amerika's, ihren Stamm durch ein Wort auszuzeichnen, welches „die Männer" par excellence bedeutete. Diess ist die Bedeutung des Namens *Apache,* den die herumziehenden Indianer des nördlichen Mejico's führen. Bei den Athapascas bedeutete *dennee*, bei den Algonquinern und Andern *inne,* bei den Muyscanern *muysca*, und bei den Araucanern *reche*, — sie bedeuteten sämmtlich „die Männer" oder „reine Männer" und wurden in die Namen der verschiedenen Stämme mit aufgenommen.

Ich füge hier das Wörterverzeichniss bei, das sich Herr Fröbel in Chontales zu verschaffen wusste und auf welches ich mich schon oben bezog. Wie dort bemerkt worden, so scheint diese Sprache mit den übrigen in Nicaragua gesprochenen gar keine Verwandtschaft zu haben, ausgenommen einen schwachen Anklang vom Nagrandanischen in den Beugungen des Zeitworts.

Chondalisch?

Sonne	*māa*	Stern	*māabka*
Tag	*māada*	Mond	*uāigo*

5.	Feuer	*cuh*
	Wasser	*wass*
	Erde	*sāno*
	Nacht	*baraca*
	Luft, Wind	*uing*
10.	Berg	*asang*
	Mann	*all*
	Weib	*yall*
	Vater	*papāni?*
	Mutter	*mamani?*
15.	Sohn	*paunima*
	Tochter	*paucoma*
	Knäblein	*tiguis*
	Mägdlein	*batanil*
	Bruder	*uajaini*
20.	Schwester	*amini*
	Kopf	*tunni*
	Arm	*uacálni*
	Fuss	*cálni*
	Auge	*miniktaka*
25.	Nase	*nágnitak*
	Mund	*dinibas*
	Blut	*anasscá*
	Haus	*ū*
	Stadt	*uálna*
30.	Pisang	*uagi*
	Zucker	*disnok*
	Kuh	*sana*
	Milch	*sanadagoscá*
	Pferd	*pomca*
35.	Tiger	*nágua*
	Hund	*sulo*
	Katze	*nisto*
	Fisch	*tabomm*
	Eins	*alosláj*
40.	Zwei	*muyebu*
	Drei	*muyebas*
	Vier	*muyarunca*
	Fünf	*muyesinca?*
	Sechs	*dijca* od. *muydijca*
45.	Sieben	*bajca* od. *muybajca*
	Acht	*muyacca*
	Neun	*yaccabavo*
	Zehn	*muyhasluy*
	Schlafen	*amacuting*
50.	Essen	*tecuting*
	Ich bin	*acaralaúyang*
	Du bist	*ayalalaúga*
	Er ist	*alaslauga*
	Wir sind	*yaralalauca*
55.	Ihr seid	*laucayalálauca*
	Sie sind	*eauyoadá*

Soweit sich hierüber etwas ausmitteln lässt, bedienten sich die Indianer von Nicaragua eines Zahlensystems, das demjenigen entspricht, welches bei fast allen civilisirten und einigen barbarischen Nationen des amerikanischen Continents gewöhnlich ist, nämlich des von Herrn Gallatin sogenannten Vigintesimalsystems statt des Decimalsystems, d. h. sie zählten nach Zwanzigern statt nach Zehnern. Bei den Eskimo's, den Algonquinern, den Choctaws und einigen andern Völkern und Familien scheint man ursprünglich nach Fünfern gezählt zu haben, welche Zählmethode man die Fingerzählung nennen kann; und es wird schon durch die Namen der Zahlen bestätigt, dass ihr Zahlensystem daraus entstand, dass man erst die Finger der einen Hand, dann beider Hände, endlich sowohl Finger als Zehen zählte. Das Wort, welches im Caraibischen von Essequibo, im Moscanischen und einigen andern Sprachen die Zahl 5 ausdrückt, bedeutet „eine Hand," das 10 ausdrückende „zwei oder beide Hände," das 20 ausdrückende „ein Mann," (Mensch) d. i. sowohl Hände als Füsse. Bei den Eskimo's bedeuten 8, 9, 10 resp. den Mittelfinger, den vierten Finger, den kleinen Finger, und statt 20 sagen sie bisweilen „ein Mann," für 100 „fünf Männer." Die Peruaner nnd Araucaner hatten ein reines Decimalsystem. Humboldt hat gezeigt, dass das Vigintesimalsystem dem Baskischen eigen war, dieser räthselhaften Sprache, welche mit einigen amerikanischen Sprachen in innigerer Verwandtschaft zu stehen scheint als mit irgendeiner europäischen, von deren Existenz wir Kunde haben.

Ich war nur im Stande, mir die vollständigen Zahlwörter der nagran-

danischen Mundart oder Sprache zu verschaffen. Ich theile sie hier mit. Man wird bemerken, dass zehn und zwanzig durch ein einfaches, nicht zusammengesetztes Wort ausgedrückt werden.

1.	Imba	1	21.	'Badiñoimbanu	1×20+1
2.	Apu	2	22.	'Badiñoapunu	1×20+2
3.	Asu	3	23.	'Badiñoasunu	1×20+3
4.	Acu	4	30.	'Badiñoguhanu	1×20+10
5.	Huisu	5	31.	'Badiñoguanimbanu	1×20+10+1
6.	Mahu	6	32.	'Badiñoguanapunu	1×20+10+2
7.	Niquinu	7	33.	'Badiñoguanasunu	1×20+10+3
8.	Nuha	8	40.	Apudiño	2×20
9.	Melnu	9	41.	Apudiñoimbanu	2×20+1
10.	**Guha**	10	42.	Apudiñoapunu	2×20+2
11.	Guanimba	10+1	43.	Apudiñoasunu	2×20+3
12.	Guanapu	10+2	50.	Apudiñoguhanu	2×20+10
13.	Guanasu	10+3	51.	Apudiñoguanimbanu	2×20+10+1
14.	Guanacu	10+4	52.	Apudiñoguanapunu	2×20+10+2
15.	Guanisu	10+5	60.	Asudiño	3×20
16.	Guanmahu	10+6	70.	Asudiñoguhanu	3×20+10
17.	Guanquinu	10+7	80.	Acudiño	4×20
18.	Guanuha	10+8	90.	Acudiñoguhanu	4×20+10
19.	Guanmelnu	10+9	100.	Huisudiño od. guhamba	5×20 oder grosse Zehn.
20.	**Diño**, imbadiño od. 'badiño	1×20	200.	Guahadiño	10×20

400.	Diñoamba	Grosse Zwanzig	2000.	Husudiñoamba	Fünf grosse Zwanzig
1000.	Guhaisudiño	10×5×20	4000.	Guhadiñoamba	Zehn grosse Zwanzig

Die Endsylbe *amba* oder *mba* in der nagrandanischen Sprache bedeutete „gross" oder „Steigerung"; daher wird 100 bisweilen *guhamba* oder „grosse Zehn" genannt, 400 *diñoamba* oder „grosse Zwanzig", 4000 ist „zehn grosse Zwanzig". Nur, meines Bedünkens, mit der Maya-Sprache übereinstimmend, bedeuten die nagrandanischen Worte für 40, 60, 80, 100 u. s. w.: resp. zweimal zwanzig, drei-, vier- und fünfmal zwanzig. Mit derselben Maya-Sprache übereinstimmend sind die Zahlwörter von 20 bis 39 zusammengesetzt aus 20 und den Zahlwörtern von 1 bis 19, mit Anfügung der Endsylbe *nu*, welche das Zeichen der Mehrheit ist. Aber in der Maya-Sprache hört diese Zusammenstellung mit 40 auf, während sie im Nagrandischen ununterbrochen fortgeht, also von 40 bis 60, von 60 bis 80 u. s. w.

Oberst Galindo hat uns die Namen von sechs Indianerstämmen in Costa Rica mitgetheilt, von denen allen wir keine Wörtersammlungen besitzen. Ebensowenig besitzen wir dergleichen von den in San Salvador und Honduras geredeten Sprachen. Man hat indessen Grund zu glauben, dass das Chondalische, sowie die an der Küste geredete Sprache, sich bis in den letztern Staat hinein erstreckte. Auch ist es wahrscheinlich, dass die Sprache, welche ich die nagrandanische genannt, unter den Eingebornen herrschte, die die gesunde centrale Hochebene von Honduras einnahmen. Diess schliesse ich aus den Namen Chinandega, Posultega, Chichigalpa, Comogalpa, alle auf der Ebene von Leon, und Matagalpa, Teguci-

galpa u. s. w., die offenbar aus gleicher Quelle stammen, auf dem Plateau von Honduras.

In Guatemala existirten eine Menge Sprachen oder Dialekte — sie werden zu achtzehn und zu vierundzwanzig angegeben — worunter das Poconchi, das Quiche, Quichequiel oder Kachiquiel, Sinca, Chorti, Mam und Subtugil die vornehmsten waren. Die Wörtersammlungen aus keiner derselben sprechen, soweit wir Vergleiche anzustellen im Stande sind, für eine Verwandtschaft mit den Sprachen Nicaragua's.

Dass die Niquiraner Mejicaner waren, bedarf keines weitern oder bessern Beweises als die bereits mitgetheilten Bruchstücke aus ihren Sprachen liefern. Schon die frühen Reisenden behaupteten diese Thatsache, wie wir gesehen, in bestimmter Weise; da sie aber zur Unterstützung ihrer Aussage keinen Beleg beibrachten, so fand dieselbe niemals vollen Glauben unter den Gelehrten. Betrachtet doch noch 1850 Dr. Latham in seinem gelehrten Werke „Uiber die Varietäten der Menschen" den Beweis hierüber als „keineswegs bündig". Indem ich den Beweis, dass eine solche Colonie in Nicaragua zur Zeit der Entdeckung im 15. Jahrhundert existirt habe, vervollständige und die Thatsache unbestreitbar begründe, habe ich die Genugthuung, für die amerikanisch-ethnologischen Untersuchungen einen neuen und sehr wichtigen Ausgangspunkt aufzustellen; wichtig, insofern er zeigt, dass dieser Continent von jenen, den Strömungen und Fluthen des Meeres entsprechenden Völkerwanderungen nicht frei gewesen ist, die in früherer oder späterer Zeit über alle Theile der alten Welt sich ergossen und durch Vermischung und durch Aenderung des Bodens und Klima's einen so merkwürdigen Einfluss auf den Zustand und die Beziehungen ihrer Bewohner übten.

Es bietet sich dann unserm Blicke die ausserordentliche Erscheinung eines von seinem Mutterstamme weit abgetrennten und unter andere und feindselig gesinnte Nationen vorgedrungenen Bruchtheils eines grossen Stammvolks dar, das aber doch entweder in Folge der verhältnissmässigen Neuheit der Trennung oder aus einem andern Grunde seine ursprünglichen unterscheidenden Hauptzüge noch an sich trägt, so dass es leicht wiederzuerkennen ist. Die Ursachen, welche zu ihrer Auswanderung aus Mejico Veranlassung gaben, werden wohl niemals genau ermittelt werden können. Sie haben eine Sage, dass sie aus Nordwesten gekommen seien und dass sie ihre ursprünglichen Sitze verlassen hätten in Folge der Uiberwältigung durch eine feindliche, ihnen an Zahl überlegene Nation, die, nicht zufrieden sie in der Schlacht besiegt zu haben, sie auch noch zu Sklaven gemacht, ihre Weiber und Kinder geopfert und ihnen Unbilden aller Art angethan hätte. Sie nannten das Land, von wannen sie gekommen, Ticomega Emaguatega, welcher Name keinem uns bekannten entspricht. Diese Sage erhält eine starke Stütze durch Torquemada, der es als ein historisches, in Mejico selbst allgemein angenommenes Factum hinstellt, dass in einer sehr frühen Zeit zwei ansehnliche mejicanische Völkerschaften, welche in Soconusco an der Küste von Oajaca, nahe bei Tehuantepec wohnten, von den Ulmequen angegriffen wurden, die vor ihrer Niederlassung in jener Gegend ihre Feinde gewesen waren — woraus der Schluss zu ziehen ist, dass eine frühere Wanderung derselben Völker, wahrscheinlich aus dem Thale von Anahuac, stattgefunden habe. Die Ulmequen unterjochten sie, legten ihnen die drückendsten Lasten auf

und brachten Viele derselben ihren Göttern zu Opfern dar. Da wandten sie sich, zur Verzweiflung getrieben, an ihre Priester um Rath, die ihnen die Weisung gaben, aus dem Lande fortzuziehen. Diess thaten sie und gingen südwärts. Nach mancherlei Abenteuern, fügt unser Gewährsmann hinzu, kamen sie in Nicaragua an, wo sie das Volk freundlich empfing und ihnen an den Gestaden des Sees Platz machte. Später dehnten sie ihre Gränzen durch Krieg und Bündnisse aus.*)

Theile, fährt Torquemada fort, lösten sich in Guatemala von der Hauptmasse ab, wo sie Mictlan (Stadt des Todes) und Yzcuitlan (Stadt des Eichhörnchens) erbauten und wo noch immer zahlreiche Orte existiren, welche Namen mejicanischen Ursprungs tragen. Unter den Wanderstämmen erwähnt er die Chollultecas als diejenigen, die sich von den Uibrigen getrennt und am Golf von Nicoya angesiedelt hätten. Wahrscheinlich meint er den Golf von Fonseca, wo der Name, wie wir gesehen, in dem Namen eines Flusses und einer Stadt bis jetzt sich erhalten hat. Diese Ansicht wird durch seine nachfolgende Angabe unterstützt, dass ein Theil des Volkes, unter welches die Mejicaner sich eindrängten, nach Nicoya geflohen sei, wodurch die vorhin erwähnte Trennung der Chorotegaaner erklärlich wird. Torquemada sagt auch, dass die Mejicaner eine Stadt am Managua-See gegründet und sie Xolotlan oder in choroteganischer Sprache Nagrando genannt hätten. Ist dem so, so erscheint es als höchst wahrscheinlich, dass sie später die Niederlassung wieder aufgegeben haben; denn hätten sie sie zur Zeit der Conquista noch innegehabt, so würde diess Oviedo nicht entgangen sein.

Man hat gemeint, dass die Pipil-Indianer an der Küste von San Salvador ebenfalls mejicanischen Ursprungs und in Centralamerika gleichzeitig mit der Colonie in Nicaragua angelangt seien. Wir besitzen zwar keinen Wörtervorrath aus ihrer Sprache, aber die Namen der meisten Orte in der Landschaft, die sie bewohnten oder bewohnen, sind offenbar mejicanisch. So ist in Istepec, Usulatan, Sesuntepec, Cuscutlan, Suchiltepec, Cojutepec, Cuyutitan, Jilpango u. s. w. der mejicanische Ursprung nicht zu verkennen. Man hat indessen die Vermuthung aufgestellt, dass die freundlichgesinnten Indianer aus Mejico, die Alvarado auf seinem Eroberungszuge durch das Land begleiteten, hier sich niedergelassen hätten und dass die genannten Namen von ihnen herrührten. Diess ist ein Punkt, welcher der Erforschung noch offen liegt; mittlerweile bin ich zu der Ansicht geneigt, dass eine mejicanische Colonie auch in San Salvador existirt habe.

Der mejicanische Geschichtschreiber Ixtlixochitl erwähnt, dass zur Zeit der Zertrümmerung des toltecanischen Reichs im Jahr Cetecpatl, d. i. 959 unserer Zeitrechnung, ein Theil von Denen, die am Leben blieben, südwärts, nach Nicaragua, gezogen seien. Aber die Uiberlieferungen des Volkes selbst zeigen, dass die Erzählung Torquemada's der Wahrheit am nächsten kommt. Es scheint daher, dass diese Colonie, gleich der der

*) In einem andern Theile seiner Geschichte giebt Torquemada eine Erzählung der vermeintlichen Eroberung Nicaragua's durch Montezuma, worin indess dieselben Umstände eingemengt sind, die an einer andern Stelle in Verbindung mit der Auswanderung erwähnt wurden; welches, wie Herr Terneaux Compans bemerkt, zeigt, dass es blos die alte, auf neuere Zeiten angewendete Tradition ist.

Mormonen im Thale des Salzsees *(Salt Lake)* und der Juden in Palästina, durch einen allgemeinen, in Folge von Verfolgungen unternommenen und mitten durch zwischenliegende Völkerschaften gehenden Auszug gegründet ward — einen bewaffneten Auszug, der den Schwachen und Feindlichgesinnten Krieg brachte, mit den Freundlichgesinnten unterhandelte. Es ist bei Betrachtung der möglichen sowohl als der wahrscheinlichen Verwandtschaft, die unter den verschiedenen amerikanischen Volksfamilien bestehen mag, interessant und wichtig, von einem beglaubigten Beispiele zu wissen, wo derartige Wanderungen auf diesem Continente stattgefunden haben.

Dass ähnliche Trennungen und Auswanderungen in der Nacht der amerikanischen Geschichte vorgekommen seien, scheint unzweifelhaft, aber freilich in so fernen Perioden, dass die Nachkommen ihre ursprünglichen Züge verloren haben oder sie nur noch in veränderter und undeutlicher Form an sich tragen; was den Forscher in Verlegenheit bringt, weil er zwar eine Verwandtschaft ahnt, aber doch nicht im Stande ist, sie klar und bestimmt zu begründen. Ein merkwürdiges Beispiel haben wir an den Natchez, einem kleinen Volksstamme am Mississippi, deren bürgerliche und religiöse Einrichtungen, Sitten, Gebraüche und Lebensweise eine ganz enge Verbindung mit den Peruanern verrathen, eine engere in der That als mit irgendwelcher andern Nation des Continents. Räthselhafte Volks-Trümmer wie diese, die über die nördliche wie südliche Hemisphäre verstreut erscheinen, bezeugen das hohe Alterthum der amerikanischen Race.

Die Ursachen, welche zu solchen Trennungen führten, und die Beweggründe, welche die amerikanischen Völkerschaften zu Scheidungen und Wanderungen drängten, müssen wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben, ausgenommen insoweit sie aus der überlieferten Geschichte der alten Welt geschlossen werden können. Denn der Mensch ist, welchem Stamme er auch angehören, welche Stellung er auch einnehmen möge, doch am Ende denselben Gesetzen unterthan und wird von denselben Einflüssen geleitet. Dieser Zustand der Trennung, diese „Zerrissenheit", wie sie bisweilen genannt wird, in welcher man die amerikanische Race vorfand, ist verschiedentlichen Ursachen zugeschrieben worden: bald einem physiologischen Grundfehler im Charakter, bald ausserordentlichen Naturerscheinungen, gewaltigen Naturrevolutionen, jenen gleich, durch welche die Insel Atlantis verschlungen worden sein soll — Unglücksfälle, welche die Menschen mit so ungeheurem Entsetzen erfüllten, dass es, von Stamm zu Stamm sich fortpflanzend, ihren Verstand verdüsterte und ihre Herzen verhärtete und sie, vor einander fliehend, fern von den Segnungen des gesellschaftlichen Lebens trieb. Mir erscheinen indess diese Trennung und Zerspaltung der ursprünglichen Race und die gegenseitige Absonderung ihrer verschiedenartigen Familien voneinander vielmehr als eine Folge langer Zeitperioden und langfortgesetzter Wanderungen einzeler Völker und Stämme von einem Theile des Continents zum andern.

Als die Entdecker an den Gestaden unsers Vaterlandes landeten, gewahrten sie einen grossen Wanderungsstrom, der von Nordwesten kommend nach dem Landstrich floss, der jetzt Neuengland und die Mittelstaaten in sich begreift. Ein zweiter solcher Strom floss von Tejas und Neumejico her nach den südlichen Staaten im Osten des Mississippi. Auf die langsame aber stätige südliche Richtung der Oregon-Stämme endlich

ist haüfig von Forschern hingewiesen worden. Und hierbei will ich ganz geschweigen jener Spuren von ungeheuern Bevölkerungen, die, älter als alle Uiberlieferungen, im Mississippithale in solcher Fülle zu finden sind, zwar stumme, aber die treuesten und beredtesten Zeugen uralter Wanderungen — nicht etwa einzeler Stämme und kleiner Volkschaften, sondern ungeheurer Menschenfamilien.

Die Beweggründe zu diesen Auszügen müssen, wie gesagt, wohl für immer der Muthmassung überlassen bleiben. Es ist der herrschende Glaube, dass die meisten derselben von Norden nach Süden gegangen seien, und man hat die guten Schein für sich habende Erklärung, dass glücklichere Klimate und fruchtbarere Boden die treibenden Ursachen zu ihnen gewesen, allgemein angenommen. Aber wie so viele andere herrschende und beliebte Meinungen, so ist auch diese durchaus unbegründet. Die grossen Menschenfluthen sind beinahe auf denselben Breitenparallelen geflossen. Mit ihnen verglichen war der Erguss der Germanen auf Rom keine Völkerwanderung, sie war ein Wirbel, eine Aussenfluth gegen die gewaltige Strömung, die später über des Oceans Scheidewand dahinfluthete, sich über eine neue Welt ergoss und jetzt an den Goldgestaden des stillen Meeres ihre Kraft sammelt.

Uiberbleibsel der Kunst.

Unsre Kenntniss von den Alterthümern Centralamerika's erstreckt sich nur auf die im nördlichen Theile dieses interessanten, aber noch wenig bekannten Landes gefundenen und ist auf die Denkmäler zu Copan in Honduras und zu Quirigua und Quiché oder Quesaltenango in Guatemala beschränkt. Sie sind der Welt durch die Nachforschungen der Herren Stephens und Catherwood, sowie durch wenige gelegentliche Mittheilungen Galindo's und Anderer bekannt geworden und haben in Bezug auf die Ergebnisse künftiger Forschungen das tiefste Interesse erregt. Die Grösse der Bevölkerung und die Stufe der Civilisation, von denen sie Kunde geben, haben zu dem natürlichen Schlusse geführt, dass es noch viele andere in denselben Landstrichen geben müsse, deren Entdeckung den kühnen Forscher lohnen und auf die ursprüngliche Civilisation der neuen Welt neues Licht werfen wird.

Aber bei Verfolgung solcher Forschungen im dortigen Lande trifft man auf eine Menge von Schwierigkeiten, die von Denen, die nicht an Ort und Stelle sich befinden, nur unvollkommen gewürdigt werden können. Die Bevölkerung Centralamerika's ist gering und fast ganz und gar auf gewisse schmale Striche am Abhange nach dem stillen Meere beschränkt; und die politischen Zustände des Volks und der Stand seiner Erziehung und Bildung sind bislang von der Art gewesen, dass archäologische Studien hier nur wenig Förderung finden können. In Folge davon weiss man hier weit weniger von den ältesten Denkmälern in seiner Nähe als man in den Vereinigten Staaten davon weiss, und der Forscher kann hier nur wenig erhebliche Auskunft erlangen. Zudem befindet sich der bei weitem grössere Theil des Bodens noch in seinem Urzustande und ist mit dichten, verschlungenen und fast undurchdringlichen Tropenwäldern bedeckt, die alle Versuche zu systematischer Nachsuchung fruchtlos

machen. Es giebt ungeheure Strecken, die noch von keinem menschlichen Fusse betreten worden sind oder nur von Indianern besucht werden, die eine abergläubische Verehrung für die moosbedeckten und zerfallenden Monumente haben, welche, in den Tiefen der Wildniss versteckt, ihre dunkeln Sagen zu den letzten Zeugen der Grösse ihrer Väter, zu Altären und Statuen ihrer alten Götter machen und die vor der entheiligenden Zudringlichkeit eines fremden Menschenstammes zu verbergen ihnen als religiöse Pflicht erscheint. Diese Indianer sind häufig unfreundliche Menschen und man kann oft nur mit Gefahr des Lebens in ihre tiefen Verstecke dringen. Von ihnen ist nur wenig Aufschluss zu erholen und daher ist jede gemachte Entdeckung nur ein Werk des Zufalls. Wohl geschieht es, dass der Jägersmann oder der Hirt in der Waldeswildniss auf Uiberreste aus alter Zeit stösst und, wenn sie merkwürdig sind oder er wissbegierig ist, sich die Stelle merkt und sie dem Reisenden zu bezeichnen vermag. Aber die Auskunft, die er zu geben im Stande ist, ist stets sehr unsichrer Art und lässt den Forscher, wenn auch nicht in wirklichem Zweifel an der Existenz von etwas seiner Aufmerksamkeit Würdigem, so doch wenigstens in Besorgniss, dass es ihm nach einem langen und ermüdenden Wege und nach Ertragung aller Art von Ungemach doch nicht gelinge, den Gegenstand seines Suchens zu entdecken. Aus diesen und andern Gründen wird es noch lange dauern, ehe die Schätze der Vergangenheit, die Centralamerika birgt, zur vollständigen Kenntniss gelangen. Ihre Erforschung muss das langsame Werk der Zeit sein, wobei der Einzele nur zum Theil mithelfen kann.

Die mehrsten Denkmäler, die mir unter die Augen gekommen sind, sind oben im Reiseberichte beschrieben worden. Ich zweifle nicht, dass sich noch viele andere werden entdecken lassen, wenn nur erst das Land besser bekannt werden wird. Hörte ich doch eine Menge von Localitäten nennen, wo Uiberreste zu finden seien, die aber meine officielle Thätigkeit mir nicht zu besuchen erlaubte. Unter die denkwürdigsten derselben gehören die Spuren von ungeheuern Bauwerken im District Chontales, nahe bei der indianischen Stadt Juigalpa, am Nordufer des Nicaragua-Sees, der Stadt Granada fast gegenüber. Sie wurden von Dr. Livingston bei seinem Besuche der Goldminen jener Gegend bemerkt und sind von ihm als Laufgräben von drei- bis vierelliger Breite auf der Sohle beschrieben worden, die sich in gerader Linie in unendliche Ferne über Savanen hinweg und tief in die Wälder hinein erstreckten. Er verfolgte eines derselben über eine Meile weit. In Zwischenraümen weiteten sich diese Gräben aus und bildeten dann elliptische ausgetiefte freie Plätze von 60 bis 80 Fuss im Durchmesser. Auf einem dieser Plätze und auf einer die Richtung des Grabens durchschneidenden Linie waren zwei kleine Steinhügel zu sehen, auf dem nächsten Platze vier solcher Hügel und so abwechselnd weiter. Dieselben waren 5 bis 6 Fuss hoch und mit der grössten Regelmässigkeit zueinander gestellt. Die Bestimmung dieser seltsamen Uiberreste und ihre Ausdehnung müssen bis auf weitere und vollständigere Erforschung Gegenstände blosser Vermuthung bleiben. Es mag indess bemerkt werden, dass Sagen von einer in der Nähe von Juigalpa untergegangenen Stadt mit einer Menge merkwürdiger Baudenkmäler umgehen, deren Wahrheit zu bestimmen wohl der Mühe des Forschers werth ist.

Bei meinem Besuche des Vulkans Las Pilas in der alten volkreichen Provinz de los Marabios, gegen zwanzig Meilen nordöstlich von Leon und nahe dem Fusse des Vulkans Orota, wurden mir eine Anzahl niedriger Erd- und Steinhügel von rechtwinkliger Form und auf den Rändern mit Steinen eingefasst gezeigt, welche die Stellen oder Grundmauern alter Bauten gewesen zu sein schienen. Sie waren mit Stücken zerbrochnen irdenen Geschirrs bedeckt und umgeben. Vielleicht bezeichneten sie Begräbnissplätze, ich hatte aber keine Mittel zum Ausgraben zur Hand, um die Sache zu entscheiden.

In Honduras wie auch in San Salvador hörte ich von Uiberresten und Denkmälern, an Umfang und Wichtigkeit denen in Copan gleich, die ich zu besuchen keine Gelegenheit hatte, aber in nicht sehr ferner Zeit untersuchen zu können hoffe.

Uiber die von mir beschriebenen Monumente und deren wahrscheinlichen Ursprung ist wenig zu sagen nöthig. Wohl mögen sie in Rücksicht auf das Alter unter sich ein wenig unterschieden sein, da nicht anzunehmen ist, dass sie alle zu einer und derselben Zeit gemacht worden seien. Dagegen hat man keinen haltbaren Grund zu der Ansicht, dass sie nicht von den Nationen herrühren, die man im Besitze des Landes vorfand. Man wird an einem andern Orte sehen, dass sie Götzen von Stein in ihren Tempeln hatten, die in mannichfaltigen Formen ausgehauen waren, um die verschiedenen von ihnen verehrten Gottheiten darzustellen. Diese Tempel waren Bauten von Holz, umgeben von Altären oder Erhöhungen von Erde und Stein, auf denen, gleichwie in Mejico, die Opfer vollzogen wurden. Viele dieser Tempel wurden von den Eroberern niedergebrannt, die Opferhügel zerstört und die Götzenbilder zertrümmert. Und ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass bei weitem der grössere Theil der noch übrigseienden Denkmäler in ihren zerschlagenen Gesichtern und abgebrochenen Gliedmassen unzweifelhafte Spuren von dem religiösen Feuereifer der Landeseroberer tragen.

Es mag etwas widersprechend erscheinen, dass, während Nicaragua von einem Volke aus verschiednen Familien — den Ureingebornen und den Eindringlingen aus Mejico — bewohnt ward, gleichwohl ihre Denkmäler eine so genaue Aehnlichkeit miteinander gehabt haben sollen. Während aber die eine Thatsache, dass sie sich in der Sprache gänzlich, in Sitten und Gebraüchen bedeutend unterschieden, von den alten Chronisten bestätigt wird, wird die andre Thatsache, dass sie eine gleiche oder doch eng verwandte Religion besassen, ebenso bestimmt bestätigt.

Die Denkmäler auf der Insel Zapatero, die, wie man allen Grund zu glauben hat, von den Niquiranern bewohnt ward, unterscheiden sich nur in Grösse und feinerer Arbeit von den auf Momotombita, in Subtiaba und an andern Orten aufgefundenen. Monolithen scheinen bei allen halbcivilisirten Nationen Nordamerika's gewöhnlich gewesen zu sein. Man fand dergleichen selbst in Palenque, wo Herr Stephens einen entdeckte, dessen Zeichnung wir mit aufnehmen*), um eine bereits gemachte Bemerkung über das Vorkommen des Kreuzes an einigen alten Denkmälern zu erlaütern. Eine Anzahl der auf Zapatero aufgefundenen zeichnen sich durch

*) S. auf Tafel VIII. Fig. 51.

diese Kreuzesform aus, die möglicherweise eine Art Kopfputz vorstellen sollte. Archäologen ist bekannt, dass die frühen mönchischen Schriftsteller auf den Umstand, dass zur Zeit der Eroberung in verschiednen Theilen Amerika's Kreuze entdeckt wurden, grosses Gewicht legten. Sie zogen hieraus ganz ausserordentliche Schlüsse. So spricht Don Carlos de Siguenza y Gongora von einem solchen, das aus der Höhle Mizteka Baja hervorgezogen und zu seiner Zeit in der dem heil. Dominicus geweihten Klosterkirche von Tonala verehrt ward. Dieses Kreuz ward nach seiner Versicherung „durch die Musik der Engel entdeckt, die jedesmal am heiligen Abende des Festes des ruhmvollen Apostels St. Thomas in genannter Höhle gehört ward", welcher Apostel nach seiner Hypothese unmittelbar nach der Zeit Christi das Christenthum in Amerika einführte. Gomara erwähnt Fälle von Kreuzesformen aus Yucatan, und Boturini bezeugt, haüfig auf Bildnereien dergleichen gesehen zu haben. Sein Irrthum indess besteht darin, dass er das symbolische *„Tonacaquahuitl"* oder den Lebensbaum fälschlich für ein Kreuz nahm. Es ist hier nicht der Ort, uns in einen Versuch zur Erklärung der mit diesem Symbol verknüpften Ideen einzulassen. Es ward mit Aesten etwa in der Form eines Kreuzes, mit einem Vogel darüber, dargestellt, und hat sich sowohl auf einigen Denkmälern als auch in Malereien erhalten, wie man auf dem von Herrn Stephens aufgefundenen Bilde zu Palenque, auf der Rückseite des Altars, Casa Nro. 2 (S. 345) sehen kann.

Unterschiedliche Muster von Vasen, Terracotta's und andern irdenen Kunstproducten sind schon früher aufgeführt und dargestellt worden. Was die Ausführung anlangt, so kommen die alten irdenen Arbeiten Nicaragua's den bessten in Mejico oder Peru aufgefundenen Exemplaren vollkommen gleich. Sie sind stets gut gebrannt und oft sorgfältig mit glänzenden und dauerhaften Farben bemalt. Die Formen sind durchweg sehr regelmässig, obwohl man keinen Beweis hat, dass die Töpferscheibe im Gebrauche gewesen wäre; im Gegentheil, man hat Grund zu glauben, dass das alte Verfahren seit der Zeit der Conquista wenig oder keine Aenderung erlitten habe. Die unter allen Klassen in Centralamerika gebraüchlichen Töpfergefässe werden von Indianern fabricirt und blos mit der Hand geformt.

Auf Taf. VIII. Fig. 52 — 61 und Tafel VII. Fig. 62 sind verschiedne Terracotta's und kleine irdene Gefässe dargestellt. Fig. 52, 53, 54, 55, 56 sind aus Costa Rica, wo sie in den alten Gräbern gefunden wurden. Fig. 52 ist sehr symmetrisch; jedes Bein ist hohl und birgt eine kleine Kugel in sich, welche klappert, wenn das Gefäss bewegt wird. Fig. 53 ist nicht vollständig und trug ursprünglich einen Gegenstand auf der rechten Schulter. Der Kopf ist mit etwas, was einer knapp anliegenden schottischen Mütze gleicht, bedeckt dargestellt. Fig. 54 ist ein einfaches Gefäss von symmetrischer Form, aber ohne Verzierung. Fig. 55 ist sehr kunstreich; der obere Theil ist geschickt in Gestalt einer Schildkröte geformt. Fig. 56 scheint blos zu einer Schnurre bestimmt gewesen zu sein. Fig. 57 ist von der Insel Ometepec und stellt einen Alligator auf dem Rücken einer menschlichen Figur dar. Ursprünglich diente es einer grossen Vase als Aufsatz. Die Arme sind abgebrochen, ihre Stellen aber in der Zeichnung angegeben. Fig. 58 und 59 sind Abbildungen von Steinäxten oder Krummhauen. Die erstere besteht aus einer Art grünen Quarzes und ist von ebenso symmetrischer Form als sorgfältiger Arbeit. Auf der in der Zeichnung dargestellten Fläche ist sie stark geglättet, die Rück-

seite aber zeigt Spuren, dass sie von einem Blocke desselben Gesteins abgesägt worden ist. Da wo sie an den Seiten eingeschnitten ist, ist ein Loch durch den ganzen Stein getrieben. Die untere oder scharfe Kante hat eine leichte Beugung, woraus hervorgeht, dass das Werkzeug, wenn es zum Behauen diente, als Krummhaue gebraucht ward. Es zeigt im Ganzen weit mehr Tüchtigkeit in der Ausführung als irgendein ähnliches Uiberbleibsel, das mir vorgekommen ist. Es ward in einem alten Grabe in Costa Rica aufgefunden, wo haüfig ähnliche von gleichem Material, aber von grösserer Gestalt und roherer Form vorkommen. Fig. 59 ist aus Syenit und in der Form nicht von den Steinäxten der Indianer zu unterscheiden, die man in solcher Menge in ganz Mejico und in den Vereinigten Staaten findet und in den auf den britischen Inseln und im Norden Europa's entdeckten Uiberresten des Alterthums ihre genauen Seitenstücke haben. Die Figur ward bei Granada während meines Aufenthalts in dieser Stadt ausgegraben. Fig. 60 ist ein Götzenbild in Terra Cotta und ward auf Ometepec gefunden. Fig. 61 ist der Fuss einer Vase von Zapatero, in Viertelgrösse dargestellt; endlich Fig. 62 auf Tafel VII. ein menschlicher Kopf in Terra Cotta von der Insel Ometepec, in Viertelgrösse. Aehnliche Uiberbleibsel kommen in Nicaragua zahlreich vor und wechseln zwischen drei und vier Zoll bis zu einem Fuss Länge. Beispiele solcher Art von Uiberresten könnten sehr vermehrt werden, das Mitgetheilte wird aber vollkommen hinreichen, um von ihrem allgemeinen Charakter, wenn auch nicht von ihren specifischen Bestimmungen, eine klare Vorstellung zu geben.

Zweites Kapitel.

Bürgerliche, politische und gesellschaftliche Ordnung der Urbewohner Nicaragua's; ihre Sitten, Gebraüche und Religion.

1. *Politische Einrichtungen.* Die Indianer Nicaragua's zerfielen in zahlreiche getrennte Stämme und kleine Souveränetäten, die von unabhängigen Haüptlingen oder Kaziken regiert wurden. Diese kleinen Herrschaften waren, wie man muthmasst, erblich; ob aber in der weiblichen Linie, wie in vielen andern Theilen Amerika's, oder in der männlichen, darüber erfahren wir nichts. Diese Lage der Dinge muss Collisionen zwischen den verschiednen Kaziken und durch Krieg, List und Bündnisse Vergrösserung des Einen auf Kosten des Andern zur Folge gehabt haben. Und so war es auch in der That und durch diese Mittel wurden manche Haüptlinge sehr mächtig und hatten andere Haüptlinge, die selbst auch Besitzer von Ortschaften und Landstrichen waren, zu Steuerpflichtigen und Vasallen. Diese Letztern bildeten das Gefolge und die Leibwache der grössern Haüptlinge, „ihre Heerführer und Hofleute."

Wir erfahren indess, dass manche Districte und deren Bewohner nicht von Kaziken, sondern durch Räthe von Alten regiert wurden, welche *Guegues**) hiessen und mit der administrativen und executiven Obergewalt

*) Ich halte dieses Wort für mejicanisch, gebildet mittelst Verdoppelung von *hue* oder *gue*, „alt", daher *huehue* oder *guegue* wörtlich „altalt" d. i. sehr

bekleidet waren. Sie wurden gewählt und es stand ihnen das Recht der Ernennung eines militärischen Führers zu, eines „Kriegshaupts", wie er bei den nördlichen Völkern hiess, der kraft seines Amts Mitglied des Raths der Alten war. Er ward indessen eifersüchtig überwacht, und kam er in Verdacht, gegen die Sicherheit des Gemeinwesens oder zu dem Zwecke, die höchste Gewalt in seinen Händen sich zu sichern, sich verschworen zu haben, so ward er von dem Rath der Guegues unerbittlich zum Tode verurtheilt. Diese Räthe wurden von den Spaniern frühzeitig aufgehoben, „die es bequemer fanden, Einen zu beaufsichtigen und zu beherrschen als eine Vielheit", in welcher jeder Einzele gleichen Einfluss beim Volke genoss. Die Guegues waren auch die Chronikenschreiber ihrer respectiven Stämme und hielten Bücher, in welche sie die Landes- und die Besitzthumsgränzen verzeichneten, „nebst allen Flüssen, Seen und Waldungen, und auf welche man in streitigen Fällen im eignen Volke oder mit den andern Stämmen sich berief."

Die Lokalverwaltungen waren je nach dem Charakter des Kaziken untereinander gar sehr verschieden. Bei allem dem gab es aber doch viele feste Vorschriften, die den Kaziken in Schranken hielten und selten oder nie verletzt wurden. Die untergeordneten Beamten der Kaziken zeichneten sich durch gewisse Insignien aus, die niemals verfehlten, jene Achtung zu finden, mit welcher ähnliche Autoritätszeichen in civilisirten Ländern betrachtet werden.

Es scheint, dass die Haüptlinge trotz ihrer unumschränkten Macht doch Sorge trugen, sich mit ihren besstunterrichteten und geachtetsten Unterthanen als Berathern zu umgeben. So berief, sooft ein kriegerisches oder andres Unternehmen beabsichtigt ward, der Haüptling, welcher *Teite* hiess, eine *Monexica* oder einen Rath zusammen, welcher Männer einsetzte, die die Kosten dergestalt festzustellen hatten, dass diese die Gemeinde gleichmässig treffen mussten. Des Kaziken Rathgeber wurden auf vier Monate ernannt, nach deren Ablauf sie wieder ins Volk zurücktraten. Sie wurden allezeit aus der Mitte der Alten gewählt. Eine der ersten Pflichten der Rathsversammlung war die Ernennung niederer Executivbeamten auf vier Monate, von denen zwei immerwährend auf den Märkten gegenwärtig waren, um daselbst die Ruhe zu erhalten und Diejenigen, welche falsches Mass gebrauchten oder irgendwelche Betrügereien verübten, wie auch Die, welche den Befehlen nicht gehorchten oder gegen hergebrachte Braüche fehlten, zu strafen. Auch war es ihre Pflicht, den Fremden besondere Aufmerksamkeit zu widmen und sie zum Besuch der Wochen- und Jahrmärkte zu ermuntern.

Die Haüser der Rathsversammlung hiessen *Grepons* und waren von breiten Corridoren, *Galpons* genannt, umgeben, unter denen die Waffen, von einer Wache junger Männer beschützt, aufbewahrt wurden. Die Entscheidung der *Monexica* konnte wider den Kaziken ausfallen und seine Meinung verworfen werden, aber in diesem Falle konnte er sie auflösen und

alt. Hierhin gehören auch die in Mejico wie in Guatemala vorkommenden Ortsnamen *Huehuetlalapan*, das sehr alte Tlalapan, und *Gueguetenango*, das sehr alte Tenango.

sie dann nicht anders als auf seinen Befehl wieder zusammentreten. Das Kriegshaupt ward von den Kriegsmannen wegen seiner Fähigkeit und Tapferkeit in der Schlacht zu ihrem Führer erkoren und besass den ungetheilten Befehl über die Streitmacht; oft aber begleitete das Staats- oder erbliche Haupt die Armee und nahm, im Fall das Kriegshaupt erschlagen ward, entweder in Person dessen Posten ein oder ernannte auf der Stelle seinen Nachfolger. Die Beute der Schlacht ward nicht gleichmässig unter die Streiter vertheilt, sondern Jeder behielt was er gewonnen. Es war nicht gebraüchlich, Feigheit mit dem Tode zu bestrafen, aber die Feigen wurden ihrer Waffen beraubt und schmachvoll aus den Reihen gestossen. Gefangene waren um der Opfer willen sehr erwünscht und darum suchten die Krieger ihre Feinde lieber gefangenzunehmen als zu tödten. Die sich in der Schlacht wohl bewährt oder in einem Einzelkampfe mit einem Feinde gesiegt hatten, erhielten den Namen *Tapaliqui* und durften als Zeichen der Auszeichnung das ganze Haupt bis auf eine Locke oder einen Büschel auf dem Scheitel scheeren. Jene musste genau einen halben Finger lang sein, dieser konnte etwas länger sein. Derselbe Brauch herrschte auch in Mejico.

2. *Sitten und Gebraüche.* Die Ehe war bei den Nationen Nicaragua's ein Civilact, der von dem Kaziken vollzogen ward, und die Feierlichkeiten dabei waren ziemlich die nämlichen wie die bei den Mejicanern gebraüchlichen. Die Verbindungen wurden von den Aeltern der Parteien abgemacht, und sobald der Handel abgeschlossen war, wurden zwei Stück Geflügel und ein *Rula* (eine Art Haushund) geschlachtet, ein Cacaogetränk bereitet und die Freunde und Nachbarn zur Feier eingeladen, nach deren Beendigung der Kazike das Paar in ein kleines, zu diesem Zwecke bestimmtes Haus führte, in welchem ein Feuer von Harz angezündet und worin sie nach erhaltener Mahnung von Seiten des Kaziken für sich gelassen wurden. War das Feuer abgebrannt, so war die Feierlichkeit zu Ende. Wies sich das Weib nicht als Jungfrau aus, so ward sie an ihre Aeltern zurückgeschickt und blieb für immer entehrt, während es dem Manne frei stand, sich wieder zu verheirathen. Das Paar empfing nach der Hochzeit von den Aeltern ein Stück Land und eine gewisse Anzahl Fruchtbaüme, die, wenn sie kinderlos starben, an ihre respectiven Aeltern zurückfielen. Dem Manne ward nur Ein Weib gestattet, mit Ausnahme des Kaziken; wiewohl das Concubinat von Denen, die es konnten, ausgeübt ward. Bigamie ward mit Verbannung bestraft und mit Einziehung des Besitzthums zum Bessten des ersten Weibes oder Gatten, denen es dann frei stand sich weiter zu verehelichen. Jedoch dehnte sich dieses Vorrecht nicht auf Frauen aus, welche Kinder hatten. Ehebruch von Seiten der Frau unterwarf diese der Strafe, schwer gestaüpt und an ihre Familie zurückgeschickt zu werden; jedoch behielt sie ihr Hab und Gut. Der Mann ward dadurch seiner ehelichen Verpflichtungen ledig, das Weib aber konnte keine neue Ehe eingehen. Verwandtschaft ausser dem ersten Grade war kein Hinderniss für die Ehe; im Gegentheil wurden Ehen innerhalb der Familien begünstigt, insofern sie „die Verwandtschaftsbande festigten.“ Blutschande war unbekannt; der Mann aber, welcher die Tochter seines Herrn oder Kaziken verführte, ward nebst seiner Schuldgenossin lebendig begraben. Der Mann, welcher Nothzucht beging, ward ergriffen und eingesperrt, und konnte er nicht durch grosse Geschenke dem verletzten Weibe oder deren

Aeltern Genugthuung geben, so ward er der Sklave jenes oder dieser. Sodomiten wurden zu Tode gesteinigt. Buhldirnen waren geduldet und der Lohn für ihre Gunstbezeigungen auf zehn *Amand* Cacao bestimmt. Sie waren von Kupplern *(Rufianes)* begleitet, die indessen an ihrem Gewinn keinen Antheil hatten. Bordelle wurden öffentlich unterhalten. Bei Gelegenheit eines gewissen jährlichen Festes war es allen Frauen jedweden Standes erlaubt, sich jedem beliebigen Manne hinzugeben. Zu allen andern Zeiten aber ward strenge Treue gefordert.

Aeltern konnten mit ihren Töchtern schmutzigen Handel treiben, ohne deshalb in Strafe zu verfallen. Manchmal nahmen Mädchen, deren Aeltern nicht im Stande waren, sie mit einer entsprechenden Mitgift auszustatten, zur Prostitution ihre Zuflucht. Wünschte ein solches Mädchen, nachdem sie sich durch dieses Mittel eine hinreichende Aussteuer erworben, diese Lebensweise wieder aufzugeben, so suchte sie sich ein Stück Grund und Boden zu erkaufen, um ein Haus darauf zu bauen, berief ihre Liebhaber um sich und verkündete ihnen, dass Diejenigen, welche sie zum Weibe begehrten, zusammentreten und ein Haus nach dem Plane, den sie ihnen vorlegen würde, bauen müssten, nach dessen Vollendung sie aus ihrer Mitte ihren Gatten auswählen würde. War das Haus gebaut und ausmeublirt, so ward ein Fest veranstaltet, bei dessen Beendigung das Mädchen den Mann ihrer Wahl beim Arme nahm und ihn von dannen führte, der dann über diese Bevorzugung vor seinen Nebenbuhlern in laute Freude ausbrach. Die Hintangesetzten, sagt der Chronist, „nehmen diess in der Regel geduldig hin, gelegentlich aber hängt sich Einer, auf dass der Teufel seinen Theil an der Hochzeit habe, an einem Baume auf und wird verspeist.“

Hat Oviedo Recht, wenn er sagt, „die Männer bauen die Haüser, bestellen das Feld und gehen auf die Jagd und den Fischfang, während die Weiber Handel treiben, so war diess eine Ausnahme von dem allgemeinen Brauche unter den indianischen Nationen, welche alle Plackarbeit auf die Frauen wälzten. „Der Mann“, sagt er, „muss, ehe er von Hause fortgeht, es fegen und Feuer anmachen“ — Dienste, welche heut zu Tage unbedingt den Weibern zufallen.

Von Körper waren sie wohlgebaut und von etwas hellerer Farbe als sie durchschnittlich ist; das Haupthaar trugen sie damals wie noch jetzt geschoren, so aber, dass ein schmaler Kranz davon übrigblieb, der längs dem Rande der Stirn von Ohr zu Ohr lief. Es war bei ihnen allgemeiner Brauch, den untern Theil der Zunge zu spalten und die Ohren zu durchbohren, um Zierrathen darin zu tragen.

Die Sitte des Tattowirens scheint in einem gewissen Grade im Brauch gewesen zu sein, wenigstens insoweit, um durch Besonderheiten der Figuren die unterschiedlichen Stämme oder Kaziken, zu denen das Volk gehörte, zu bezeichnen. „Denn“, sagt Oviedo, „beide Geschlechter durchstechen sich die Ohren und machen mit steinernen Messern Zeichnungen auf ihre Leiber, die mit einer Art Kohle, *Tile* genannt, dauerhaft schwarz gefärbt werden.“

Gleich den Peruanern, den Natchez und vielen andern Stammvölkern trugen sie die Köpfe plattgedrückt. „Wenn unsere Kinder klein sind“, sagten die Haüptlinge zum Fray Bobadilla, „sind ihre Köpfe weich und

erhalten alsdann die Form, wie ihr sie an uns seht, mittelst zweier Stücken Holz, die in der Mitte ausgetieft sind. Unsere Götter lehrten unsere Väter, dass wir dadurch ein edles Ansehen bekämen und der Kopf zum Lastentragen geschickter würde."

Mord unter erschwerenden Umständen ward mit dem Tode bestraft; aber in allen Fällen von Todtschlag beschenkte der Thäter die nächsten Verwandten des Opfers mit einem Sklaven oder einer Sklavin, mit Kleidungsstücken und andern Gegenständen. Raübern ward das Haar abgeschnitten und sie zu Sklaven der Beschädigten auf so lange gemacht, bis vollständiger Ersatz geleistet war.

Ein Vater konnte in Fällen grosser Noth seine Kinder oder sich selbst als Sklaven verkaufen und besass das Recht, sich wieder loszukaufen. Die Bezahlung von Schulden war ein strenges Gebot, und hatte ein Mann Mais oder Früchte geborgt, so konnte der Glaübiger sich von seines Schuldners Feldern bezahlt machen.

Jedermann war es gestattet auszuwandern, er durfte aber nicht das Gemeinvermögen durch Mitnahme irgendeines Theils seines Besitzthums schwächen; er konnte es indessen an seine Verwandten geben.

Ihre Wohnungen scheinen rohe Bauten von Rohr und mit Gras bedeckt gewesen zu sein, denen ganz gleich, die jetzt die ärmern Bewohner innehaben. Die Wohnsitze der Haüptlinge waren vom gleichen Bau, aber grösser und bequemer. In allen Städten gab es einen oder mehre öffentliche Plätze oder Märkte, um welche die Tempel und öffentlichen Gebaüde gestanden zu haben scheinen. Alle diese Gebaüde, fügt der Chronist hinzu, waren von Fruchtbaümen umgeben, die so dicht und auf solche Weise gepflanzt waren, dass der Platz kaum betreten werden konnte.

Die Kaziken liebten grosse Pracht und trieben ihren Stolz so weit, dass sie Botschaften von andern Haüptlingen nur durch eigens zu diesem Zwecke delegirte Beamte empfangen wollten. Oviedo erlaütert ihre Etikette durch einen Fall, der ihn selbst betraf, als er bald nach seiner Ankunft im Lande in Gesellschaft des Kaplans des Gouverneurs den Haüptling von Tecoatega besuchte. Der Haüptling redete ihn weder an, noch würdigte er ihn eines Blicks, bis er erfuhr, dass er zum Hofstaat des Kaisers gehörte und ein Verwandter des Gouverneurs wäre. Dann erst legte er sein gravitätisches Wesen bei Seite und stellte und beantwortete Fragen mit vielem Geist, „womit er zeigte, dass er ein Mann von Kopf war." Trotz allem dem liess er Einen aus seinem Gefolge die Diener der Besuchenden ausfragen, „ob Das was sie gesagt wahr wäre."

Der Cacao oder vielmehr der Cacaosamen diente hier wie in vielen andern Theilen des tropischen Amerika hauptsächlich als Umlaufsmittel, wenn das Geschäft zwischen Kaüfer und Verkaüfer kein blosser Austausch war. Es gab bestimmte Markttage; aber durch eine seltsame Verordnung war das Recht Handel zu treiben auf die Frauen und auf noch nicht zur Pubertät gelangte Knaben beschränkt. Keinem Manne war es gestattet, den *Tianguez* oder Markt zu betreten, ja nur einen Blick darauf zu werfen. Die Bewohner befreundeter Ortschaften konnten miteinander Handel treiben und hatten zu den beiderseitigen Märkten freien Zutritt. Auf diesen *Tianguez* waren alle Naturproducte, Metalle, Hölzer, Früchte und Gemüse, wie auch alle Arten Industrieerzeugnisse zum Verkauf ausgestellt.

Sie waren sehr gewerbfleissige Menschen und geschickte Arbeiter in Gold und Kupfer, sowie in Baumwolle und Pita- oder Agave-Fäden. Sie unterhielten sehr ausgedehnte Baumwollenpflanzungen und verarbeiteten das Product mit Sorgfalt und wahrscheinlich auf dieselbe Weise, die noch jetzt gebraüchlich und schon im Reiseberichte (S. 188) beschrieben worden ist. Hieraus machten sie ihre Kleidung. „Die Männer trugen eine Art Kamisol ohne Aermel und einen Schurz, der um den Leib, dann zwischen den Beinen durchging und hinten befestigt ward. Die Frauen trugen eine *nagua* (Rock), die vom Gürtel bis auf die Kniee herabging. Bei den Vornehmern reichte sie bis zu den Knöcheln; auch trugen diese noch ein Tuch über dem Busen. Beide Geschlechter trugen Sandalen aus Rehhaut, *cutares* genannt, die mittelst einer baumwollnen, durch die Zehen und um die Ferse gehenden Schnur festgehalten wurden.

Ihr Schmuck bestand vorzugsweise in Gold und Perlen. Die Bewohner von Nicoya, die Oviedo ausdrücklich Choroteganer nennt, durchstachen ihre Unterlippe und steckten „runde Stücke von weissem Knochen" und bisweilen „einen goldnen Knopf" hindurch. Die Frauen jenes Landstrichs preist der Chronist ganz besonders um der Regelmässigkeit ihrer Gestalten und der Schönheit ihrer Gesichtszüge willen.

Ihre Waffen waren die nämlichen wie die bei den Mejicanern gewöhnlichen und bestanden aus Lanzen, mit einer Kiesel-, Kupfer- oder Fischgräten-Spitze versehenen Pfeilen und aus einer Art Schwert, in Mejico *Mahquahuitl* genannt, das ein festes, auf beiden Rändern mit Blättern von Obsidian belegtes Stück Holz war, mit beiden Händen gehandhabt ward und eine furchtbare Waffe bildete. Zum Schutze bedienten sie sich hölzerner, mit Haut überzogener und mit Federn geschmückter Schilde, wobei die Farbe der Federn und die Figuren, die sie bildeten, den Rang und die Stellung des Trägers bezeichneten. Sie trugen auch gesteppte und gefütterte Jacken und kurze, nur die Dickbeine bedeckende Hosen von Baumwolle, durch die ein Pfeil nur mit Mühe drang und die die Spanier so wirksam zum Schutze fanden, dass sie sie sich ebenfalls aneigneten.*) Die Waffen zu vergiften war bei ihnen nicht gebraüchlich. Das Gold scheinen sie nur zum Schmuck angewendet zu haben und um kleine Götzenbilder daraus zu machen, die sie in ihren Haüsern und Tempeln verehrten. Sie besassen gewisse Manuscripte, von den Spaniern „Bücher" genannt, die mit denjenigen, welche die Mejicaner besassen, identisch gewesen zu sein scheinen. Sie waren gemalt „in schwarzen und rothen Farben auf Pergament aus Hirschhaut, hatten die Breite einer Hand und darüber und eine Länge von zehn bis zwölf Ellen und wurden gleich einer spanischen Wand gebrochen." „Wiewohl", fährt Oviedo fort, „diese Zeichen weder Buchstaben noch Figuren waren, so waren sie doch nicht ohne ihre Bedeutung."

3. ***Religion.*** Oviedo versichert uns, dass die Bewohner Nicaragua's, trotzdem dass sie in ihren Gewohnheiten und in ihrer Lebensweise weit

*) Auf Taf. VIII. Fig. 63 ist aus einem mejicanischen Manuscripte eine Soldatentracht abgebildet. Der Buchstabe *a* zeigt den Federschmuck auf dem Kopfe an, *c* eine Metallplatte, die einen Theil des Gesichts bedeckte, und *d* das gesteppte baumwollne Panzerhemd.

32*

voneinander unterschieden waren, doch in ihrer Religion im Wesentlichen zusammenstimmten. Diese Religion scheint mit der mejicanischen ganz oder doch beinahe identisch gewesen zu sein, und bei den Niquiranern waren sowohl die Namen der Götter als auch ihr Gottesdienst mit Einschluss des Brauchs der Menschenopfer ganz gleich mit denen der Azteken und ihrer Nachbarn im Anahuac-Thale. In das Wesen ihres religiösen Glaubens, wie auch in die Vorschriften ihres Rituals geben die von Oviedo aufbewahrten und mitgetheilten Urkunden einen sehr klaren Einblick. Darunter befindet sich eine Abschrift von dem Verfahren einer Commission, deren Vorstand der Mönch Francisco de Bobadilla, Provincial des Ordens der barmherzigen Brüder, war und die vom Gouverneur Nicaragua's, Don Pedro Arias de Avila, im J. 1528 beauftragt ward, genaue Nachrichten über die Lage der Indianer einzuziehen, sich von dem Wesen ihrer Religion zu überzeugen und den Einfluss zu ermitteln, den das eingeführte Christenthum bis dahin auf sie ausgeübt. Es war am 28. September des Jahres 1528, als Bobadilla in der Provinz Nicaragua ankam und mit seinen Nachforschungen begann. Der Erste, der vor ihm erschien, war ein Haüptling Chichoyatona mit Namen, zu dessen Taufe Bobadilla in seinem frommen Eifer sofort verschritt, wobei er ihm den Namen Alonzo de Herrera gab. Darauf fragte er ihn aus, ob er wüsste, dass es einen Gott gebe, der den Menschen, die Welt und alle Dinge geschaffen habe. Aber Chichoyatona wusste weder etwas davon, noch bezeigte er Lust, die gestellten Fragen zu beantworten, und so bekam denn der Mönch nichts aus ihm heraus. Zunächst nun ward ein alter Mann, Namens Cipat, ins Verhör genommen, der aber ebenfalls auf die nämliche Frage antwortete, dass er weder etwas wisse noch etwas zu wissen begehre, und darum entlassen ward. Es ist indessen nicht zu vermuthen, dass Cipat wirklich so unwissend war, da die Indianer Nicaragua's gleich den Indianern in jedem andern Theil des Continents auf alles auf ihre Religion Bezügliche ausserordentlich eifersüchtig waren. Bobadilla, keineswegs entmuthigt, nahm einen andern Haüptling, Namens Mizeztoy, ins Verhör, und diessmal mit besserm Erfolge. Mizeztoy sagte aus, dass er ein Christ wäre, das heisst, dass ein Priester ihm Wasser über das Haupt gegossen hätte, dass er aber in Wahrheit ganz und gar vergessen, welchen Namen dieser ihm gegeben. Den Hergang dieser Prüfung theilt der Chronist in folgender Weise mit:

Mönch. Wisst ihr, wer Himmel und Erde geschaffen hat? — *Indianer.* Meine Aeltern sagten, als ich Kind war, dass es *Famagostad* und *Zipaltonal*, jener ein männliches, diese ein weibliches Wesen, waren. — *M.* Was sind sie, Menschen oder Thiere? — *Ind.* Ich weiss es nicht; meine Aeltern haben sie nie gesehen; auch weiss ich nicht, ob sie in der Luft oder sonstwo wohnen. — *M.* Wer schuf den Menschen und alle Dinge? — *Ind.* Wie schon gesagt, *Famagostad* und *Zipaltonal*, ein Jüngerer Namens *Ecalchot*, ein *Gueguc* (d. i. ein sehr Alter) und der kleine *Ciagat*. — *M.* Wo sind sie? — *Ind.* Ich weiss es nicht; ich weiss nur, dass sie unsere grossen Götter sind, die wir *Teotes* nennen. — *M.* Haben sie Aeltern oder Vorältern? — *Ind.* Nein, denn sie sind ja Götter. — *M.* Essen die *Teotes*? — *Ind.* Ich weiss es nicht, aber wenn wir Krieg führen, sorgen wir dafür, dass sie das Blut unsrer Feinde, die wir erschlagen oder zu Gefangenen gemacht, geniessen können.

Wir verspritzen das Blut nach allen Richtungen hin, auf dass die Teotes es finden mögen, denn wir wissen nicht, nach welcher Seite sie wohnen, ja nicht einmal, ob sie es wirklich essen. — *M.* Wisst ihr oder habt ihr wenigstens gehört, dass die Welt seit der Erschaffung einmal zerstört worden sei? — *Ind.* Ich habe unsere Väter sagen hören, dass sie vor gar langer Zeit durch Wasser zerstört worden sei. — *M.* Ertranken dabei alle Menschen? — *Ind.* Ich weiss es nicht; aber die Teotes bauten die Welt wieder auf und setzten wieder Menschen und Thiere darauf. — *M.* Wie entkamen die Teotes? auf einem Berge oder in einer Canoa? — *Ind.* Sie sind ja Götter, wie konnten sie ertrinken? — *M.* Ertranken alle Thiere und die Vögel? — *Ind.* Die jetzt vorhandenen wurden von den Teotes neu geschaffen, wie auch die Menschen und alle Dinge. — *M.* Sind alle Indianer mit Dem, was ihr mir soeben gesagt, bekannt? — *Ind.* Die Priester der Tempel und die Kaziken wissen es. — *M.* Von wem werden die Teotes bedient? — *Ind.* Unsere Alten sagen, dass Diejenigen, welche in der Schlacht getödtet werden, die Teotes bedienen, und dass Diejenigen, welche auf natürlichem Wege sterben, unter die Erde gehen. — *M.* Welches ist das Ehrenvollste, unter die Erde zu gehen oder die Teotes zu bedienen? — *Ind.* Bei Weitem die Teotes zu bedienen, weil wir dort unsere Väter finden sollen. — *M.* Wenn aber eure Väter in ihren Betten gestorben sind, wie könnt ihr dann dort mit ihnen zusammenkommen? — *Ind.* Unsere Väter sind selbst Teotes. — *M.* Können die Teotes die Todten zum Leben bringen, und wenn das der Fall ist, wo sind dann die wiedererweckten Todten? — *Ind.* Alles was ich weiss ist, dass Kinder, welche sterben bevor sie entwöhnt sind und bevor sie Mais gekostet haben, wieder aufgeweckt und zu ihrer Väter Wohnungen zurückkehren werden, wo ihre Väter sie wiedererkennen und für sie sorgen werden; während andrerseits Die, welche im vorgerücktern Alter sterben, niemals wieder zum Leben kommen. — *M.* Wenn aber der Vater stirbt ehe seine Kinder wieder zum Leben kommen, wie kann er sie wiedererkennen und für sie sorgen? — *Ind.* Wenn die Väter sterben, so weiss ich nicht, was aus den Kindern wird. — *M.* Was ist ihre endliche Bestimmung? — *Ind.* Ich weiss nur was ich euch gesagt habe, und wahr muss es sein, da unsere Väter es uns so gesagt haben."

Der Bruder Bobadilla befragte zunächst den Kaziken Abalgoalteogan, der auch den Namen Francisco führte und sagte, dass er ein Christ wäre. Der Mönch fragte ihn, „ob er sich darob freute, dass er ein Christ wäre?" — worauf er erwiederte, „er dächte, dass er sich freute", und gab als Grund, warum er sich Glück dazu wünschte, an, dass blos die Christen in den Himmel kämen, während „alle Andern zum Teufel in die Hölle gingen." Da dieser Mensch mehr Hoffnung als die Uibrigen erweckte, so verschritt der Bruder zu einer weitern Befragung. Seine Aussage in Betreff der Götter fiel mit der Rede Mizeztoys zusammen; auch versicherte er gleich diesem, alle Wissenschaft von ihnen würde durch mündliche Uiberlieferung fortgepflanzt; früher hätten die Priester mit den Göttern verkehrt, seit der Ankunft der Christen aber hätten die Letztern sich von der Erde hinweggezogen. Zwar wären die Teotes von Fleisch und männlich und weiblich, aber dennoch wären sie unerschaffen und unsterblich, genössen ewige Jugend und wohnten im Himmel. Die Erde wäre einmal durch Wasser verwüstet und zu einem grossen Meer geworden, worauf *Famagostad* und *Zipaltonal* herabgestiegen wären, die Wasser vertrieben

und alle Dinge neu geschaffen hätten. Von den Todten gingen allein die Guten zu den Teotes hinauf, die Bösen aber in eine unterirdische Behausung, *Miquetanteot* genannt. Eine Wiederauferstehung des Leibes gäbe es nicht; im Augenblicke des Todes „käme etwas aus dem Munde heraus, das der Person gliche, *Julio* hiesse und zum Sitze der Teotes ginge. Dieses wäre unsterblich, aber der Leib zerfiele auf immer.“ Die Guten wären Diejenigen, welche die Tempel hochhielten und die Gesetze der Freundschaft beobachteten; die Bösen Diejenigen, welche entgegengesetzt handelten, und diese würden unter die Erde geschickt.

Hierauf zunächst fragte der Fray Bobadilla einen alten Mann, der die sechszig Jahre überschritten hatte, Tacoteyda hiess und Priester in einem der Tempel Nicaragua's war. Befragt, ob er ein Christ wäre, sagte er: Nein; er wäre ein betagter Mann, warum sollte er noch Christ werden? Worauf der Mönch ihm sagte, dass, wenn er ein Christ würde, diess ihm zu einer reichen Quelle des Guten hier und im künftigen Leben werden würde; wenn nicht, so würde er unfehlbar zum Teufel fahren. Aber der alte Priester war fest in seinem Glauben und wollte nicht getauft sein. Er stimmte mit den Andern darin völlig zusammen, dass er Famagostad und Zipaltonal als unerschaffen, als Schöpfer des Himmels und der Erde und als die grössten unter den Göttern darstellte. Er fügte noch hinzu, sie sähen wie die Indianer aus, wären ewig jung, wohnten im Himmel nach dem Aufgange der Sonne zu und ihren Beistand im Kriege oder für andre Zwecke hätte man sich vor der Ankunft der Christen durch Bitten an den Himmel erwirkt.

Tacoteyda sagte aus, dass Famagostad und Zipaltonal Diejenigen zu sich in ihren Wohnort im Osthimmel aufnähmen, die würdig gelebt hätten oder in der Schlacht gefallen wären, dass aber alle Andern unter die Erde verwiesen würden; dass Die, welche in den Himmel kämen, ihren Leib nicht mit sich nähmen, sondern nur e i n H e r z oder vielmehr Das, was Ursache des Lebens wäre und beim Scheiden vom Körper den Tod herbeiführte. Der Fray fragte ihn, was die Götter thun würden, wenn alle Menschen zu leben aufhörten; worauf der indianische Priester ganz offen erwiederte, dass er es nicht wüsste. Ebensowenig wusste er etwas von einer Wasserfluth, welche die Welt verwüstet hätte. Im Ganzen scheint diese Befragung den Fray Bobadilla nicht befriedigt zu haben, der ihn entliess und nach einem Indianer, Namens Coyen, sandte, der ein hochbetagter Mann von mehr als achtzig Jahren und dessen Haupt weiss wie Baumwolle war. Er sagte, er wäre ein Christ, oder vielmehr, es wäre ihm Wasser über das Haupt gegossen worden, und er hätte einen neuen Namen bekommen, der ihm indess entfallen wäre. Seine Aussage über die Götter bestätigte was von den Andern gesagt worden war: sie wären unsterblich, glichen den Indianern, wären ewig jung, wohnten in der Höhe, hätten vordem sich den Priestern in den Tempeln mitgetheilt, thäten es aber nicht mehr und liebten das Blut und die Herzen der Kinder und den Weihrauch von Harzen. Er hätte von seinen Voraltern gehört, dass in fernen Zeiten die Welt durch Wasser zerstört und Niemand gerettet worden wäre, dass aber die Götter die Welt von Neuem geschaffen hätten. Die Guten gingen hinauf zu den Teotes, die Bösen unter die Erde. Der Leib verweste in der Erde, aber die Ursache des Lebens, die im Herzen wohnte und unsterblich wäre, ginge zu den Göttern hinauf.

Zwei Tage darnach nahm der Mönch seine Befragungen von Neuem auf und berief den Haüptling von Jajoita zu sich, dessen Name Quibiat war, ein ziemlich junger Mann, der kein Christ war, aber es zu werden begehrte, worüber Bobadilla so hoch erfreut war, dass er ihn nicht nur taufte, sondern ihm auch seinen eignen Namen gab. Der Mönch dachte ohne Zweifel, er hätte einen guten Fang gemacht, aber Quibiat beantwortete jedwede Frage mit einem „Ich weiss nicht!“ So ward er denn wieder entlassen und ein Indianer, Namens Atochinal, hereingerufen, der, obwohl nur ein trauriger Christ, doch jede ihm vorgelegte Frage genau auf dieselbe Weise wie die vor ihm Geprüften beantwortete, ausgenommen dass er nicht wusste, ob die Welt durch Feuer oder durch Wasser zerstört worden wäre, da seine Väter ihm blos gesagt, sie wäre zerstört worden.

Darnach versammelte der Mönch dreizehn Indianer um sich, Priester, Kaziken und Andere, und stellte verschiedene Fragen an sie, die nebst den Antworten unten gegeben werden. Es muss indess daran erinnert werden, dass Bobadilla jetzt unter den Niquiranern, also einem Volke vom mejicanischen Stamme sich befand. Der Fray fragte sie zuerst, ob sie die Urbewohner des Landes wären, worauf sie antworteten, dass, obgleich ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten hier gewohnt hätten, sie doch nicht die ächten Ureingebornen, sondern ursprünglich aus einem fernen Lande, *Ticomega Emaguatega* genannt, gekommen wären, welches gegen Westen (d. i. Nordwesten) läge und das sie verlassen hätten, weil sie von ihren Gebietern übel behandelt worden wären. Die Befragung, welche Bobadilla mit ihnen vornahm, lautete folgendermassen:

Mönch. Waren diese eure Herren Indianer oder Christen? — *Indianer.* Indianer. — *M.* Welcher Art waren die Dienstleistungen, die man von euren Vätern forderte? — *Ind.* Sie bestellten das Land und dienten ihren Herren wie wir jetzt den Christen dienen. Ihre Herren überbürdeten sie, misshandelten sie, ja verzehrten sie sogar. Furcht war es, was sie veranlasste auszuwandern. Ihre Herren waren aus einem andern Lande gekommen und ihnen an Zahl und Stärke überlegen. — *M.* Worin besteht eure Religion? wen betet ihr an? — *Ind.* Wir beten *Famagostad* und *Zipaltonal* an, welche unsere Götter sind. — *M.* Wer sendet euch Regen und alle andern Dinge zu? — *Ind.* Der Regen wird uns von *Quiateot* gesandt, dem Sohne des Gottes *Home-Atelite* und der Göttin *Home-Ateciguat.* Sie wohnen am aüssersten Ende der Welt, da wo die Sonne aufgeht. — *M.* Haben sie jemals auf Erden gelebt? — *Ind.* Nein. — *M.* Von wannen sind sie gekommen? — *Ind.* Wir wissen es nicht. — *M.* Wer schuf Himmel und Erde und alle sonstigen Dinge? — *Ind.* Famagostad und Zipaltonal. — *M.* Zeugten sie den Vater und die Mutter von Quiateot? — *Ind.* Nein; was auf das Wasser Bezug hat, ist ein ganz andres Ding, wir wissen aber sehr wenig davon. — *M.* Hat Quiateot ein Weib? — *Ind.* Nein. — *M.* Wer dient ihm? — *Ind.* Wohl meinen wir, dass er Diener haben müsse, aber wir wissen nicht wer sie sind. — *M.* Womit nährt er sich? — *Ind.* Womit wir uns nähren, denn unsre Speise kommt von den Göttern. — *M.* Wen betrachtet ihr als den Mächtigsten, den Vater, die Mutter oder den Sohn? — *Ind.* Sie sind einander gleich. — *M.* Wann ihr um Regen bittet, was thut ihr, um ihn zu erlangen? — *Ind.* Wir gehen in den Tempel, der ihm geweiht ist, und opfern einige kleine Kinder. Nachdem wir ihnen die

Köpfe abgeschnitten, spritzen wir das Blut auf die Bilder und steinernen Götzen in dem unsern Göttern geweihten Gebetshause, welches in unsrer Sprache *Teobat* heisst. — *M.* Was macht ihr mit den Leibern der Geopferten? — *Ind.* Die Leiber der Kinder begraben wir, die der Männer werden von den Kaziken und Vornehmsten, nicht aber von dem übrigen Volke gegessen. — *M.* Sendet, wenn diess geschehen, der Gott euch Regen? — *Ind.* Manchmal thut er's, manchmal nicht. — *M.* Warum geht ihr in die Tempel und was redet und thut ihr dort? — *Ind.* Die Tempel sind uns was den Christen die Kirchen sind; dort sind unsere Götter und dort zünden wir ihnen zu ihrer Ehre Weihrauch an; wir flehen sie um Gesundheit an, wenn wir krank sind, um Regen, wenn wir welchen brauchen, denn wir sind arm und würden, wenn die Erde verdorrte, keine Früchte haben; kurz, wir erbitten uns von ihnen alle Dinge, deren wir bedürfen. Der erste Kazike geht in den Tempel und betet im Namen Aller, die übrigen Indianer gehen nicht mit hinein. Der Kazike bleibt dort zum Gebete ein ganzes Jahr lang und verlässt während dieser Zeit niemals den Tempel. Kommt er wieder heraus, so wird ihm zu Ehren ein grosses Fest mit Tänzen und Schmausereien gefeiert. Dann wird ihm die Nasenscheidewand durchstochen, zum Zeichen, dass er Hoherpriester des Tempels gewesen ist, welches für die grösste aller Ehren gilt. Darnach wird ein andrer Haüptling an seine Stelle gesucht, auf dass immer Einer im Tempel sei. Was diese Tempel, die nur eine Art Betkapellen (*oratorios*) sind, anlangt, so kann Jedermann eines seiner Kinder hineinthun und Jeder kann, wenn er will, eintreten, vorausgesetzt dass er unverehelicht ist, und unter der Bedingung, dass er auf ein ganzes Jahr keine Verbindung mit einem Weibe gehabt habe; aber nicht eher als bis die Kaziken und Priester, die im Tempel sind, den Tempel verlassen haben. — *M.* Wenn verheirathete Männer Willens sind, ihre Weiber zu verlassen und in die Tempel zu gehen, wird es ihnen dann gestattet? — *Ind.* Ja. Aber nach Ablauf des Jahres müssen sie zu ihren Weibern zurückkehren und wenn es Kaziken sind die Obergewalt wieder übernehmen. — *M.* Auf welche Weise werden sie mit Nahrung versorgt? — *Ind.* Sie wird ihnen durch Kinder aus dem Hause der Priester gebracht und während der ganzen Zeit, dass sie im Tempel sind, darf Niemand weiter als bis zur Vorhalle eintreten, ausgenommen jene Kleinen, die ihnen Speise zutragen. — *M.* Verkehren sie, solange sie im Tempel weilen, mit den Göttern? — *Ind.* Seit langer Zeit haben unsere Götter uns nicht besucht und nicht mit uns verkehrt. Wenn man unsern Vorältern glauben darf, so pflegten sie es ehedem zu thun. Alles was wir wissen ist, dass die mit dem Gebet zu den Göttern betraute Person alle nöthigen Dinge von ihnen erbittet. — *M.* Verlassen sie zur Zeit des Kriegs den Tempel? — *Ind.* Nein. Die Vorhalle des Tempels bietet bequeme Gelegenheit zu Zusammenkünften und Berathungen. — *M.* Wer reinigt und fegt die Tempel? — *Ind.* Blos kleine Knäblein; verheirathete oder bejahrte Männer haben nichts damit zu thun. — *M.* Habt ihr im Laufe des Jahres gewisse vorgeschriebene Tage, wo ihr alle in den Tempel gehen müsst? — *Ind.* Wir haben einundzwanzig Festtage, die zur Belustigung, zum Trinken und Tanzen um den Tempelhof bestimmt sind, aber Niemand darf dabei den Tempel selbst betreten. — *M.* Sind die Frauen behilflich, Stroh zusammenzubringen, Holz herzuzutragen oder sonst etwas, was beim Bauen oder Ausbessern des Tempels vonnöthen sein kann? — *Ind.* Die Frauen haben bei Allem, was den Tempel betrifft, nichts zu schaffen und erhalten niemals Zutritt zu ihm. — *M.* Da ihr manchmal Frauen opfert, verletzt ihr damit nicht das Gesetz, welches ihnen verbietet, in den Tempel zu kommen? — *Ind.* Werden

Frauen in den Tempeln oder vornehmsten Bethaüsern geopfert, so werden sie vorerst im Tempelhofe getödtet; aber sie in die gewöhnlichen Tempel zu bringen ist gestattet. — *M.* Was beginnt ihr mit dem Blute Derer, die in den Höfen der vornehmsten Tempel geopfert werden? — *Ind.* Es wird in den Tempel gebracht und der Priester besprengt damit mit seinen Händen die Götzenbilder. — *M.* Was macht ihr mit dem Leibe der Geopferten? — *Ind.* Er wird gegessen, die Leiber der Weiber ausgenommen, die nicht berührt werden. Ist das Opfer ein Mann, so bekommt der Priester seinen Theil. — *M.* Sind die Geopferten freiwillige Opfer? werden sie durch das Loos ausgewählt? oder ist es eine ihnen auferlegte Strafe? — *Ind.* Sie sind Sklaven oder Kriegsgefangne. — *M.* Da ihr eure Götter so hoch haltet, wie könnt ihr ihnen Menschen aus entehrendem Stande zum Opfer darbringen? — *Ind.* Unsere Vorfahren thaten so und wir thun es ihnen nach. — *M.* Bringt ihr noch andere Opfergaben in euern Tempeln dar? — *Ind.* Jeder bringt Opfergaben wie sie ihm belieben, als: Geflügel, Mais, Fische, Früchte u. s. w. Sie werden durch die Kleinen nach dem Tempel gebracht. — *M.* Wer isst diese Opfergaben? — *Ind.* Die Priester des Tempels, und bleibt etwas übrig, so wird es von den Knaben gegessen. — *M.* Werden die Vorräthe, bevor sie in den Tempel gebracht werden, gekocht? — *Ind.* Stets. — *M.* Kostet Jemand von diesen Opfergaben eher als der Priester? — *Ind.* Keiner vermisst sich, sie vor ihm zu berühren oder von ihnen zu kosten; denn diess gilt als eine der wichtigsten Tempelverfügungen. — *M.* Zu welchem Zwecke bringt ihr ein Selbstopfer mittelst Durchschneidens der Zunge? — *Ind.* Wir thun diess stets, ehe wir etwas kaufen, verkaufen oder einen Handel abschliessen, weil wir glauben, es werde uns Glück bringen. Der Gott, den wir bei solchen Gelegenheiten anrufen, heisst *Mixcoa*. — *M.* Wer ist euer Gott *Mixcoa?* — *Ind.* Geschnittene Steine, die wir ihm zu Ehren anrufen. — *M.* Woraus erseht ihr, dass dieser Gott bei euern Geschäften euch hilfreich ist? — *Ind.* Weil wir, sooft wir ihn anrufen, gute Geschäfte machen. — *M.* Ist Nicaragua jemals von einer andern Nation als den Spaniern besucht worden, die euch alle diese heiligen Gebraüche gelehrt und euch befohlen haben, Wasser über euer Haupt zu giessen oder die Vorhaut zu beschneiden? und wusstet ihr, dass die Ankunft der Christen in eurem Lande nahe bevorstand? — *Ind.* Von dem allem wussten wir nichts; seit ihr aber zu uns gekommen seid, habt ihr uns gesagt, dass es gut sei, Wasser über das Haupt zu giessen und getauft zu werden. — *M.* Was ist es denn, was durch das Wasserausgiessen über das Haupt gereinigt wird? — *Ind.* Das Herz. — *M.* Woraus ersehet ihr, dass das Herz gereinigt sei? — *Ind.* Wir wissen blos, dass es uns reinigt, und es ist die Pflicht eurer Priester, das Wie zu erklären. — *M.* Auf welche Weise verfügt ihr bei euerm Tode über euer Besitzthum und welche Vorkehrungen trefft ihr für ein andres Leben? — *Ind.* Wenn wir sterben, empfehlen wir unsre Kinder und unser Hab und Gut den Zurückbleibenden, auf dass jene, wenn wir todt sind, nicht umkommen, sondern für sie gesorgt werde. Wer ein gutes Leben führt, geht nach dem Tode hinauf zu den Teotes; wer ein schlechtes, hinab unter die Erde. — *M.* Welches sind eure Götter? — *Ind.* Famagostad und Zipaltonal; und wenn wir zu ihnen kommen, sagen sie: „da kommen unsre Kinder!“ — *M.* Warum zerschlagt ihr die Bilder eurer Götter auf euern Gräbern? — *Ind.* Auf dass sie zwanzig bis dreissig Tage lang unser gedenken mögen, nach welcher Zeit sie uns vergessen. — *M.* Warum bemalt ihr euch, sooft einer von euch stirbt, mit rother Farbe, schmückt euch mit Federn, singt, spielt auf Instrumenten und stellt Festlichkeiten an? — *Ind.* Wir thun nichts Derartiges.

Wenn unsre Kinder sterben, wickeln wir sie in baumwollnes Tuch und begraben sie vor unsern Thüren. All unser Besitzthum lassen wir unsern Kindern, welche, wenn sie rechtmässig sind, uns beerben; rechtmässig, das heisst, die Kinder eines Mannes und seiner Frau und im Hause geboren; aber sie sind nicht unsere Erben, wenn sie von andern Frauen und ausser dem Hause geboren sind; denn nur die im Hause gebornen sind rechtmässige. Sterben wir kinderlos, so wird Alles was wir besitzen mit uns begraben. — *M.* Worin bestehen eure Begräbnissgebraüche? — *Ind.* Beim Tode eines Haüptlings oder Kaziken wird eine grosse Menge baumwollnes Tuch, Hemden, Mäntel, Federn, Jagdhörner und alle Arten von Gegenständen, die dem Todten gehörten, von jeder Art eine gewisse Menge, mit dem Leib verbrannt, dazu auch alles Gold, was er besessen. Dann wird die ganze Asche gesammelt, in ein irdnes Gefäss gethan und vor dem Hause des Verstorbenen vergraben. — *M.* Warum begrabt ihr sie nicht in euern Tempeln? — *Ind.* Weil es nicht Sitte ist. — *M.* Legt ihr Mundvorrath in die Urne? — *Ind.* Beim Verbrennen wird ein wenig Mais in einen Kürbiss neben den Leichnam gelegt und mit ihm verbrannt. — *M.* Stirbt das Herz, *Julio*, oder die Seele zugleich mit dem Leibe? — *Ind.* Hat der Verstorbne gut gelebt, geht *Julio* hinauf zu den Göttern; wo nicht, so geht sie mit dem Leibe unter und hat aufgehört zu sein. — *M.* Sehen die Indianer im Augenblicke des Sterbens etwas? — *Ind.* Sie haben Erscheinungen von Personen, Eidechsen, Schlangen und vielen andern Dingen, die sie mit Furcht erfüllen. Daraus ersehen sie, dass sie sterben müssen. Die Gegenstände, die sie sehen, sprechen nicht, wetteifern aber, sie in Angst zu setzen. Manchmal kehren die Todten in diese Welt zurück und erscheinen den Lebenden zu demselben Zwecke. — *M.* Schützen die Sterbenden nicht die Kreuze, welche von den Christen über den Todten errichtet werden? — *Ind.* Ja, sehr, denn seit dieser Brauch der Christen eingeführt ward, haben wir keine Gesichte mehr. — *M.* Wer lehrte euch, euern Götzen die Form zu geben, die sie haben? — *Ind.* Unsere Väter hinterliessen uns steinerne Bilder und nach diesen Mustern haben wir die Bilder in unsern Haüsern gebildet. — *M.* Warum habt ihr sie in euern Haüsern? — *Ind.* Damit wir sie, sobald wir ihrer bedürfen, ohne Mühe anrufen können. — *M.* Opfert ihr den Götzen in euern Haüsern? — *Ind.* Nein. — — *M.* Vor euern Tempeln stehen Erdhütten von kreisrunder Form und spitz zulaufend; sie gleichen einer Korngarbe; die Spitze erreicht man mittelst einer Treppe in der Mitte der Hütte. Welches ist der Name dieser Hütten und wozu dienen sie? — *Ind.* Ihr Name ist *Tezarit*; der Priester des Tempels, dessen Name *Tamagoz* ist, steigt auf die Spitze der Hütte, bringt hier die Opfer dar und besprengt die steinernen Götzen mit ihrem Blute."

Der Bruder Bobadilla setzte hierauf seine Nachfragen in Betreff andrer Gegenstände fort, wobei er erfuhr, dass der Gott des Hungers *Vizetot* hiess, und der Gott der Luft *Chiquinau* oder *Hecact*, welches letztere Wort wahrscheinlich *Ehecatl*, der mejicanische Name für Luft oder Wind, sein sollte. Er erfuhr ferner die Namen der Tage ihrer Monate, welche mit den mejicanischen völlig übereinstimmten, wie auch noch viele interessante Dinge, die auf ihre religiösen Gebraüche Bezug hatten. Die Indianer bestätigten, dass sie einundzwanzig Hauptfesttage im Jahre hätten. Während derselben ward keine Arbeit verrichtet, sondern alles Volk gab sich der Freude und dem Genusse hin und beobachtete die für diese Gelegenheiten vorgeschriebenen Gebraüche. Während dieser Festzeiten enthielten

sie sich ferner alles vertrauten Umgangs mit ihren Frauen, indem letztere im Hause, die Männer ausser demselben schliefen. Diese Enthaltsamkeit ward für sehr wesentlich angesehen und jeder Verletzung derselben folgte, wie man meinte, die rasche Strafe der Götter. Fasten scheint bei keiner Gelegenheit auferlegt gewesen zu sein. Die Spanier waren gar höchlich überrascht, als sie hier wie in Mejico einen festen Ritus vorfanden, der mit dem in der katholischen Kirche bestehenden Ritus der Beichte vollkommen zusammenstimmte. Indess ward die Beichte hier nicht vor den Priestern abgelegt, sondern vor gewissen alten Leuten, die in Bezug auf alles ihnen Mitgetheilte allezeit die strengste Verschwiegenheit beobachteten. Die Büssungen wurden zum Bessten des Tempels auferlegt. Diese Alten wurden vom Rathe erwählt und trugen als Zeichen ihrer Würde einen Kürbiss, der vom Halse herabhing. Sie mussten unverehelicht und durch ihre Tugenden ausgezeichnet sein. Vernachlässigung religiöser Braüche und Lästerung der Götter galten für Vergehen, die eine rasche Beichte und Absolution erheischten, wenn anders sie nicht über den Sünder Krankheit oder Tod bringen sollten. Doch ward von Niemanden die Beichte eher verlangt als bis er das Alter der Pubertät erreicht hatte.

Sie scheinen eine grosse Menge aberglaübischer Begriffe gehabt zu haben, die im Allgemeinen denjenigen entsprachen, die bei den übrigen indianischen Nationen im Norden wie im Süden herrschend waren. Dahin gehörte der Brauch, auf Reisen auf gewisse Steine an der Strasse Zweige oder Gras zu werfen, wodurch sie dem Hunger und der Ermüdung weniger ausgesetzt zu werden meinten. Auch hatten sie einen Aberglauben, der dem „bösen Blicke“ bei den Arabern und einigen andern orientalischen Völkern einigermassen glich. Sie meinten nämlich, dass es Menschen gäbe, deren Blicke tödtlich und deren Augen für Kinder verderbenbringend wären. Auch besassen sie eine grosse Furcht vor Zaubrern, die sie *Texoxes* nannten.

Oviedo hat die Tempel, die er so haüfig erwähnt, nicht beschrieben; Cerezeda aber belehrt uns, dass sie von Holz gebaut und überdacht waren und bei ansehnlichem Umfange eine Menge niedrige, finstere Kapellen im Innern hatten. Sie scheinen von geraümigen Höfen umgeben gewesen zu sein, jenseits welcher Niemand zu gehen wagte ausser den Priestern und dem Kaziken während seines Noviziatjahrs. Ausser ihnen gab es noch sogenannte *Tezarit*, Altarhügel, welche vor und um die Tempel standen und die Oviedo als konisch oder pyramidalisch von Gestalt und mit Stufen versehen beschreibt. Auf ihnen wurden die Menschenopfer dargebracht. „Im Angesichte ihrer Tempel,“ sagt der ausführlichere Cerezeda, „gab es verschiedne Saülenstühle oder Ständer, Chorpulten ähnlich, die im Freien standen, aus ungebrannten Ziegeln und einer gewissen Art zäher Erde, Bitumen genannt, bestanden und acht bis fünfzehn Stufen hoch waren. Ihre Spitze ist abgeplattet und von verschiednem Umfange je nach den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind. Manche sind oben so breit, dass sie zehn Menschen fassen können. In der Mitte dieses obern Raums steht ein Stein, der Alles überragt und die Höhe eines Mannes hat; und dieser verwünschte Stein ist der Altar ihrer elenden Opferungen. An dem zum Opfer bestimmten Tage ersteigt der König einen andern solchen Altar, von wo aus er die Ceremonie mit ansehen kann, und um ihn schaart sich das Volk, wo denn der Priester im Angesichte Aller von diesem erhabenen

Standorte aus den Dienst des Predigers verrichtet und, während er ein scharfes Messer von Stein in seiner Hand schwingt, verkündet, dass ein Opfer zu bringen sei, wie auch, ob es ein Gefangner sein solle oder ein Sklav oder ein Solcher, der von Kindheit auf zu diesem Zwecke aufgezogen worden. Denn jeder Haüptling unterhält gewisse Personen zum Opfern, die köstlich genährt werden und weit entfernt, in Erwartung ihres Schicksals traurig und betrübt zu sein, vielmehr die Uiberzeugung haben, dass sie durch diese Todesart in Götter und himmlische Wesen werden verwandelt werden. Uiberall, wohin sie gehen, werden sie ehrfurchtsvoll empfangen und Alles, was sie sich erbitten, wird ihnen gegeben. Die zum Opfer Bestimmten werden flach auf dem Steine, von dem ich gesprochen, ausgestreckt, worauf der Priester ihnen die Brust aufschneidet, das Herz herausreisst und damit den Mund der Götzenbilder bestreicht. Dann wird der Körper in Stücke zerschnitten und unter die Priester, den Adel und das Volk vertheilt, der Kopf aber, wie eine Tropäe, an den Zweigen gewisser kleiner, zu diesem Zwecke in der Nähe der Opferstätte gepflegter Baüme aufgehangen. Die vertheilten Theile vergraben sie theilweise vor ihren Thüren, das Uibrige aber verbrennen sie und lassen die Asche auf dem Opferplatze zurück."

Nach Herrera standen die obenbeschriebnen Opferhügel innerhalb der Tempelhöfe. Derselbe unterrichtet uns auch, dass die Opfer haüfig von Ceremonien begleitet waren, an denen das gesammte Volk Theil nahm, nämlich durch Tänze, Bussübungen und Processionen. Bei diesen letztern waren die Priester mit baumwollnen Stola's angethan, die bisweilen kurz, bisweilen aber bis auf den Boden reichend und mit schweren Fransen besetzt waren. Auch trugen sie kleine Beutel mit gepülverten Kraütern. Ihnen folgte das Volk. Jeder mit einem Fähnlein, „worauf der Götze, den er am meisten verehrte, dargestellt war," und mit ihren Kriegswaffen versehen. „Ihr Banner," bemerkt der wunderliche Chronist, „war das Bild des Teufels, auf einem Speere sitzend, und ward vom ältesten Priester unter fortwährendem Gesang der Mönche nach der heiligen Stätte getragen. Dann ward der Boden mit Teppichen belegt und mit Blumen bestreut. Wenn das Banner still hielt, schwieg der Gesang und es fingen Alle an zu beten. Auf ein Zeichen des Oberpriesters stachen sie sich in verschiedne Theile des Körpers, fingen dabei das Blut auf Papier auf und rieben es dem Götzen ins Gesicht, während die jungen Leute zu Ehren des Festtags dazu scharmützelten und tanzten. Die dabei empfangenen Wunden wurden mittelst der gepülverten Kraüter, welche die Priester trugen, geheilt." — „Sind die Feierlichkeiten zu Ende," sagt Cerezeda, „so senken die Priester den Speer ein wenig nieder, wobei erst die Priester, dann die Edlen, zuletzt das Volk dem Götzen etwas ins Ohr flüstern, und Jedermann, der ganzen stürmischen Leidenschaftlichkeit seines Gemüths freien Lauf lassend und den Kopf auf die eine Schulter geneigt, unter ehrfurchtsvollem Zittern und Murmeln den Gott anfleht, dass er seinen Wünschen gnädig sein möge."

Es gab eine andre Feierlichkeit, die in Verbindung mit einer gottesdienstlichen Handlung zu gewissen Zeiten begangen ward, in grösserm Umfange als man gewöhnlich meint in Amerika herrschend war und uns über viele merkwürdige, auf andre Weise unerklärliche Gebraüche Aufschluss giebt. Sie bestand darin, dass man Blut aus den Zeugungstheilen

auf Mais sprengte, der dann vertheilt und unter grosser Feierlichkeit gegessen ward. Diesen symbolischen Ritus kann man durch die heiligen Gebraüche aller halbcivilisirten Nationen Amerika's, in vollkommner Uibereinstimmung mit gewissen phallischen Riten der Hindus und andrer zahlreicher, einer ähnlichen Urreligion zugethanen Völker der alten Welt verfolgen.

Der Bruder Bobadilla war in seinem frommen Eifer entrüstet über den religiösen Cultus der Indianer und wünschte inbrünstig ihnen zeigen zu können, wie nichtssagend und erbärmlich ihre Teotes wären im Vergleich zu dem Gotte und seinen Subordinirten, welche er anbetete. In diesem Bestreben ward er durch verschiedne Kundgebungen des Himmels unterstützt, die kaum weniger ausserordentlich waren als jene, die den Spaniern in Mejico zu Theil wurden, wo ihnen in ihren Kämpfen mit den Indianern die heil. Jungfrau und der Erzengel Michael in Person helfend zur Seite standen. So hatte z. B. Nicaragua seit langer Zeit keinen Regen gehabt; als aber der Mönch in den indianischen Städten ankam, regnete es fünf ganze Tage nacheinander. Das sah er für ein Mirakel an und versicherte flugs den Indianern, wenn sie Christen werden wollten, würden sie Regen haben sooft sie welchen brauchten, die Jahreszeiten würden allezeit fruchtbar sein und sie würden dadurch nebenher auch noch ihre Seelen retten. Den Indianern gefiel der Regen, und um sich seiner zu versichern, erlaubten sie dem frommen Bruder, „eine grosse Anzahl von Götzenbildern, Hirschköpfen und blutbefleckten Theilen *(parcels)* auf dem öffentlichen Platze aufzuhaüfen und den Flammen zu übergeben.“ Ja, sie liessen ihn sogar ihren Tempel in eine christliche Kirche verwandeln, welches er dadurch that, dass er ihn mit heiligem Wasser besprengte und ein Kreuz und das Bild der heil. Jungfrau darin aufstellte, welches letztere reinlich zu halten er ihnen ganz besonders auf die Seele band. Nach der von Oviedo citirten Notarialsurkunde taufte der Bruder in einem Zeitraum von neun Tagen nicht weniger als 43,000 Indianer, mithin durchschnittlich gegen 5000 auf den Tag, was doch wohl ein „gutes Geschäft“ zu nennen ist. Aber das Wunder des fünftägigen ununterbrochnen Regens war nichts im Vergleich zu Dem, was dem Fray in der Provinz Matearas widerfuhr, wo er ein Kind im Sterben vorfand, an welchem er den Ritus der Taufe vollzog, worauf das Kindlein das Wort „Kreuz!“ ausstiess und verschied! Darob war die Mutter dergestalt erstaunt und ergriffen, dass sie gleichfalls getauft zu werden begehrte, was kaum geschehen war, als sie ausrief, sie sähe ihr Kind zum Himmel fahren. In Folge dessen erhielt das Kindlein ein glänzendes Begräbniss. Der Bruder nützte dieses Wunder aufs Allerbesste, indem er darauf hin nicht weniger als 10,000 Indianer zur Taufe zu bewegen wusste.

Aber Bobadilla's Eifer blieb hierbei nicht stehen; er verbrannte „eine ungeheure Anzahl von Götzen, Tempeln und Opferstätten, errichtete Kreuze auf ihren Ruinen, wie auch an den Strassen und auf den Anhöhen, und vertheilte unter die Indianer Bildnisse der Jungfrau und eine Menge heiliges Wasser.“ Der Chronist setzte aber in diese Bekehrungen kein grosses Vertrauen, da er sagt, er wolle darauf eingehen, für jeden Indianer, der im Stande sei, seinen Taufnamen anzugeben und das Paternoster und Ave Maria herzusagen, einen *peso de oro* (span. Piaster) zu geben und für jeden Indianer, der es nicht vermöchte, blos einen *maravedi* (kleine span. Kupfermünze) zu nehmen, und bei diesem Geschäft sein Schnittchen machen.

Nach seiner Meinung hatten diese Taufen keinen Nutzen und nur insofern Werth, um die nach Spanien zu sendenden Berichte damit anzuschwellen. „Bei Weitem besser ist es," ruft er aus, „Einen Indianer zu belehren und zum wahren Christen zu machen, als Tausende zu taufen, die nicht wissen, was es heisst, ein Christ sein, oder was sie um selig zu werden zu thun haben;" und fährt dann fort: „Ich möchte wohl Diejenigen, welche Taufzeugen bei vier- und fünfhundert Indianern gewesen sind, fragen, was sie für ihre Täuflinge gethan haben?"

V.

Abriss der politischen Geschichte Centralamerika's seit seiner Losreissung von Spanien.

Erstes Kapitel.

Die spanisch-amerikanischen Republiken — Die Ursachen ihres Misslingens.

Die spanisch-amerikanischen Republiken haben von ihrer Geburt an allen Freunden freier Institutionen in der ganzen Welt ein schmerzliches Schauspiel dargeboten. Ihre Geschichte im Allgemeinen verkündet uns nichts als Anarchie und Blutvergiessen und hat kaum eine Seite aufzuweisen, von welcher wir uns nicht mit Schauder und Ekel abwenden. Die Parteikämpfe, die in unserm Vaterlande gleich einem raschen Gewittersturme kommen und gehen und die öffentliche Meinung zwar für einen Augenblick in heftige Bewegung setzen, sie aber, sobald sie vorüber sind, nur um so ruhiger lassen, sind in diesen Republiken durch einen Geist wilder Unduldsamkeit gebrandmarkt, der nur die Frucht des unversöhnlichsten Gegensatzes und des tödtlichsten Hasses sein kann und von welchem nur Wenige unter uns sich eine entsprechende Vorstellung zu machen vermögen.

Das erste Trachten einer triumphirenden Partei ist hier, ihren Gegner nicht blos zu unterdrücken, sondern zu vernichten, und sie trägt kein Bedenken, zur Erreichung ihrer Zwecke die aüssersten Massregeln der Confiscation, der Verbannung und des Todes zu ergreifen. Solange sie die Macht in Händen hat, ist sie absolut, tyrannisch, despotisch. Wer Grundsätze oder Meinungen hegt, die der herrschenden Partei entgegen sind, muss bei Gefahr für Besitzthum und Leben seine Worte und Handlungen bewachen.

Die Folgen sind klar und unvermeidlich: sie sind Hass, Misstrauen, geheime Umtriebe und Revolution. Die Galle, die bei uns in harmlosen Tintenströmen durch eine nicht gefesselte Presse sich ergiesst, und die Energie, die sich vor Gericht erschöpft oder an den Gewölben der Säle unserer gesetzgebenden Versammlungen wirkungslos zurückprallt und verhallt, frisst sich hier in jedes Mannes Herz ein, der sich als Opfer der Aechtung oder der Unterdrückung erkennt, und stählt ihn zu Thaten, die das Blut unsers erbittertsten Parteigängers, wenn er sich in einem Zeitungsartikel oder in einer einstündigen Rede ausgeleert und Luft gemacht, erstarren machen würden; und die Geschicklichkeit im Combiniren und Arrangiren, die bei uns keinem schlimmern Zwecke gewidmet ist als einen Anhang zusammenzubringen, die Decrete einer Stadtviertelversammlung zu dictiren und um die Wahlstimmen einer Stadt sich zu bewerben, sie findet hier weiten Spielraum zu tiefangelegten, gefährlichen Complotten wider die bestehende Ordnung der Dinge — denn welches auch die Richtung dieser Ordnung sein mag, immer erscheint sie dem Gegner im Lichte der Verkehrtheit.

Diese Unduldsamkeit schliesst das Bestehen von Parteien — wie wir sie verstehen — aus, von Parteien, welche die Schutzwehr jedes freien Gemeinwesens und zu seiner gesunden Entwickelung nothwendig sind. Im

freien Meinungsausdruck gehemmt und von gesetzmässiger Thätigkeit ausgeschlossen, wird jede Opposition gezwungen, in geheimen Versammlungen sich zu bewegen, und ihre Schritte tragen, wenn nicht den Geist, so doch die Form des Verraths an sich. Entdeckung zieht Verfolgung, vielleicht Tod nach sich, und kaum zeigt sich die Möglichkeit einer Erlösung oder Aenderung ausser durch jenes allerletzte und gefährlichste Zufluchtsmittel — die Revolution.

Es ist leicht zu begreifen, wie aus solcher Lage der Dinge einerseits ein System abscheulicher Spionirung, andrerseits ein kaum weniger abscheuliches Ränkesystem entspringen muss. Der Mann der Opposition, so lobenswerth auch seine Zwecke und so rein seine Triebfedern sein mögen, wird nothgedrungen ein Verschwörer, und jeder Verschwörer fällt aus derselben Nothwendigkeit dem Verdacht zum Opfer, der wieder seinerseits bei dringender Gefahr und unter wirklicher oder eingebildeter Nothwendigkeit zu Verrätherei führt und eine lange Kette blutiger Rachehandlungen im Gefolge hat.

Die unseligen Folgen solcher Lagen der Dinge werden nicht blos im allgemeinen politischen Organismus, sondern auch in jedem einzelen Gliede des Gesellschafts- und Staatskörpers empfunden. Das Gesetz, dieses Geheiligte, Unantastbare, das nächst Gott vor Allem die Ehrerbietung und den Gehorsam der Menschen verdient und empfangen sollte, verliert hier seine Göttlichkeit und wird im ekelhaften Gemenge mit der Tyrannei und den schlechten Leidenschaften und Antrieben der Menschen, die seine unparteiischen Diener sein sollten, statt dessen aber aus den abscheulichsten der Absichten seine Schrecken handhaben, zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Jene religiöse Ehrfurcht, aus welcher es seine Majestät und Stärke entnimmt und ohne welche es zu einem Scheindinge ausartet, wird gänzlich vernichtet und die Gesellschaft löst sich in ein Chaos streitender Elemente auf, wo Macht herrscht über Recht, wo weder Leben noch Eigenthum gesichert ist, wo nicht Ehre, nicht Tugend, nicht Weisheit langen Bestand haben.

Man wird ohne Zweifel einraümen, ja es ist sonnenklar, dass die Demoralisation der spanisch-amerikanischen Republiken die nächste Ursache jener Intoleranz ist, auf die wir hingewiesen. Aber woraus ist diese Demoralisation hervorgegangen? Dem spanischen Charakter gebricht es nicht an vielen der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur; das spanische Volk ist hoher Regungen und Antriebe in nicht mindrem Grade fähig als das unsrige. Weder in seinem individuellen noch in seinem Gesammt-Charakter liegt etwas, was es unfähig macht, die Rechte der Selbstregierung auszuüben oder deren Wohlthaten mit Vernunft zu geniessen. Und Diejenigen unter uns, die das allgemeine Fehlschlagen der spanischen Republiken einem psychologischen Grundfehler der spanischen Race zuschreiben, machen sich eines schweren, aber sehr natürlichen Irrthums schuldig. Mit Ausnahme von Chile sind sie sammt und sonders unzweifelhaft misslungene Versuche gewesen. Man sollte aber eingedenk sein, dass der Ursprung dieser Republiken ein von dem unsrigen weit verschiedner war. Unter allen Antrieben zur Ansiedlung auf diesem Continent suchen wir vergebens nach einem von so hoher, edler Art wie jener war, der unsre Väter hierher führte. Unter allen Abenteurern, die nach Amerika strömten, haben unsre Vorfahren allein es verstanden, practisch die grossen Probleme

bürgerlicher und religiöser Freiheit zu lösen. Wie weit verschieden war die Ankunft der kleinen Schaar selbstvertrauender, ernster, Könige verachtender und von Königen verachteter Männer, die still auf einem neuen Continente eine Zuflucht suchten, im Vertrauen auf ihren Arm und ihren Gott als Schutz und Hort, — wie weit verschieden, sage ich, war sie von der Ankunft jener erzumschienten Cavaliere, des Stolzes und der Blüthe Spaniens, die, von Ehrsucht und Habbegierde angetrieben, von dem stolzesten Monarchen des Erdkreises geschützt, den vollen Sonnenschein der Königs-Gunst geniessend, begleitet und angefeuert von den Fanatikern eines bekehrungssüchtigen Glaubens und von den wildesten Eroberungsträumen entflammt, um die Herrschaft der Erde kämpften.

Auf der einen Seite sah die Welt ein Volk, das, tiefe und weitgreifende Wurzeln schlagend, eifersüchtig auf seine Rechte war, jedes mögliche Zugeständniss in seinen Freibriefen sich sicherte, jedem Eingriffe auf seine Gerechtsame Widerstand entgegensetzte, aus seiner Mitte die aristokratischen Formen der alten Welt gewissenhaft ausschloss, täglich grösseres Selbstvertrauen gewann und immer durchdrungner von dem Geiste und vertrauter mit den Formen der Selbstregierung ward. Die Segnungen und Rechte der Freiheit wurden ihm als Lohn für ein langes, unermüdliches, erleuchtetes Streben zu Theil, und als es sie erreicht, verstand es sie zu schätzen und zu gebrauchen. Unsre Revolution war die Krone eines jahrhundertelangen, wohlgeleiteten, vernünftigen Ringens nach Freiheit.

Uiber das spanische Amerika auf der andern Seite mit seiner Tropen-Herrlichkeit und seinen Resten uralter Grösse ergoss sich ein Volk, in dem sich ebenso der Glanz als die Verderbnisse eines mächtigen Hofs und einer hochmüthigen Aristokratie wiederspiegelten. Die höchsten Antriebe zur Thätigkeit waren die Gnadenbezeigungen einer künstlichen und erblichen Grösse und die durch alle Mittel zu bewirkende Anhaüfung eines Reichthums, durch welchen jene Gnaden erkauft werden konnten. Jene Menschen, deren Namen die Seiten der frühesten Geschichte dieses Volks ausfüllen, geniessen blos den Ruhm der Eroberer. Wohl bestanden sie unerhörte Gefahren, entwickelten eine Thatkraft, die im menschlichen Thun ohne Gleichen dasteht, warfen Reiche über den Haufen und schritten blutriefend über mehr als einen halben Continent. Doch dieses Alles geschah nur zur Vergrösserung der Krone Castilien und Leon, und dieselben Eisenmenschen, welche diese Grossthaten vollführten, warfen sich vor dem Throne ihres Souveräns in den Staub, um in Marquisaten, Commando's, Land- und Minen-Schenkungen und einer beinahe unumschränkten Macht über die besiegten Bewohner der neuen Welt ihren Lohn zu empfahen. Nach ihnen kamen die Vicekönige, die den Königen Europa's im Königspomp nacheiferten und inmitten einer neuen Aristokratie, rigoröser und drückender als die alte, mit nachgeäfften Höfen sich umgaben. Kurz, es wurden die Systeme des monarchischen Europa in vielen ihrer gehässigsten Formen und mit ihrem ganzen Gefolge von Verderbnissen in Kirche und Staat hierher verpflanzt. Macht und Reichthum concentrirten sich gleich anfangs rasch in den Händen der Wenigen, und Unwissenheit und Aberglaube brüteten mit bleiernem Fittich über den Gemüthern der Vielen. Es gab keine Kaiserreiche mehr zu erobern; es gab keine Montezuma's und Atahualpa's mehr, auf deren gedemüthigten Schultern ein neuer Cortez und Pizarro zum Ruhm aufsteigen konnten, und die Jahre, welche folgten,

waren durch keine jener staunenswürdigen Thaten ausgezeichnet, welche selbst der Ungerechtigkeit Glanz verleihen und über das Verbrechen einen Ruhmesschimmer werfen, der uns gegen seine Entsetzlichkeit blind macht und uns bei seiner Betrachtung fast mit ihm aussöhnt. Die Vicekönigswürden von Mejico, Guatemala und Peru waren nicht mehr der Lohn der Tapfern und Kühnen, sondern wurden anmassenden und hochmüthigen Hofcreaturen zu Theil und durch Künste erreicht, deren sich zu bedienen ein Cortez und Alvarado unter ihrer Würde gehalten haben würden. Eine entartete Aristokratie nahm die Plätze der Conquistadoren ein und fügte zu den Verbrechen der Grausamkeit und Tyrannei die Laster der Verweichlichung und Schlappheit.

Bei diesem Stande der Dinge war nichts weiter möglich als ein ganz entschiedner Vorschritt von Seiten des Volks. Dieser Vorschritt fand nun zwar, trotz den Hindernissen, die eben jener Stand der Dinge entgegenstellte, statt, aber er war nicht gross genug, um alle ersten und wesentlichen Elemente bürgerlicher Freiheit in sich zu begreifen. Wahrhaft republikanische Institutionen sind die erhabensten Entwicklungen menschlicher Weisheit und ihr Bestand setzt nicht nur eine allgemeine Verbreitung von Bildung im ganzen Volke, sondern auch einen hohen Grad derselben voraus. Ihre Dauer beruht auf der allgemeinen Intelligenz und Moralität. In den spanisch-amerikanischen Colonien nun war, wie Jeder sieht, ein solcher Bildungsgrad unmöglich. Sie hielten nicht einmal Schritt mit den Verbesserungen und Fortschritten, welche in Europa der Verlauf der Zeit langsam aber sicher zuwegebringt und denen Spanien selbst nicht widerstehen konnte. Diese Colonien wurden niedergehalten durch die Doppelwucht theils einer nichtverantwortlichen, zwar nicht dem Namen, aber der That nach souveränen Lokalregierung, theils eines verfallenden und tyrannischen Reichs auf einem andern Continente, das ihren Adern das Lebensblut zur Fristung seines eignen matten, hinwelkenden Daseins entpresste, — ein zwiefacher Fluch, den jene Colonien zwar aufs Tiefste empfanden, aber nicht abzuwenden wussten. Wohl hatte ihr Volk ein scharfes Gefühl für Ungerechtigkeit, aber seine Ideen von Abhilfe waren vag und unbestimmt, eher Kinder des Instincts der Selbsterhaltung und Rache als Eingebungen der Vernunft und Erfahrung.

Im Verlauf der Ereignisse kam in Folge einer Reihe regelmässiger Vorschritte unsre eigne Revolution heran — ein Kampf um festbestimmte und klarerkannte Zwecke. Sie war von Erfolg begleitet und die nächste Veranlassung zu jener gewaltigen staatlichen und moralischen Erschütterung, welche die im Lauf eines Jahrtausends den geduldigen Gliedern Europa's von Pfaffen- und Königslist langsam und fest angelegten Banden zerriss und die wir die französische Revolution nennen. Ereignisse von solcher Art konnten trotz Vicekönigen, Verbotserlassen und der ganzen Maschinerie des Despotismus der Welt nicht verborgen gehalten werden. Der Indianer, brütend über sein erlittenes Unrecht in den tiefen Andenthälern oder den Minen des Cerro de Pasco in Peru; der Kreole auf Chile's schmalen Abhängen, den Hochebenen Mejico's oder um Centralamerika's Vulkane und breite Seen — sie vernahmen den fernen Tritt der Revolutionen und ihr Herz erzitterte, ihr Auge erglühte und ihre Muskeln strafften sich. Und eine tiefe Gährung durchdrang die spanisch-amerikanischen Colonien und Gedanken an eine Aenderung, hochfliegende Wünsche für die Zukunft,

nur zu oft getrübt durch Hass und Eifersucht und nicht immer frei von wilden Vergeltungs- und Rachegelüsten, erfüllten fortan die Gemüther ihres Volks.

Das continentale Spanien empfand frühzeitig den Anprall der französischen Revolution; starrend von Missbraüchen, von Verderbniss zerfressen und doch noch prahlerisch-stolz auf seine Erinnerungen, fiel das morsche Gebaüde seiner Grösse zusammen, um sich nimmer wieder zu erheben. Seine Eroberungs- und Propaganda-Rolle war ausgespielt und Alles, was ihm blieb und bleibt und bleiben wird, ist seine grosse Vergangenheit! Doch in seinem Falle umklammerten noch die Colonien seine Trümmer, gleichwie der Epheu den alten Thurm umrankt, den ein Erdstoss zu Boden geworfen hat. Die Macht der Vicekönige war frisch und stark, während die des Königs schwach war. Noch immer hingen sie mit Liebe dem Throne Ferdinands und Isabella's an, obwohl er von einem Bonaparte entweiht und von fremden Bajonetten umzingelt war, und boten der Welt das seltsame Schauspiel eines Reichs dar, das in den Extremitäten noch kräftiges Leben hatte, während es im Herzen todt war. Es lag etwas Wunderbares in der Hingebung, mit welcher sie an ihren Traditionen hingen. Selbst die Colonisten vergassen auf einen Augenblick ihr Leid und erlittenes Unrecht, als sie, ihres vergangnen Ruhms und ihrer einstigen Grösse gedenkend, das Land ihrer Väter, die Gebiete eines Karls des Fünften ohnmächtig und im Staube zu Frankreichs Füssen liegen sahen. Spanien, das finstre, anspruchsvolle, grausame, war doch noch immer ihr Mutterland, und insoweit Patriotismus blosse Liebe zum Vaterlande ist, ist der Spanier und sein Abkömmling stets ein Patriot. Das kreolische Mädchen, obgleich Jahrhunderte dazwischenliegen und ihr Urahnenblut aus hundert verschiednen Quellen Nahrung gezogen hat, hört noch immer mit Freude und Stolz die gesangreiche, fliessende Aussprache ihrer andalusischen Ahnen oder bricht auf einen schnöden Antrag voll Entrüstung und mit der Stirn einer Katharina und den Lippen einer Königin in den Ausruf aus: „*Soy una Catalana!*“ — „ich bin eine Catalonierin!“

Mit der Restauration in Spanien schwand das Gefühl patriotischer Sympathie unter den spanischen Colonisten dahin, und aus der noch immer unerbittlichen Gewaltherrschaft der Vicekönige erkannten sie, dass die Reformen, welche jene Restauration in Europa ins Leben geführt, nicht für sie bestimmt waren. Die Vicekönige, die Colonial-Aristokratie und die Priesterschaft — die bei ihrer fast schrankenlosen Macht und ihrem grossen Reichthum eine furchtbare geistliche Oligarchie bildete — sahen mit Unruhe dem Fortschreiten eben dieser Reformen zu. Das Repräsentativprincip war in Spanien eingeführt, die Macht des Monarchen, bisher practisch absolut, beschränkt, die Aristokratie reformirt, die Geistlichkeit ihrer ungebührlichen Vorrechte beraubt, die Primogenitur aufgehoben und das grosse Princip der Gleichheit vor dem Gesetze kühn verkündigt worden. Sie fürchteten sich vor der Ausbreitung des Geistes des Liberalismus, der diese ausserordentlichen Aenderungen im Heimathslande herbeigeführt. Und ihre Besorgnisse waren nicht grundlos. Trotz der Ferne, trotz des jahrhundertelangen Drucks, trotz der fast unbeschränkten Herrschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens in den spanischen Colonialländern, drangen doch Strahlen des neuen Lichts nach Amerika herüber und es fanden sich Männer, die in kühner Rede von

Menschenrechten zu sprechen begannen und auf ihre künftige Anerkennung hinwiesen. Die Stimme der Freiheit, auch dem rohesten Ohre reizend, fand ihre Tausende von Lauschern. Sie ergriff das bedrückte Volk wie die Musik den Wilden ergreift, und riss es in einen Wirbel leidenschaftlicher und süsser Aufregung hinein. Unbestimmte Hoffnungsbilder einer unbekannten Zukunft stiegen glänzend vor seiner Phantasie auf. Die erleuchtetern Enthusiasten traümten von einem Utopien, das vor der Thür stehe, der Kreole von einer neuen Ordnung der Dinge, in welcher er den Höchsten gleichstehen werde; der Indianer von der Wiederkehr jener traditionellen, ruhmreichen Tage, wo die Demokratie von Tlascalla gleich der spartanischen ihre einfachen aber strengen, ihren Bedürfnissen und ihrer Lage weise angepassten Gesetze hatte und wo ihre Väter kein verhasstes fremdes Joch trugen; nur Wenige aber, wenn überhaupt Irgendwelche, hatten eine klare Idee von den Elementen des ächten Republikanismus oder begriffen die Prozesse, durch welche sein Besitz erlangt und sichergestellt werden kann. Die Bessten unter ihnen, um nicht zu sagen die Klügsten, verfielen gleich den Revolutionären Frankreichs in den Irrthum, dass ein Volk, das der Tyrannei müde sei und für Freiheit schwärme, auch nothwendig fähig sein müsse, deren Anforderungen zu begreifen und im Genusse ihrer Ungebundenheit ihre Bedingungen zu erfüllen. Republiken wachsen langsam heran; sie sind zum Theil die Resultate jener hohen Entwicklung der Menschennatur, die sie hinwiederum zuveredeln geeignet sind. Während nun die abstracten Wahrheiten des Republikanismus mit Beredtsamkeit und Kraft gepredigt wurden, verlor man die Mittel zur Erreichung vernünftiger Freiheit aus den Augen oder erkannte sie nur unvollkommen. Trennung von Spanien — das war das erste, grosse, practische Ziel, das man im Auge hatte; wäre dieses einmal erreicht, meinte man, dann würde alles sonst Nöthige oder Wünschenswerthe von selbst nachfolgen.

Man hat es bemerkenswerth gefunden, ja für Viele ist es vielleicht ein Gegenstand des Staunens gewesen, dass die Zerstückelung des spanischen Reichs und die Unabhängigkeit seiner amerikanischen Colonialländer so leicht erreicht worden sind. Es ist unbestreitbar, dass dieses Resultat zum grossen Theile eine Folge der Schwäche des Mutterlandes war, aber es gab auch noch andre begünstigende Ursachen, auf die wir in Kürze hinweisen wollen.

Der aristokratische Theil der spanisch-amerikanischen Bevölkerung, worunter nicht blos Diejenigen, welche öffentliche Stellen bekleideten oder durch ihre Verbindung mit der Regierung Einfluss genossen, verstanden werden, sondern auch Diejenigen, deren Grundsätze in ihrer Richtung monarchisch und exclusiv waren, worin auch die ungeheure Körperschaft der reichbepfründeten Geistlichkeit mit eingeschlossen ist — also diese Aristokratie gerieth theils durch die Ausbreitung liberaler Principien im Mutterlande in Schrecken und Bestürzung, theils fürchtete sie, die dortigen durchgreifenden Reformen möchten sich nach Amerika fortpflanzen und auch s i e erreichen. Sie zitterten für ihre verjährten Rechte und Privilegien. Nachdem sie sich indessen von ihrem ersten Schrecken erholt, sahen sie in ihrem Selbstvertrauen und anmassenden Dünkel und im vermeintlichen Besitze der Bildung, aber im wirklichen Besitze des Reichthums der Colonien und des ihn begleitenden Machteinflusses, der

Entwickelung und Verkündigung liberaler Ideen in Amerika mit minderer Unruhe zu. Und als der Ruf: „Trennung von Spanien!" erscholl, schnappten sie ihn von den Lippen des Volks hinweg und stimmten fast mit Einem Munde mit ein. In dieser Trennung erblickten sie nicht nur ihre Sicherheit für den Augenblick, sondern auch die Fortdauer ihrer Macht und ihrer geliebten Privilegien. Der Vicekönig hoffte aus einem Abglanze und Stellvertreter des Kaisers selbst ein König zu werden und mit eignem, nicht erborgtem Glanz zu glänzen, und die Aristokratie hoffte, aus colonialer Abhängigkeit zu einer nationalen Stellung und Unabhängigkeit sich zu erheben. Sie erschauten schon von Ferne die Begründung einer politischen und priesterlichen Oligarchie, die, im Genusse von ausgedehnten Gewalten und höhern Auszeichnungen als jetzt, über die unwissenden Massen herrschen sollte. So suchten der Absolutismus, die alten Intoleranzen, Vorurtheile und Verderbnisse Spaniens, diese Ausbrut von Pfaffentrug und Tyrannei, in Amerika eine Zufluchtsstätte und nahmen hier gegen den Fortschritt der liberalen Meinungen eine entschiedene und letzte feindliche Stellung ein. Diese so bewirkte ungleichartige Verbindung zur Erreichung des einzigen Zwecks, der Trennung von Spanien, war von Erfolg begleitet. Ausgenommen in Mejico und Colombia und in einigen festen Seeplätzen Südamerika's ward dieses Ziel fast ohne Kampf errungen. Spanien vertraute, was die Behauptung der Integrität des Reichs anlangt, seinen Colonialbeamten; und als diese es im Stiche liessen, da erkannte es seine eigne Schwäche nur zu wohl, um einen Kampf fortzusetzen, der, wie ihm unsre Revolution bewiesen, hoffnungslos sein musste. Nirgends ward die Losreissung mit mehr Einmüthigkeit und Leichtigkeit bewirkt als in Centralamerika, und auf dieses Land nehmen wir nun im Folgenden besondern Bezug.

Kaum aber war die Trennung bewerkstelligt, kaum waren die gegenseitigen Beglückwünschungen zu diesem Erfolge ausgetauscht, als das Volk mit Donnerstimme nach vollständiger Unabhängigkeit auf der Basis — soweit es diese zu fassen vermochte — der grossen Republik des Nordens rief.

Und nun begann jener unerbittliche Kampf auf Leben und Tod zwischen den vorhingenannten zwei grossen entgegengesetzten Principien, vertreten auf der einen Seite durch eine reiche und mächtige Aristokratie und eine eifersüchtige und bepfründete Geistlichkeit, auf der andern Seite durch das für seine abstracten Rechte empfängliche, nur in seiner Hingebung reiche, und Dem, was es unter Freiheit und Republikanismus verstand, voll Begeisterung zugethane Volk; kurz es begann der Kampf zwischen den beiden Parteien, die in Mejico und Centralamerika die Servilen und Liberalen genannt worden sind — Namen, die wir hinfort um der bequemen Unterscheidung willen gebrauchen werden. Es ist unschwer zu begreifen, wie aus diesem Kampfe um Obergewalt ein Vernichtungskampf entstehen musste; denn zwischen zwei so unversöhnlich feindseligen Principien, wie die waren, welche jetzt die spanisch-amerikanischen Colonien theilten, ist kein Compromiss, keine Fusion möglich. Hieraus ist zum grossen Theile jene wilde Unduldsamkeit entsprungen, die ich im Anfange dieses Kapitels erwähnte und beklagte; hieraus jene Kette von Revolutionen und Contre-Revolutionen, welche bisher die spanisch-amerikanischen Staaten zerrissen haben und in denen die grosse

Masse unsers Volkes nichts weiter als die Rivalität kleiner unbedeutender Haüpter und Parteienkämpfe um Einfluss und Gewalt erblickt.

Die unsrige Revolution war wenig mehr als ein Streit um die Form des Republikanismus; ihre wesentlichen Vortheile waren bereits langsam und Stück für Stück gewonnen worden, als die Früchte einer Reihe von Vorschritten des Volks, die zu Runymede, wo die Barone das Scepter des Absolutismus zerbrachen, begannen und practisch unter der Republik triumphirten, als Cromwell mit eiserner Hand König und Barone zu Boden schlug. Die furchtbaren Kämpfe zwischen den beiden Principien, die sich bei uns durch Jahrhunderte hindurchzogen, haben sich in den spanisch-amerikanischen Staaten auf die kürzere Zeit von Jahren zusammengedrängt. Die Revolution währt noch immer fort: noch sind die Menschenrechte nicht vollständig errungen, noch ist der Sieg des Republikanismus nicht gewonnen, noch ist der Servilismus nicht vollkommen gestürzt. Es ist sehr wahr, dass die Anstrengungen der Liberalen nicht immer von Weisheit geleitet worden sind und dass sie, indem sie in die Ausschweifungen ihrer Gegner verfielen, ihren Erfolg verzögert und gefährdet haben. Es ist nicht minder wahr, dass sie mehr auf das Gefühl und weniger auf den Verstand des Volks zu wirken hatten als die Führer in unserm Freiheitskampfe, und dass sie im Wahnsinn der Leidenschaft zur Verübung von Thaten fortgerissen wurden, die ihre Sache entehrten und die zu beklagen sie die Ersten waren. Aber das Gehässige der blutigsten und empörendsten Züge des Kampfes gehört nicht ihnen an. Das gesammte Auftreten der Servilen ist durch Grausamkeit gebrandmarkt. Sie haben weder Duldung, noch Grossmuth, noch Erbarmen gezeigt und jedem Kampfe, in welchem sie betheiligt waren, den Stempel der Brutalität und Barbarei aufgedrückt.

Es ist nicht meine Absicht, in eine genaue politische Geschichte Centralamerika's seit seiner Trennung von Spanien, noch viel weniger Mejicos und der andern Staaten einzugehen, in denen allen die Entwicklung und Wirkung der obenbezeichneten Principien und Ursachen verfolgt werden könnte. Wir haben hier blos mit Allgemeinheiten zu thun. Es ist vielleicht genug, zur Erlaüterung auf den Erfolg der Servilen in Mejico bei Einsetzung eines Kaiserreichs unter Iturbide hinzuweisen. Ihr Triumph war indess von kurzer Dauer, und mit dem Falle dieses ephemeren Reichs verschwand die Monarchie vom nordamerikanischen Continente für immer.

Zweites Kapitel.

Die Revolution in Centralamerika — Kampf zwischen den Republikanern und Monarchisten — Triumph der Republik. 1821—1823.

In keinem Theile des spanischen Amerika waren die Missbraüche Spaniens und die Tyrannei seines Colonialsystems augenfälliger und schreiender als in Centralamerika, während es das Generalkapitanat oder Königreich Guatemala bildete. Seine eifersüchtige Colonialpolitik sperrte das Volk dieses ausgedehnten Länderstrichs von aller Verbindung und Be-

ziehung mit der weiten Welt ab. Fremde wurden mit Strenge von seinen Gestaden abgehalten und die Auswanderung dahin aus Spanien selbst war nicht anders als unter schweren Beschränkungen gestattet. Die Macht des Mutterlandes ward systematisch herausgestrichen und auf die Abhängigkeit und Unmacht der Colonien mit allem Fleisse hingewiesen. Den Beamten der Krone wurden die ausgedehntesten Vorrechte zugestanden und sie mit fast unumschränkten Gewalten bekleidet, die oft zur Förderung von Sonderzwecken oder zu Absichten persönlicher Vergrösserung gemissbraucht wurden. Sie hatten keine Interessen und keine Sympathien mit dem Gesammtvolke gemein. Mit ihnen im Bunde stand eine reiche Priesterschaft, die mit jenem furchtbaren Unterdrückungswerkzeuge, der Inquisition, allmächtig herrschte. Beide verbunden waren absolut und unwiderstehlich. Die überwundenen Eingebornen wurden die passiven Sklaven ihres Willens, die ihre Ländereien ohne Lohn bebauten und eine Steuerlast zu tragen hatten, von welcher die herrschenden Klassen frei waren. Sie durften nicht auf ihren eignen Maulthieren oder Pferden reiten, und Fussblock und Staupe waren die Strafen für die Vermessenheit, mit bedecktem Haupte vor ihren Beraubern zu erscheinen.

Ich habe bereits einige der Ursachen, welche zu dem Sturze dieser Ordnung der Dinge führten, angegeben. Schon im J. 1815 traten die ersten offnen Aüsserungen des Missvergnügens in Leon in Nicaragua zu Tage. Dieser Stadt gehört der Ruhm an, den liberalen Ansichten in Centralamerika den ersten Anstoss gegeben zu haben. Obgleich die Bewegung unterdrückt ward, so hatte sie doch die Wirkung, den Volksgeist zu erwecken und die Gedanken der Menschen in das revolutionäre Geleis zu leiten, während sie zu gleicher Zeit die Regierungsbeamten überzeugte, dass eine baldige und entschiedene Trennung von Spanien unvermeidlich sei. Die Linie, die ihre Politik einhielt, habe ich bereits bezeichnet. Treu ihren Instincten suchten sie die sich sammelnden Elemente zu ihrem eignen Vortheil zu leiten und setzten den ersten Schritten zur Unabhängigkeit keinen energischen Widerstand entgegen.

Diese einleitenden Schritte erhielten ihren Abschluss am 15. Septbr. 1821, wo die Bevölkerung der Stadt Guatemala und die Vertreter des gesammten Volks im Palaste der Audiencia (des Obergerichsthofs) zusammentraten und die Unabhängigkeit des Landes proclamirten. Die Aenderung war unblutig aber entscheidend. Diejenigen, die aus Sympathie oder in Folge ihrer Stellung zu eng mit Spanien verkettet waren, um entweder die republikanische Gesinnung zu theilen oder auf die Pläne Derer, die nach Unabhängigkeit als einem Mittel zur Sicherung der obersten Gewalt in ihren eignen Händen strebten, sich einzulassen, verliessen ruhig das Land und zogen sich unbelästigt nach Cuba oder Spanien zurück. Die Servilen und die Liberalen allein blieben zurück, und von dieser Zeit an datirt der Beginn des unerbittlichen, noch immer nicht beendigten Kampfes zwischen den zwei grossen feindlichen Principien, deren Vertreter sie sind.

Es ist nicht zu bezweifeln, ja, es kann bewiesen werden, dass die Servilen Centralamerika's von Hause aus auf die Gründung eines selbstständigen Königreichs oder einer Monarchie ausgingen, welche die zum ehemaligen Königreich Guatemala gehörigen Provinzen umfassen sollte. Aber die provisorische Junta, welche sofort nach der Trennung zusam-

menberufen ward, zeigte eine bedeutende Majorität der Liberalen, die trotz der Anstrengungen der verdutzten und fast gelähmten Servilen zur Abnahme des Eides auf absolute Unabhängigkeit verschritten und eine constituirende Nationalversammlung beriefen, welche das Land auf der Basis republikanischer Institutionen organisiren sollte. Jetzt wurden die Servilen plötzlich und schmerzlich aus ihren Traümen des Selbstvertrauens aufgerüttelt; sie sahen sich in machtloser Minderzahl; das Volk, das sie verachtet und ohne Mühe zu beherrschen gehofft hatten, war kühn hervorgetreten und forderte seine Rechte. Im Zusammentritt der Nationalversammlung und in der Proclamation der Republik sahen sie die Vernichtung ihrer theuersten Hoffnungen und den Verlust nicht nur der von der Trennung erhofften neuen Privilegien und Gewalten, sondern auch alles Dessen, was sie bisher besessen, voraus. Unter diesen Umständen blickten sie mit neidischem Auge auf die Gründung eines Kaiserreichs in Mejico; und ihrer eignen Kraft, dem Volkswillen widerstehen zu können, misstrauend, beschlossen sie, einen Theil ihrer Hoffnungen fahren zu lassen, um nur die Durchführung ihrer übrigen Absichten sicherzustellen. Sie erstrebten die Einverleibung Centralamerika's in das mejicanische Kaiserreich und begehrten den Beistand der jetzt siegreichen Servilen jenes Landes zur Erreichung dieses Zwecks. Der Antrag kitzelte die Eitelkeit des sogenannten Kaisers Iturbide und in Erwartung eines glücklichen Erfolgs wurden Titel und Decorationen gefordert und zugesagt. Dieser Unterstützung versichert fassten sie neuen Muth und bemühten sich mit verzweifeltem Eifer, dem Strome der Volksmeinung die entgegengesetzte Richtung zu geben.

Die constituirende Versammlung, dem Rufe der provisorischen Junta folgend, trat dessenungeachtet in Guatemala zusammen, — in Guatemala, zwar der reichsten und bevölkertsten Stadt des Landes, aber leider auch, als gewesener Sitz des viceköniglichen Hofes, derjenigen, die dem servilen Interesse mit Leib und Seele zugethan war. Sie war in der That und ist noch der Centralpunkt des Servilismus, wo all seine Pläne organisirt und von wo aus all seine Operationen geleitet werden. Die constituirende Versammlung hatte trotz aller Anstrengungen der Verschwörer, die mit pomphaften Verheissungen und goldnen Traümen von Uiberfluss und Glückseligkeit unter dem Kaiserreiche den unwissenden und erkaüflichen Theil des Volks zur Unterstützung ihrer Pläne nicht ganz erfolglos zu verlocken gesucht hatten, — die constituirende Versammlnng hatte zum Kummer und Aerger Jener eine bedeutende Majorität der Liberalen aufzuweisen. Ein Versuch diese Majorität zu bestechen schlug auf eclatante Weise fehl, und nun ward der erste directe und offne Angriff auf die Volkspartei gemacht, — der einleitende Gewaltschritt in jener langen Reihe von Graüeln, die seitdem das vom Schicksal verfolgte Land zerrüttet und an den Rand des gänzlichen Ruins gebracht haben. Der Saal der constituirenden Versammlung ward von bewaffneten Banden belagert, ihre Berathungen wurden gewaltsam unterbrochen und eine Anzahl der ausgezeichnetsten Mitglieder unter den Liberalen meuchlerisch ermordet, und der Servilismus errang durch Verrath, Gewaltthat und Blut seinen ersten Triumph in Guatemala.

Die Bevölkerung von Centralamerika war über ein weites Land dünn verstreut und dadurch verhindert, sich zum Beistand ihrer Vertreter zu

concentriren. Es waren Wochen seit diesen Ereignissen vergangen, als das nichts Arges ahnende Volk, immerfort mit gespannter Erwartung auf die Verkündigung einer republikanischen Constitution harrend, durch die Proclamation der Servilen, welche die Einverleibung des Landes in das mejicanische Kaiserreich beantragte, plötzlich aufgeschreckt ward. Die Liberalen standen betroffen da. Ihre Führer waren gefallen oder steckten in den finstern Kerkern Guatemala's, und um ihr Unglück voll zu machen, schlich sich Verrath in ihre eignen Reihen ein. Gainza, ein schwacher aber populärer Mann, der in der provisorischen Junta den Vorsitz geführt, war, verlockt durch die Verheissungen der Servilen und bis zur Tollheit verblendet durch die Aussicht auf ein glänzendes Avancement im Kaiserreiche als Sündenlohn für seine Verrätherei, zur triumphirenden Partei übergetreten.

Durch Gold aufgestachelt zogen jetzt verworrene Rotten in den Strassen Guatemala's und der Nachbarstädte frech umher, riefen Tod auf die Führer der liberalen Partei herab, forderten die Aechtung all ihrer Anhänger, griffen die Haüser der Republikaner an und fügten zur Raüberei und Plünderung den Mord. Um aber der wohlüberdachten Schändlichkeit einen Schein von Formalität zu geben, ward eine Afterversammlung abgehalten, an deren Spitze man mit practischer Ironie den Verräther Gainza stellte. Diese Versammlung beliebte die Einverleibungsfrage nicht dem Volke zu unterbreiten, sondern der Entscheidung der Municipalitäten und der Armee anheimzugeben! Der Tag der Entscheidung ward festgestellt, aber zu frühe, als dass es möglich gewesen wäre, ausser von den allernächsten zu Guatemala gehörigen Ortschaften die Rückantworten zu erhalten. Die Armee, durch die Machtraüber neu organisirt und aus ihren Creaturen zusammengesetzt, war bereit, ihre Wünsche zu unterstützen und mit Gewalt durchzusetzen. Wenige nur hatten den Muth diesem Gebahren entgegenzutreten, und sie thaten es mit Gefahr ihres Lebens. Wie vorauszusehen, ward nach den noch obenein betrügerisch zusammengezählten Stimmen einer erkaüflichen Armee und der bestürzten und zitternden Municipalitäten erklärt, dass die Frage von der Aufnahme des Landes in das mejicanische Kaiserreich durchgegangen sei, und sogleich ein Decret dieses Inhalts erlassen. Eine Truppenmacht, im Voraus von Mejico erbeten, war unter dem Commando des Generals Filisola bereits unterwegs, um durch fremde Bajonette den glücklich begonnenen Verrath zu Ende zu führen.

Diese Bewegungen der Servilen waren, wie gesagt, eine ziemliche Zeit lang ausser der unmittelbaren Nähe von Guatemala kaum bekannt und wurden vom Volke im Allgemeinen nicht unterstützt. Kaum aber war letzteres von seinem Staunen und Schrecken wieder zu sich gekommen, als es sich anschickte, der versuchten Usurpation sich zu widersetzen. San Salvador, die Guatemala nächste Provinz und das Centrum des Liberalismus, vernahm zuerst von den obengemeldeten Ereignissen und war die erste, welche Widerstandsmassregeln ergriff. Die Oligarchisten fertigten im Gefühle ihrer Unsicherheit rasch eine Truppenmacht ab, um die Demonstrationen in San Salvador zu unterdrücken. Aber die muthigen Republikaner jener kleinen Provinz rückten ebenso eilig ins Feld, trafen mit der Servilen-Armee zusammen und brachten ihr trotz ihrer numerischen Uiberlegenheit eine Niederlage bei. Es war das erste und leider nicht das letzte Mal, dass die Vertreter der zwei grossen Gegenprincipien auf dem Schlachtfelde sich begegneten. Centralamerika's Boden ist mit

Blut getränkt, seine Kräfte sind der Erschöpfung nahe und noch immer ist das Ende nicht da!

Die Patrioten von San Salvador wurden von der Bevölkerung der blühenden Städte Granada in Nicaragua und San José in Costa Rica unterstützt. Aber der Schauplatz ernsten Kampfes ward Leon, die Hauptstadt von Nicaragua. Der Bischof dieser Provinz hatte vom Anfange an der Volksbewegung sich widersetzt und erklärte sich jetzt offen für die Pläne der Servilen. Die Macht der Kirche war noch nicht gebrochen und er fand Unterstützung sowohl von Seiten der aristokratischen Partei, als auch Vieler, deren Bigotterie ihre Vernunft beherrschte oder die zum blinden Tross der Priesterschaft gehörten. Dieser Streit führte in der Folge zu den graüelvollsten Auftritten und endete mit der fast gänzlichen Verwüstung der Stadt, der es aber in ihrer letzten Stunde doch noch gelang, die Servilen-Partei in Nicaragua für immer zu Boden zu werfen.

Der Triumph der Liberalen in San Salvador hätte den Servilen verderblich werden und ihren Sturz für immer sichern können, wenn leider nicht beinahe gleichzeitig mit der in Guatemala angelangten Nachricht von ihrer Niederlage die kaiserlichen Truppen Iturbide's jene Stadt erreicht hätten. Mit neugestärktem Vertrauen brachten die Servilen ihre verzweifelnde Armee zum Stehen und die Brudermörder Guatemala's rückten in Gemeinschaft mit den Truppen des Kaiserreichs auf die siegreichen Liberalen los. Es möge hinreichen zu sagen, dass nach einem langen und blutigen Feldzuge die Kräfte San Salvadors gebrochen wurden und seine vollständige Unterwerfung bewirkt ward.

Mit diesem Feldzuge begannen jene Grausamkeiten, die durch Wiedervergeltung und auf andre Weise der centralamerikanischen Kriegführung den Charakter wilder Barbarei, wie sie in der Geschichte fast ohne Beispiel dasteht, gegeben haben. Die Söldlinge Mejico's erkannten keinen Zügel an. Sie verachteten die Truppen, in deren Gemeinschaft sie agirten, und verbreiteten, wenn sie nicht activen Dienst hatten, überall Schrecken, wo sie einquartiert waren, unter Freunden wie unter Feinden. Die ruchlosesten Gewaltthaten, Nothzucht, Raub und Mord, fielen tagtäglich vor. Trunkene Soldaten tollten auf den Strassen und Plätzen der Städte umher und griffen im Muthwillen die Ersten Bessten, die ihnen begegneten an, und verwundeten sie, ja tödteten sie oftmals. Die schwarze Fahne des Kaiserreichs war überall das Signal zu Raub, und Blut und Mord waren synonym mit *„Viva el Emperador!“* (es lebe der Kaiser). Der Staatsschatz ward erschöpft, die Reichen wurden beraubt und die milden Stiftungen zur Unterhaltung der fremden Söldlingstruppen in Beschlag genommen, und das Volk, das nicht mehr den Schutz des Gesetzes genoss und allerwärts einer viehischen Soldatesca zum Opfer fiel, musste nothgedrungen seine persönlichen Rechte vertheidigen und sich an seinen Bedrückern im Einzelen rächen, wodurch die Graüel der Unordnung und Anarchie nur noch ärger wurden. Die öffentliche Demoralisation war vollständig. Von solcher Art war der zweite Triumph des Servilismus!

Am 5. Jan. 1822 ward die mejicanische Regierung in Guatemala proclamirt. Und während die erzählten Ereignisse sich begaben, verordnete Iturbide durch Decret vom 5. Novbr. des nämlichen Jahres die Eintheilung des Landes in drei Generalkapitanate, nämlich: Chiapas mit der Hauptstadt Ciudad Real, Sacatapequez mit der Hauptstadt Guatemala, und Nicaragua

mit der Hauptstadt Leon. Uiberall wurden die Beamten aus den Reihen der Servilen-Partei genommen und eingesetzt. In practischer Beziehung indess ward über dieses so organisirte Land niemals eine Herrschaft ausgeübt. San Salvador, zwar im Felde geschlagen, war noch nicht besiegt, und sein provisorischer Congress blieb, wenngleich von Ort zu Ort getrieben, unangetastet und trotzte den Usurpatoren der Provinz.

Bei dieser Lage der Dinge beschloss dieser Congress, als Mittel zur Wiedererlangung seiner Freiheit, einen Schritt, welcher der Ausdruck von Sympathien und Gesinnungen war, die auch heute noch frisch und unverändert fortbestehen, — er beschloss die Vereinigung des Landes mit den Vereinigten Staaten und decretirte mittelst einer feierlichen Acte vom 2. Dcbr. 1822 seine Einverleibung in jene Republik, deren Beispiel es in seinem Unglück aufrechthielt und zu welcher es naturgemäss „als dem Haupte der grossen republikanischen Familie“ aufschauete. Es ist nicht bekannt, dass von Seiten der amerikanischen Regierung auf diesen Antrag hin irgendwelcher Schritt geschehen sei. Zum Glück indess war der Triumph des Servilismus nur von kurzer Dauer, wodurch der sofortigen Nothwendigkeit eines solchen Schritts ausgewichen ward; denn mitten in diese Ereignisse fiel die erschreckende Nachricht vom Umsturze des Kaiserreichs Iturbide's durch die wohlgeleiteten Anstrengungen der Liberalen Mejico's. Die Truppen Filisola's wurden sofort entlassen und die Servilen sahen sich nun wieder auf ihre eigne Hilfe angewiesen. Ohne Beistand von Aussen waren sie aber nicht im Stande, sich nur einen Augenblick zu halten, und so gaben sie ohne Weiteres allen Widerstand gegen die Republikaner auf, die nun überall wieder die Leitung der Angelegenheiten in die Hand nahmen. Chiapas, theils aus Neigung, theils durch die Gewalt der Umstände getrieben, zog es vor, sein Geschick mit Mejico zu theilen, während dagegen die übrigen Staaten, Nicaragua, Guatemala, San Salvador, Honduras und Costa Rica, sich sogleich vereinigten, Abgeordnete zu einer constituirenden Versammlung abzusenden, zu dem Zwecke, das Land auf republikanischer Grundlage zu organisiren. Die Servilen wagten es nicht, sich dem Zusammentritt dieser Versammlung zu widersetzen, suchten sie aber für ihre Absichten zu gewinnen, zu welchem Ende sie ihre äusserste Kunst und Energie aufboten. Ihr Ziel war die Einsetzung einer practischen Dictatur, die eines Tags durch einen leichten Uibergang sich in ihre geliebte monarchische Form auflösen sollte.

Die Berathungen der Versammlung endeten mit der Annahme der Constitution von 1824, nachdem sie Kapitel für Kapitel, Abschnitt für Abschnitt bekämpft, aber von den Liberalen kräftig und siegreich vertheidigt worden war. Die Gewähr der persönlichen Rechte, das Repräsentativprincip, die Habeas-Corpus-Acte und die Pressfreiheit wurden von den Servilen, weil sie sich denselben zu widersetzen fürchteten, stillschweigend angenommen. Aber diese Punkte waren die ersten, die von genannter Partei, als sie in der Folge wieder ans Ruder gelangte, angegriffen und über den Haufen geworfen wurden. Der Plan zu einem Föderativstaat, den die neue Constitution enthielt, begegnete ihrer entschiedensten Feindseligkeit, und bei ihrer centralisirenden Richtung widersetzten sie sich mit gleicher Leidenschaftlichkeit der Anerkennung der lokalen und innern Gewalt und einer bedingten Souveränetät der Einzelstaaten, worin sie auch

von vielen Liberalen unterstützt wurden, welche meinten, diese Vorkehrungen wären den gegenwärtigen Bedürfnissen des Landes nicht angemessen.

Die Beschlüsse dieser Versammlung, ausser der Verkündigung der Constitution, trugen alle den Charakter höchster Freisinnigkeit und Einsicht an sich. In den radicalen Reformen, welche sie zu bewirken bestimmt waren, erinnern sie uns unwillkürlich an das Gebahren der republikanischen Convente Frankreichs. Alle Titel (mit Einschluss des Titels Don) und Privilegien des Adels wurden abgeschafft, der Verkauf von päpstlichen Bullen verboten, alle Beschränkungen der Einwanderung beseitigt, den Ausländern und ihrem Besitzthum die grössten Garantien der Sicherheit gewährt, und endlich die Republik unter dem Namen „Republik von Centralamerika" decretirt, nebst einer Nationalflagge mit fünf Vulkanen als Wappenfigur und mit dem Sinnspruch: „Dios, Union, Libertad" — „Gott, Einigkeit, Freiheit."

Unter den Decreten dieser Versammlung befindet sich eines, welches einer mehr als blos vorübergehenden Erwähnung werth ist. Durch Beschluss vom 17. Apr. 1824 ward nämlich die Sklaverei unbedingt und auf der Stelle aufgehoben und wider deren Wiedereinführung irgendwann und in irgendeinem Theile der Republik Vorkehrung getroffen. Der Sklavenhandel ward für Seeraüberei erklärt und gegen Alle, die sich direct oder indirect daran betheiligen würden, wurden die schwersten Strafen bestimmt. Centralamerika gehört somit der Ruhm zu, das erste Land in der Welt gewesen zu sein, das die Negersklaverei abstellte. Und dieser von seiner ersten constituirenden Versammlung vorgezeichneten Politik ist es fort und fort treu geblieben. Die Annahme dieser Massregel war es, die zum ersten Streit des Landes mit Grossbritannien führte — diesem grossmaüligen Fürsprecher der Philanthropie, sooft die Philanthropie etwas abwirft, sonst niemals. Wird es wohl geglaubt werden, dass noch im Jahr 1840 von Seiten des britischen Gouvernements gegen Centralamerika eine durch Kriegsschiffe geltend gemachte Forderung um einiger Sklaven willen erhoben ward, die von Balize entflohen und unter der centralamerikanischen Constitution ihre Freiheit erlangt hatten? Und doch ist diess Thatsache, abscheuliche, verdammliche Thatsache! *)

Die am 27. Decbr. 1823 kundgemachte Verfassung ward nicht eher als am 22. Novbr. 1824 zum Gesetz erhoben. Mit ihrer Annahme schei-

*) Hierüber besitzen wir das bestimmte Zeugniss eines britischen Unterthanen, der selbst zu jener Zeit in Balize wohnhaft war. Er sagt: „Erst noch im Jahr 1840 ward von der britischen Regierung die Forderung gestellt, dass einige Afrikaner, die aus Britisch-Honduras geflohen, sich unter den Schutz der Republik begeben und so ihre Freiheit erlangt hatten, in die Sklaverei zurückkehren sollten. Diese Forderung ward vom britischen Generalconsul (Chatfield) erhoben, von britischen Militär- wie Civilbeamten, die um der Zurückforderung dieser armen Afrikaner willen nach Guatemala gesandt worden, betrieben und ihr durch die Gegenwart eines britischen Kriegsschiffs an der Küste Nachdruck gegeben. Obwohl eben damals die Regierung der Republik geschwächt und zerrissen war, so besass sie doch so viel moralischen Takt und Würde, um die Forderung einer Regierung, der sie in andern Dingen nachzugeben so lange gewohnt gewesen war, mit Verachtung zurückzuweisen. In ihrer Antwort erklärte sie, dass auf ihrem Gebiete keine Sklaven anerkannt würden, noch werden könnten, und behauptete die Unverletzlichkeit dieses Gebiets, wenngleich sie sich ihres Mangels an physischer Macht zur Vertheidigung desselben gegen einen solchen Feind bewusst wäre." — *Gospel in Central America p.* 122.

nen die Servilen auf eine Zeit lang ihre unpatriotische Opposition und ihre tollen Pläne aufgegeben zu haben. Die Begeisterung des Volks war auf ihrem Gipfelpunkte und ihr sich widersetzen wäre Wahnsinn gewesen. Trotz mancher Grundgebrechen und trotz vieler furchtbaren Angriffe, die sie aushalten musste, hatte diese Constitution doch ein ganzes Jahrzehend Bestand und übte den wohlthätigsten Einfluss auf das Land aus. Hätte das Volk in allen Schichten jene allgemeine Intelligenz besessen, die in unserm Volke zur Zeit seines Unabhängigkeitskampfes herrschte und die ihm theils einen klaren Einblick in seine Mängel und Bedürfnisse gab, theils es vor den Künsten und der Sophisterei von Demagogen und ränkevollen Menschen bewahrte, — dann würde sicherlich jene Urkunde verbessert worden sein, Bestand erhalten und dem Lande Frieden, Glück und Wohlstand gegeben haben. „Selbst so wie sie war,“ bemerkt ein centralamerikanischer Schriftsteller, „konnte Niemand, welches auch immer seine Vorurtheile sein mochten, verfehlen, den Fortschritt in Sitten und Gewohnheiten und die Wandelung im Geiste des centralamerikanischen Volks zu gewahren, die während der zehn Jahre der durch die Constitution gesicherten Pressfreiheit vor sich gegangen war.“

Drittes Kapitel.

Die Republik in Wirksamkeit — Hingabe ihrer Vertheidiger — Complott ihrer Feinde — Bürgerkrieg. 1823—1828.

Einige Zeit vor der Annahme der National-Constitution trat die Bevölkerung von San Salvador zu einer Versammlung zusammen und entwarf für ihr Land eine Staats-Constitution. Sie ward am 12. Jun. 1824 zum Gesetz erhoben und in Gemässheit ihrer Bestimmungen eine Lokalregierung eingesetzt. Auf San Salvador, das bei jeder liberalen Bewegung den Reigen anführte, folgten nacheinander Costa Rica am 2. Jan., Guatemala am 11. Oct., Honduras am 11. Decbr. 1825 und Nicaragua am 8. April 1826. Am 6. Febr. 1825 versammelten sich die Föderalrepräsentanten in der Stadt Guatemala; sie zälten 34 Mitglieder, die sich folgendermassen vertheilten: auf Guatemala kamen 17, auf San Salvador 9, auf Honduras 6, auf Nicaragua 6, auf Costa Rica 2. General Arce, der sich mehr durch seinen Hass gegen die spanische Herrschaft als durch seine geistigen oder sonstigen Eigenschaften für das Amt auszeichnete, ward zum Präsidenten erwählt und am 29. Apr. in sein Amt eingesetzt. Im selben Monate versammelte sich ebenfalls in Guatemala ein Föderalsenat, der wie bei uns aus zwei Mitgliedern aus jedem Staate bestand, und ward von Mariano Beltraneno, Vicepräsidenten der Republik und kraft dieses Amtes Senats-Präsidenten, organisirt.

Die Republik begann nunmehr einen ordentlichen Anlauf zu nehmen; die Angelegenheiten bewegten sich eine Zeit lang auf glattem Wege dahin und im Genusse von Ruhe und Frieden machte das Land auf der Bahn der Verbesserungen und im Wohlstande reissende Fortschritte. Aber die Servilen, obgleich geschlagen, waren doch nicht vernichtet und zeigten

sich geschäftig, überall, wo sich ihnen eine günstige Gelegenheit bot, die Vorurtheile oder die Eifersucht des Volks zu erregen und den Samen des Missvergnügens auszustreuen. In der Stadt Leon hatte, wie wir gesehen, der Bischof, von den Bigotten der Kirche und der aristokratischen Faction unterstützt, sich allen auf Gründung einer Republik gerichteten Schritten mit Eifer widersetzt. Sein Einfluss concentrirte sich hauptsächlich in der Stadt, wiewohl er selbst hier nicht die numerische Majorität für sich hatte. Doch waren seine Anhänger im Besitze des grössten Reichthums des Ortes, der von ihnen beherrscht zu werden schien. Dieser Umstand machte Leon den liberalen Städten des Staates verhasst und erzeugte ein Gefühl des Misstrauens, das noch immer nicht völlig verwischt ist. Jede Bewegung in dieser Stadt ward mit argwöhnischem Auge betrachtet. Als daher nach mehrmonatlicher Ruhe, während die Verwaltung der Angelegenheiten noch in den Händen der provisorischen Regierung sich befand, der vom Bischof oder seinen ungestümen Freunden aufgestachelte Pöbel die Entfernung des Basilio Carillo vom Obercommando forderte, erzeugte das Ereigniss im ganzen Staate einen tiefen Eindruck. Aufgebläht durch diesen Erfolg liessen die Antiliberalen diesem Gewaltschritte andere ähnliche Forderungen folgen. Es erfolgte eine Reaction und eine Gegenbewegung in der Stadt selbst, welche letztere alsbald in alle Graüel des Bürgerkriegs gestürzt ward. Der Kampf ward von beiden Seiten mit furchtbarer Energie und ohne Erbarmen fortgeführt. Es erhob sich Stadtviertel wider Stadtviertel, Strasse wider Strasse, Nachbar wider Nachbar, Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn. Der Kampf pflanzte sich auf die Nachbarstädte fort, Parteigänger auf beiden Seiten griffen zu den Waffen und schaarten sich zur Unterstützung ihrer bezüglichen Freunde in der Hauptstadt zusammen und die Fehde ward hier mit wechselnden Erfolgen hundert und vierzehn Tage lang fortgeführt. Während dieser Zeit unterlag ein grosser Theil der Stadt mit Einschluss des schönsten und reichsten Districts der Verwüstung; tausend Haüser sollen in einer einzigen Nacht den Flammen übergeben worden sein. Leon ward in einen Schutthaufen verwandelt, und dennoch behaupteten beide Parteien das Schlachtfeld mit einer Zähigkeit, die selten in der Geschichte ihres Gleichen aufzuweisen hat. Es ist unmöglich zu sagen, wie lange der Kampf sich fortgesetzt haben würde, wäre nicht General Arce an der Spitze eines Corps Bundestruppen von San Salvador in den Staat eingerückt. Diese Dazwischenkunft stellte den Frieden wieder her; die Servilen und ihr Anhang wichen der überwältigenden liberalen Meinung der Republik und auf der Oberfläche der Dinge ruhte auf eine Weile eine verrätherische Ruhe.

Die liberalen Führer, durchweg Männer von guter Erziehung und hohem, patriotischem Streben, deren vornehmster Irrthum ein ungebührliches Vertrauen auf des Volks Instinct (um nicht zu sagen Urtheil) war, konnten nicht umhin, bei einem prüfenden Rückblicke auf den durchlebten Kampf zu entdecken, dass Unwissenheit und Pfaffenlist die grossen Hindernisse des Glücks des Landes seien — seine Feinde und die Störer seines Friedens. Die Kirche hatte sich offen auf die Seite der monarchischen Faction geschaart und machte mit Denen gemeinschaftliche Sache, die ihren festen Entschluss, zu vernichten, wenn sie nicht herrschen könnten, ausgesprochen hatten. Während aber die Kirche an den liberalen Führern, die ihre Dogmen verachteten und über ihre Formen lachten,

keinen Halt mehr hatte, übte sie noch immer einen starken Einfluss auf die ungebildeten Massen aus. Die Politik verbot daher einen directen und offnen Kampf mit ihr von Seiten der Liberalen. Aber bei der richtigen Erkenntniss, dass allgemeine Bildung mit Volksaberglauben unvereinbar und seine entschiedenste Gegnerin ist, richteten sie ihre grössten Anstrengungen auf die Verbreitung von Kenntniss. Es hatte damals seit Kurzem erst das lancastersche Unterrichtssystem in den Vereinigten Staaten und in Europa Eingang gefunden. Nach diesem Systeme wurden eiligst in vielen Städten Schulen gegründet, die aber nicht geeignet waren, den öffentlichen Anforderungen zu entsprechen. Das Volk war leidenschaftlich fürs Lernen eingenommen, es bat überall um Mittel zum Unterricht, aber — es waren keine Lehrer aufzufinden. In dieser Bedrängniss rechtfertigten die Regierungsbeamten die Grundsätze, welche sie bekannten, durch das freiwillige Anerbieten ihrer Dienste als Lehrer in ihren amtsfreien Stunden. „Selbst die Casernen wurden in Schulzimmer verwandelt und die barfüssigen indianischen Soldaten von ihren Officieren in den ersten Elementen unterrichtet.“ Niemals, weder vorher noch nachher, ist die Welt Zeugin einer ernstern Hingabe an das öffentliche Wohl gewesen als die Liberalen während dieser Zeit ihrer Herrschaft und bis dahin, wo die Hydra des Servilismus ihre zerdrückten aber nicht abgeschlagnen Haüpter von Neuem erhob, an den Tag legten.

In San Salvador indessen konnte das Volk, das hier besser gebildet und radicaler in seinen Ansichten war als in den andern Staaten, diesen langsamen Prozess, das Gebaüde der Kirche zu untergraben, nicht geduldig mit ansehen. Empört über gewisse Gewaltanmassungen von Seiten des Erzbischofs, welcher in Guatemala residirte und durch seine reactionären Gesinnungen sich auszeichnete, sprach es entschieden den Grundsatz aus, dass das Volk das Recht habe, seine religiösen Führer ebensogut wie seine staatlichen selbst zu wählen, und ernannte in Folge dessen einen liberalen Priester, einen seiner eignen Bürger, den Dr. Delegado, zum Bischofe des Staats. Der Erzbischof denuncirte den Schritt und der Papst selbst, der ihn als eine Verletzung seiner Prärogativen betrachtete, missbilligte ihn nicht nur, sondern forderte auch dessen Zurücknahme, und zwar unter Androhung des Kirchenbanns wider die gesammte Bevölkerung des Staats. Aber die Drohung ward mit kalter Verachtung aufgenommen, und kurz darnach folgte Costa Rica dem Beispiele von San Salvador mit gleicher Missachtung des Nachfolgers Petri. Diese letztern Schritte waren — aufs Gelindeste gesprochen — unpolitisch und dienten nur, Collisionen zu beschleunigen, die, während sie das Unterrichtssystem störten, zugleich die Macht und den Einfluss der Kirche verlängerten, wenn nicht gar verstärkten und sie vor dem Schicksal bewahrten, welchem sie durch den langsamen aber sichern Prozess der Unterrichtsreform hätte erliegen müssen.

Wir kommen jetzt zu Ereignissen, deren die Geschichte mit Schmerz gedenkt. Fünf Jahre waren vergangen, seit der entscheidende Wurf für Unabhängigkeit geschehen war. Der Versuch, eine neue Monarchie oder aristokratische Oligarchie zu gründen, war gänzlich fehlgeschlagen und eine liberale und ächt republikanische Regierung eingesetzt worden, die sich der Hebung des Landes mit Energie und Erfolg gewidmet hatte. Mit Ausnahme des Tumults in Leon, der mehr eine Lokalfehde als ein förmlicher Angriff auf die neue Ordnung der Dinge war, und eines schwachen

Versuchs zur Wiederherstellung der spanischen Autorität in Costa Rica, hatte die Republik keinen offenen Widerstand erfahren. Während aber die Oberfläche friedlich aussah, waren die Elemente der Zwietracht in der Tiefe thätig. Es bestanden noch immer dieselben starken Parteiunterschiede, aber die Opposition war neue und gefährliche Verbindungen eingegangen. Das glühende Streben nach Unabhängigkeit hatte anfangs viele tiefgewurzelte Vorurtheile in den Gemüthern der grossen Volksmasse entkräftet und zu Boden geworfen, die aber, als das Ziel dieses Strebens erreicht war und die Begeisterung sich abgekühlt hatte, mehr oder weniger wieder zur Herrschaft gelangten. Das muss allezeit der Fall sein, wenn die Menschen mehr von Instinct und Gefühl als von Vernunft und Besonnenheit geleitet werden. Die reactionären Parteiführer waren nicht saumselig, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, und es gelang ihnen, in die Gemüther Vieler aus dem Volke den Samen des Widerwillens gegen dieselben Erfolge, die sie doch selbst herbeizuführen behilflich gewesen waren, zu streuen.*)

*) Die Zusammensetzung der beiden Parteien zu dieser Zeit wird von einem englischen Schriftsteller, auf dessen im Ganzen richtige und unparteiische Bemerkungen zu verweisen ich schon haüfig Gelegenheit gehabt, recht gut dargestellt. Er sagt:

„Die liberale Partei hatte einige Wenige in ihrer Mitte, die unter der Monarchie ausgezeichnete Männer gewesen waren, zum grössern Theile Lehrer der Jurisprudenz und Medicin, mit andern Worten, die Zierden der Universität, die jene Wissenschaften der Theologie oder den Ordensregeln vorgezogen hatten, nicht sowohl als Brotstudien, als vielmehr weil sie Denen, die dem geistlichen Berufe sich nicht widmen mochten, beinahe die einzige offene Laufbahn zu höherer Wirksamkeit boten. Sie zählte ferner viele Kaufleute und Grundbesitzer nebst einer grossen Masse der verständigern Handwerker und Arbeiter in ihren Reihen. Ihre Führer waren Männer von sehr entschiednen demokratischen Grundsätzen und unbestrittner Fähigkeit und legten, in Betracht der Schule in der sie aufgewachsen waren und der Einflüsse die sie umgaben, keinen geringen Grad von ächtem Patriotismus und Hingabe an ihre Uiberzeugungen zu Tage, wiewohl nur leider in zu vielen Fällen Erkaüflichkeit und tyrannische und blutige Thaten sie schändeten. Alles was sie zum Bessten des Staats niederrissen und was sie für ihn aufbauten, ehrt ebenso ihre Talente wie ihre Gesinnungen; und wenngleich die engen Gränzen einer Skizze eine gebührende Würdigung desselben nicht verstatten, so wird doch schon eine flüchtige Uibersicht Dessen was sie thaten, wenn man dabei die Zustände des Volks und der Zeiten mit in Betracht zieht, wahrscheinlich grössere Bewunderung erwecken und ihnen unfehlbar höhere Ehre bringen als Alvarado's Siege." — *Gospel in Central America p.* 124.

„Die Servilen, welche die beiden Extreme der Gesellschaft, den verfeinertsten und den rohesten Theil, beide durch ihre geheimen Führer, die Priester, in Eins zusammengelöthet, in sich begriffen, wurden einzig und allein von den Letztern geleitet, unter denen sich viele unwissende Spanier und einige wenige Männer von Talent befanden, wiewohl sie in dieser Beziehung weit unter den Liberalen standen. Sie zeigten sich indessen von dem Geiste ihres Standes und dem Wesen ihres Systems ganz und gar durchdrungen. Sie haben allezeit nach dem Grundsatz gehandelt, dass Alles, was ihnen für ihre Zwecke nützlich schien, legal und erlaubt sei. Trotz ihrer scheinbaren Einigkeit hatten sie doch auch ihre Spaltungen, ihre gegenseitigen Eifersüchteleien, ihre geheimen ehrsüchtigen Strebungen und ihre individuellen Immoralitäten, die im Bunde mit ihrer ihnen allen gemeinsamen Raubgier ihren Gegnern günstig waren. Und im Allgemeinen, wenn nicht durchweg, wird man ohne Mühe bei den innern Störungen des gesellschaftlichen und politischen Organismus in jedem der verschiednen, die Republik bildenden Staaten der Spur ihrer Intrigue nachgehen können, und nicht wenige der frühern Bürgerkriege und der noch bestehenden Erbitterung zwischen Staat und Staat ist gleichfalls ihrem Einflusse als Gesammtheit oder

Die Servilen waren aus ungleichartigen Klassen von Menschen zusammengesetzt, die nichts miteinander gemein hatten als ihren Hass gegen die Liberalen. Den Kern dieses Ganzen bildete der sogenannte Adel, dieses Gezücht der viceköniglichen Höfe, dessen Streben in Gemeinschaft mit der bepfründeten Geistlichkeit, mit welcher er sich verbündet hatte, dahin ging, „der Erziehung der Massen sich zu widersetzen und die Macht im Staate in den Händen der Wenigen zu centralisiren und zu consolidiren," — kurz, eine Ordnung der Dinge zu begründen, die ihr eignes vollständiges Uibergewicht sicherstellen sollte. Dieser Verbündung brachten die Aristokraten, „*sangres azules*" — Blaublut — genannt, Talent zum Intriguiren, keinen geringen Grad von Fähigkeit, bedeutenden Reichthum und die mit dem Reichthum verknüpften Einflüsse zu, die Priesterschaft dagegen nicht nur Reichthum, ein weitausgedehntes Kunstgetriebe, das fähig war, rasch und energisch gehandhabt zu werden, sondern auch, was von grössern Gewicht war, Massen — Anhänger aus demselben Volke, gegen das sie sich verschworen, blinde Werkzeuge ihres Willens, deren Beistand durch die traditionelle Ehrfurcht vor der Kirche und tiefwurzelnde Bigotterie gesichert war und deren Unwissenheit sie zu leichtgewonnenen Opfern jeder schlauen Ansprache machte, zumal wenn sie von Männern kam, die sie als ihre Führer anzusehen gewohnt waren. Bei solchen Elementen — einerseits einem unwissenden und erregbaren Volke, das unbekannt mit seinen Pflichten und ohne klare Erkenntniss seiner künftigen oder unmittelbaren Bedürfnisse war, andererseits einer grossen und mächtigen, gegen jede republikanische Form todfeindlich gesinnten Partei — war es unmöglich, dass die Republik in Frieden verharren konnte. Vergebens strengten sich die erleuchteten Führer der liberalen Partei an, die öffentliche Ordnung zu erhalten. Ihre alten Feinde streuten den Samen lokaler Zwietracht weit und breit aus und suchten durch alle möglichen Mittel und mit nur zu gutem Erfolge die Bundesregierung und die Staatenregierungen miteinander in Conflicte zu bringen.

In diesem Bemühen ward ihnen durch einige Grundgebrechen der Constitution selbst grosser Vorschub geleistet, die, hierin vielleicht mit unsrem eignen Grundgesetz übereinstimmend, die Gewalten der Staatenregierungen und der Centralregierung nicht mit der gehörigen Genauigkeit und Schärfe abgegränzt hatte. Uiber diesen Punkt waren die Liberalen selbst getheilter Meinung, indem Einige einer umfassenden Gewaltcentralisation in der Gesammtregierung günstig waren, Andere aber glaubten, der wahre Zweck eines Bundesstaates bestehe in nichts Weiterm als darin, Das auszuführen, was die Staaten für sich allein zu bewirken nicht im Stande seien. Diese Meinungsunterschiede waren, wie man in der Folge sehen wird, nicht ohne ihren Einfluss, um theils die Kraft der Liberalen zu schwächen, theils die Zertrümmerung der Republik zu beschleunigen.*)

dem persönlichen Ehrgeize und dem aufwieglerischen Treiben Einzeler aus ihrer Mitte zuzuschreiben." — Ebendas. S. 126.

*) Zu demselben Resultate trugen auch gewisse Nebenfragen bei, wenn auch nicht unmittelbar, so doch sicherlich mittelbar. Bei jedem Gegenstande der Nationalpolitik, der zur Sprache kam, schlugen die Servilen natürlich denjenigen Weg ein, der am Sichersten zur Spaltung und Verwirrung ihrer Gegner führte; und zwar ohne alle Rücksichtnahme auf die dabei etwa obwaltenden Grundsätze des Rechts oder der Nützlichkeit. Hier ein Fall. Die Constitution

Nach dieser nothwendigen vorlaüfigen Auseinandersetzung fahren wir in unsrer Erzählung der Ereignisse weiter fort. Die Sache der Liberalen war von allem Anfange an bestimmt, an Verrätherei zu leiden. Die Servilen waren im Besitze der gesellschaftlichen Stellung und des Reichthums, um auf den Ehrgeiz aller Männer von Stand und Amt, die solchen Verlockungen zugänglich waren, einzuwirken und ihre thätige Mithilfe zu erkaufen, sowie sie den Takt besassen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Durch Milde zu gewinnen und unmerklich zu formen und zu lenken, wenn sie nicht zermalmen konnten, ist ihre gleichförmige und nur zu oft mit Erfolg begleitete Politik gewesen. General Arce, der Präsident der Republik, war das erste Opfer ihrer Künste. „Unter dem Vorwande, man habe geheime Kunde, dass die Staatsbehörden von Guatemala einen Aufstand gegen die Bundesregierung anzettelten, ward er verleitet, den Chef oder Gouverneur des Staats, José Francisco Barundia, einen der fähigsten und thätigsten Reformers im Lande, mitten in seiner amtlichen Thätigkeit im Regierungsgebaüde zu arretiren, und verschritt gleichzeitig zur Entwaffnung der Bürgermiliz." Dieser Gewaltstreich gegen die Souveränetät des Staates, welchem kein Widerstand entgegengesetzt ward, fand am 6. Septbr. 1826 statt und von ihm an können die furchtbaren Erschütterungen datirt werden, von denen das Land in der Folge heimgesucht ward. Es war ein despotischer, durch keine Umstände gerechtfertigter und mit schreiender Verletzung der Constitution begleiteter Gewaltact, der die Thäter mit ewiger Schmach gebrandmarkt hat.

Die Servilen waren nicht saümig, ihren guten Erfolg sich zu Nutze zu machen. Der Bürger Cerilio Flores, ein Liberaler, der in der öffentlichen Achtung hoch stand, war Vice-Chef oder Untergouverneur von Guatemala. Zur Zeit dieses Ereignisses befand er sich im Districte Quesaltenango in amtlichen Geschäften. Die Bewohner dieses Districts waren hauptsächlich Indianer, unwissende und unter der unumschränkten Herrschaft der Priester stehende Menschen. Als die Nachricht von der Festnehmung des Gouverneurs dahin gelangte, bestieg ein Mönch in der Hauptstadt an einem Markttage die Kanzel und brachte durch eine bombastische Rede den gemeinen Haufen in solche Wuth gegen Flores, dass er sofort zu seiner Verfolgung

der Republik hatte, wie wir gesehen, nicht nur alle Sklaven im Lande frei gemacht, sondern auch allen auswärtigen, sobald sie ihre Gränze überschreiten würden, die Freiheit zugesichert. Es währte nicht lange, als Schaaren von Sklaven aus den britischen Niederlassungen zu Balize auf das Gebiet der Republik herüberflohen und den Schutz ihrer Gesetze nachsuchten. Sie wurden reclamirt und ihre Auslieferung peremtorisch gefordert, vom Congresse aber entschieden verweigert. Die Servilen sprachen wie Ein Mann für die Auslieferung und standen somit bei der beabsichtigten Verletzung der Constitution und der Gesetze der Menschlichkeit auf Seiten der Engländer. Von diesem Augenblicke an wurden die Reactionäre nicht nur von den britischen Kaufleuten und den politischen Agenten im Lande begünstigt, sondern auch von den Behörden zu Balize, die ohne Zweifel die Gesinnung des britischen Cabinets wiederspiegelten, unterstützt und aufgestachelt. Als nun die Servilen zu Macht gelangten, lieferten sie die Sklaven aus, und sie sind seitdem fortwährend mit den britischen Interessen und Plänen identificirt gewesen, und zwar in einem solchen Grade, dass sie sogar die britischen Angriffe auf das Gebiet ihrer Schwesterstaaten in Schutz nahmen! Dieses innige Verhältniss erhält die servile Minorität — eine kleine numerische Minorität — in Guatemala in Amt und Macht und beherrscht die gesammte Politik jener Dictatur, die mit herber Ironie „die Republik Guatemala" heisst.

aufbrach, ihm in die Kirche, in deren heiligen Mauern er Schutz suchte, nachsetzte und ihn hier am Fusse des Altars unter dem Geschrei: „Lange lebe Guatemala! Tod der Republik!“ hinmordete und buchstäblich in Stücke zerriss. Die nächste Ursache zu der rachgierigen Feindschaft der Mönche gegen ihn war der Umstand, dass er bei der allgemeinen Steuererhebung zu Staatszwecken das Besitzthum der Klöster nicht verschont hatte! Und so ward die Bewegung, die von den Aristokraten ausgegangen, von ihren Verbündeten, den Priestern, gefördert!

Die gegen die vornehmsten Staatsbeamten Guatemala's ausgeübte Gewaltthätigkeit ward wider alle untern Regierungsbeamten fortgesetzt, von denen Viele eingekerkert oder ermordet, die Uibrigen gezwungen wurden, in der Flucht ihre Rettung zu suchen. Die Liberalen, von Bestürzung ergriffen, waren anfangs unfähig, diesen Graüelthaten irgendwelchen Widerstand zu leisten. Dessenungeachtet traten eiligst eine Anzahl derselben zusammen und trieben unter der Anführung des Oberst Pierson, eines westindischen Kreolen, Flores' Mörder in Quesaltenango zu Paaren; noch ehe sie aber im Stande waren, ihre Streitkräfte zur Rettung Guatemala's zusammenzuziehen, wurden sie selbst von Truppen, die der Verräther Arce gegen sie ausgesandt, angegriffen und zerstreut. Unter diesen Auspicien ward eine neue Staatsregierung gebildet, die, wenn diess anders noch nöthig zu sagen ist, ausschliesslich aus Servilen und aus Menschen, die es mit deren Interesse hielten, bestand. Don Mariano Aycinena, der unter Spaniens Scepter den Titel eines Marquis geführt, ward dem Namen nach zum Chef, der That nach zum Dictator gemacht, mit dessen Verwaltung jenes abscheuliche Spionirungs- und Proscriptionssystem begann, das den politischen Revolutionen des Landes einen so blutigen und barbarischen Charakter aufgedrückt hat. Eine politische Inquisition ward eingesetzt, um summarisch und willkürlich gegen alle Personen zu verfahren, die schuldig wären, andere Meinungen als die Usurpatoren zu hegen! Ihre Sitzungen waren geheim und ihre Beschlüsse trafen das bestürzte Volk mit furchtbarer Raschheit. Die Menschen wurden ohne Verhör verurtheilt. Hegten sie liberale Ansichten und besassen sie Talent, so war diess genug, um sie mit Verbannung zu strafen oder dem Kerker und dem Tode zu überliefern. Die Führer der Liberalen wurden sämmtlich geächtet und Oberst Pierson, einer der Fähigsten jener Partei, der unter dem Versprechen des Schutzes nach Guatemala zurückgekehrt war, ward unter den Mauern des Kirchhofs verrätherisch erschossen! Terrorismus und Servilismus gingen Hand in Hand.*)

Arce verfolgte seinen Verrath an der Republik noch weiter, indem er aus eigner Machtvollkommenheit eine Versammlung des Generalcongresses berief; aber die Ereignisse, von denen wir berichtet, bewirkten eine so allgemeine und tiefe Aufregung, dass die Versammlung gar nicht zusammentrat. Der anerkannte Zweck dieser Berufung war, die Constitution aufzuheben und eine Centralgewalt oder Dictatur zu gründen, die der Staaten-Unabhängigkeit mit Einem Striche das Garaus machen sollte. Diess

*) Aycinena affectirte ein solches Uibermass von Frömmigkeit, dass er vor der Unterzeichnung des Vollziehungsbefehls gegen Pierson beichtete und das Sacrament nahm. Die rechte Vorbereitung zu einem Acte des Verraths und Mordes!

war stets ein Lieblingsproject der servilen Partei, die jetzt, kühn gemacht durch die Erfolge ihrer Freunde in Guatemala, Unordnungen in Honduras und Nicaragua erregten und diese Staaten in einen Bürgerkrieg verwickelten. San Salvador, treu der Republik, nahm eine entschlossene Stellung an. Es wies Arce's Autorität zurück, und in der Hitze des Augenblicks rückte ein ungenügendes Truppendetachement gegen die Machtraüber in Guatemala los. Sie wurden von denjenigen Bundestruppen, die dem Präsidenten anhingen, und einem Corps serviler Soldatesca angegriffen und zurückgetrieben. Ihrerseits auf eignem Gebiete angegriffen, schlugen sie ihre Feinde aufs Entschiedendste zurück und behaupteten vollständig die Stellung des Staats. Unmittelbar nach diesen Ereignissen suchte Arce die nämliche Politik, die Staaten-Regierung zu stürzen, die in Guatemala so leicht geglückt war, auch in Honduras zu verfolgen, aber der Versuch misslang. Er ward zurückgeworfen und Honduras vereinigte nach theilweiser Unterdrückung der servilen Aufstände innerhalb seines Gebiets seine Streitmacht mit der von San Salvador. Nicaragua that das Nämliche. Eine umständliche Erzählung der Insurrectionskämpfe in den einzelen Staaten würde weder Interesse noch Nutzen haben; es sei genug zu sagen, dass sie blutig waren und jenes Gepräge von Grausamkeit und Wildheit an sich trugen, durch die sich Bürgerkriege vor allen andern auszeichnen und um deretwillen sie am meisten zu fürchten sind.

Der Monat September des J. 1827 sah zwar das nominelle Haupt der Republik noch immer die Regierungsformen handhaben, aber nur von einem Theile des Bundesmilitärs und den Servilen Guatemala's noch gehalten, welche Letztern mittelst Terrorismus jetzt eine unumschränkte Herrschaft in jener Stadt ausübten und denen Arce in Wahrheit als blosses Werkzeug diente. Die Unterstützung, die Arce und seine servilen Freunde in den andern Staaten erhielten, bestand blos in Lokal-Insurrectionen wider die Staaten-Behörden, die ohne Einverständniss unternommen wurden und durchaus keinen dauernden Eindruck erzeugten. Andrerseits traten San Salvador einmüthig, Nicaragua und Honduras mit grosser Majorität in offne Opposition gegen die Männer, welche die Republik verrathen und untergraben hatten und doch noch immer als ihre Vertreter sich gerirten, in der That aber die blossen Masken des Servilismus waren, deren man sich bediente, um dem Verrathe einen Anschein von Gesetzlichkeit zu geben. Costa Rica, vom übrigen Bunde durch Bergwildnisse geschieden und schwach an Macht, sah diesen Vorgängen in passiver, starrer Ruhe zu, ohne irgendwelchen Antheil an dem Streit zu nehmen.

Zwischen diesen zwei grossen Abtheilungen oder Parteien erhob sich jetzt ein verzweifelter Kampf; ein Kampf, der eigentlich eine blosse Fortsetzung desjenigen war, der unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung folgte, und für dieselben Zwecke geführt ward, in welche aber die Servilen gewisse neue, ihren Absichten günstige Elemente glücklich einzuschmuggeln verstanden hatten. Am 28. Septbr. brachte die sogenannte Bundesarmee den vereinigten Truppen von San Salvador und Honduras an einem Orte, welcher Sabina Grande heisst, eine Niederlage bei. Aber ihr Triumph war nur von kurzer Dauer, denn gleich darnach wurden sie von einem Trupp aus San Salvador und Nicaragua angegriffen und gänzlich geschlagen.

Diese Schlacht war in vielen Beziehungen unter allen bis jetzt im

Lande gelieferten die bedeutsamste, nicht sowohl in den unmittelbaren Folgen des Sieges für die Liberalen, als vielmehr weil in ihr ein Mann in den Vordergrund trat, der fortan nicht nur der geliebte Führer der liberalen Partei, sondern auch der hervorragendste Mann des Landes werden sollte. Dieser Mann war Francisco Morazan, dessen Energie und Geschicklichkeit, trotzdem dass er nur eine untergeordnete Stellung im Heere einnahm, jener Sieg hauptsächlich zugeschrieben ward und dem er ohne Zweifel auch mit Recht gebührte. Sein Auftreten im öffentlichen Leben gab den staatlichen Angelegenheiten ein ganz neues Gepräge, brachte der Republik auf eine Weile Ruhe und Erholung und goss den Hoffnungen der Freunde der Freiheit frisches Leben ein.

Viertes Kapitel.

Francisco Morazan, das Bollwerk der Republik — Sturz der Servilen — Liberale Reformen — Demüthigung der Kirche — Elemente der Schwäche. 1828—1830.

Fransisco Morazan, bestimmt, in der Geschichte in vielen Beziehungen als der besste und in allen als der fähigste Mann, den Centralamerika je hervorgebracht hat, dazustehen, war im Jahr 1799 in Honduras geboren. Sein Vater war ein Kreole von einer der französisch-westindischen Inseln und seine Mutter aus der Stadt Tegucigalpa in Honduras gebürtig. Seine Erziehung, soweit sie in Schulen erlangt wird, war weder besser noch umfassender als sie Andere in gleicher Lebensstellung zu geniessen pflegten; aber er verrieth schon frühzeitig eine Lebhaftigkeit der Auffassung und einen Wissensdurst, die ihn seine Landsleute in dieser Beziehung bald weit überholen liessen. Ebenso zeichnete er sich schon frühe durch ein feuriges Temperament, wie durch die grösste Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters aus, welche Eigenschaften, in Verbindung mit einer freien und männlichen Haltung und einem geraden, offenen Wesen, ihm nicht nur die Liebe und Achtung der Menschen gewann, sondern ihn auch befähigten, sie in Bewegung zu setzen und zu leiten. Im J. 1824 hatte er sich bereits bis zum Generalsekretär von Honduras und darnach zum Chef oder Gouverneur des Staats erhoben. Von Natur zum Kriegshandwerk geneigt, war er mit seiner civilen Stellung nicht ganz zufrieden und wandte daher seine Aufmerksamkeit mit Erfolg jenem zu. Er war der Anführer der liberalen Truppen in der obenerwähnten Schlacht, die seiner künftigen Laufbahn und auf eine Zeit lang den Geschicken des ganzen Landes ihre Richtung gab.

Dem Treffen von Sabina Grande folgte eine Reihe blutiger Gefechte mit wechselndem Erfolge, in denen sich aber die Liberalen völlig behaupteten. Am 17. Dcbr. fand ein wildes Gefecht in Santa Ana in San Salvador statt, das nach schwerem Verlust auf beiden Seiten mit einer Uibereinkunft endete, nach welcher beide Armeen sich aus der Stadt zurückziehen sollten. Der Servilen-General Cascaras wartete mit der charakteristischen Treulosigkeit seiner Partei, bis die Liberalen ihrerseits der Uibereinkunft nachgekommen waren, und nahm dann von der Stadt Besitz.

Und dieses gemeine Trugstück ward als ein Sieg ausposaunt! Die Servilen vermehrten jetzt ihre Streitmacht und rückten dann kühn in San Salvador ein, mit der eingestandenen Absicht, es ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Arce, der sein Präsidentenamt, das er noch immer dem Namen nach innehatte, in die Hände des Vicepräsidenten Beltranena legte, verband sich mit der Invasionscolonne. Die feindlichen Armeen begegneten sich nicht weit von der Stadt San Salvador und nach lange fortgesetztem Kampfe wurden die Liberalen unter des Oberst Merino Commando in Folge ihrer bedeutenden Minderzahl mit grossem Verlust geschlagen, wobei die Sieger keinen Pardon gaben und die Verwundeten erbarmungslos niederstachen, so dass die Affaire mehr den Namen einer Metzelei als einer Schlacht verdient. Dieses Verfahren führte natürlich zu Repressalien, sooft sich die Gelegenheit darbot, und so trug der Servilismus abermals das Seinige bei, um dem Kriege in Centralamerika auch fernerhin jenen barbarischen Charakter zu geben, der alle civilisirten Völker seitdem so oft mit Entsetzen erfüllt hat.

Die Sieger belagerten sofort die Stadt San Salvador, wurden aber zurückgeworfen. Dessenungeachtet gingen die Operationen ihren Gang fort; Stadt auf Stadt fiel ihnen in die Hände, und im Julius 1828 schien es, als ob San Salvador vollständig unterworfen wäre. Es ward von der Regierung des Staats eine Uibereinkunft unterzeichnet, des Inhalts, dass San Salvador von den Invasionstruppen besetzt werden und Arce einen Congress nach der Stadt Santa Ana berufen solle. Natürlich erwartete man nicht, dass dieses ein constitutioneller Congress oder eine unabhängige Versammlung sein würde, sondern blos ein Haufen von Creaturen, bereit, die Decrete Arce's und der servilen Führer in Guatemala blindlings zu registriren.

Die Nachricht von dieser Uibereinkunft oder Uibergabe beleidigte die Gefühle der Stadt San Salvador in dem Masse, dass sie sich bewaffnet wie Ein Mann erhob, die die Stadt besetzt haltenden Bundestruppen zu Gefangenen machte, die Regierung absetzte und an ihre Stelle provisorische Behörden installirte, durch die der Krieg mit vermehrter Wuth erneuert ward. Diese Volksdemonstration ward von General Morazan an der Spitze der liberalen Armee von Honduras, der es eben erst gelungen war, die reactionären Bewegungen in diesem Staate zu unterdrücken, rasch und energisch unterstützt. Er brachte den Invasionstruppen bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihnen eine gänzliche Niederlage bei, und indem er seine Erfolge mit einem Nachdruck ohne Gleichen verfolgte, hatte er sie in weniger als zwei Monaten theils gefangen genommen, theils vollständig zersprengt. Arce floh nach Guatemala und bemühte sich hier, seine nominelle Gewalt wieder in die Hand zu bekommen; aber der Vicepräsident Beltranena weigerte sich, sie ihm zurückzugeben, und da gleichzeitig sich das Volk wider ihn und seinen servilen Anhang erhob, so hielt er sich selbst in Guatemala nicht mehr für sicher und nahm eine eilige Flucht nach Mejico, von wo aus er in der Folge, wie man bald sehen wird, in das Land, dessen erste Magistratsperson er gewesen war, feindlich einzudringen suchte.

Nachdem Morazan den Liberalen in San Salvador wieder zur vollständigen Macht verholfen hatte, rückte er gegen die Servilen in Guatemala los. Da ihre Armee vernichtet, ihre Einkünfte erschöpft und sie des Wi-

derstandes unfähig waren, so suchten sie ihrem drohenden Geschick durch eine temporisirende Politik zu entgehen. Erst schlugen sie einen Waffenstillstand vor, dann wieder machten sie Friedenseröffnungen; aber die Bevölkerung von Quesaltenango wies mittlerweile ihre Autorität zurück und das Departement ward in einen Bürgerkrieg der blutigsten Art verwickelt. Auch La Antigua oder Alt-Guatemala ergriff die Waffen und erklärte sich gegen die servile Regierung. Und um ihr Unglück voll zu machen, rückte Morazan jetzt an der Spitze von 2000 Mann Truppen aus Honduras und San Salvador in ihr Gebiet ein. Nach mehren Treffen, in denen er durchweg siegreich war, erschien er am 15. März 1829 vor der Stadt und forderte sie zur Uibergabe auf. Die Servilen suchten in ihrer Verzweiflung abermals zu temporisiren und Zeit zu gewinnen. Sie legten eine Uibereinkunft vor, worin sie sich erboten, alle Liberalen, die sie verbannt, zurückzurufen und selbst die Regierung mit ihnen zu theilen, sowie die frühere Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Morazan, überzeugt von ihrer Falschheit, schnitt, nachdem er ihre Vorschläge angehört, alle Erörterungen dadurch kurz ab, dass er die Stadt bestürmte und mit gefälltem Bajonette einnahm. Zu seiner Ehre sei es gesagt, dass trotzdem dass die Gewaltthaten der Servilen noch in frischem Andenken waren und das Blut der Liberalen, die sie hingemordet, kaum aufgetrocknet war, dennoch Leben und Besitzthum geachtet wurden.

Die servile Regierung ward sofort entsetzt, alle Verbannten zurückberufen und die noch lebenden Mitglieder der frühern Regierung wieder in die Stellen eingesetzt, die sie zur Zeit der Servilen-Insurrection bekleidet hatten. Auch ward der im J. 1826 aufgelöste Bundescongress wiederum versammelt und provisorisch von dem Aeltesten des Senats Nicolas Espinoza als Präsidenten constituirt. Sein erster Act war, für General Morazan ausserordentliche Ehren zu decretiren, indem sein Bild im Deputirtensaale aufgehangen und zur Erinnerung an die Wiederherstellung der Republik eine goldene Medaille geschlagen werden sollte.

Der Congress verschritt zunächst zur Wahl eines Präsidenten an die Stelle des entwichnen Arce. Diese Wahl fiel auf José Francisco Barundia, der, wie wir gesehen, Chef Guatemala's zu jener Zeit war, wo Arce seinen Verrath ausführte, von welchem er ergriffen und eingekerkert worden war. Der nächste Schritt des Congresses war, dass er alle unter Arce's Regimente, also in der Zeit vom 6. Apr. 1826 bis zum 12. Apr. 1829 ergangenen Gesetze und geschehenen Handlungen für unberechtigt und ungesetzlich und die während der genannten Zeit bestandene Regierung für eine Usurpation erklärte. Hiernach beschäftigte er sich mit der Ordnung der Angelegenheiten des Landes, die durch eine dreijährige Anarchie in die graülichste Verwirrung gerathen waren.

So bestand denn die Republik ihre zweite Probe, ihre zweite furchtbare Bluttaufe, aber leider nicht die letzte! Die zerstreuten Liberalen kehrten jetzt in ihre Heimathen zurück. Viele hatten während ihres Exils die Vereinigten Staaten und Europa besucht und kamen nun mit neuen und erweiterten Ansichten über alles auf Staats- und Regierungswesen Bezügliche, sowie mit reicher practischer Belehrung bereichert heim, die sie bereit waren dem Bessten des Landes und der Sache, für die sie so viel erduldet, zu widmen.

Es wird nicht unnütz sein, hier auf einen Augenblick zu der Lage

der Dinge in Guatemala während der Herrschaft der Servilen zurückzukehren. Solange sie im Besitze der Gewalt waren, richteten die Führer dieser Partei ihre Anstrengungen nicht ausschliesslich auf die Proscription der Patrioten oder die Ausdehnung ihrer Herrschaft über die übrigen Staaten des Bundes; sie waren auch in andern Beziehungen ihren Instincten und Antecedentien treu. Kaum hatten sie sich in ihrer Stellung fest verschanzt — wobei der alte Adel oder die Aristokratie natürlich die Posten der Executivgewalt einnahm — als die Kirche die Erfüllung der Bedingungen der reactionären Coalition forderte. Aber die Aristokraten, vom Glücke aufgeblasen, behandelten jetzt mit charakteristischer Treulosigkeit ihre Helfershelfer bei dem Nationalverrath auffallend kalt und gingen nur in eine theilweise Rückgabe der von den Liberalen gründlich aufgehobenen Vorrechte ein. Der Kampf mit San Salvador und den andern Staaten hatte eine grosse, der Ausübung des priesterlichen Einflusses auf die öffentliche Meinung ungünstige Aufregung erzeugt; er hatte auch ansehnliche Heere ins Feld gerufen, die ebenfalls unter der Herrschaft des weltlichen Arms der Coalition standen. Die Anhänger der Kirche, wie gross auch ihre Enttaüschung und ihr Aerger sein mochten, fanden es doch für politisch, sich Dem was sie nicht ändern konnten zu unterwerfen und sich lieber mit einem Theile Dessen, was sie begehrten und zu erwarten ein Recht hatten, zufrieden zu geben als mit ihren verrätherischen Freunden offen zu brechen. Sie besassen die Klugheit, ihre Zeit abzuwarten, und hielten sich bereit, die kommenden Ereignisse aufs Allerbesste auszubeuten. Als daher die servilen Armeen Schlappen erlitten und die aristokratischen Führer anfingen, die materiellen Elemente ihrer Macht zu verlieren und nach jeglichem Mittel zur Wiederherstellung und Kräftigung dieser Macht zu greifen, kamen Letztere ohne allen Vorbehalt den unmittelbaren und den mittelbaren Bedingungen der Coalition nach, um damit die Kirche für ihre fortdauernde Anhänglichkeit an den sich neigenden Glücksstern der Aristokratie zu lohnen. Die weltlichen Führer, durch keine principiellen Rücksichten in Schranken gehalten, gaben jeder Forderung nach und bezeichneten die letzten Stunden ihrer elenden Herrschaft durch eine vollständige Aufhebung aller früher getroffenen, auf Gleichheit und Verbesserung abzielenden Massregeln. Mit einer tollen Wuth, welche Factionen von gesetzlichen Parteien unterscheidet, suchten sie Das, worüber sie nicht mehr herrschen konnten, zu verunstalten und zu vernichten. Zitternd am Rande ihres Verderbens stehend, warfen sie nicht nur alle Massregeln der Liberalen über den Haufen, sondern erliessen auch die strengsten Gesetze wider religiöse Heterodoxie, decretirten die Verbrennung aller von der Kirche nicht autorisirten Bücher und thaten Schritte zur Wiedereinführung der Inquisition. Bereits hatten sie der Constitution und den Gesetzen zum Trotz die von den Briten in Balize geforderten Sklaven ausgeliefert und durch diese und andere Handlungen niedriger Willfährigkeit sich den Beistand der englischen Behörden hier und in England gesichert. Sie verboten alle Versammlungen, welchen Zweck sie auch haben mochten, führten eine strenge Censur der Presse ein, errichteten ein Corps bezahlter Spione — kurz, organisirten einen militärischen Despotismus. Diese Acte wurden natürlich bei Morazans Triumphe annullirt, als aber die servile Partei **1841** in Guatemala wieder zu Macht gelangte, wiederum in Kraft gesetzt, und in solcher stehen sie noch jetzt —

Denkmäler einer barbarischen Zeit und der Tyrannei, die in jenem unglücklichen Staate den Namen einer Republik entehrt.

Ein centralamerikanischer Schriftsteller hat das Hervortreten Morazans und die Schritte, welche der Wiedereinsetzung der Republik folgten, in Kürze, aber mit grosser Wahrheit und rhetorischer Kraft folgendermassen gezeichnet:

„Zu dieser Zeit erschien ein Mann, den der Himmel zum Retter seines Vaterlandes auferzogen hatte. Die Freiheit gürtete ihn mit ihrem Schwerte und stellte ihn an die Spitze der Staatsgesellschaft. Er kannte die Menschen, das Volk, die Revolution. Er trat auf voll Begeisterung für Vaterland und Ruhm; der Widerstand verschwand vor ihm; er schritt von Sieg zu Sieg, verhalf der Constitution zu Ehren und zog sie tragend in die Hauptstadt ein.*) Er stellte das Grundgesetz wieder her und brachte die zerstreuten Behörden wiederum zusammen. Kein Tropfen Blutes ward vergossen ausser auf dem Schlachtfelde. Die Servilen verschwanden von dem öffentlichen Schauplatz. Die gefesselte Presse ward freigegeben und allen Besprechungen, die den allgemeinen Anstand nicht verletzten, geöffnet. Kurz, die Ordnung, die Constitution, die Republik erschienen wieder. Diese Wandlung hat der Patriotismus, die Tapferkeit, die Einsicht Eines Mannes bewirkt, und dieser Mann war Morazan!

„Welches war in dieser Periode und während der Ruhe, die ihrem Triumphe folgte, das Benehmen der Liberalen? Nicht nur ward die aufgeklärte Politik der Republik wieder aufgenommen und die früher eingeführten Einrichtungen von Neuem in Wirksamkeit gesetzt, sondern auch neue, auf Verbesserung und das allgemeine Volkswohl zielende Massregeln getroffen. Obwohl man vollkommne Kenntniss hatte, dass die reactionäre Partei sich in Verschwörungen einliess, so vertraute man doch der Redlichkeit und Treue des Volks und begünstigte kein Spionirungssystem. Man gestattete die grössten Meinungsunterschiede und den weitesten Spielraum zu deren Ausdruck durch Mund oder Feder, und sprach vollständige religiöse Duldung und gleichen Schutz für alle Formen der Gottesverehrung aus. Das Stimmrecht ward auf alle erwachsenen männlichen Personen, ohne Unterschied der Farbe oder des Standes, ausgedehnt. Die persönlichen Rechte erhielten die stärksten Garantien, und dabei ward der Grundsatz präsumtiver Unschuld in allen Fällen crimineller Anklagen ausgesprochen und die Habeas-Corpus-Acte und Verhör durch Geschworene eingeführt. Der Strafcodex ward nach dem Principe der höchsten Gerechtigkeit und Billigkeit verbessert. Der öffentlichen Erziehung wendete man die höchste Aufmerksamkeit zu; ein wohlorganisirtes Unterrichtssystem, fähig der grössten Erweiterung, ward entworfen, nach welchem gutdotirte und Allen freizugängliche Schulen rasch aufschossen und Jünglinge von reicherm Wissen und besserer Zucht und Ordnung heraufbildeten als die frühern Generationen aufzuweisen hatten. Auch die Mittel zu materiellem Fortschritt wurden nicht vernachlässigt; Landstrassen und andere Werke von öffentlichem Nutzen wurden beschlossen und unternommen, eine Messung des Isthmus von Nicaragua autorisirt und ausgeführt und ein Contract mit

*) Diess ist buchstäblich wahr: ein Exemplar der Constitution ward nebst der Flagge der Republik an der Spitze der Armee getragen.

dem Könige der Niederlande zur Eröffnung eines interoceanischen Schiffskanals unter günstigen Bedingungen abgeschlossen und unterzeichnet."

Während aber die Regierung sich mit diesen wohlthätigen Werken der Reform und Verbesserung befasste, konnte sie nicht völlig taub gegen die öffentliche Forderung sein, die schwere Beleidigung der Constitution und der Gesetze durch die Bestrafung der Männer, welche die Republik gestürzt hatten, zu rächen. In Uibereinstimmung mit der allgemeinen Meinung erliess daher der Bundescongress am 22. Aug. 1829 ein Verbannungsdecret gegen den flüchtigen Arce und die Beamten, die es mit ihm gehalten, wie auch gegen den gewesenen Dictator von Guatemala und Diejenigen, die während seiner Verwaltung ihm zur Seite gestanden hatten. Dasselbe Decret bestimmte gleichzeitig die Rückzahlung der Summen an den Staatsschatz, welche diese Männer auf Rechnung ihrer Gehalte sich zugeeignet, die Herausgabe des dritten Theils ihres Besitzthums als Schadloshaltung für die durch sie herbeigeführten Verluste und endlich die Rückerstattung der von ihnen während des Kriegs aufgetriebenen Hilfsgelder. Wie sehr auch eine strenge Gerechtigkeit diesen letztern Schritt forderte, so war er doch ohne Zweifel unpolitisch, insofern er das Beispiel zu einem Confiscationssysteme zu geben schien, das in den nachfolgenden Wirren von allen Parteien mehr oder weniger gehandhabt ward. Auch wurde ein gesetzliches Verfahren wider die Mörder des Vicepräsidenten Flores und seiner Mitopfer in Quesaltenango eingeleitet, aber wegen der grossen Zahl der darin verwickelten Personen nicht zu Ende geführt.

Indem die Liberalen dem Verlangen des Volks nach Gerechtigkeit insoweit nachgaben, befolgten sie doch der grossen Masse ihrer Gegner gegenüber das mildeste und versöhnlichste Benehmen. Männer von Fähigkeit, die man von allgemeiner patriotischer Gesinnung beseelt glaubte, wurden von freien Stücken zu Aemtern des Vertrauens und der Verantwortlichkeit berufen. Keinem, der sich um das Banner des Vaterlandes schaaren wollte, wurden irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt. War diese Verfahrungsweise, diese übertriebene Liberalität auch kein theoretischer Irrthum, so war er ganz gewiss, wie man in der Folge sehen wird, unter allen Umständen ein practischer Missgriff. Die Servilen waren im Allgemeinen unfähig, die Grossmuth, mit welcher sie behandelt wurden, zu würdigen, und nahmen Stellen an, ohne zugleich ihre ursprünglichen Zwecke aufzugeben.

Gleichzeitig mit diesen erzählten Ereignissen ward ein Schlag auf die Kirche ausgeführt, von welchem sie sich noch immer nicht wieder erholt hat und sich nimmer wieder erholen wird und kann. Die Bigotterie des Volkes überschätzend und durch den Sturz der Partei, mit welcher sie verbündet war, nicht entmuthigt, begann die Priesterschaft von Neuem gegen die Republik zu complottiren, da sie recht wohl begriff, dass ihr Einfluss und ihre Macht in dem Grade sinken müsste, als die Grundsätze der Liberalen sich weiter verbreiteten und die Republik festere Wurzel fasste. Aber ihre Intriguen, die vom Erzbischofe Ramon Casaus selbst angestiftet wurden, entgingen Morazans wachsamem Blicke nicht. Mit Machtvollkommenheit für Fälle solcher Art bekleidet und im vollen Bewusstsein, dass eine Aussöhnung der Grundsätze der Kirche mit denen der Republik ein unmögliches Ding sei, traf Morazan seine vollständigen Vorkehrungen zu einem entscheidenden Schlage, der in der Nacht des 11. Julius erfolgte, wo der Erzbischof und alle Obern der Dominicaner, Franciscaner,

Kapuziner und anderer Mönchsorden gleichzeitig in Verhaft genommen, von Soldaten nach dem Hafen von Izabel escortirt und von hier aus zu Schiffe ausser Landes gebracht wurden. Auch den übrigen Gliedern dieser Orden ging der gemessene Befehl zu, das Land zu verlassen. Diesem energischen Auftreten folgte die Aufhebung sämmtlicher Klöster durch die Staaten-Regierung von Guatemala und die Verwendung ihres Besitzthums zu Erziehungszwecken und zum Nutzen öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten. „Das Dominicanerkloster ward zu einem Mustergefängniss nach dem Plane der nordamerikanischen gemacht, ein anderes Kloster zu einer lancasterschen Normalschule bestimmt, ein drittes in ein öffentliches Hospital umgewandelt und die übrigen noch andern nützlichen Zwecken gewidmet. Die Nonnenklöster wurden geöffnet und ihren Bewohnerinnen gestattet, zu gehen wohin sie wollten, allen Frauen aber für die Zukunft verboten, den Schleier zu nehmen.“ Der Bundescongress bestätigte nicht nur am 7. Sept. diesen Beschluss, sondern hob auch alle religiösen Orden im ganzen Gebiete der Republik auf, welches Decret rasch von sämmtlichen Staaten genehmigt ward. Er erklärte ferner den Erzbischof für einen Verräther, nahm sein Besitzthum in Beschlag und verwies ihn für alle Zeiten des Landes, wohin er auch niemals wieder gekommen ist. In rascher Folge erschienen noch andere Massregeln von gleicher Tendenz, wohin z. B. das Verbot der päpstlichen Bullen gehörte, und endlich wurden im J. 1832 die den katholischen Glauben als die Staatsreligion anerkennenden Gesetze aufgehoben und nicht nur Duldung für alle religiösen Bekenntnisse und gottesdienstlichen Formen proclamirt, sondern auch ganze und unbeschränkte religiöse Freiheit decretirt und von den Einzelstaaten genehmigt. Später bemühten sich zwar die Servilen, alle diese aufgeklärten Massregeln wieder umzustossen, und in Guatemala ging die Form ihres Widerrufs auch wirklich durch; aber es wird bestritten, dass sie, als von der Republik ausgegangen und von den Staaten zu den ihrigen gemacht, durch eine lokale Gesetzgebung berührt werden können, und so bilden sie noch immer oberstes Gesetz des Landes. Die Wirkung dieser Massregeln auf den öffentlichen Geist und die gegenwärtige Lage der Kirche habe ich schon früher zu zeigen versucht.*)

Am 1. April dieses Jahres erklärte der bei seiner geographischen Position von der übrigen Republik getrennte Staat Costa Rica, der sich durch die in Folge der practischen Auflösung der Conföderation eingetretene anomale Lage der Angelegenheiten in Verlegenheit gebracht sah und von dem Wunsche beseelt war, Collisionen zu vermeiden, in die er sich bei seiner numerischen Schwäche nicht mit irgendwelchem Erfolge einzulassen vermochte, — er erklärte, sage ich, auf friedlichem Wege seine vom Bunde getrennte Unabhängigkeit und ging unter Einhaltung einer strengen Neutralitätspolitik ruhig seinen eignen Weg. Als im Januar 1831 die Republik wiederhergestellt ward, trat er wiederum in sein früheres Verhältniss als einer der Unionsstaaten ein. Auf solche Weise gelang es ihm, aller Betheiligung an den Wirren auszuweichen, die dem Aufstande der Servilen folgten. Aber die stillschweigende Einraümung des Rechtes der Staatenausscheidung, das dieser Schritt, sofern er nicht bestritten ward, in sich schloss, hatte, wenngleich derselbe nur Folge der Umstände, nicht

*) Reise Kap. XIV.

der Vorsätzlichkeit war, doch einen unheilvollen Einfluss auf den Bestand der Föderation. Da nämlich die bezüglichen Gewalten der Staatenregierungen und der Centralregierung, wie bereits erwähnt, gleich vom Anbeginn an nicht scharf und deutlich abgegränzt worden waren, so übte, als sie (die Gewalten) in der Folge zum Gegenstande der Erörterung wurden, dieses Präcedenz einen solchen beherrschenden Einfluss aus, dass eine unparteiische Entscheidung darüber ganz unmöglich ward.

Der Schluss dieses Jahres, das im Ganzen reich war an für die liberale Sache günstigen und die Freunde republikanischer Institutionen erfreuenden Ergebnissen, war nicht ganz frei von unheilverkündendem Gewölk. Die Einkünfte von Honduras erwiesen sich als unzulänglich für die Mittel der Staaten-Regierung, so sparsam sie auch verwaltet wurden. Auch hatte der Staat bei seinen Anstrengungen zur Widerherstellung der Republik beträchtliche Schulden contrahirt und es wurden Forderungen an ihn gestellt, die er nicht zu befriedigen im Stande war. Unter diesen Umständen beschloss die gesetzgebende Versammlung des Staates eine Vermögenssteuer, die, obgleich unbedeutend, doch so allgemeinen Widerstand fand, dass sie gar nicht erhoben werden konnte. Aehnliche Versuche wurden in San Salvador und Guatemala mit völlig gleichem Erfolge gemacht. Zu den Ursachen, die auf den grossen Haufen am Stärksten zu Gunsten der Unabhängigkeit wirkten, gehörte die von ihr verheissene Erlösung von den so lange von Seiten Spaniens erlittenen Erpressungen. Diese Befreiung war ihm auch in der ersten Periode der Republik und ehe die Servilen das Land in Verwirrung gestürzt und seine Hilfsquellen geschwächt und vernichtet hatten, zu Theil geworden. Anfangs unbelastet, würde der Staat ohne diese Menschen (die Servilen) auch fernerhin so geblieben sein — schuldenfrei und mit einem zum allgemeinen Bessten zu verwendenden Uiberschusse der Einkünfte. Und ein erschöpfter Staatsschatz und unzulängliche Einkünfte waren nicht das geringste der Uibel, die diese Faction dem Lande vermachte und die wie ein Wurm an seinem Lebensmarke nagten. Die Nothwendigkeit der Besteuerung, welche die Unwissenden im Volke nicht einsahen, machte sie der Sache, für die sie früher so begeistert gewesen, abwendig und wandelte sie aus Freunden der Republik, wenn nicht in offne Feinde, so doch in missvergnügte Bürger um. Sie wirkte mit stärkerm Erfolge als die Intrigue der Servilen dahin, den Fall des Bundes herbeizuführen. Die Regierung zerbrach sich bei Erwägung der zum allgemeinen Bessten zu treffenden Massregeln den Kopf, um Mittel zur Aufrechterhaltung des Staatscredits auszusinnen; bei den geschwächten Hilfsquellen war sie nicht im Stande, die Verbesserungen, die von der Lage des Landes gebieterisch gefordert wurden, auszuführen; der Bau von Strassen ward eingestellt und die öffentlichen Schulen, die keine entsprechende Unterstützung erhielten, versanken mehr und mehr. In Hoffnung auf bessere Tage griff man zu dem verzweifelten Mittel einer Anleihe. Man verschaffte sich Geld aus England zu einem ruinirenden Zinsfuss, und mit ihm kam, was für den Frieden, den Wohlstand und die Integrität des Landes unheilvoller als irgendein andrer unglücklicher Umstand war, die Ausdehnung des britischen Einflusses ins Land, Vorwände zu britischer Einmischung in die innern und allgemeinen Verhältnisse der einzelen Staaten — Hader, Blokaden, Gebietsangriffe, — ein schwarzes Verzeichniss unverantwortlicher Forderungen und Be-

drückungen und eine allgemeine Politik, die mit Recht als seeraüberisch gebrandmarkt zu werden verdient.

Diese feindseligen Verhältnisse dürfen bei Darstellung der nachfolgenden Ereignisse nicht übersehen werden. Sie werden dazu dienen, dem Tadel, der sonst auf die liberalen Führer geworfen werden möchte, den Stachel zu nehmen und Dinge zu erklären, die ausserdem nur als Folgen politischer Blindheit und moralischer Verkehrtheit, um nicht zu sagen der Thorheit und Schlechtigkeit, angesehen werden könnten.

Fünftes Kapitel.

Britische Einmischung — Neue Elemente der Zwietracht — Trennung — Die Liberalen unter sich entzweit — Düstere Aussichten für die Republik. 1830—1336.

Das Jahr 1830 fand die Republik in Frieden, die liberale Partei im ungestörten Besitze der Gewalt und ihre Kräfte der Förderung des allgemeinen Wohles widmend. Mit den Vereinigten Staaten war ein Vertrag unterhandelt worden, in Folge dessen nun ein Geschäftsträger dieser Republik im Lande residirte. England war, obwohl es Centralamerika's Unabhängigkeit anerkannt und öffentliche Agenten bei seiner Regierung beglaubigt hatte, doch noch in keine Vertragsbeziehungen zu ihr getreten. Jetzt indess beantragte es eine Unterhandlung wegen eines Freundschafts- und Handelsvertrags, auf welchen Antrag die liberale Regierung trotz ihrer Gereiztheit, die einige Jahre zuvor Englands peremtorische und unberechtigte Forderung wegen Auslieferung der aus Balize entlaufenen Sklaven erzeugt hatte, einzugehen geneigt war. Es trat aber ein Hinderniss in den Weg, dessen wahre Bedeutsamkeit Morazans Auge klar erkannte. Diess war die Vorenthaltung eines unbestimmten Striches Landes um die Mahagony-Niederlassung Balize durch die britischen Behörden, deren einziger Rechtsanspruch, hier irgend festen Fuss zu fassen, ein Vertrag mit Spanien war, der den englischen Unterthanen erlaubte, innerhalb gewisser Gränzen Holz zu fällen, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt der territorialen Hoheitsrechte der spanischen Krone und mit gleich ausdrücklichem Verbot, feste Niederlassungen daselbst zu gründen. Dieser Landstrich bildete einen Theil des Königreichs Guatemala und fiel mit dem Sturze der königlichen Macht von Rechts wegen der neuen Republik zu, mit welcher es Englands Pflicht war wegen Verlängerung der von Spanien zugewährten Privilegien zu unterhandeln. Statt aber diess zu thun, machte sich das britische Gouvernement Zeit und Umstände zu Nutze, um die Gränzen seiner Quasi-Colonie willkürlich auszudehnen, ohne irgendwie die republikanischen Behörden anzuerkennen und in schreiender Missachtung des Völkerrechts. Diess war den Liberalen in der ersten Periode ihrer Herrschaft mit nichten entgangen; ehe sie aber noch im Stande waren, sich über die hierbei einzuschlagende Politik zu entscheiden, gelangten die Servilen zur Macht, die, von Natur dem englischen Interesse zugethan, practisch in den unrechtmässigen Besitz einwilligten. Jetzt indes

sen, wo England einen Vertrag anbot, trat die Regierung auf Morazans Rath dem Antrage bei, mit dem einzigen Vorbehalt, dass gleich der erste Vertragsartikel sowohl die Gränzen als die Zeit feststellen sollte, innerhalb welcher es England gestattet sein sollte, jene Rechte auszuüben, die es früher mit Erlaubniss der spanischen Krone genossen hatte. Die britische Regierung, die die unbedingte Zurückhaltung Balize's fest beschlossen hatte und mit habgierigem Blicke nach einer Gebietserweiterung an der Küste trachtete, war ganz erstaunt über diese Entscheidung der Republik, auf deren Schwäche sie all ihre ehrgeizigen Pläne gebaut hatte. Mit Recht Morazan als den Mann betrachtend, der hauptsächlich die Regierung bei dieser Politik unterstützte, machten ihn die britischen Agenten im Lande und die Behörden der nahen britischen Colonien fortan zum persönlichen Gegenstande ihrer Feindseligkeit. Sie complottirten mit den Servilen wider sein Ansehn, führten den missvergnügten Factionen ganz frei und offen Waffen zu, und als er in der Folge an die Spitze der Angelegenheiten kam, bereiteten sie seiner Verwaltung auf alle und jede Weise Widerstand und Verlegenheiten. Ihr Hass entbrannte endlich in einem solchen Grade, dass sie gegen alle schuldigen Rücksichtnahmen blind und zu Begehung von Handlungen verleitet wurden, die ebenso den Anstand als das menschliche Gefühl empörten. Denn, so unglaublich es auch scheinen mag, es war ein britischer Generalconsul, der, als die Gemahlin des abwesenden Präsidenten, eine feingebildete Dame, vor einer rohen Soldatesca fliehend um den Schutz seiner Flagge bat, ihr nicht nur ein Asyl verweigerte, sondern auch sie — ein Weib, eine Mutter, freundlos und verlassen — auf rohe Weise von seiner Thür fortwies!

Kaum war die Stellung, welche die Republik in Bezug auf das Gebiet von Balize einnahm, an diesem Orte bekannt geworden, als die britischen Behörden einen anmassenden und beleidigenden Ton gegen die Republik annahmen. Um ihre Verachtung gegen ihre Macht practisch kundzugeben, führten sie im Geiste kleinlicher Bosheit und Rachsucht eine Landung auf der grossen und fruchtbaren Insel Roatan aus, die, an der Küste von Honduras gelegen, diesem Staate angehört, trieben hier mit Gewalt die Lokalbehörden fort und nahmen von der Insel Besitz. Als die Bundesregierung über diesen seeraüberischen Act eine förmliche Beschwerde erhob, ward er zwar vom britischen Cabinet desavouirt; dennoch aber ist die Insel neuerdings abermals von denselben gewissenlosen Händen weggenommen und die frühere Gewaltthat vom britischen Gouvernement selbst als Beweis des Territorialrechts angezogen worden! Zu derselben Zeit und aus gleichen Gründen wurden auch auf die Mosquitoküste Ansprüche erhoben, — Ansprüche, die ihren Ursprung in Fälschungen hatten und in einem Geiste und durch Handlungen betrieben wurden, wie sie nur jener Ausgestossenen und Piraten, die Balize gründeten und ihm einen Namen gaben, würdig waren.

Die zwei Jahre, welche der allen Hindernissen zum Trotz bewerkstelligten Wiederherstellung der Republik folgten, waren Zeugen bedeutender Fortschritte in Industrie und Handel, Gesetzgebung und Unterrichtswesen. Zwei neue Universitäten wurden gegründet, eine in San Salvador, die andere in Leon. In Guatemala ward mit grossem Vortheil der Anbau der Cochenille eingeführt, und mit gleichem Vortheil der des Kaffees in Costa Rica. Der Anbau anderer Landesproducte ward in den übrigen Staaten neu belebt und weiter ausgedehnt. So stieg z. B. der Indigo, der

in San Salvador bis auf 3000 Ballen jährlich gesunken war, auf mehr als 7000 Ballen.

Aber die Servilen hatten, wie man sich denken kann, während dieser Periode nicht die Hände in den Schoos gelegt, noch sich in die bestehende Ordnung der Dinge gefügt. Sie liessen sich im Stillen, aber mit aller Rührigkeit in Complotte wider die Regierung ein, in denen Diejenigen, die durch eine falsche Grossmuth der Liberalen öffentliche Stellungen erhalten hatten, die hervorragendste Rolle spielten. Unverdient erwiesene Gunstbezeigungen werden niemals verfehlen, in dem Empfänger die tödtlichste Feindschaft zu erzeugen. Am Ausgange des Jahres 1831 war der Verrath zur Reife gediehen. Arce, der verbannte Präsident, drang von Mejico her an der Spitze von Söldnerschaaren in die Provinz Los Altos ein; Dominguez, ein Officier der Servilen, der sich mit der Republik ausgesöhnt erklärt und ein militärisches Commando bekommen hatte, stand an der Spitze eines gleichzeitigen Aufstandes in Honduras, wo er von Ramon Guzman, dem Gouverneur des Castells von Omoa, unterstützt ward. Arce ward indessen angegriffen und geschlagen und Dominguez gefangen genommen und erschossen. Als Guzman in Omoa sich auf diese Weise ohne Unterstützung sah, erhob er, im Vertrauen, dass das von ihm commandirte Fort stark genug sein werde, um auszuhalten, die spanische Fahne und sandte um Entsatz nach Cuba. Mittlerweile aber ward die Feste von den Bundestruppen belagert und genommen und die spanische Flagge, an den Schwanz eines Maulthiers angebunden, durch die Strassen der Stadt geschleift. Auch in Nicaragua glückte es den Emissären Spaniens — ob im Einverständnisse mit den Servilen oder nicht, ist nicht bekannt — einige Unordnungen zu erregen, die aber rasch unterdrückt wurden.

Dieser leichtbewirkte Sturz der Servilen flösste den Liberalen tiefe Verachtung gegen die Macht dieser Faction ein und zerstörte dadurch, dass er alle sichtliche Gefahr von dieser Seite her beseitigte, ein starkes Band der Einigung unter den Freunden liberaler Ideen. Es ist unter allen Umständen gefährlich, die Gegenpartei zu unterschätzen, im vorliegenden Falle aber um so mehr, weil unter den Liberalen über gewisse grosse politische Massregeln bedeutende Meinungsunterschiede herrschten. Im Angesichte der gemeinsamen Gefahr waren diese Unterschiede dem allgemeinen Wohle geopfert worden. Jetzt aber traten sie wieder stark in den Vordergrund; und wie ein Zusammenstoss getrennter Ansichten allezeit Empfindlichkeiten und oft auch Feindseligkeiten erzeugt, so trennten sich die bisher ungetheilten Liberalen in zwei grosse Lager, zwischen denen der Bruch von Tage zu Tage weiter ward. Die Gründe der Meinungsverschiedenheit, die zur Zeit der Annahme der Constitution ihren Anfang genommen hatte, habe ich schon in Kürze angegeben. Einige waren für eine starke Centralgewalt, die eine ebenso reine Repräsentation der Nationalität sein sollte wie es nur eine Monarchie sein könne, während Andere für den Grundsatz der Staaten-Souveränetät stritten und die Thätigkeit der Gesammtregierung nur auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Erhaltung des einträchtigen Verkehrs unter den Einzelstaaten beschränken wollten. Diese beiden Parteien führten die Namen der „Centralisten“ und der „Föderalisten“, — Bezeichnungen, die eine Zeit lang die Namen der Servilen und Liberalen verdrängten. Unter die-

ser Namensvermummung suchten die Servilen haüfig etwas durchzuführen, was sie unmaskirt nicht hätten thun dürfen.

Die practischen Folgen dieser Meinungszwistigkeiten und der Unbestimmtheit der Constitution über die in Rede stehenden Punkte waren trauriger Art. Der Staat San Salvador, der zwar der Republik ganz ergeben, aber für seine eignen Sonderrechte eifrig besorgt war und gegen Guatemala ein starkes Gefühl der Eifersucht hegte, das die allgemeinen servilen Tendenzen dieses Staats in ein an Feindseligkeit angränzendes Gefühl verwandelt hatten, und endlich den Glauben nährte, der Präsident sei mehr seinen (Guatemala's) als der Nation Interessen ergeben, — dieses San Salvador gab in einem Augenblicke der Aufregung und Gereiztheit seine Ansichten von Staaten-Rechten durch seinen raschen Austritt aus der Conföderation kund. Statt nun dem Staate Zeit zu lassen, seinen thörichten Schritt zu überdenken und bei ruhigem Blute wieder in den Schoos der Nation zurückzukehren, wurde, wider Morazans bessere Uiberzeugung, wie man glaubt, zu Zwangsmassregeln geschritten, die zwar augenblicklichen Erfolg, aber am Ende einen ganz traurigen Ausgang hatten. Jetzt zum ersten Male rückten Liberale gegen Liberale los und der Bluthass war erzeugt. Mit übel unterdrückter Freude waren die Servilen geschäftig, die Flammen der Zwietracht anzufachen und den beginnenden Bruch zu erweitern. Je nach den Umständen und je nachdem sie dadurch ihr Vermögen Böses zu thun vermehren konnten, hielten sie es bald mit der einen bald mit der andern Partei.

Morazan, der mittlerweile zum Präsidenten erwählt worden war, beging jetzt den grossen Fehler, dass er die Executivgewalt in San Salvador und die Verantwortlichkeit, deren Verwaltungsstellen zu besetzen, widerrechtlich an sich nahm. Wie dringend auch der Fall gewesen sein mag, immerhin steht dieser Act als eine unbedingte Machtanmassung da, die keiner Rechtfertigung fähig ist. Das Höchste, was zur Entschuldigung gesagt werden kann, ist, dass Morazans ganze amtliche Laufbahn ihn vom Verdachte schlechter Motive freispricht und den Glauben begünstigt, dass er aus einem patriotischen, aber irrthümlichen Gefühle der Nothwendigkeit so gehandelt habe. Was man hätte voraussehen können, geschah: Honduras und Nicaragua beschlossen in Folge dieser Unregelmässigkeiten und unter Hinweis auf den frühern nicht verworfenen Beschluss von Costa Rica ebenfalls ihre Ausscheidung. Auch Costa Rica that zum zweiten Mal Dasselbe. Die Bundesregierung sah jetzt ihren Fehler ein; statt aber auf der Stelle einzulenken, stand sie betroffen und unentschlossen da. San Salvador, das diese Unschlüssigkeit sich zu Nutze machte, erklärte von Neuem seinen Austritt, und so bot die Republik mit einem Male das Schauspiel einer gänzlichen Auflösung dar. Diess war indess mehr scheinbar als wirklich so, denn die Ausscheidungsbeschlüsse waren am Ende doch nur bedingte. Die Staaten betrachteten sie als nothwendige Schritte, um ein besseres Verständniss der wahren Beziehungen zwischen Staat und Nation herbeizuführen, nicht aber als eine Verwerfung des Grundsatzes der Föderation, dem sie noch immer anhingen. Aber sie sahen oder begriffen nicht, dass jeder derartige Gewaltschritt die Anhänglichkeit des Volks an jenes Princip schwächte und schlimme Beispiele für jede nachfolgende Insubordination aufstellte. Ein Volk, das sich mit Blut vertraut macht, wird grausam; das haüfige Berufen auf Massregeln

der letzten Instanz hebt alle Regierungssysteme aus den Angeln und reisst die Thore der Anarchie weit auf. Die Ausscheidung zu Zwecken des Zwanges artete aus zu einem Auskunftsmittel, zu dem man seine Zuflucht bei jeder Gelegenheit und unter den erbärmlichsten Vorwänden nahm — sie untergrub den Grundbau der Republik und warf sie endlich über den Haufen.

Verderben schien über dem Lande zu schweben; die Servilen jubelten hoch auf und fingen wieder an eine drohende Haltung anzunehmen. Da wurden die Liberalen plötzlich zum Bewusstsein ihrer Gefahr aufgerüttelt, hielten an in ihrem wahnsinnigen Gebahren und begannen einzulenken. Die Staaten gaben ihre feindseligen Stellungen auf und nahmen ihren Platz im Bunde wieder ein, und die Centralregierung erliess Verordnung zur Wahl eines neuen Congresses, der alle streitigen Punkte beilegen sollte. Aber es trat jetzt ein neues Element der Zwietracht hervor, um die sich schon zerstreuenden finstern Wetter wiederum zusammenzutreiben. Einige der kleinern Staaten, eifersüchtig auf Guatemala, das an Umfang und Bevölkerung allen andern weit überlegen war und mithin grössern Einfluss im Nationalcongress besass, verlangten, dass die Staaten in dieser Versammlung eine gleiche Stimme haben sollten; eine wunderliche Forderung, die während der Agitation über die Staaten-Rechte aufgetaucht war und deren Anerkennung man als eine conditio sine qua non der Vornahme der Wahlen verlangte. Die republikanischen Führer, deren Augen für die sie umgebenden Gefahren jetzt ganz geöffnet und die jeglichen Opfers fähig waren, brachten zuletzt Guatemala noch dahin, diesem unverantwortlichen Begehren zuzustimmen. Aber obgleich einige Staaten nun zur Wahl verschritten, so war doch aller Welt einleuchtend, dass kein solches Compromiss oder vielmehr Rechtsaufopferung befriedigen oder von Dauer sein konnte; daher denn die Sache einschlief oder durch nachfolgende Ereignisse beseitigt ward und der beabsichtigte Congress niemals zusammentrat. Alle Compromisse, welche die Aufgabe eines Princips in sich schliessen (was fast bei allen nothwendiger Weise der Fall ist), sind verkehrt, und was auch ihre unmittelbare Folge sein mag, so erzeugen sie ohne Ausnahme am Ende ein grösseres Uibel als das ist, dem sie abzuhelfen bestimmt sind.

Man trat jetzt mit andern Mitteln hervor, um ein gutes Einverständniss unter den Staaten und Einklang mit der Bundesregierung herbeizuführen. Es ward eine Revision der Verfassung vorgeschlagen und Bevollmächtigte wurden ernannt, die einen dem Lande vorzulegenden Entwurf ausarbeiten sollten. Um der Eifersucht gegen Guatemala vorzubeugen, ward der Sitz der Bundesregierung nach der Stadt San Salvador verlegt und nach dem Beispiel der Vereinigten Staaten ein Bezirk von zehn Leguas um die Stadt zu einem Bundesdistricte gemacht. Während diess aber die Regierung weiter vom Centrum des servilen Einflusses entfernte und insoweit die übrigen Staaten versöhnte und gewann, entfremdete und erbitterte es die Bevölkerung von Guatemala, deren Widerstandsgeist durch den in der Folge durchgeführten Vorschlag, diesen Staat in zwei oder drei getrennte Souveränetäten zu theilen, noch weiter aufgeregt ward. Im Allgemeinen indess wirkten diese Massregeln, die ausgeführten und die proponirten, für den Augenblick beruhigend ein. Die schliessliche Beilegung aller Streitigkeiten ward stillschweigend der Zukunft anvertraut, und mittlerweile gingen die

Dinge ihren Gang fast ganz so, wie vor der Zeit, wo die Trennungswuth sich des Landes bemächtigte. Die Aufmerksamkeit ward nunmehr wiederum Massregeln der allgemeinen Wohlfahrt zugewendet. So ward die religiöse Freiheit jetzt zum Beschluss erhoben und die zuvor auf die Hälfte herabgesetzten geistlichen Zehnten wurden gänzlich abgeschafft. Das bisher mit einigen Modificationen beibehaltene, aber mangelhafte und ungelenke Strafgesetzbuch Spaniens ward aufgehoben und der vom Expräsidenten Barundia übersetzte ausgezeichnete Codex eines unserer Landsleute, des Kanzlers Livingston, mit unbedeutenden Aenderungen an seine Stelle eingeführt; und als derselbe Barundia die Einführung der Schwurgerichte in Antrag brachte, fanden sie zuerst in San Salvador und sehr bald darnach auch in Nicaragua und Guatemala Eingang. Aber, so seltsam es auch erscheinen mag, diese Institution, die anderwärts als wesentlich für die öffentliche Sicherheit betrachtet ward, fand hier von Seiten des Volkes Widerstand, das im Allgemeinen diese Neuerung nicht begriff, so dass sie allmälig ausser Gebrauch kam und endlich ganz aufgehoben ward.

Welcher Geist in dieser Zeit die Liberalen beseelte, das kann man zum Theil aus dem Umstande schliessen, dass der Bundescongress eine allgemeine Trauer um Jeremias Bentham beschloss, dessen Werke unter den liberalen Führern Popularität genossen.

Bevor wir weiter gehen, ist es nöthig, eines Ereignisses zu gedenken, das, wenn es auch nicht von grosser unmittelbarer Bedeutung war, doch in die Angelegenheiten des Landes ein neues und sehr furchtbares Element brachte und der Vorlaüfer zahlloser Drangsale war. Das entschiedene Vorgehen gegen die hohen Kirchenbeamten und die bepfründete Geistlichkeit hatte die niedere und Land-Geistlichkeit nicht direct berührt. Als aber die Ehe zu einem Civilact erklärt ward, so dass blos noch die Ermächtigung der weltlichen Behörden nöthig war, und nun die daraus gezogenen Gebühren wegfielen, und als man gar zur Aufhebung der Zehnten verschritt, da ward die Feindseligkeit der Geistlichen aufs Höchste aufgestachelt. Sie fanden Vorwände in überreicher Menge, um gegen die allgemeine Politik der Regierung an die Vorurtheile des Volks zu appelliren. Die den Fremden gemachten Concessionen und insbesondre der Beschluss über die religiöse Freiheit wären, sagten sie, bestimmt, das Zuströmen fremder Bevölkerungen zu ermuntern, die den eingebornen Einwohnern über den Kopf wachsen und sie zu Sklaven machen sollten. Sie erhoben ein einstimmiges Geschrei wider die Ausländer, dessen Nachklang noch heute in den Gebirgen von Guatemala zu vernehmen ist. Dieses Geschrei fand unter den gebildeten Klassen oder demjenigen Theile der Bevölkerung, in welchem das weisse Blut vorherrscht, natürlich nur schwachen Widerhall. Aber diese bildeten und bilden nicht die grosse Masse des Volks. Die Indianer, die über das ganze Land zerstreut sind und in manchen ausgedehnten Districten und grossen Städten die einzigen Bewohner ausmachen, waren nicht taub gegen diese Aufhetzungen. Die Gluth des durch die Conquista erzeugten Hasses glomm in ihren Herzen noch immer unter der Asche fort und bedurfte nur einer Kleinigkeit, um sie zur hellen Flamme anzufachen. Von der Ankunft des Fremden datirten sie ihre Demüthigung und von einer Vergrösserung seiner Macht würden, meinten sie, neue Erpressungen und eine weitere Unterdrückung die Folge sein. Treu ihrem allgemeinen Charakter hörten sie schweigend den aufrührerischen Reden der Priester zu;

aber dieses Schweigen war nur die Ruhe, die dem Sturm vorausgeht. Es organisirte sich in San Salvador eine grosse Verschwörung unter den Ureingebornen, die zuerst am 24. Juli 1832 offen ausbrach, wo ein Indianer, Namens Anastasio Aquino, aus dem indianischen Pueblo (Flecken) Santiago Nunualco eine indianische Regierung proclamirte, an der Spitze eines Haufens seiner Anhänger zum Angriff auf die nahen Städte vorrückte und hier ohne Unterschied alle Fremde, Kreolen und Mestizen niederhieb. Er ward indessen bald von den Regierungstruppen bei einem Angriff auf San Vicente überwältigt, mit seinen Anhängern gefangen genommen und erschossen. In der Meinung, dass die Verschwörung die gesammte indianische Bevölkerung umfasse, beschloss die Regierung fürs Erste ihre allgemeine Ausrottung; aber es erhielt entweder weiserer Rath das Uibergewicht, oder der Versuch ward als ein allzu kühnes und gefährliches Wagstück betrachtet; genug, er ward nicht ins Werk gesetzt.

Für den Antheil, den die Priester an diesen Unordnungen genommen, strafte man sie durch Aufhebung aller Feste und Heiligentage des Kirchenkalenders mit Ausnahme der Sonntage und von fünf Festtagen. Die zahlreichen Feste waren längst als bedeutende Störungen der allgemeinen Gewerbsthätigkeit betrachtet worden. „Diess war indessen eine von den Massregeln, gegen welche sich die Servilen das Gefühl des Volks zu Nutze zu machen im Stande waren, um es wider die Liberalen zu kehren. Das Geschrei von Ketzerei und Gottlosigkeit war zwar schon längst wider die Beschlüsse der Letztern erhoben worden, aber es hatte noch nie mit solchem Erfolg auf die Menschen, selbst auf die Bigottesten gewirkt, als eben jetzt, wo ihre persönlichen Vergnügungen oder vielmehr ihre Laster und Ausschweifungen mit ins Spiel kamen.“

Das Jahr 1834 zeichnete sich durch fernere Collisionen zwischen den Staaten- und Bundesbehörden in San Salvador aus, in denen die letztern siegreich waren, sowie durch einige durch persönlichen Ehrgeiz veranlasste Unordnungen in Nicaragua. Zu Anfange des Jahres 1835 ward auch Costa Rica, obgleich ein Staatlein von noch nicht 100,000 Einwohnern, in tumultuarische Bewegungen verwickelt, die, wie es scheint, durch die zwischen der alten Hauptstadt Cartago und der neuen Hauptstadt San José bestehende Eifersucht veranlasst wurden, bei denen aber die erstere vorgab, dass es ihr Zweck sei, das durch die Constitution auf die Landbesitzer beschränkte Stimmrecht weiter auszudehnen, mit welchem Vorwande sie die öffentliche Meinung zu Gunsten ihrer Absichten gewinnen wollte. Es wird indessen von Geschichtschreibern des Landes behauptet, die Priester seien, wie anderswo, auch hier die allerersten Anstifter der Bewegung gewesen; und man hat allerdings nur zu viel Grund zu glauben, dass sie allezeit bereit waren, sich jeden Anlass zur Aufregung zu Nutze zu machen, um dadurch die herrschende Partei im Staate und in der Nation zu schwächen und in Verwicklungen zu bringen.

Im Beginn desselben Jahres 1835 machte der Bundescongress, der mittlerweile nach San Salvador übergesiedelt war, die neue Constitution nach der Berichterstattung des mit ihrer Ausarbeitung beauftragt gewesenen Ausschusses öffentlich bekannt. Zwar bildete die Urkunde von 1824 ihre Grundlage, aber sie hatte zugleich viele liberale und billige Aenderungen erhalten. Wie man sich denken kann, stiess sie auf die ungetheilte Feindseligkeit der Servilen, gleichzeitig aber auch auf die Opposition

eines bedeutenden Theils der Liberalen, so dass Verwerfung durch jeden Staat mit Ausnahme Costa Rica's ihr Schicksal war. Die einzelen Staaten brachten verschiedenartige und in den meisten Fällen unannehmbare Verbesserungen in Antrag.

Es folgte eine Periode des Stillstands und der Schwebe; die Liberalen standen betroffen und verlegen da, und da man in der Einsetzung einer festgeordneten Regierung keinen Schritt weiter gekommen war, so konnte das ganze Jahr 1836 nach dem Ausdrucke eines Schriftstellers über jene Zeit „verglichen werden mit den Pausen zwischen den Ausbrüchen der thätigen Vulkane, die ein so passendes Sinnbild des Volkes jenes Landes, in welchem sie sich befinden, abgeben." Indessen war die Regierung doch nicht völlig unthätig. Sie hatte sich schon frühzeitig von der Nothwendigkeit, das europäische Element in der Bevölkerung des Landes zu vermehren, überzeugt und demgemäss verschiedne Schritte zur Erreichung dieses Zwecks gethan. Schon die Constituirende Versammlung hatte über die Sache verhandelt und der Bundescongress in der Folge nicht nur jedes religiöse oder sonstige Hinderniss aus dem Wege geraümt, sondern auch der Einwanderung grosse Begünstigungen angeboten. Das laufende Jahr war Zeuge der ersten practischen Folgen dieser Politik. Von England ging ein ausgedehnter Colonisationsplan aus, und zwar von einer Gesellschaft unter dem umfassenden Namen: *„The Eastern Coast of Central America Commercial and Agricultural Company,"* die sich nach den Bedingungen einer allgemeinen Verleihungsurkunde organisirte, welche letztere des Inhalts war, dass jeder Compagnie, die binnen vier Jahren zweihundert, binnen zehn Jahren tausend Familien ansiedeln würde, ein Strich Landes von einem gewissen Umfange, sowie eine Menge Privilegien zugewährt werden sollten. Die gewählte Lokalität war Boca Nueva im Departement Vera Paz des Staats Guatemala. Die projectirte Stadt erhielt den Namen Abbotsville, der auf den Karten aus jener Zeit noch zu finden ist. Aber die Leiter jener Gesellschaft waren zum grössten Theile gewissenlose Speculanten, weshalb das ganze Project, trotzdem dass bereits eine bedeutende Anzahl von Menschen hinübergeschafft und 200,000 Dollars darauf verwendet worden waren, sich zerschlug. Die Einwanderer gehörten der schlimmsten Klasse an und die örtlichen und klimatischen Verhältnisse waren solcher Art, dass sie jedem, wenn auch noch so gut entworfnen und unterstützten Plane verderblich werden mussten. Viele starben, Andere kehrten heim oder zogen nach Westindien und nur Wenige drangen ins Innere des Landes ein. Nach Verlauf von zwei Jahren war von der versuchten Colonie nichts weiter übrig als ein kleines Stück urbar gemachten, zur Hälfte von Gräbern eingenommenen Landes und einige verfallende Wohnungen.*)

*) „Es erscheint," bemerkt Herr Dunlap, „als eine höchst seltsame Verblendung der Europäer, dass sie es versuchen, sich an pestilenzialischen Küstenstrichen unter einer glühenden Sonne anzusiedeln, wo kein in einem gemässigten Klima Geborner, selbst nicht die Bewohner des Innern dieses selben Landes, einer erträglichen Gesundheit sich zu erfreuen vermögen. Hätten sie sich dafür Ländereien an den köstlichen Ufern des Nicaragua-Sees oder auf dem Tafellande von Guatemala oder Costa Rica erworben mit einer Verbindungsstrasse bis zum nächstgelegenen Hafen, so hätte das Resultat wohl ein ganz andres sein mögen; aber das Misslingen der meisten jüngsthin gegründeten Colonien entstand ohne Zweifel daraus, dass sie von Leuten ausgingen, die mit dem

Dieser Versuch von Seiten britischer Abenteurer, sich in Centralamerika niederzulassen, ward durch eine Taktik charakterisirt, die von allen britischen Bewegungen in diesem Theile der Welt unzertrennlich zu sein scheint und die zu der Usurpation von Balize, der Wegnahme von Roatan und der Ausbreitung britischer Herrschaft über die Mosquitoküste geführt hat. Kaum hatte nämlich diese Compagnie innerhalb des Gebiets von Guatemala ein Hüttchen errichtet, als sie auch schon die britische Regierung zu veranlassen suchte, ihre Herrschaft darüber auszudehnen und es zu einem neuen Centralangriffspunkte auf die Territorien der Republik zu machen. Sie stellten vor, dass sie im Stande wären, „Alles, was England in jenen Gegenden gewonnen hätte oder noch zu gewinnen hoffen könnte, für dasselbe zu behaupten," und in einer Denkschrift an Lord Palmerston vom 28. Octbr. 1835 ward dieser Politik das Wort geredet unter Anführung des Grundes, den Vereinigten Staaten damit ein Hinderniss in den Weg zu legen und „Grossbritannien eine ausgezeichnetere Stellung zu sichern" als irgendeine andere Nation oder alle zusammen in jenen Gegenden innehätten! Wenn auch diese Taktik diessmal misslang, so verdient sie doch im Vorbeigehen zum Bessten Derer vor Augen gelegt zu werden, die, misstrauisch gegen ihre eignen Sinne, erklären, wie sie es für unmöglich halten, dass das Benehmen britischer Unterthanen und Agenten, ja der britischen Regierung selbst in Centralamerika ihren desfallsigen plausibeln Protestationen schnurstracks widersprochen habe.

Sechstes Kapitel.

Die Schreckensherrschaft — Kastenkrieg — Rafael Carrera — Auflösung der Republik — Morazans Sturz und Flucht — Anarchie. 1836—1841.

Wir nahen jetzt der traurigsten Periode der centralamerikanischen Geschichte, der Herrschaft der Anarchie und des Blutes, wo die schlimmsten Elemente politischen und socialen Zerwürfnisses auf dieses seinem Schicksal verfallene Land losgelassen waren. Wir haben gesehen, wie der Servilismus, als er mit seinen offnen Angriffen auf die Republik sein Ziel verfehlt, zu jeder Art von Verschwörung und Verrath griff; wie die Stärke und der Zauber der Centralgewalt durch ein schlimmes Präcedenz und durch eine falsche Politik gegen die Einzelstaaten geschwächt und zerstört worden war; wie die grosse liberale Partei nicht nur als Partei unter sich getheilt, sondern auch ihre Mitglieder gegeneinander erbittert worden waren; wie britischer Einfluss sich gegen die bestehende Regierung und die liberale Richtung des Landes erhoben, und wie die Macht der Kirche, obwohl gebrochen, sich doch in wahnsinniger Wuth anstrengte, die gesellschaftliche Zerrissenheit zu nähren und einen Kastenkrieg zu entzünden, welcher mehr zu meiden ist als irgendein andrer Kampf unter den Menschen, weil er nothwendiger Weise ein Vernichtungskrieg ist. Die Re-

Lande und Klima, wo sie sich ansiedeln sollten, unbekannt waren, und es ist zu hoffen, dass man, wenn dergleichen Pläne von Neuem unternommen werden, Personen, die das Land kennen, zuvor zu Rathe zieht."

publik hätte alle diese widerstrebenden Elemente überwältigen, alle Schläge, denen sie ausgesetzt ward, überdauern, die Krankheitsstoffe im Staatskörper gründlich auswerfen und die glorreichen Grundsätze, auf denen sie ruhte, siegreich behaupten können, — wenn nicht ein Krebs an ihrem Herzen genagt hätte, der ihrem Leben und Gedeihen verderblicher ward als die Einflüsse der Priesterschaft, des Servilismus, des Auslandes oder irgendein andrer zerrüttender Einfluss oder auch sie alle zusammen, und diess war die Unwissenheit des Volks! Zum Unglück für die Republik war die grosse Masse der Bevölkerung, welches auch immerhin ihre Wünsche oder Antriebe sein mochten, in Unwissenheit versunken.

Bislang hatte man die Zustimmung und den Beistand des Volks im Allgemeinen zu den auf Verbesserung und eine gute Verwaltung abzweckenden Massregeln mehr durch Berufung an seine Gefühle als an seinen Verstand erlangt — eine verkehrte und wankende Stütze, die alles Regieren zu einem Dinge der Laune macht, vergleichbar einer ruderlosen Barke auf stürmischer See. Befreiung von Steuern und von Forderungen aller Art war einer der herrschenden Einflüsse auf die Massen gewesen, als sie die spanische Macht über den Haufen warfen. Unfähig, die Bedürfnisse einer Regierung zu begreifen, schrieen diese Massen jetzt in ihrer Unwissenheit nach Befreiung von allen zu deren Erhaltung nöthigen Beiträgen. Und als nach Annahme des verbesserten Strafgesetzbuchs es nöthig ward, aus finstern Mörderhöhlen Gefängnisse nach einem neuen Plane zu bauen, begriffen sie weder die Nothwendigkeit noch die Menschlichkeit dieser Aenderung. Sie hatten dabei nur das Eine im Auge, dass sie ihnen Geld und Arbeit kosten sollte, und darum widersetzten sie sich ihr. Ebenso betrachteten sie das Geschwornengericht nicht als eine Massregel von höchster Wichtigkeit, als eine Massregel der Sicherheit für Leben und Besitzthum, sondern als eine unverantwortliche, an ihre Zeit und Dienste gestellte Forderung, und bei ihrem Mangel an gegenseitigem Vertrauen misstrauten sie der Unparteilichkeit ihrer die Jury bildenden Mitbürger. Von solcher Art waren die Beweggründe, welche sie beherrschten, und auf solche Weise wirkten die löblichsten Beschlüsse der Republik durch trugvoll-schlaue Darstellung von Seiten ihrer Feinde zu deren Falle mit.

Als das Livingstonische Gesetzbuch in Guatemala in Wirksamkeit trat und die fast ganz aus Ureingebornen bestehende Bevölkerung der Stadt San Juan Ostuncala zum Bau neuer Gefängnisse aufgefordert ward, erhob sie sich in Masse gegen die Bezirksrichter, die eben ihre erste Gerichtssitzung in jener Stadt abhielten, und nöthigte sie zur Flucht. Kurz darnach fiel wieder eine Reibung zwischen dem gemeinen Volke und den Behörden und Truppen, welche die Gesetze mit Gewalt zur Geltung zu bringen suchten, vor, worin nach einem ernsten Gefecht das erstere den Kürzern zog. Die Fliehenden liessen einige ihrer alten steinernen Götzen zurück, die sie bisher vor den Priestern verborgen gehalten, nun aber aus ihren Verstecken hervorgezogen hatten, weil sie glaubten, sie würden ihnen wider ihre Feinde beistehen können. Dieser Umstand liefert einen Beweis ebenso von der Unwissenheit des Volks als dem allgemeinen Aberglauben.

Aber die schrecklichen Folgen der allgemeinen Unwissenheit traten erst im nächsten Jahre (1837), wo die Cholera zum ersten Mal in Centralamerika erschien, in ihrem ganzen Umfange zu Tage. Bei der nur ge-

ringen Zahl der Aerzte und der nachlässigen und unpassenden Behandlung verbreitete sich die Krankheit mit furchtbarer Schnelligkeit und hatte die grösste Sterblichkeit im Gefolge. Allgemeine Bestürzung herrschte in der ganzen Bevölkerung, denn noch nie zuvor hatte eine Epidemie das Land heimgesucht. Die Regierung, die rasch und energisch ihre Pflichten erfüllte, traf wirksame Massregeln, um die Verheerungen dieser Pest zu mildern, wenn sie sie auch nicht aufzuhalten vermochte. „Nicht nur der ganze Medicinalstab von Guatemala," sagt ein englischer Autor, der damals im Lande weilte, „sondern auch die meisten jungen Mediciner wurden mit Arzneien versehen und in diejenigen Orte geschickt, wo man meinte, dass ihre Gegenwart am Dringendsten nöthig sein möchte. Die armen Indianer, die in grossen Massen hinstarben, werden in der Regel schon bei dem Herrschen der unbedeutendsten Epidemie von panischem Schrecken ergriffen. Ihr Entsetzen überschritt daher jetzt alle Massen. Die Priester, die schon zuvor gelernt hatten, selbst aus solchen Veranlassungen Vortheil zu ziehen, waren rasch bei der Hand, um ihre Angst zu nähren und ihren Hass gegen die Liberalen dadurch zu erwecken, dass sie ihnen zuflüsterten, sie hätten die Brunnen vergiftet, um die Indianer auszurotten, da es ihre Absicht wäre, das Land mit Ausländern neu zu bevölkern; wobei sie als Beweis auf die soeben gegründete Colonie in Vera Paz hinwiesen. Mehr bedurfte es bei diesen allzu leichtglaübigen Urkindern des Landes nicht, um sie zur Empörung aufzustacheln, da sie ohnehin erst ganz jüngt gegen gewisse Reformen, insbesondere gegen die Schwurgerichte, aufgehetzt worden waren. Ihr Geschrei war jetzt gegen die Vergifter und die ansässigen Ausländer gerichtet. Viele von den Aerzten mussten ihre Rettung so gut sie konnten in der Flucht suchen. Einige wurden ergriffen und zu Tode gemartert, indem man sie zwang, den gesammten Inhalt ihrer Arzneikisten zu verschlingen, oder ihnen so lange Wasser in den Mund goss, bis sie starben, und ihr Tod ward als bündiger Beweis ihrer Schuld betrachtet."

Der Aufstand ward in denjenigen Districten, in welchen die Indianer vorherrschten, bald allgemein und den Verheerungen der Pest folgten die schrecklichern Verwüstungen des Bürgerkriegs. Unregelmässige und tumultuarische Versammlungen zu den blutigsten, offen ausgesprochenen Zwecken wurden überall da gewöhnlich, wo es bisher noch nicht zur offenen Empörung gekommen war. Ein unbesonnener Versuch, eine der grössten dieser Versammlungen in der Stadt Santa Rosa durch ein kleines Truppencommando auseinanderzutreiben (am 9. Jun. 1837), fand erfolgreichen Widerstand: ein Theil der Truppen wurde niedergehauen und der Rest zum eiligsten Rückzug gezwungen. Die Sache an sich war von keiner grossen Bedeutung; wie tausend ähnliche Auflaüfe hätte sie wohl können eine augenblickliche Aufregung bewirken, dann aber vergessen werden. Aber gleich der Schlacht von Sabina Grande, die, indem sie Morazan in den Vordergrund brachte, auf eine Zeit lang die Geschicke des Landes änderte und das ihm drohende Schicksal abwandte, bildet die Niederlage von Santa Rosa eine Epoche in der Geschichte Centralamerika's — die Epoche der Anarchie und des Blutes. Der Kastenkrieg, zu welchem der Indianer-Aufstand in San Salvador nur ein Vorspiel gewesen war, begann jetzt in allem Ernste. Der Führer des Pöbels in Santa Rosa war Rafael Carrera, dessen Name in den Annalen des Landes hinfort eine her-

vortretende Stelle einnahm und gleichbedeutend ward mit allem Furchtbaren, was die Bevölkerung von Guatemala traf, über welche er alsbald die Schrecken einer unwiderstehlichen und despotischen Gewalt verbreiten sollte.

Carrera's Geschichte bildet einen höchst auffallenden Gegensatz zur Geschichte Morazans. Beide waren Kinder von Revolutionen; Beide erhoben sich zu unbeschränkter Macht; hier aber endet die Aehnlichkeit. Der Eine war der Retter der republikanischen Institutionen auf eine Zeit lang, der andere ihr Mörder; wie in dem Einen die Freisinnigkeit, der Edelmuth, der Patriotismus hervortraten, so in dem Andern die Unwissenheit, die Bigotterie, die Verrätherei und die Brutalität. Der Eine war die Verkörperung des Fortschritts und der Freiheit, der Abgott eines republikanischen und gesetzmässig constituirten Kriegsvolks; der Andre die Verleiblichung des Rückschritts und der Tyrannei und der blinde Führer fanatischer und tumultuöser, von Hass und Wollust und von Gier nach Plünderung, Rache und Mord beseelter Horden.

Carrera ist ein Ladiño d. i. Mischling von Weissem und Indianer, mit starkem Vorherrschen des Letztern — ein finstrer, verschlossener, jähzorniger Mann, von kühnem, kein Bedenken kennendem Geiste und von grosser Entschlossenheit und Ausdauer. Als er den Pöbel in Santa Rosa anführte, war er nur erst etwa einundzwanzig Jahre alt und — ein Schweinetreiber, der weder schreiben noch lesen konnte, aber doch bereits bedeutenden Einfluss unter den niedrigen Klassen der indianischen Bevölkerung besass. Nicht sowohl seine Tapferkeit und seine Fähigkeiten, als vielmehr seine Blutsverwandtschaft und die Gewalt der Umstände waren die Elemente seiner Stärke und seines Erfolgs, die ihn zuletzt zur Macht erhoben — einer Macht, die niemals von Gerechtigkeit beherrscht oder durch Gnade gemildert ward.

Carrera war anfangs ein blosses Werkzeug der Priester und scheint wirklich das von ihnen schlau und beflissentlich verbreitete Geschichtchen geglaubt zu haben, dass die Cholera durch ein systematisches Vergiften der Brunnen durch die Regierung und die Fremden veranlasst worden sei und dass die unter dem Vorwande, der Krankheit Einhalt zu thun, von den Behörden abgeschickten Aerzte in Wahrheit zu dem Zwecke thätig seien, die indianische und gemischte Bevölkerung auszurotten.

Die Priester, die der Erfolg in Santa Rosa ermuthigt hatte und die Carrera zum Werkzeuge ihrer Absichten zu machen beschlossen, arbeiteten geflissentlich an der Vermehrung seines Einflusses. Sie verkündeten den Eingebornen feierlich, dass er ihr vom Himmel herabgestiegener Schutzengel Rafael sei, gekommen, um Rache an den Ketzern, Liberalen und Fremden zu nehmen und ihre alte Herrschaft wiederherzustellen. Und um den Trug zu unterstützen, dachten sie verschiedene Kniffe aus, die dann als Wunder ausposaunt wurden. So ward vom Dache einer Kirche mitten unter eine ungeheure Indianer-Versammlung ein Schreiben herabgelassen, welches besagte, dass es von der Jungfrau Maria käme und dass diese Carrera den Auftrag gäbe, in einer allgemeinen Empörung wider die Regierung ihr Führer zu sein, und ihn der sichtbaren Vermittelung des Himmels versicherte.

Durch solche Mittel sah sich Carrera alsbald an der Spitze eines grossen Haufens aufgereizter aber undisciplinirter Indianer. Aus Furcht

oder Klugheit wich er jeder allgemeinen Schlacht mit den wider ihn ausgesandten Truppen aus und liess sich in keinen Kampf verlocken ausser dann, wenn die Chancen sehr zu seinen Gunsten waren. Das erste Zusammentreffen nach der Affaire von Santa Rosa, das bei dem Orte Mataquesquintla stattfand, endigte trotz der verzweifelten Gegenwehr der Indianer und trotz der ihnen gegebenen Versicherung, dass alle Fallenden unmittelbar ins Paradies eingehen würden, mit einer Niederlage der Insurgenten. Ihr hartnäckiger Widerstand aber hatte die Regierungstruppen dergestalt in blinde Wuth versetzt, dass sie in der Hitze des Augenblicks arge Abscheulichkeiten begingen, die leider dazu dienten, eine spätere Aussöhnung unmöglich zu machen. Ihr Benehmen lieh dem allgemeinen Glauben, dass die vollständige Vernichtung der Indianer beabsichtigt werde, einen Schein von Wahrheit. Das Gefecht von Mataquesquintla hatte daher auch keine entschiedene Wirkung. Carrera floh von Ort zu Ort und entzündete überall die Flammen des Aufstandes, der jetzt allgemein zu werden anfing. Die Kräfte der Regierung hatten sich in vergeblichen Versuchen, die Dinge zu einem entscheidenden Ausgange zu bringen, erschöpft. Guerillas und Maraudeurs- und Raüberbanden machten alle Heerstrassen unsicher und vertrieben die Bewohner der unbeschützten Landgüter. Denn überall ausser den Hauptstädten und deren unmittelbarer Nähe herrschte im ganzen Lande die vollständigste Anarchie.

In Guatemala waren die Fragen, welche früher die Bevölkerung entzweit, vor der gefährdeten öffentlichen Sicherheit zum grossen Theile ganz verschwunden. Die liberale Regierung des Staats sah sich auf allen Seiten von Schwierigkeiten und Gefahren umringt und selbst den Servilen bangte es bei dem Sturme, den sie mit heraufbeschworen hatten und nicht länger mehr zu beherrschen vermochten. In dieser dringlichen Noth schlugen die Liberalen zur Abwendung der Allen gemeinsamen Gefahr Letztern eine Aussöhnung oder ein Compromiss vor. Die Servilen forderten die Resignation des Gouverneurs Galvez, eines der entschiedensten, aber doch gemässigtsten und fähigsten Männer unter den Liberalen; ferner die Auflösung seines Ministeriums und den Eintritt neuer, aus der Mitte der politisch Neutralen oder Gemässigten zu wählender Beamten. Die Liberalen gingen, treu ihrem Namen, auf diese Forderungen ein und liessen selbst die Einsetzung einer halb servilen Regierung zu, um nur nicht die Verantwortlichkeit einer noch länger dauernden Gefährdung des Staats auf sich zu nehmen.

Die neueingetretene Verwaltung hob, unter dem Vorgeben der Nothwendigkeit dieser Massregeln zur Herstellung des Friedens, die Habeas-Corpus-Acte und viele andere Garantien der Constitution auf, legte die Presse in Fesseln und setzte eine Militärherrschaft ein, kurz, sie verrieth die entschiedensten reactionären Tendenzen. Die Excesse des Militärs, das mit ausserordentlichen Gewalten bekleidet ward, trugen ebenfalls das Ihrige zum allgemeinen Missvergnügen bei; und wenn auch diese Massregeln in der Meinung, dass sie die Bedrängniss des Staats einigermassen nothwendig mache, von Seiten eines Theils der Liberalen stillschweigende Unterstützung erhielten, so blickte doch die grosse Masse dieser Partei mit Besorgniss und Widerwillen auf sie hin. Grosse Erbitterung und einige ernste Zwistigkeiten waren die rasche Folge. So erklärte sich Alt-Guatemala, die Hauptstadt des Departements Secatepequez, die immer mit eifersüchtigem

Blicke auf Neu-Guatemala schaute, gegen die Staaten-Regierung, denuncirte sie als eine Usurpation und stellte sich unter den Schutz des Bundes. Die Staaten-Regierung rächte sich damit, dass sie Secatepequez als im Insurrectionszustande befindlich erklärte und das Kriegsgesetz wider dasselbe verkündete. Aber ähnliche Pronunciamentos folgten bald in den Departements Chiquimula, Salamar und Vera Paz nach. Ein Theil der Truppen, gleichfalls entrüstet über die von ihnen als solche betrachtete Verrätherei der bestehenden Regierung, erhob sich in der Hauptstadt selbst und forderte die Wiedereinsetzung der Beamten, die zu Gunsten des sogenannten Compromisses resignirt hatten.

In diesem Wirrsal riefen die Factionen das Schwert Carrera's herbei, der mit seinen wilden Schaaren auf Guatemala losmarschirte, sich seiner bemeisterte und einen gewissen Velasquez an die Spitze des Staats stellte. Die Folge dieser Gewaltthat war die grösste Bestürzung der Einwohnerschaft, da Carrera's Soldateska nicht zu zügeln war und Unordnungen aller Art, Raub und Schändung zur Tagesordnung wurden, so dass das Volk ihre Hinaustreibung verlangte, die nur mit Schwierigkeit bewirkt ward und wobei die Servilen die für den Augenblick mit ihnen verbündeten Liberalen zwangen, die Ausführung in ihre Hand zu nehmen, damit sie dadurch den Hass Carrera's und seines Anhangs auf sich laden möchten, während sie selbst ruhig in ihren Haüsern blieben, ja sogar Carrera im Stillen die Versicherung zugeschickt haben sollen, dass Dieses gegen ihre Wünsche geschähe. Ein theilweises Einverständniss zwischen ihnen war bereits bewirkt worden, von diesem Augenblicke an aber schlossen sich die Servilen an Carrera und die Insurrection vollständig an.

Die Liberalen in den Departements Quesaltenango, Solola und Totonicapan, wo der Aufstand noch nicht allgemein war, errichteten aus diesen Provinzen einen neuen Staat, Los Altos genannt, und suchten um dessen Aufnahme in den Bund nach. Das Gesuch ward günstig aufgenommen und bald darnach der neue Staat förmlich anerkannt und in seiner souveränen Eigenschaft in die Föderation zugelassen. Hier suchten die Liberalen eine Zufluchtsstätte aus Guatemala, wo die mit Gewalt eingesetzten und mit den Indianern verbündeten Servilen die tyrannischsten Massregeln gegen alle Widersacher ihrer Macht verfügten. Wäre man ihnen nicht rasch in den Weg getreten, so ist es unmöglich zu sagen, wie weit ihre Gewaltthätigkeiten sich noch verstiegen haben möchten.

Die Bundesregierung hatte beim Beginn der Insurrection in Guatemala keinen Versuch gemacht, ins Mittel zu treten. Man war nämlich in Zweifel, ob sie ein Recht dazu hätte, solange die Staatenregierung noch im Stande wäre, sich allein zu vertheidigen; wozu noch kam, dass sie für den Augenblick nicht die Mittel zu einer kräftigen Einmischung in Händen hatte. Auch die andern Staaten bezeigten keine Lust, sich in Streitigkeiten einzulassen, bei denen sie nicht unmittelbar betheiligt waren. So kam es, dass Morazan, als er sich durch die Umstände und die Constitution zum Einschreiten gezwungen sah, grosse Mühe hatte, die nöthigen Truppen auf die Beine zu bringen, und am Ende genöthigt war, an der Spitze einer unzureichenden Mannschaft vorzurücken, mit welcher er den District Mita, den Sitz der Rebellion, erreichte. Wohl ging er hier aus jedem Kampfe siegreich hervor; dennoch aber sah er nach einem anstrengenden Feldzuge mit tiefem Schmerze, dass kein entscheidender

Erfolg gewonnen war. In noch grössere Verlegenheit brachte ihn der neue Stand der Dinge in Guatemala. Die servile Politik ward mit Erfolg auf die Unterhaltung des Kriegs angewandt. Er rückte deshalb mit seiner ermüdeten Armee jetzt gegen diese Stadt los. Die Servilen kannten den Mann und versuchten, durch seine Nähe in Furcht gehalten, keinen Widerstand. Sich biegen war, wie sie längst gelernt, weiser als brechen. Ihre augenscheinliche Politik bestand im Temporisiren und Ausweichen — eine Politik, die allezeit mit Trug und Verrätherei gepaart ist. Das Volk, durch Morazans Herannahen mit Muth belebt, forderte die Amtsniederlegung der servilen Staatsbehörden, die denn auch mit gut nachgemachtem patriotischem Sichfügen ihre Posten in Morazans Hände übergaben. Eine kurz darnach angeordnete neue Wahl hatte die Ernennung des Mariano Rivera Paz, eines gemässigten Liberalen, zum Chef des Staats zur Folge. Die ersten Handlungen der wiedereingesetzten Liberalen bestanden in einer allgemeinen Amnestieverkündigung für alle seit der Unabhängigkeitserklärung begangnen politischen Vergehen und in einem Aufruf an alle Bewohner, zur Unterdrückung der innern Unordnungen Hand mitanzulegen. Die augenblickliche Wirkung auf die Aufständischen war eine günstige, denn als Morazan wiederum gegen sie ins Feld rückte, boten sie Vergleichsbedingungen an, welche angenommen wurden; und so ward ein verrätherischer Friede zusammengeflickt, um im ersten bessten günstigen Augenblicke wieder gebrochen zu werden.

Während Morazan in der Hauptstadt Guatemala's weilte, machte man den Versuch, seinen Patriotismus zu bestechen und ihn ins Interesse der Servilen zu ziehen. „Diese frechen und doch so kriechenden Parteimenschen," sagt ein centralamerikanischer Autor, „empfingen Morazan mit gut-erheuchelter Freude und umringten und überschütteten ihn mit schönen Schmeichelreden. Einen Augenblick lang glaubten sie den Schmutz der Gesinnung, der ihnen selbst anklebte, an ihm zu sehen, und machten ihm, verleitet durch den Glauben, dass sie seine Grundsätze verdorben hätten, geradezu den Vorschlag, seine Partei zu verlassen, die bestehenden Institutionen aufzuheben und die Dictatur über das Land in die Hand zu nehmen. Ihr Vorschlag fand die Verachtung, die er verdiente, und die Vaterlandsmörder wurden von Scham bedeckt wieder auf ihre ihnen angemessenere Politik der Intrigue und Rebellion zurückgewiesen."

Während diese Ereignisse in Guatemala statthatten, geriethen die andern Staaten von Tag zu Tag immer mehr in einen Zustand der Auflösung. Der Versuch, wegen einer neuen Verfassung sich zu einen, war fehlgeschlagen und die Einwürfe wider die alte hatten sich nicht gemindert. Allgemein herrschten Misstrauen und Unzufriedenheit, und die Gährung in den Gemüthern dauerte ununterbrochen fort und machte sich dann und wann durch Insurrectionen Luft. Morazan hatte kaum für eine Weile Ruhe in Guatemala hergestellt, als er zur Unterdrückung bedenklicher Unordnungen nach San Salvador gerufen ward. Hier hatte ein Mann von beispielloser Verwegenheit und Grausamkeit, Francisco Malespin, eine Empörung erregt, die mit unheilvollen Folgen drohte. Die Gründe, von denen sie ausging, sind nicht bekannt; die Parteien waren jetzt in zahlreiche Factionen zerfallen, die keinen klaren Begriff von ihren eignen Wünschen und Bedürfnissen hatten und nur von den Antrieben des Augenblicks beherrscht wurden.

Kaum war Morazan mit den Bundestruppen aus Guatemala heraus, als Carrera seinen indianischen Anhang wieder concentrirte und mit erneutem Nachdruck die Offensive ergriff. Er machte auf ein Corps Regierungstruppen, das unter dem Commando des Oberst Bonilla bei Jalapa aufgestellt war, einen Angriff und schlug sie nicht nur, sondern trieb auch die fliehenden Trümmer desselben bis über die Gränzen des Staates nach San Salvador hinein. Dieser Erfolg flösste den Insurgenten Vertrauen ein und vermehrte ihre Zahl. Carrera hatte seine schmähliche Vertreibung aus der Stadt Guatemala nicht vergessen, daher er, vor Rache glühend, alle Kräfte seines Geistes auf ihr (Guatemala's) Verderben richtete. Zwar machte bei Petapa ein kleiner Trupp den Versuch, sein Vorrücken aufzuhalten, er schlug aber fehl und Carrera setzte seinen Marsch fort. Kaum hatte die Nachricht von seinem Aufbruch die Stadt erreicht, als er auch schon vor ihr erschien und am nächsten Tage ohne Widerstand einzog. Der Wilde hatte in seiner Leidenschaft geschworen, die Stadt bis auf den Grund niederzubrennen, und nur mit grosser Mühe liess er sich bewegen, von seinem Vorsatz abzustehen. Dessenungeachtet verübte er die grössten Grausamkeiten an den liberalen Einwohnern und seine Soldaten plünderten sie ungestraft, während die Servilen völlige Schonung genossen und ihr Bündniss mit dem indianischen Führer fest zusammenkitteten *).

Aber inmitten dieses Siegesrausches traf General Salazar, der eine Streitmacht von 900 Mann zusammengezogen, auf ein grosses Corps der Aufständischen, die von der Plünderung einer nahen Stadt zurückkamen, bei einem Orte, welcher Villa Nueva heisst, brachte ihnen, von Umständen begünstigt, eine Niederlage bei und richtete unter ihnen ein so furchtbares Blutbad an, dass mehr als 500 derselben niedergemacht wurden. Durch diesen Unfall bestürzt gemacht verliess Carrera an der Spitze seines Anhangs die Stadt und floh nach der Provinz Mita. Hätte man diesen kräftigen Schlag weiter verfolgt, so würde man die Insurrection ohne Zweifel auf die Dauer zu Boden geworfen haben. Aber Salazar ward durch andre Officiere im servilen Interesse daran gehindert, die jetzt eine Menge temporisirender Pläne aufs Tapet brachten und ihn zwangen, nach Guatemala zu marschiren, wo er vor Verdruss seinen Abschied

*) Uiber die Ereignisse, welche der Einnahme folgten, schreibt ein lebender Autor, Don José Barundia, Folgendes:

„Wer vermag die Todesangst Guatemala's zu schildern, als es sich der Wuth des Wilden und der Gewalt seiner Horden preisgegeben sah? Grauen ergreift Einen, wenn man die unaufhörlichen Angriffe auf die Haüser ins Gedächtniss zurückruft, in welche die wild umherschweifenden Soldatenrotten durch Thüren und Fenster im Muthwillen ihre Gewehre entluden und die widerstandslosen Bewohner ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht verwundeten oder niederschossen. Gewaltthätige Misshandlungen und Mord waren auf allen Strassen beim hellen Tageslichte ganz gewöhnliche Dinge. Wie gross waren aber erst die Schrecken der Nacht, wenn die wüsten Lieder der Wilden, das tolle Gejauchze der Trunkenbolde, das Gekreisch der geschändeten Weiber und das Jammern von Gatten, Vätern und Brüdern, die in eiteln Versuchen zum Widerstande hingeschlachtet wurden — wenn sich diess Alles vereinigte, um die Gemüther der Menschen mit Entsetzen zu erfüllen?

„Während dieser ganzen Zeit aber gingen die Servilen unter dem Schutze des Ungeheuers frei aus. Carrera empfing die Huldigungen des Adels, in den Tempeln spendete man ihm Weihrauch und in der grossen Kathedrale ward er freventlich ein gottgesandter Engel genannt!“

nahm. Zwar liess er sich später bewegen, das Commando von Neuem zu übernehmen, mittlerweile jedoch hatten sich die Aufständischen von ihrem Schrecken wieder erholt. Der unbezähmbare Carrera erschien abermals im Felde und machte einen Einfall in San Salvador, unterwarf die Städte Santa Ana und Aquachahan und fiel darauf mit reissender Schnelligkeit wieder in den Staat Guatemala ein. Hier aber ward er abermals erreicht und wiederum geschlagen. Es folgte eine Reihe von Gefechten mit meist ungünstigem Erfolge für die Empörer, die bei der Nachricht, dass Morazan eine Streitmacht zu ihrer gänzlichen Vernichtung zusammenziehe, den Muth verloren und Neigung zeigten, den Kampf aufzugeben, welcher Carrera selbst nicht widerstehen konnte, so dass er zu Unterhandlungen sich herbeiliess, wobei er indessen die Vorsicht gebrauchte, der Regierung solche Bedingungen zu stellen, dass durch sie seine fernern Pläne gesichert würden. So ward denn am 23. Decbr. 1838 ein Vertrag unterzeichnet, in welchem die Insurgenten einwilligten, ihre Waffen auszuliefern und die eingesetzten Behörden anzuerkennen, unter der Bedingung, dass Carrera zum Commandanten von Mita ernannt und allen Rebellen ein Generalpardon bewilligt würde. Carrera fuhr indessen, unter dem Vorgeben, dass es zum Schutze des Districts nöthig wäre, fort, eine ansehnliche Truppenmasse auf den Beinen zu halten; und da er nunmehr mit gesetzlicher Autorität bekleidet war, so gelang es ihm, sich als eine Hauptmacht im Staate zu constituiren. Dieser Ausgang bewies die Schwäche der Regierung und war Carrera's entschiedenster Schritt zur Erreichung der obersten Staatsgewalt.

Dieses Ereigniss und der fieberische Zustand des Landes im Allgemeinen zeigten, dass die Centralregierung wie die Staaten-Regierungen ohnmächtig waren, zum Bessten des Landes zu wirken. Sie besassen weder Hilfsquellen noch ein gemeinsames Princip im Handeln. Morazans persönliche Popularität und Anstrengungen allein erhielten noch den Schein von nationalem Leben und einen Schimmer von Ordnung aufrecht. Als der Bundescongress 1838 zusammentrat, schilderte ihm Morazan frei und ungeschminkt den Zustand des Landes; die Versammlung hörte verzagt und schweigend ihn an, und im Bewusstsein ihrer aüssersten Schwäche schien sie die Republik ihrem Schicksale überlassen zu wollen. Sie nahm ein Decret an, das den Staaten viele der bisher der Bundesregierung übertragen gewesenen Gewalten einraümte und der letztern wenig mehr als die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Erhebung der Zölle beliess. Hiermit war dem Wesen nach die Auflösung der Republik ausgesprochen, und es war diess zugleich der letzte Act des Congresses, der nun sofort seine Sitzungen aufhob und niemals wieder zusammentrat. Die Staaten-Legislatur von Guatemala, durch die traurige vor ihr liegende Aussicht entmuthigt, folgte diesem Beispiele.

Die einzelen Staaten waren nunmehr auf ihre eignen Hilfsquellen angewiesen. Wären sie in diesem kritischen Momente weise und patriotisch gesinnt gewesen, so würden sie auf dem Altare des Gemeinwohls all ihren Groll, ihre Vorurtheile und widerstreitenden Meinungen zum Opfer gebracht haben. Aber über ein weitausgedehntes Land zerstreut und bei den langsamen und ungenügenden Verbindungsmitteln war es Denen, die es wünschten, unmöglich, ein Verständniss zu bewirken oder Mittel wider die dringende Noth an die Hand zu geben. Auch gab es

Viele, die in einer allgemeinen Auflösung ein bereites Mittel zu persönlicher, lokaler Beförderung erblickten. Die Folgen dieser Lage kann man sich leicht denken. Es war für den Monat Mai eine Versammlung zur Revision der Verfassung des Staats nach Nicaragua berufen worden. Der Schritt des Congresses aber hemmte sie in ihrer Thätigkeit, da es ja unmöglich war, die Gewalten des Staates als Glied eines Bundes genau zu begränzen, wenn dieser Bund principiell seine Gewalten aufgegeben hatte. Sich für gebunden haltend, für die von ihr repräsentirte Souveränetät zu sorgen, erklärte die Versammlung Nicaragua für eine unabhängige Republik und entwarf diesem Beschlusse gemäss eine Constitution. Dessenungeachtet war sie noch immer der Idee der Nationalität zugethan und traf Vorkehrung für die Wiederaufnahme Nicaragua's in seine frühere Stellung als Staat der Republik, sobald der föderative Bund neu aufgerichtet werden sollte. Diesem Beispiele folgte auch Honduras. Costa Rica ward von einem Haüptling, Namens Carillo, revolutionirt, der den gesetzlich gewählten Gouverneur Aguilar absetzte und die Dictatur in seine Hände nahm, worauf er sich von allen gesetzlichen Formen entband und vier Jahre lang eine absolute Gewalt ausübte. Dennoch war seine Verwaltung im Ganzen verständig und wohlthätig und unter ihr machte jener kleine Staat bedeutende Fortschritte im materiellen Wohlstande.

Am Schlusse des Jahres 1838 bot die Republik nur noch ein Wrack dar, an welchem blos noch San Salvador, Guatemala und der neue Staat Los Altos hingen. Morazan war der einzige Repräsentant der Nationalität und am 1. Februar 1839 war seine Amtszeit abgelaufen. Jetzt gab es keinen Präsidenten und keinen Congress und keine Einheit des Handelns unter den Staaten mehr. Morazan, von hohem Pflichtgefühl getrieben und noch immer der Hoffnung nachhängend, dass durch Beibehaltung einer Centralgewalt die angeblich von Allen gewünschte Neubildung der Republik doch noch zu bewerkstelligen sein möchte, beschloss auf den Rath seiner Freunde, seine Stellung als Präsident auf so lange zu behalten, bis ein Nachfolger erwählt sein würde. Er hatte zu allen Zeiten den Grundsatz behauptet und darnach gehandelt, dass es Pflicht der Gesammtregierung sei, die Ungetheiltheit der Föderation zu erhalten; mit andern Worten, er leugnete das Recht der Ausscheidung. Hierin lag der Schlüssel zu der Opposition eines grossen Theils der Liberalen gegen ihn. Consequent bis aufs Aüsserste fügte er der Erklärung seines Entschlusses, an der obersten Gewalt festzuhalten, die zweite Erklärung hinzu, die Anerkennung der Republik von Seiten aller der Staaten, die ihre Glieder gebildet hatten, erzwingen zu wollen.

Diese Erklärung führte mit den bereits auf die entgegengesetzte Seite getretenen Staaten Nicaragua und Honduras zu Collisionen, die während des ganzen Jahres 1839 fortdauerten. Trotz der Ungleichheit des Streites behauptete sich doch der föderalistische Führer, von General Cabañas, einem der bessten und tapfersten Männer, welche das Land hervorgebracht, kräftig unterstützt, mit vielem Glücke. Die vereinigten Truppen von Nicaragua und Honduras machten einen Einfall in San Salvador, wurden aber, nachdem sie ins Innere vorgedrungen, in einer Reihe entscheidender Gefechte geschlagen und nach Honduras getrieben, worauf dieser Staat von den Bundestruppen überschwemmt, diese aber nunmehr ihrerseits geschlagen und zurückgetrieben wurden.

Während auf diese Weise das Kriegsglück zwischen den beiden Theilen schwankte, beide sich erschöpften und gegeneinander immer mehr erbitterten, eine Aussöhnung aber immer unmöglicher machten, arbeiteten die Servilen in Guatemala an einer entscheidenden Demonstration zu ihren eignen Gunsten. Sie traten in ein Bündniss mit Carrera, und während Morazan anderwärts mit Aufständen vollauf zu thun hatte — Aufstände, die sie durch jedes in ihrer Gewalt stehende Mittel förderten — rückte der indianische Anführer auf ihre Aufforderung an der Spitze von 5000 Mann auf die Stadt Guatemala los. Die kleine Garnison von 300 Mann leistete keinen Widerstand und der Indianer, mit dem Titel eines Generals geschmückt, zog triumphirend in die Stadt ein, aus welcher er zweimal vertrieben worden war. Zwar beging er auch jetzt wieder so manche seiner frühern Gewaltthätigkeiten gegen die Liberalen, von denen er eine Summe von 20,000 Dollars für sich und seine Mannschaft forderte, im Ganzen aber benahm er sich doch mit mehr Mässigung als bei seinem ersten Besuche. Er ward jetzt der That nach Dictator des Staats und begann mit Einsetzung einer seinen Wünschen dienstbaren Regierung, die sofort daran ging, alle diejenigen politischen Meinungsgegner, deren Stellung, Einfluss oder Vergangenheit sie den Usurpatoren verhasst oder gefährlich gemacht, zu verbannen oder dem Tode zu überliefern. Die Geschichte schaudert zurück, die Einzelheiten dieser Schreckensherrschaft aufzuzeichnen, wo die geheiligten Formen des Gesetzes mit Füssen getreten und zu Werkzeugen des Hasses, der Rache und des Mords gemacht wurden. Auf diese Gewaltthaten folgte eine Trennungserklärung von der Republik, sowie die Berufung einer Versammlung serviler Parteigenossen, „Repräsentativer Rath“ genannt, die durch Decret Guatemala zu einem besondern und souveränen Staate constituirte.

Und so war der dritte Triumph der Servilen in Guatemala vollendet. Im Bunde mit Despotismus, Pfaffentrug und Barbaren-Ignoranz standen sie als Sieger da auf den Trümmern der politischen und socialen Ordnung, in einem Lande, das sie zur Wüste gemacht hatten, in welchem der Landbau zerstört, der Handel vernichtet, die Quellen des öffentlichen Reichthums versiegt waren. Von Asche, Blut und Verödung umringt verschritten sie zur Aufhebung der liberalen Gesetze ihrer Vorgänger und kehrten, soweit diess möglich war, zu Spaniens Systemen zurück.

Bei dieser rückschreitenden Bewegung zeigte sich Niemand rühriger als die Priester, welche die Wiederherstellung einiger Klöster zu erlangen wussten und wegen Rückgabe ihrer Zehnten und andrer Einkünfte, wie auch ihres eingezogenen Besitzthums ein lautes Geschrei erhoben. Aber zu ihrem Staunen und ihrer Bestürzung schlug ihnen Carrera in entschiednem Tone seine Zusage ab. Der Indianer hatte das Uibermass des Eigennutzes und der Habsucht dieser Pfaffenzunft kennen gelernt und war zu klug, um eine Macht, die möglicherweise gegen ihn sich kehren konnte, zu verstärken und neu aufzurichten. Jetzt gewahrten die verdutzten Servilen, dass der Haüptling ihr Meister, nicht ihr Sklave war!

Mittlerweile hatten die Priester in Los Altos (Quesaltenango) einen Aufstand erregt, der, von Carrera rasch unterstützt, mit dem Sturze der liberalen oder föderalistischen Behörden und der Wiedereinverleibung dieses

Staats in Carrera's Dictatur Guatemala endete. Guzman, der Präsident, eine Anzahl seiner Beamten und viele hervorragende Liberale wurden von Carrera in Verhaft genommen und auf die unmenschlichste Weise hingerichtet. Andere, die nach San Salvador entflohen, wurden von seinen Schergen eingeholt und auf langsame, empörende Weise zu Tode gemartert. Die Geschichte der Kriegführung unter Wilden vermag den hier verübten Grausamkeiten nichts Aehnliches an die Seite zu stellen.

San Salvador stand nunmehr mit seiner Anerkennung der Republik ganz vereinzelt da, als das einzige Bollwerk des liberalen Interesses. Aber Morazans Muth war noch ungebeugt. Er beschloss, noch eine Anstrengung zu Gunsten der Sache, der er sein Leben geweiht, zu machen. Und es gelang ihm, trotzdem dass er von Feinden und verzagten Freunden umringt war, zwölfhundert Mann auf die Beine zu bringen, mit denen er auf Guatemala losmarschirte. Nichts vermochte sein Vorrücken aufzuhalten und am 18. März 1840 hielt er in Guatemala seinen Einzug. Er hatte sehr auf die öffentliche Meinung dieser Stadt zu seinen Gunsten gerechnet; allein der Muth des Volks war durch die vielen Drangsale, die es erlitten, gebrochen, seine Freunde waren hingewürgt oder vertrieben; und so sah er sich einsam und ohne Unterstützung. Ein Heer von Feinden umringte ihn; seine Truppenmacht, auf weniger als tausend Mann zusammengeschmolzen, ward auf dem Hauptplatze der Stadt von mehr als fünftausend Indianern unter Carrera's persönlicher Führung eingeschlossen. Da Morazan begriff, dass Alles verloren sei, und wohl wusste, dass die Regeln civilisirter Kriegführung von seinen Angreifern nicht anerkannt würden, so entschloss er sich, sich durch sie hindurchzuhauen und einen Rückzug zu bewerkstelligen. Der Kampf war furchtbar; über die Hälfte seiner Officiere und Mannschaft wurden getödtet oder zu Gefangnen gemacht und niedergemetzelt. Dreiundzwanzig Officiere, die ritterliche Blüthe Centralamerika's, die unter den Schutz der britischen Flagge flüchteten, wurden vom britischen Consul ausgeliefert und unter seinem Portale gleich Hunden niedergeschossen. Die das französische Consulat erreichten, wurden gerettet.

Nachdem Morazan seinen Rückzug bewirkt, kehrte er nach San Salvador zurück, aber nur um es erleben zu müssen, dass sich die verschiedenen Factionen sein Missgeschick zu Nutze gemacht und sich wider ihn verbunden hatten. Länger liess sich nun die Wahrheit, dass Alles verloren sei, nicht verbergen; die zuversichtliche Hoffnung, die ihn bisher immer noch aufrechterhalten, flüsterte ihm kein Wörtlein der Ermuthigung mehr zu; und so segelte in einer finstern, stürmischen Nacht, ein Sinnbild seines Schicksals, mit einer Handvoll Anhänger, deren Liebe und Treue kein Unglück schwächen und selbst der Tod nicht vernichten konnte, der letzte Präsident der Republik als ein Flüchtling aus dem Lande fort, das er zweimal aus tiefstem Elend errettet und dessen Wohlfahrt er seinen Geist und seine Kräfte gewidmet hatte. Die kleine Schaar der Flüchtlinge, die letzte Hoffnung der liberalen Partei, langte glücklich in Valparaiso an, wo sie beinahe zwei Jahre blieb.

Carrera fürchtete keinen Mann in Centralamerika ausser Morazan. Sobald daher die Nachricht von dessen Flucht zu ihm gelangte, schwoll er vor Freude und Uibermuth auf und sein erster Gedanke war, die Hand

nun nach der Macht, die er im Staate Guatemala erreicht, auch im Gesammtstaate auszustrecken. Zu diesem Ende hob er eine grosse Armee aus und rückte in San Salvador ein. Sein Vorrücken, das durch Raub und Verwüstung bezeichnet war, fand keinen wirksamen Widerstand. Indem er sich mit einer der dortigen Factionen verband, setzte er diese in die Macht ein; da er aber die Staaten Honduras und Nicaragua zum Widerstande gegen ihn vereinigt sah und seine Indianer, den Bergen ihres Heimathlandes entzogen, viel von ihrer Energie verloren, so sah er sich mit Widerstreben gezwungen, seinen Eroberungsplan fahren zu lassen. Kaum hatte er indessen San Salvador verlassen, um nach Guatemala zurückzukehren, als die von ihm eingesetzten Behörden durch eine allgemeine Bewegung des Volks gestürzt wurden; und Alles, was er durch seine Invasion bewirkt hatte, war der tödtlichste Hass gegen ihn und seine Partei, der sich im Verlaufe der Zeit eher vermehrt als vermindert hat.

Siebentes Kapitel.

Carrera — Morazans Rückkehr — Sein Tod — Fernere Trennung der Staaten — Conföderationsversuche.

1841 — 1851.

Das Jahr **1841** sah jeden Schimmer von Nationalität vernichtet und die Republik in fünf gesonderte Souveränetäten zertheilt, die misstrauisch und eifersüchtig auf einander blickten, innern Factionen zur Beute fielen und von den Kämpfen gewissenloser Parteiführer zerrissen wurden.

In Guatemala sahen sich die Mitglieder der servilen Staatenversammlung zu blossen Registratoren von Carrera's Willen herabgesunken, der allein in seiner Person die gesammten Regierungsgewalten concentrirte. Er kam gar bald hinter das Geheimniss der Servilen-Freundschaft und merkte, dass es die Absicht der Führer dieser Partei sei, seine Schultern zum Schemel für ihre eigne Erhebung zu machen. Er war nicht mehr der unwissende Schweinetreiber von Mita, das Werkzeug einer schlauen Priesterschaft, sondern ein glücklicher Haüptling, voll Gier nach Macht und gewissenlos in der Wahl der Mittel, diese zu vermehren und sicherzustellen. Er begünstigte daher die Pläne der Servilen nur insoweit als sie mit seinen eignen zusammentrafen; er bequemte sich dem Gesetze nur insoweit an als das Gesetz sich seinen Zwecken anbequemen liess; stand es ihnen aber im Wege, so trug er kein Bedenken, ihm auszuweichen oder es geradezu über den Haufen zu werfen. „Sie, Herr General, besitzen die physische Stärke des Landes, das gebe ich zu, aber die moralische Stärke des Landes ist auf unsrer Seite!" So sprach ein entrüstetes Mitglied der Versammlung in öffentlicher Sitzung zu Carrera gewandt. Carrera gab keine Antwort, verliess aber bald die Kammer —

und nach fünfzehn Minuten blitzten die Bajonette von fünfhundert Indianern rings um den Versammlungssaal; die Thüren thaten sich weit auf und Carrera trat herein und stellte sich vor das kühne Mitglied hin, dem er auf die dunkeln Reihen seiner Soldaten zeigend zurief: „Hier sind meine Indianer! Wo ist Ihre moralische Stärke?“

Die Priester waren eifrigst bemüht, sich die Rückgabe nicht nur des eingezognen Besitzthums der Kirche, sondern auch der von den Liberalen abgeschafften Zehnten und andrer Einkommensquellen zu erwirken. Carrera ging zwar auf einige dieser Forderungen ein, verhinderte aber die Landesversammlung Gesetze gutzuheissen, welche den Unterhalt der Priester dem Volke zur Pflicht machen würden.

Costa Rica stand noch immer unter Carillo's Dictatur; da aber durch die erfolgreiche Einführung des Kaffeebaues frische Regsamkeit im Lande sich entwickelt hatte, so genoss es der Ruhe und des Wohlstands. Es sah sich im Stande, seinen Antheil an der Nationalschuld abzuzahlen und verwendete die überschüssigen Einkünfte auf öffentliche Verbesserungen.

Nicaragua, San Salvador und Honduras hatten zwar getrennte Regierungen, hingen aber dessenungeachtet noch immer mit Liebe an der Idee einer Republik und liessen sich in beständige, aber fruchtlose Versuche ein, eine befriedigende Unionsbasis aufzufinden, welche Versuche aber doch dazu dienten, dass man endlich dahin übereinkam, die Sache einem Congresse der sämmtlichen Staaten zu übertragen, der auf den 17. März 1842 nach Chinandega in Nicaragua zusammenberufen ward. Der Vorschlag fand ungetheilte Feindseligkeit von Seiten Carrera's und der Servilen in Guatemala und Carillo's in Costa Rica, die nicht nur jede Zustimmung verweigerten, sondern auch gegen jeden Versuch zu einem nationalen Staatsgebaüde mit gewaltsamem Widerstand drohten. Trotzdem aber kamen die Deputirten der obengenannten Staaten zusammen und verschritten zur Entscheidung über die Bedingungen der Union, welche dahin gingen, dass die Nationalregierung bestehen solle „aus einem höchsten Delegirten, ernannt durch die Majorität der Staaten, einem auf gleiche Weise erwählten Rathscollegium und einem Oberappellationsgericht; und dass jeder Staat seine eigne Regierung, seine eignen Gesetze und die Controle über seine eignen Einkünfte haben solle.“ Die Eifersucht auf eine starke Centralgewalt, die bei der Auflösung der Föderation ein so wirksames Element gewesen war, trat in diesem Unionsprojecte recht auffallend zu Tage. Dass eine Regierung mit so beschränkter Machtvollkommenheit und ohne Gelder nur eine nominelle Existenz haben könne, lag selbst für den eifrigsten Anticentralisten so klar auf der Hand, dass gar kein ernstlicher Versuch gemacht ward, den Plan in Ausführung zu bringen.

Wenn auch der Versuch misslang, so bot er doch einen Beweis dar, dass der nationale Geist noch nicht ganz und gar erloschen war; daher die unmittelbaren Freunde Morazans, in dem Glauben, die persönliche Feindschaft gegen ihn habe sich zum grossen Theile gelegt, die zuversichtliche Hoffnung hegten, seine Rückkehr werde eine dauernde Wiedergeburt des Bundes zur Folge haben. Sie drangen deshalb in ihn, sich

im Lande zu zeigen, und versicherten ihn eines begeisterten Empfangs. Auf diese Versicherungen hin schifften er und seine Officiere sich in Valparaiso am Bord zweier Fahrzeuge, eines mit dem Namen „Coquimbo", im März 1842 ein und kamen im folgenden Monat im Hafen von La Union in San Salvador an. Da aber Morazan die Pläne der liberalen Centralisten noch nicht zur Reife gediehen sah, so zog er sich nach dem Hafen von Calderas in Costa Rica zurück. Hier schaarte er in Kurzem die brauchbare Kraft des Landes um sich, marschirte nach der Hauptstadt (Costa Rica's), setzte Carillo ab und richtete noch einmal das niedergeworfene Banner der Republik auf. Die legislativen Kammern versammelten sich, wählten Morazan zum Gouverneur und widerriefen den Beschluss, der den Staat vom Bunde trennte.

Dieser günstige Ausgang in einem Staate, der bisher der That nach der Republik am meisten abgeneigt gewesen war, erweckte natürlich in den Herzen Morazans und seiner Officiere und Freunde, — die nach dem Schiffe, das sie hierher gebracht, von nun an „Coquimbos" hiessen — die höchsten Hoffnungen. Sie waren des Glaubens, dass das Volk in den verschiedenen Staaten, müde des politischen Zerfalls des Landes, sich für die Wiederherstellung der Republik erklären würde, sobald man nur den ersten ernstlichen Versuch zu ihrem Aufbau machen wollte. Morazan warb daher Truppen an und traf seine Vorbereitungen, um über Costa Rica's Gränzen nach Nicaragua vorzurücken. Eine Aushebung von 2000 Mann und 50000 Doll. wurden von der Staatenversammlung decretirt. Aber die Bevölkerung von Costa Rica war dem Kriege abgeneigt; ein bedeutender Theil der Männer floh in die Wälder, um der Aushebung zu entgehen, so dass man es für nöthig fand, zur Durchführung der Kammerbeschlüsse zu Zwangsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Diess diente noch mehr zur Erregung von Missvergnügen und erleichterte die Absichten der Emissäre, welche die bestürzten Servilen und die englischen Agenten in Guatemala ausgesandt hatten, um Morazans Popularität zu untergraben und seinen Sturz herbeizuführen, noch ehe er seine Macht consolidiren könnte. In diesem Augenblicke ereignete sich ein Vorfall, der es ihnen möglich machte, einen entscheidenden Schlag auszuführen. Einer von Morazans Officieren nämlich, Molina mit Namen und einer einflussreichen liberalen Familie angehörig, hatte eine junge vornehme Dame mit Gewalt aus ihres Vaters Hause entführt, wofür er von seinem vorgesetzten Officiere, General Rivas, arretirt ward. Es beliebte ihm, diess als eine Beschimpfung anzusehen, und er rächte sich dafür dadurch, dass er die Truppen zur Empörung reizte und seinen Commandanten hinrichten liess. Darauf ward er im Hafen von Calderas festgenommen und zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Die Sache bewirkte grosse Aufregung; es bildete sich eine starke Partei zu Gunsten des Delinquenten und man fürchtete, es möchte ein Versuch gemacht werden, die Vollstreckung des Urtels zu verhindern. Um hiergegen auf der Hut zu sein, schickte Morazan seinen vertrauten General Sachet und beinahe die sämmtlichen Truppen, auf die er bauen konnte, nach Calderas, so dass er nur eine kleine Schutzwache um sich behielt. Als seine Feinde ihn so allein und fast schutzlos sahen, ergriffen sie den günstigen Augenblick, um sich gegen ihn zu erklären. Der unbeständige Haufen folgte dem so gegebenen

Beispiele und griff, an Zahl wohl 5000 Mann stark, Morazan in der Hauptstadt San José an. Mit einer kleinen Schaar von nur drei- bis vierhundert Anhängern vertheidigte sich Morazan zwei Tage und zwei Nächte, bahnte sich darauf mit dem Schwerte den Weg durch seine Angreifer und floh nach der Stadt Cartago, wo er, ohne Beistand gelassen, nebst seinen zwei Söhnen und seinen vornehmsten Anhängern gefangen genommen, am 18. September 1842 nach San José zurückgebracht und sofort erschossen ward. So starb der tüchtigste und in vielen Rücksichten besste Mann, den Centralamerika je hervorgebracht. Costa Rica gehört die Schuld und Schande einer die Menschlichkeit empörenden That an, die ihm, während es für alle Zeiten die liberale Partei sich zur Feindin gemacht, die nicht beneidenswerthe Kameradschaft der servilen Faction in Guatemala verschafft hat, mit welchem Staate es seitdem in der Politik immer Hand in Hand gegangen ist.

Als die Kunde von Morazans Gefangennehmung zu seinen Anhängern an der Küste gelangte, fand sie kaum Glauben; gleichwohl brach General Cabañas an der Spitze einer kleinen aber auserwählten Truppe auf der Stelle zu seiner Rettung auf. Er war noch nicht weit gekommen, als er einem Spanier, Namens Espinach, begegnete, der sich als Morazans nahen Freund bekannte und Cabañas versicherte, der General wäre nicht nur in keiner persönlichen Gefahr, sondern auch schon auf dem Wege nach der Küste. Durch diese Mittheilung getaüscht, kehrte die Truppe nach Calderas zurück, wo kurz darnach die Nachricht von der abscheulichen, zu San José verübten That anlangte. Morazans Freunde waren starr vor Schrecken; sein Geheimsekretär Miguel Saravia, ein Mann von reichen Talenten, entleibte sich; aber es gelang dem Tode nicht, die Bande zu lösen, die seine Anhänger an die Sache des Hauptes der Liberalen gefesselt hatten. Ihr Geschick war jetzt ein verzweiflungsvolles, aber sie blieben dennoch treu den Grundsätzen, die sie einst zu den ihrigen gemacht. Sie schifften sich am Bord einiger Fahrzeuge ein, blokirten den Hafen einige Wochen lang und segelten dann nach San Salvador. Hier wurden sie von Malespin, der damals der That nach die Angelegenheiten des Staats leitete, freundlich aufgenommen. Dieser Mann hatte sich zuerst als Strassenraüber einen Namen gemacht und an der Spitze eines Aufstands gegen Morazan, während er in San Salvador die Macht in Händen hatte, gestanden, war aber geschlagen und in die Verbannung getrieben worden. In der Folge war er mit Carrera zurückgekehrt und von diesem zum Commando über die Truppen befördert worden, in der Meinung, er werde sich als einen unversöhnlichen Feind der liberalen Partei erweisen. Aber Malespin gewahrte bald, dass die Liberalen, wenn auch in vielen Fragen getheilt, doch noch immer die herrschende Partei im Staate waren, und richtete sein Verhalten darnach ein, wobei er als letztes Ziel die Befestigung seiner eignen Macht im Auge hatte. Da sich ihm nun eben jetzt eine günstige Gelegenheit darbot, die Freunde Morazans zu gewinnen und sie an sein Interesse zu ketten, so nahm er die Coquimbos nicht nur wohlwollend auf, sondern theilte auch viele Regierungsämter unter sie aus. Dieser politische Schritt in Verbindung mit den andern Mitteln, die er zur Gewinnung seiner Feinde angewandt, brachten ihn an die Spitze der Regierung; und bei seinem kühnen Wesen und entschiedenem Charakter

gewann es den Anschein, als könnte sich seine Herrschaft auch über die Nachbarstaaten ausbreiten. Carrera und die Servilen wurden über diese Wendung der Dinge unruhig, zauderten aber doch, es mit ihrem frühern Helfershelfer zum Aüssersten kommen zu lassen. Sie drückten indessen doch die Augen zu, als in Guatemala General Arce sich zu einem Einfall in San Salvador rüstete, — jener Arce, der der erste Präsident der Republik und ihr Verräther gewesen und jetzt, gleichwie zur Strafe für seine Verbrechen, zu einem gemeinen Abenteurer herabgesunken war. Das Unternehmen schlug gänzlich fehl und ward zugleich von Carrera und den Servilen Guatemala's desavouirt, die sogar, um ihren Betheuerungen einen Schein von Aufrichtigkeit zu geben, ihre elende Creatur packten und ins Gefängniss warfen. Aber Malespin war nicht zu taüschen: er warb Truppen und rächte sich durch einen Einfall in Guatemala, der mit solchem Nachdruck und Erfolg ausgeführt ward, dass wahrscheinlich der ganze Staat unterworfen worden wäre, hätte den Malespin nicht eine Empörung unter seinen eignen, von ihm zurückgelassenen Truppen nach Hause zurückgerufen. Diese Truppen, die ihrem Anführer niemals treu ergeben gewesen waren, hatten sich, Liberale im Herzen, jetzt für General Cabañas erklärt, einen der bessten Officiere Morazans und einen Mann von untadeligem Charakter, gemässigten Grundsätzen, menschenfreundlichem Gemüthe und wegen seiner Tapferkeit zum Sprichwort geworden. Obgleich Cabañas, treu seinem ehrenhaften Rufe, sich weigerte, das Commando zum Nachtheil seines Wohlthäters anzunehmen, so ging doch Malespin, voll Entrüstung über die einem andern Manne gegebene Bevorzugung, von Guatemala fort, entliess die Truppen, die ihm am wenigsten günstig gestimmt zu sein schienen, und legte durch sein Benehmen den Grund zu einem Streite, der mit seiner eignen Vernichtung endete. Carrera machte jetzt seinerseits einen Einfall in San Salvador, zog sich aber, aus Furcht auf gleiche Weise wie Malespin bedient zu werden, wieder zurück, ohne etwas Bemerkenswerthes ausgeführt zu haben.

Nach Morazans Tode wurden die Staaten nicht nur in sich, sondern auch unter sich getheilt und nicht sowohl durch Partei- als durch persönliche Kämpfe um die Obermacht zerrissen und auf diese Weise in eine noch gemeinere und abstossendere Form der Anarchie gestürzt. In Guatemala hatte sich, wie wir gesehen, Carrera zur obersten Macht emporgeschwungen; in San Salvador stand Malespin als unverantwortliches Haupt an der Spitze des Staats; in Honduras nahm ein gewisser Ferrera eine ähnliche Stellung unter dem Namen eines Präsidenten ein; in Nicaragua legte sich ein Andrer den Titel eines Grossmarschalls bei, in Costa Rica endlich hatte ein Mann, Namens Alvaro, unter der Benennung eines provisorischen Chefs das Heft in Händen.

Jetzt, wo das Land durch diese Kämpfe zerrissen ward und zu ohnmächtig war, um einem, wenn auch noch so schreienden und gewaltthätigen Eingriffe irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen; jetzt, wo der letzte Halt der Nationalität gefallen war, — jetzt meinten die englischen Agenten zu Balize, dass die Gelegenheit zur Ausführung ihrer längst gehegten Absichten auf die Mosquitoküste günstig sei. Zu dem Ende fuhr im J. 1841 der Verwalter *(Superintendent)* von Balize, Oberst

Macdonald, in einem Kriegsschiffe von jenem Mahagoni-Etablissement aus längs der Küste des ergierten Territoriums hin, theilte hier Geschenke an die Indianer aus und riss die centralamerikanische Flagge überall wo er sie flattern sah nieder; besuchte hiernach San Juan, bemächtigte sich der Person des dasigen nicaraguanischen Hafencommandanten, Oberst Quijano, brachte ihn an Bord seines Fahrzeugs, that ihm verschiedenartige persönliche Beleidigungen an, erwirkte sich seine Unterschrift zu gewissen Documenten und setzte ihn hierauf an einer fernen Küste ans Land aus. Nicht minder besuchte er die Insel Roatan, nahm sie trotz der Desavouirung von 1830 wiederum in Besitz, riss Honduras' Flagge nieder und kehrte, nachdem er in der bezeichnenden Sprache der britischen Diplomatie in Centralamerika die Einwohner „gehörig instruirt" hatte, nach Balize zurück. Dieser Act ward niemals desavouirt; im Gegentheil ward, als die Regierung von Honduras beim britischen Cabinet auf die Herausgabe der Insel drang, die Sache durch ein Schreiben Herrn Chatfields kurz abgeschnitten, welches besagte, dass Macdonalds Schritt auf Befehl des britischen Gouvernements geschehen sei. Das auf solche Weise begonnene Verbrechen erhielt seine Vollendung am 10. August 1851, wo Roatan, Bonaca, Utila und die übrigen an der Nordküste von Honduras belegenen Inseln förmlich als in die Superintendentschaft von Balize unter der Benennung der „Bai-Inseln" einverleibt erklärt wurden.

Die Resultate der britischen Angriffe werden von einem britischen Autor in folgenden Worten zusammengefasst: „Unsere Erwerbungen in Centralamerika zusammengerechnet, besitzen wir dort im Augenblicke, mit Ausschluss solcher kleinern Punkte wie Roatan und die Tiger-Insel sind, in Summa 66,600 Quadratmeilen oder 38,784,000 Morgen*), über die wir voll gebieten, d. i. beinahe den dritten Theil von ganz Centralamerika und gleich zwei Dritteln des Flächenraums von Grossbritannien."

Die Einzelheiten der Zwistigkeiten innerhalb und zwischen den verschiednen Staaten haben kein allgemeines Interesse. Diese Streitigkeiten galten selten der Behauptung von Principien, sondern hatten ihre hauptsächliche Quelle in dem irregeleiteten Ehrgeize, den bösen Leidenschaften und der Eifersucht der Männer, welche die allgemeine Leitung der Staatsangelegenheiten in Händen hatten und die selten um des Verdienstes willen zur Macht erhoben wurden. Nach einem langwierigen Streite mit Honduras und San Salvador ward Nicaragua, das zur Partei der „Coquimbos" getreten war, durch die vereinten Truppen jener beiden Staaten und unter der Führung Malespins im J. 1844 angegriffen. Leon war die erste Stadt, die einigen energischen Widerstand leistete, dafür aber bei der nachfolgenden Belagerung alle Graüel der centralamerikanischen Kriegfüh-

*) Crow's *Central America* p. 220. In Betreff der Tigerinsel ist Herr Crow im Irrthume: sie ward von den Engländern zwei Monate nach ihrer Besitzergreifung geraümt. — Eine vollständige geschichtliche Darstellung der sogenannten „Mosquito-Frage" und der englischen Einmischung in die innern Angelegenheiten der centralamerikanischen Staaten findet man im „*American Whig Review*" vom Februar, März und November 1850 und vom März 1851.

rung erlitt. Von einer unbedeutenden Streitmacht mit einer Verzweiflung, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht, vertheidigt, ward sie endlich nach einer langwierigen Belagerung über den Leichen ihrer Besatzung mit Sturm genommen. Nach diesem Ereigniss verblieb Nicaragua, mit Ausnahme einer örtlichen Empörung unter Anführung eines gewissen Chelon, die aber rasch unterdrückt ward, bis zur Besitzergreifung San Juans durch die Engländer im Januar 1848 und der Insurrection Somoza's im J. 1849 in Ruhe. Im Laufe des gegenwärtigen Jahres 1851 haben weitere Unruhen stattgefunden, über deren Tendenz wir noch nicht genau unterrichtet sind. Welches der endliche Ausgang sein werde, kann allein die Zukunft entscheiden.

Wie wir zuvor gesagt, ward im J. 1842 ein Versuch zur Wiederaufrichtung des Bundes gemacht, welcher misslang. Ein neuer Versuch erfolgte 1847. Man berief eine Versammlung aus sämmtlichen Staaten nach Nacaome in Honduras zusammen; aber es erschienen nur aus Nicaragua, Honduras und San Salvador Vertreter. Trotzdem verschritten Diese zum Werk und kamen über gewisse Grundlagen überein, die später unter dem Namen des „Pacts von Nacaome“ bekannt wurden. Dieser Pact war mehr der Act einer engen Allianz als einer Conföderation und war weder für die Centralisten noch für die Föderalisten annehmbar. Er scheint die Beistimmung keines der Staaten gefunden zu haben und ist ebendarum auch nie ins Leben getreten.

Als im J. 1848 Herr Hise als Geschäftsträger der Vereinigten Staaten nach Guatemala gesandt ward, lauteten seine Instructionen dahin, „dass, während es die Absicht der Vereinigten-Staaten-Regierung sei, ihre unveränderliche Politik der Nichteinmischung in die Angelegenheiten fremder Nationen aufrechtzuerhalten, es doch ihre Pflicht sein dürfte, bei sich darbietender schicklicher Gelegenheit durch ihren guten Rath die Wiedervereinigung der Staaten, welche die Conföderation von Centralamerika gebildet, zu fördern.“ Diese Instructionen machten auch einen Theil derjenigen seines Nachfolgers aus, der einen Monat nach seiner Ankunft in Nicaragua — am 1. Aug. 1849 — Gelegenheit nahm, die bezüglichen Regierungen von den Wünschen der Vereinigten-Staaten-Regierung in diesem Betreff in Kenntniss zu setzen. Die Folge hiervon war die Ernennung von Bevollmächtigten von Seiten Honduras', San Salvadors und Nicaragua's, die im nächstfolgenden Monat November in Leon zusammenkamen und über eine Union unter dem Namen „Nationalrepräsentation von Centralamerika“ einig wurden. Die Bestimmungen dieses Pacts waren kurz und einfach und so gehalten, dass sowohl Costa Rica als Guatemala zum Eintritt in den neuen Bund ermuntert wurden.

Dieser Vertrag ward von den drei obengenannten Staaten einmüthig ratificirt und trat am 9. Januar 1851 in Wirksamkeit, wo die Nationalvertreter in der Stadt Chinandega in Nicaragua sich versammelten und Don José Barundia, einen hervorragenden Liberalen San Salvadors, zum Präsidenten wählten.

Vom Regierungsgebaüde aus zogen der Präsident und die Repräsentanten, begleitet von den Staatsbeamten und den Linientruppen Nicaragua's,

in Procession nach der Kathedrale, wo sie an einem Te Deum zur Feier dieses glücklichen Ereignisses Theil nahmen. In den verschiedenen Staaten wurden angemessene Freudenbezeigungen veranstaltet. Indem die officielle Zeitung von Nicaragua hierüber berichtet, ruft sie aus: „Nach zehnjährigem Sturm und Verwüstung spannt sich wieder der Regenbogen der Hoffnung über Centralamerika aus, ein willkommnes Zeichen des Friedens und des Heils. Gebe Gott, dass die Erfahrungen der Vergangenheit unsre Lehrerinnen seien und unsre künftige Laufbahn durch Einklang und durch Weisheit bezeichnet sein möge, gemäss dem erhabenen Beispiel, das uns die grosse Republik von Nordamerika darbietet!"

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Walter Sc[illegible]lling
Buch[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Squier, Ephraim G.,

Der centralamerikanische Staat Nicaragua in Bezug auf sein Volk, seine Natur und seine Denkmäler. Nebst einer ausführlichen Abhandlung über den projectirten interoceanischen Kanal. Mit zahlreichen Illustrationen und mehren Karten

Leipzig 1854

Am.a. 2417
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253525-1